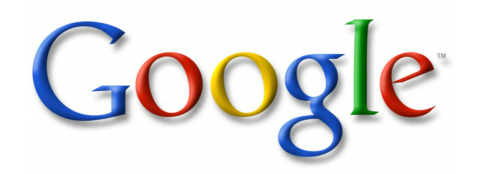
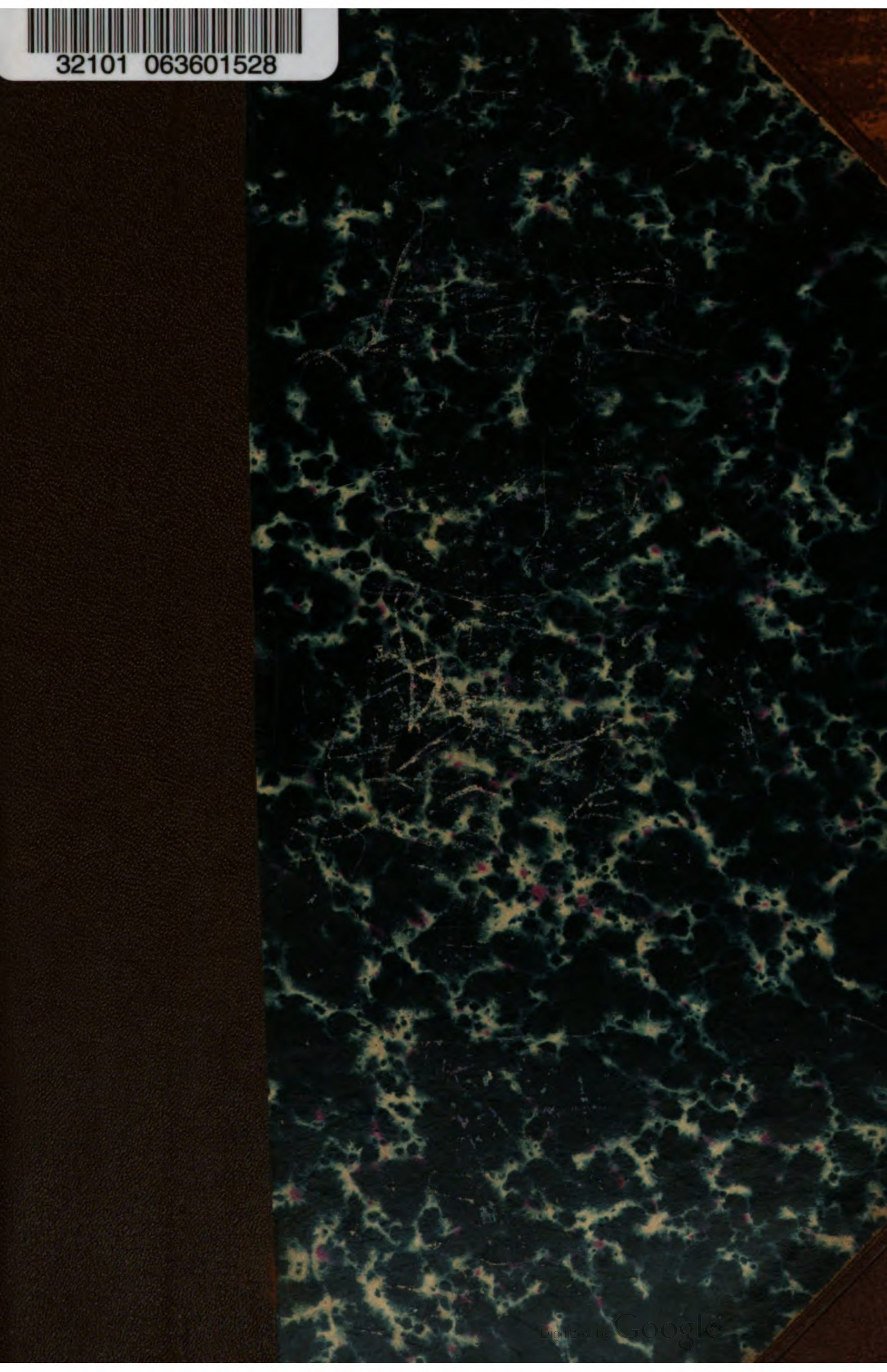
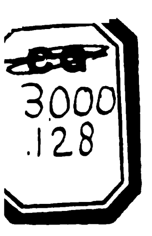
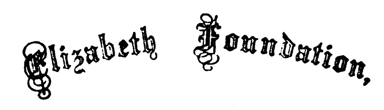
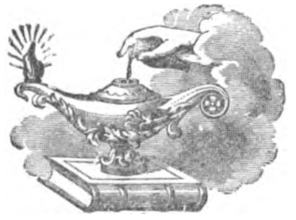












ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLI. JAHRGANG, 79. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1887.


PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
PAIR
32101 025333145

Inhalts-Verzeichnis des LXXIX. Bandes.

Abhandlungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Über die

Technik von Hermann und Dorothea.

Von

Wilhelm Duschinsky.

I.

Das köstliche Juwel unserer epischen Dichtung ist eine Frucht liebevoller Vertiefung in die Luise Vossens. Neidlos in seiner Anerkennung und bemüht, fremden Anteil im Strome seiner Entwickelung umsichtig zu überschauen, hat Goethe mit rührender Einfachheit den Zoll der Dankbarkeit entrichtet und Voſs einen hohen Ruhmestitel gewahrt. So schreibt er den 28. Februar 1798 an Schiller: „Ich bin mir noch recht gut des reinen Enthusiasmus bewuſst, mit dem ich den Pfarrer von Grünau aufnahm, als er sich zuerst im Merkur sehen lieſs, wie oft ich ihn vorlas, so daſs ich einen groſsen Teil davon noch auswendig weiſs, und ich habe mich sehr gut dabei befunden, denn diese Freude ist am Ende doch produktiv bei mir geworden, sie hat mich in diese Gattung gelockt, den Hermann erzeugt und wer weiſs, was noch daraus werden kann."

Hermann sollte, wenn wir auf dies Geständnis hören, eine Art Stilleben in niederländischer Manier werden. Nachgeraten ist er freilich seinem Urbild nicht, aber niemand wird dies bedauern. Goethe war zu groſs für diese Kleinmalerei. Er griff entweder derb zu und durchbrach, wenn er in die Welt des Bedürfnisses hinabstieg, alle Schranken, wie im Götz und im Faust; ode re rtrachtete nach etwas Höherem, als die realistische Spiegelung des vergänglichen Einzelwesens ihm zu bieten vermochte. Gerade damals, als Hermann ihn beschäftigte, stand sein künstlerisches Streben nach einem weiten Ziel, nach einem Phantom;

er wollte das Leben meistern, indem er es versuchte, die Individuen zu ewigen Typen menschlicher Gattung umzuschmelzen. Der Meifselschlag des Künstlers war sonach zu kräftig für den weichen Stoff. Der Vorwurf mufste sich dehnen und unter der Arbeit entwickeln, sollte der Block nicht verhaut werden. Aus der Idylle, die geplant war, ist darum ein Neues, Unbekanntes hervorgewachsen, eine poetische Form, die man etwas voreilig „idyllisches Epos“ nannte. In dieser Bezeichnung liegt aber, so scheint mir, ein Widersinn. Bedeutet Epos nicht Handlung, Bewegung; Idylle nicht Ruhe, Beschaulichkeit? Adler und Kröte sind hier, wie in der Fabel, zu einem seltsamen Paare zusammengekoppelt worden.

Vom alten Epos, das man schon in ein heroisches und romantisches zu sondern begann, unterschied sich Hermann deutlich; der Idylle näherte er sich, ohne in ihr Geleise einzutreten. Der neuen Erscheinung mufste man Meister werden, und da kein bequemerer Ausweg sich darbot, so hängte man ihr einen Zwitter von Namen an. Und dies alles geschah, weil man es nicht wagte, dem Gedichte Billigkeit zu erweisen und ihm ohne Einschränkung den Namen eines Epos zuzuerkennen, da doch alle unterscheidenden Merkmale nicht solche einer neuen Gattung waren, sondern vielmehr Auszeichnungen eines interessanten Individuums.

Was liegt an dem Namen, wird man mir einwenden? Wenig oder nichts; das Gedicht erobert darum nicht minder das Herz des Lesers; es spricht für sich und bedarf der Empfehlung nicht, die ein klingender Name gewährt. Konnte aber der Mangel an einem glänzenden Aushängschilde den Wert Hermanns nicht beeinträchtigen, so wird der Besitz desselben ihn nicht zu erhöhen im stande sein. Wozu dann alle Bemühung?

Und doch könnte eine blofse Namensbestimmung nicht ohne Bedeutung sein. Denn erweisen wir das Recht des Gedichtes auf den Namen eines Epos, so wären vielleicht auch die Grenzen des modernen Epos gefunden.

Ein doppelter Weg, diesen Anspruch darzuthun, steht uns offen. Wir können dem Hermann Goethes alte Epen von ausgesprochenem Charakter als Spiegel entgegenhalten, sein Wesen an fertigen Theorien prüfen, die von solch bewährten Mustern abgezogen worden sind, und seine Einreihung in die Gruppe des

Epos geschehen lassen, wenn in wesentlichen Dingen kein Unterschied von eben diesen Vorbildern wahrzunehmen ist. Andererseits reift allmählich eine vollkommenere Einsicht in den Bau des Epos heran, wenn man alle epische Dichtung in ihrem Auftreten und Werden zu überschauen trachtet. Eine genaue Topologie der erzählenden Kunst ließse die Bedingungen hervortreten, unter welchen sie sich entwickelte, und verstünde man's, den gemeinsamen Kern aus der mannigfachen Verschalung herauszulösen, so wäre auch der Typus des Epos gewonnen. Es fehlt denn auch nicht mehr an Vorarbeiten dieser Art.

Und doch will ich lieber das einfachere Verfahren einschlagen, obwohl ich mich über seinen wissenschaftlichen Wert nicht täusche, weil es praktisch ist und meinen Kräften eher angemessen scheint als die weit ausgreifende kritische Arbeit, welche die zweite Methode erforderte. Schillers und Goethes Betrachtungen über epische und dramatische Dichtung werden meinen Gedanken Stütze und Richtung leihen.

Den 19. April, da Goethe mitten in der Ausarbeitung Hermanns begriffen war, schreibt er an Schiller:

„Einen Gedanken über das epische Gedicht will ich doch gleich mitteilen. Da es in gröfster Ruhe angehört werden soll, so macht der Verstand vielleicht mehr als an alle anderen Dichtungsarten seine Forderungen, und mich wunderte bei Durchlesung der Odyssee, diese Verstandesforderungen befriedigt zu sehen."

Dieses Merkmal des Epos ist fein beobachtet, und die Begründung, welche Goethe zu Gebote stehen hat, um die bemerkte Thatsache als wahrscheinlich hinzustellen, in ihrer Einfachheit sehr treffend, sie besticht trotz der geringen Mittel, so dafs man erstaunt ist, eine so volle Wahrheit zu hören, lange bevor noch die Wissenschaft den Entwickelungsgang des Epos beleuchtet hatte. Das Epos führt eine Handlung als geschehen vor. Der Sänger oder Rhapsode im Altertum, sein Zunftgenosse, der Fidler oder Trouvere im Mittelalter, vermitteln nicht erst die Kenntnis von einem unbekannten, erfundenen Stoffe, sondern sie wenden sich an eine wohlunterrichtete Versammlung, welche nichts Neues, sondern Altes, Bekanntes hören will. Die poetische Stimmung bringt der Zuhörer mit, die Rede des Erzählers fliefst in aller Ruhe hin. Er präludiert durch ein paar Griffe auf der Harfe

oder Geige und begleitet musikalisch die bedeutsamen Worte. Was dem Werke an Spannung abging, mufste durch Deutlichkeit, Klarheit und Vollendung in jedem Augenblicke vergütet werden. Es wurde nicht auf ein bestimmtes Ziel hingearbeitet, sondern jeder Teil war sich Selbstzweck und forderte zum Verharren aus. Dem Gemüte wurde nicht die Freiheit geraubt, da kein drohendes Schicksal sich in erschütternden Ereignissen entlud, sondern alles Wissenswerte wird vorausgeschickt; wir werden, wie der alte Kunstausdruck lautet, in die Handlung mitten hineingeführt, und an den Mittelpunkt fügen sich in krystallinischem Aufbau erweiternde, erklärende Zusätze und Einzelheiten.

„Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichtes ist, dafs es vor- und zurückgeht, daher sind alle retardierenden Motive episch. Es dürfen aber keine eigentlichen Hindernisse sein, welche eigentlich in das Drama fallen. Sollte dieses Erfordernis des Retardierens, welches durch die beiden homerischen Gedichte überschwenglich erfüllt wird, und welches auch im Plane des meinigen lag, wirklich wesentlich und nicht zu erlassen sein, so würden alle Pläne, die geradehin nach dem Ende schreiten, völlig zu verwerfen oder als eine untergeordnete historische Gattung anzusehen sein." Diese zweite Forderung scheint mir nichts anderes als die äufsere Seite jenes Ruhebedürfnisses im Epos zu sein. Denn machen wir in der Tragödie den Weg vom Bergesgipfel in die Ebene, so dafs es eher Absturz ist als Lauf, und vermehrt jedes Hindernis die Wucht des Falles; so stehen wir im Epos auf einem Hügel, die weite Landschaft überschauend, und treten dann mit Ruhe und gleichbleibendem Genufs einen Spaziergang über Berg und Thal an, die offen vor unseren Blicken liegen.

Wie aber erzielt der Epiker dieses Ebenmafs der Stimmung unter seinen Hörern. Die grofse That, die Handlung im allgemeinen weckt Leben und Interesse; Ruhe aber vermittelt die Deutung alles Geschehenen. Die Motive sind nicht individuell-persönlich, sondern typisch gestaltet, die Empfindung lag nicht im Streit mit der Forderung der Vernunft, und die That war eins mit dem moralischen Anspruch. Man verstehe recht, der moralische Anspruch mufs nicht ein solcher sein, dafs er unseren

Begriffen von Moral genügt; war er dem Sittengesetz, auch nur dem Gewohnheitsrecht, das in den Zuhörern des Dichters lebte, angepaſst, so hatte er Kraft und Bedeutung. Und Homer, das Ideal eines Epikers, wie konnte er die moralische Weltordnung lebendiger zur Darstellung bringen, als indem er die Götter, welche sie schufen, selbst in die Handlung einflocht? Ein Rat der Götter bestimmt das zu Geschehende, und die einzelnen werden mit der Ausführung der Beschlüsse betraut. Zeus sendet seinen göttlichen Boten ins Lager der Griechen, erregt den neuerlichen Kampf mit den Trojanern und führt die Ereignisse einem gewollten Ziele zu. Wir werden eher von der Absicht des Gottes unterrichtet, als wir sie ausgeführt sehen, und mit Ruhe, wenn auch teilnehmend, verfolgen wir die sich entwickelnden Ereignisse. Solcherart ist der Hergang im zweiten Gesange der Ilias. Noch deutlicher spricht uns diese Kunstregel in der Einleitung desselben Gedichtes an. Der Zorn des Achilleus soll erzählt und begründet werden. Er gerät in heftigen Streit mit dem obersten Heerführer: und allsogleich regt der Dichter die Frage an, wer von den Himmlischen entfachte den Streit?

Bevor wir die Beweggründe des Männerkampfes durchblicken, wird erzählt, daſs Apollo, als Rächer seines Priesters, auf die Wahrung seiner göttlichen Ehre bedacht ist. Er schlägt darum das Lager der Griechen mit Pest und erweckt Zwietracht unter den Helden. Achill stürmt nur deshalb auf Agamemnon ein und höhnt ihn mit scharfen Worten, damit die Griechen ihren Frevel erkennen, büſsen und sühnen sollen. Was die Menschen thun, ist somit ein Widerspiel dessen, was Gott geschehen lassen wollte. Dem griechischen Zuhörer, welchem die Gottheit nicht zum Schemen, zum poetischen Kunstmittel herabgesunken war, blieb auf solche Weise kein Punkt dunkel. Alles war auf „vernünftige Weise“ erklärt und zu lebendigem Bewuſstsein gebracht worden. Er hatte keinen Zweifel an der inneren Wahrheit der Beweggründe, da Religion und poetische Wirklichkeit einander stützten, und was an sein Inneres gerichtet war, aus dem Innern reichste Nahrung sog.

Dieses Vorteils, die moralische Weltordnung sichtbar darzustellen, muſs fortan jeder Dichter entbehren, da er den Schöpfer desselben nicht mehr als handelnde Person einführen kann. Mit

dem Glauben an die Götter hat ihre poetische Bedeutsamkeit aufgehört. Ließe heute ein Dichter sich verleiten, dieses Kunstmittel zu verwenden, so würde er frostige Verstandesgebilde geschaffen haben, die unserm Innern fremd bleiben müssen. An dieser Klippe scheiterte Voltaire mit seiner Henriade oder, um einen Geringeren zu nennen, Pyrker mit seiner Tunisias.

Die christlichen Epiker des Mittelalters hatten zweierlei Mittel zu Gebote stehen, um jene homerische Durchsichtigkeit der Handlung zu erzielen. Entweder wagten sie Gott selber in die Handlung einzuführen und seine Engel als Mittler zu verwenden, was Torquato Tasso noch in späteren Jahrhunderten wohl in Anlehnung an die klassische Tradition genutzt hat; oder Gott wählte einen Helfer, welcher dem Helden lehrend und schützend zur Seite war. So führt Virgil den kämpfenden Zweifler Dante durch die Hölle und das Fegefeuer, und erhebt Beatrice den geläuterten Geist in die Sphären des göttlichen Glanzes. Jener ist das Symbol des menschlichen Verstandes, diese der Gnade Gottes, es fängt die Herrschaft der Allegorie an, welche die Litteratur des ausgehenden Mittelalters ganz in ihren Bannkreis zwang. Immerhin sind die Figuren Dantes körperlich genug, um poetisch wirksam zu sein. Es gewinnt der Dichter auch hier noch den Vorteil, eine hohe Lehre mit gewaltiger Autorität vortragen zu lassen, ohne daſs Gott selbst, der schon für Dante mehr Begriff als Wesen war, bedeutend hervortreten müſste. Doch wo dies der Fall ist, borgt auch die Gottheit eine körperliche Hülle.

Eine andere Weise schlugen die ritterlichen Epiker an. Bei ihnen gewann der Aberglaube des Volkes, fast möchte man sagen der Urglaube, die Oberhand. In der Graalsage vereinigte sich christliche Tradition mit heidnischen Glaubensüberresten der Bretonen, und aus ihrem Zusammenfluſs entsprang eine seltsame Spielart der Legende. Ein Nachteil für den Dichter war dies keinesfalls. Immer wurzelten diese Vorstellungen in dem Gefühle des Zuhörers, und sein Glaube war die Kraft, welche solchen Dämmergestalten zum Leben verhalf. Sie waren für den Zuhörer wirklich und deshalb befähigt, das Schicksal der handelnden Personen in einer seinen Vernunftsforderungen angemessenen Weise zu gestalten.

Alle diese Vorteile sind dem Dichter eines aufgeklärten Zeitalters verschlossen. Das Drama mag noch hie und da von den Gestalten der Phantasie Nutzen ziehen, weil sie für Aug und Ohr, sei es nur für Augenblicke, lebendig werden, aber der Erzähler findet keinen Zugang mehr zum verschlossenen Palast des Zauberreiches. Auch die Anschauungen über die Weltordnung sind nicht mehr einheitlich und allen Zuhörern in bestimmten Symbolen zugänglich. Wenn der Dichter solche Gestalten zu beleben sucht, appelliert er nicht mehr an das innerste Gefühl des Hörers, sondern er kann höchstens unsere Vorstellungskraft zu einem verwegenen Fluge aufrufen, ohne unserer Vernunft zu genügen. So wird Wieland im romantischen Epos Oberon noch vielen Gewinn aus seinem Märchengeist zu erzielen wissen, aber wir lassen uns nur willig täuschen, weil der Dichter mit seinem Geiste spielt und die Täuschung um ihrer komischen Effekte willen gefällt. Nur der kindliche Sinn ist noch im stande, Märchen voll nachzuempfinden.

Der moderne Dichter wird eine von den vielen Weltanschauungen benutzen müssen und daher zu langen Verstandeserörterungen gezwungen sein, die der poetischen Sprache widerstreben, und das antike Epos wird vom modernen, philosophischen Roman abgelöst. In diesem Sinne schreibt Goethe einen Wilhelm Meister, Auerbach seine Bildungsromane: Auf der Höhe, Das Landhaus am Rhein, Neues Leben, Gutzkow Die Ritter vom Geiste etc. Doch da diese Auffassungen vom Leben keineswegs die Meinungen aller Zeitgenossen umfassen, so werden bloſs die Parteigenossen des Autors befriedigt werden, und dem ernsten Ringen nach Klärung des Blickes durch das wirre Leben wird kaum der Vorwurf der Tendenz, wenn anders dies ein Vorwurf ist, erspart werden können. Ein Spruch Goethes scheint mir das eben Ausgeführte in folgendem sagen zu wollen: „Der Roman ist eine subjektive Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubnis ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe; das andere wird sich schon finden.“

Meistens verzichtet indes der Romanschriftsteller auf den breiten Hintergrund, und es entfernt sich der Roman noch mehr vom Epos, während sich die naturgemäſse Annäherung zum

Drama vollzieht. So sind Romane oft Dramenansätze, welche bloſs der Entwickelung bedürfen, um für die Bühne tauglich zu werden. Diese Romane haben mit dem Drama die Haupteigenschaft gemein, daſs sie die Handlung durch die Triebe der menschlichen Natur motivieren. Diese aber müssen um ihrer Undurchsichtigkeit willen Spannung erzeugen; denn die Wirkungen derselben werden erst allmählich von der Zeit enthüllt. Die Spannung aber ist dem Epos fremd und die Steigerung des Gefühls wird niemals aufgespart. Die Wirkungen dieser Romangattung und des alten Epos werden darum wesentlich verschieden sein. Dieses erzeugt Klärung der Ansichten, Ruhe des Gemütes, stilles Behagen; der Roman dagegen Aufregung, Anspannung und Lösung des Gefühls.

Wie, wenn aber ein Dichter nach Homer auf das gleiche Ziel lossteuern wollte? Der Roman als nicht reine poetische Gattung soll beiseite bleiben und die alte Technik des Epos ist unfruchtbar geworden. Wir haben erzählende Gedichte, aber kein Epos in dem Geiste Homers; denn alle hasten, wühlen, stürmen, beruhigen aber nicht. Von den neueren nenne ich Hamerling, dessen groſsartige Leistungen dieser Vorwurf von selbst treffen muſs.

Wie löste Goethe dies Problem, und was haben wir von ihm zu lernen, wenn wir den Pfad verfolgen, den er gegangen ist?

II.

Je weiter der Wirkungskreis der handelnden Personen gezogen ist, je verwickelter und verschlungener sich die Fäden zum groſsen Gewebe des modernen Lebens darbieten, desto zäher und widerstrebender wird die poetische Anschauung. Kein reiner Ton klingt aus dem Stimmgewirr hervor. Aber, wo wir dem gröſsten Teil nach heimisch sind und das Gemüt der verschiedenartigsten Geister in harmonischer Weise angeregt wird, das ist am Familienherd. Jede Erörterung über das Naheliegende meidet den Weg des bloſs Theoretischen, immer sehen wir, ob der Blick vor- oder rückwärts gewandt ist, eigenes Erlebnis oder noch zu Erhoffendes. Da, in solcher Enge bohrt der Dichter sich ein, legt das Fundament zu seinem Bau tief in den Grund

und gewinnt, indem er sich diese äufsere Beschränkung auferlegt, an Macht und Innigkeit.

Es treten in lebendiger Veranschaulichung nacheinander vor unser Auge die Familie, ihre Beziehungen zu Freunden und Bekannten. Das Gemeinwesen beschäftigt unsere Gedanken, die Ansprüche des Vaterlandes werden betont, und durch die vertriebene Gemeinde ist in einem grofsen Bilde veranschaulicht, wie der Staat sich aus dem Keime entwickelt. Es wird der ganze Kreis menschlicher Gefühle in engem Raume zusammengehalten, und das feste Band schafft die Familie, von welcher wir den Ausblick in das Weltgetriebe gewinnen, wie das Schicksal des Ganzen den Lebensgehalt der Familienmitglieder bestimmt. Diese Beziehung auf das Grofse zerstört den idyllischen Charakter, welchen man einigen intimen Scenen des Gedichtes zuerkennen mufs. Die Welt, welche Goethe darstellt, ist nicht kleiner als diejenige der Odyssee z. B., nur sehen wir sie nicht frei vor uns, sondern durch ein Guckloch: wir sehen sie mit den Augen der Familie.

Die einzelnen Vorgänge, welche das Gedicht aufbauen helfen, werden darum als Ausflüsse göttlicher Vorsehung betrachtet, was bei der Frommgläubigkeit einer deutschen Bürgerfamilie ebenso natürlich als vernunftgemäfs erscheint. Auch den Leser gewinnt diese Hinneigung zum „Vater im Himmel“ leicht, weil dieses Gefühl niemandem ganz fremd wird, und selbst wenn es geschwunden ist, eine rührende Sehnsucht weckt. Für die Familie ist diese eine Herzensstimmung in allem und jedem mafsgebend. Jede Handlung kann auf sie zurückgeführt, durch sie erklärt werden. Von vornherein wissen wir, dafs Menschen, welche so im Innern leben, nur das thun können, was sie für gut erkannt haben. Damit diese Erkenntnis eine ganze sei, mischt sich in die Betrachtung der thätige, strebende Mut des praktischen Mannes, die Verstandesklugheit des stilllebenden Pfahlbürgers, der liebende Blick der Mutter und die reife Menschlichkeit und Herzenskenntnis des Pfarrers. Wo solche Menschen zusammenwirken, kann es augenblickliche Beunruhigung, aber nicht ungelösten Kampf geben. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, dafs es dem wackeren Hermann gelingen wird, seine geliebte Dorothea heimzuführen; und wir bangen nicht für den Frieden zwischen einem Vater und einem Sohne, wo der erstere

einsichtig im Grofsen, nur schwach im Kleinen, der letztere von gediegenem Wollen und voll Nachsicht für die Schwäche des Vaters ist. Hätten sie aber nicht die Kraft, das Einverständnis aus sich heraus zu gewinnen, so steht zwischen beiden die treue Gattin, die liebevollste Mutter, welche ihren Gemahl würdigt und den Sohn zu schätzen weifs. Sie ruht auch keinen Augenblick, bevor der Zwiespalt nicht beseitigt ist und Einigkeit, väterliche Milde, kindliche Ergebenheit ins Haus wieder eingezogen sind. Während die Mutter auf das Gemüt einwirkt, wirft der Pfarrer sein geistiges Gewicht in die Wagschale des Verstandes. Man beachte nur die Weisheit der Komposition, wie beide Kräfte zur rechten Zeit einsetzen, um die gedeihliche Lösung vorzubereiten und herbeizuführen. Während die Mutter dem Sohne in der inneren Befreiung beisteht, sitzen die drei, der Wirt zum goldenen Löwen, der Pfarrer und der Apotheker sprechend zusammen, und das Lebensziel tritt aus der Unterredung immer klarer vor unser Auge, als ob ein göttlicher Mund es durch sein Wort genau umschrieben hätte. Die Gottheit spricht auch vernehmlich; aus der Natur, aus dem Schicksal hallt ihre Stimme hervor:

> Neben diesen Gefühlen
> Gab die *Natur* uns auch die Lust, zu verharren im Alten,
> Und sich dessen zu freuen, was jeder lange gewohnt ist,
> *Aller Zustand ist gut*, der natürlich ist und vernünftig.

Solches spricht der Pfarrer aus, und die Mutter ergänzt ihn, wenn sie sagt:

> Nun ist er kommen der Tag, nun hat die Braut ihm der Himmel
> Hergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.

Was nach Spinoza den Unterschied zwischen dem Alten und Neuen Testament ausmacht; die innere Offenbarung tritt an Stelle der äufseren; Gott spricht nicht mehr von Angesicht zu Angesicht, sondern im Herzen kündigt sich sein Wille an; das scheidet auch das Homerische und das Goethesche Epos. Unser Gemüt ist der Schöpfer, unsere Vernunft das Richtscheit unseres Schicksals. Nur mit Hilfe des Gemüts können wir Hermann schätzen lernen, und keine andere Kraft darf bei Beurteilung dieses Gedichtes in Betracht kommen. Schon Schiller hat diesen Standpunkt eingenommen und in scharfen Worten ausgesprochen. Den 22. Dezbr. 1797 schrieb er an Goethe:

„Die Schlegelsche Recension Ihres Hermann kenne ich nicht und weiſs überhaupt nicht, von welchem Schlegel sie ist. Sie sei aber, von welchem sie wolle, so finde ich bei keinem die ganze Kompetenz dazu, denn es gehört vorzugsweise zur Würdigung dieses Gedichtes das, was man Gemüt heiſst, und dieses fehlt beiden, ob sie sich gleich der Terminologie desselben anmaſsen."

So verschieden die Wege Goethes und Homers waren, das Ziel war dasselbe: Befriedigung der Vernunft, Ruhe und Klarheit. Die Methode muſste eine andere werden — an Stelle der sinnlichen Einwirkung tritt Überredung und Überzeugung —, aber man steuert einem und demselben Lande zu, ob auch die Fahrzeuge andere geworden sind. An lebendigem Eindruck und Fülle der Aktion muſs Goethe weit hinter Homer zurückstehen, aber er interessiert dafür mehr unser Gefühl und unsere Vernunft, wenn auch unsere Sinne weniger angeregt werden. An anderer Stelle wollen wir des weiteren auf den eigentümlichen Ersatz, welchen die Gefühlsregungen uns für die sinnliche Anschauung bieten müssen, zurückkommen und uns jetzt der äuſseren Technik des Epos zuwenden.

III.

„Das Homerische Heldengedicht ist rein episch, der Rhapsode waltet immer vor, was sich ereignet, erzählt er; niemand darf den Mund aufthun, dem er nicht das Wort gegeben, dessen Rede und Antwort er nicht ankündigt. Abgebrochene Wechselreden, die schönste Zierde des Dramas, sind nicht zulässig." (Sprüche in Prosa. Goethe.)

Daſs sich Goethe hierin streng an sein Vorbild gehalten, bedürfte eigentlich keines Nachweises, aber einige Redewendungen sollen als Beispiele angeführt werden:

> Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau.
> Aber es lächelte darauf der treffliche Hauswirt und sagte.
> Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr.
> Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck.

Eine solche Nachahmung könnte man auch eine äuſserliche nennen, wenn sie nicht mit anderen Momenten in genauem Zusammenhang stände, welche für die epische Technik von wesent-

licherer Bedeutung sind. Vor allem hebe ich die hemmenden Motive hervor. Das Ruhebedürfnis des Zuhörers begünstigt dieselben, wie sie selbst Gemächlichkeit und stilles Behagen fordern. Ungeduldige Hast und Neugier vertragen sich schlecht mit der epischen Breite. Goethe maſs, wie bekannt ist, den retardierenden Motiven groſse Wichtigkeit bei und war gesonnen, ihnen in seinem Plane voll Rechnung zu tragen. Der Stoff des Hermann aber weist in seiner Einfachheit eher auf das Drama als das Epos hin, und Schiller meint, daſs das Gedicht eine gewisse Hinneigung zur Tragödie besitze. „Das Herz ist inniger und ernstlicher beschäftigt, es ist mehr pathologisches Interesse als poetische Gleichgültigkeit darin." Gleichwohl durfte Goethe sagen, daſs die retardierenden Motive in seinem Plane gelegen waren. Ein Vergleich mit dem Rohstoff, aus dem er seine Dichtung herausarbeitete, wird ihm dies bestätigen.

„In Altmühl, einer Stadt im Öttingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heiraten angemahnt, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabei er in seinem Herzen den Entschluſs fasset, wenn es angehen sollte, dieselbe zu heiraten; er erkundigt sich dahero bei den anderen Salzburgern nach dieses Mädchens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um ihrer Religion willen geschieden und hatte solche zurückgelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen vermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm solche der Vater zu nehmen erlauben will. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolle, würde er niemalen heiraten. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läſst auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeint, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daſs es sowohl

dem Sohne als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl. Er versetzt weiter: Ob sie wohl seinem Vater dienen wolle? Sie sagt: Gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleifsig zu dienen, und erzählte hierauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und seinem Vater präsentieret. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heiraten wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexieren, und antwortet: Ei, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brot zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und auch der Sohn sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeuget, erklärt sie sich: Wenn es denn Ernst sein sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden und sie wollte ihn halten wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf ihr der Sohn ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch wohl einen Mahlschatz geben, womit sie ihm ein Beutelchen überreichet, in welchem sich 200 Stück Dukaten befinden.“

Diese karge Erzählung ist bekanntermafsen Goethes Quelle für Hermann und Dorothea. Liegt etwa in diesem Stoffe eine ausgesprochene Fähigkeit für epische Behandlung? Eine ununterbrochene Reihe von Geschehnissen; eine Hauptlinie, die ihre Knotenpunkte hat, aber durchaus gerade verläuft; eine kurze Spanne Zeit ohne Rückblick in die Vergangenheit; ein Ereignis innerer, intimer Natur; ein so schwächlicher Thatendrang, dafs er von einem bedeutenden Worte aufgesaugt wird: sind das Kennzeichen eines Stoffes mit epischer Eignung? Um wie viele Momente mufste dieser Vorwurf bereichert werden, bis er sich Goethe als epischer Plan darbot! Und darum ist diese Skizze nur insofern der Beachtung wert, als sie behilflich ist, aufzudecken: welche Motive der Dichter als Erreger der Handlung gedacht, welche Personen er zu Trägern derselben gemacht, was

er erfunden und dem Stoffe einverleibt hat, und in welcher Weise es ihm gelungen ist, aus den einzelnen Momenten der Handlung eine logische Folge und doch die behagliche Serpentine des Epos zu gestalten. So wünschte ich dem Vorwurf Goethes zu entgehen, der sich gegen das Forschen nach den Quellen des Dichters in einem scharfen Epigramm aussprach. „Die Frage,“ sagt er, „Woher hat's der Dichter, geht nur aufs Was, vom Wie erfährt dabei niemand etwas.“

Die Personen und Ortsverhältnisse erfuhren in der Form, wie Goethe im Innern den Stoff reifen liefs, nur geringe Wandlungen. Flüchtige Strahlen der Charakteristik hat er verstärkt und zu grofsen Lichtern gesammelt. Nur der Mutter wurde innerhalb der Familie eine neue Stellung zu teil. In der Vorlage ist ihr Anteil an der Handlung kaum angedeutet. „Sie geben dem Sohne ihre Einwilligung,“ heifst es dort lakonisch. Ist in diesem unbestimmten „sie“ die Mutter, oder neben dem Vater der mitberatende Pfarrer einbegriffen? Wer weifs es? Gewifs aber ist, dafs die Mutter auf das Schicksal des Sohnes nicht mitbestimmend einwirkt. Goethe, der sich der Mutter erinnerte, wie sie zwischen Vater und Sohn beständig Vermittlerin war, hat kindliche Dankbarkeit bewiesen, indem er die Mutter zum Mittelpunkte der Familie machte. Die epische Technik hatte durch diese Schöpfung nur zu gewinnen. Die Frau, deren Heldentum zumeist im Dulden besteht, findet ihre Stärke in der Überredung und in den Argumenten des Gemütes. Wie anders mufste ohne die Mutter der Anprall der entgegengesetzten Willensrichtungen von Vater und Sohn sich gestalten! Wie viel unmittelbarer ist der Austrag des Widerstreites in der kurzen Relation, da der Sohn selbst seine Wünsche verficht! Aber der Vater kann bei einer solchen Lösung des Konflikts nur als Schwächling, Hermann dagegen nur als willenskräftiger, unbeugsamer Jüngling gedacht werden. Diese Charakterführung würde die Nachgiebigkeit des Vaters motivieren; dagegen würde jeder innere Zusammenhang zwischen der zagen Werbung Hermanns und seiner Unbeugsamkeit dem Vater gegenüber vermifst werden. Das Motiv der unausgesprochenen Liebe, das die Vorlage deutlich entwickelt, mufste Goethe aufserordentlich willkommen sein; es fördert das Zuständliche und erlaubt ein Zurückgreifen in die

Vergangenheit. Für die epische Darstellung war es geradezu ein Fund, der nicht geopfert werden durfte. Aufser diesen technischen Vorteilen, die wir eben geltend machten, hat Humboldt einen anderen mit poetischem Feingefühl wahrgenommen und geschildert. Hermann, welcher die Herzensklarheit Dorotheens nicht kennt, darf nur in halboffenen Worten von seiner Neigung sprechen und in verräterischen Anspielungen sein Geheimnis offenbaren, da eine gewisse naive Scham ihn vor dreister Bewerbung bewahrt. Der Schleier des Unausgesprochenen verhüllt die reifgewordene Liebe Hermanns und Dorotheens; ein reizender Widerspruch zwischen dem hellsehenden Leser und dem befangenen Helden wirkt stimmungsvoll. Welch kostbare Freiheit hat aufserdem der Dichter, die Liebenden über alles und jedes in der zu erwartenden Häuslichkeit unbefangen sprechen zu lassen! Im vollen Bewufstsein der erwiderten Liebe durften diese sich nur mit ihrer Liebe beschäftigen. Dadurch wäre die Stimmung noch mehr nach innen gedrängt, noch lyrischer geworden. Die Bedeutung des Motivs glaube ich nun ins rechte Licht gestellt zu haben.

Pafst aber dieses jugendlich verschämte, stille Wesen Hermanns zum Charakter eines Feuerkopfes, der seinem Vater starren Widerstand leistet? Viel eher vereinigt es sich mit dem bescheidenen Sohne, der aus dem Hause geht, um die kränkenden Worte des Vaters nicht mit anzuhören, und der Mutter es überläfst, zwischen ihm und dem Vater Frieden zu stiften. Einem solchen Charakter steht es auch an, ein im Grunde wenig bedeutendes Hindernis, wie es der Ring am Finger Dorotheens ist, ernst zu nehmen. Ein kühner Mann hätte sich sofort aus dem Munde Dorotheens, oder zum mindesten durch den Pfarrer, Sicherheit verschafft. Der stille Hermann aber weicht einer solchen Frage aus und schneidet dem Pfarrer das Wort ab, als er sie unaufgefordert lösen will, denn er fürchtet aus einem schönen Traume zu rauher Wirklichkeit geweckt zu werden. Verständig hat Goethe das Motiv des Brautringes benutzt, um Hermann zum Verschweigen seiner Gefühle zu verhalten; aber damit es nicht wie in der trockenen Darstellung der Vorlage äufserlich bleibe, mufste dem Vater die herbe, entschiedene Richtung des Charakters, dem Sohne aber die Weichheit als Anteil zufallen, und darum mufste zwischen beiden die Mutter stehen.

Andere Figuren, um welche der Personenkreis der Vorlage bereichert worden ist, haben wir wenige zu nennen: der Apotheker und Richter. In diesem wurde die vertriebene Gemeinde, in jenem die herbeigerufenen Freunde individualisiert. Die Rolle des Pfarrers war bereits im Rohstoff vorgezeichnet.

Die Örtlichkeit, wo die Handlung sich abspielt, ist in der Relation und Goethes Gedicht dieselbe. Die deutsche Kleinstadt ist hier und da die Bühne. Anders verhält es sich mit der Zeit, in welcher sich die Figuren bewegen. An die Stelle der religiösen Verfolgungen im Anfange des 18. Jahrhunderts hat Goethe die französische Revolution treten lassen. Es ist dies die folgenreichste Änderung, welche Goethe mit seiner Quelle vorgenommen hat. Nicht bloſs, weil Goethe an dieser gröſsten Bewegung der Neuzeit seinen Anteil zu erkennen gab und vielleicht das politische Denken anregte, sondern diese Epoche war wie keine zweite geeignet, Menschen mit weitem Blick hervorzubringen. Die reine Menschlichkeit des Richters ist aus ihr hervorgegangen. Die Zeit der religiösen Verfolgungen dagegen war für den Dichter unfruchtbar, weil sie beschränkt und einförmig in ihren Triebfedern war. Und nur durch die Erhöhung der Scene hat Goethe aus der Novelle in Versen ein Epos geschaffen, indem er sich die groſse Perspektive sicherte, die dem Epos notwendig ist. Indes auch an den Charakteren ging die Änderung der Zeitumstände nicht ohne Spuren vorüber. Hermann, der weiche Jüngling, wird durch zarte Regungen des Patriotismus geadelt. Auch Dorothea ist ein Kind der bewegten Zeit. Freilich muſste ihr Charakter bei der Umbildung um einen groſsen Zug ärmer werden. Sie ist nicht mehr die glaubensstarke Jungfrau, die Vater und Mutter, um ihrer Seele Heil zu retten, verläſst und in die Fremde zieht; sondern wir lernen eine heldenmütige Waise kennen und lieben, welche in ihrer Verlassenheit sich eine Familie schafft. Je einsamer sie dastand, desto leichter konnte sie Hermanns Gemahlin werden.

Dafür hat Goethe den Charakter Dorotheens gehoben, indem er ein Motiv, welches die Relation ihm an die Hand gab, fallen lieſs. Die flüchtige Salzburgerin ist nicht arm, sondern hält einen Mahlschatz für ihren Bräutigam bereit. Hätte der Chronist nur einigen poetischen Sinn gehabt, so muſste er fühlen, wie

sehr seine Heldin durch diesen Schatz verkleinert wurde. Nahm sie etwa, als sie das Vaterhaus verliefs, ihr Erbteil mit, um sich in der Fremde draufsen leichter verheiraten zu können? Ihr Glaubenseifer wäre dadurch völlig des Heroismus entkleidet worden. Goethe konnte mit diesem Motiv nichts anfangen. Ja, selbst seiner Waise wäre dieser Schatz nur eitle Last gewesen. Hermanns reines Gefühl wäre am Ende auf eine gar hausbackene Art belohnt worden. So läfst nur ein Scribe seine Helden ihr Glück machen.

Den ungestalten Stoff sahen wir sich klären, vertiefen und rein menschlichen Empfindungen anpassen. Wie er sich gliederte und zum Bau eines Epos fügte, werde ich aus dem Plane des vollendeten Gedichtes zu erklären trachten.

IV.

Die Familie, durch welche uns der Stoff von aufsen zugeführt wird, lernen wir samt den Verhältnissen, in die sie hineingestellt ist, zuerst kennen. Behaglichkeit und biedere Gesinnung, wie sie im kleinstädtischen Leben zu Hause sind, prägen sich vollwichtig im wackeren Paare aus, dem Wirt zum goldenen Löwen und seinem Weibe. Die Thätigen werden durch ein grofses Ereignis überrascht und zum Gedankenaustausch angeregt. Ein trauriger Zug Heimatloser, welche durch den Krieg aus Haus und Hof verdrängt worden sind, berührt die Bannmeile des Städtchens. Der Sohn wurde ausgeschickt, den Flüchtigen mit allerlei beizustehen, das Elternpaar aber wartet zu Hause Nachrichten über die Unglücklichen ab. Diese bringen der Pfarrer und der Apotheker, die beiden Freunde des Hauses. Sie erzählen und schildern, was sie erlebt haben, und jeder knüpft in seiner Weise Betrachtungen über Menschenart und Schicksal an.

Wir stehen inmitten der lebendigsten Gegenwart und der Dichter weifs uns doch in die Vergangenheit zu locken. Anstatt dafs die Ereignisse sich vor unseren Augen abspielten, werden sie erzählt und aus der Erinnerung wieder hergestellt. Das macht einen grofsen Unterschied aus. Während das gegenwärtige Bild des Elends uns in Mitleidenschaft gezogen und unseren Geist einseitig beschäftigt hätte, regt die Erzählung an, ohne die Gedanken zu begrenzen und zu hemmen. Freiheit der Bewegung aber ist ein Bedürfnis der epischen Technik. Darum mufs nach

Goethe „der Epiker seine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Tragiker die seine als vollkommen gegenwärtig behandeln“. Schiller glossiert diesen Satz so recht zur Nutzanwendung für den vorliegenden Fall. „Ich setze noch hinzu, es entsteht daraus ein reizender Widerstreit der Dichtung als Genus mit der Species derselben, der in der Natur wie in der Kunst sehr geistreich ist. Die Dichtung als solche macht alles sinnlich gegenwärtig, und so nötigt sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daſs der Charakter des Vergangenseins nicht verwischt werden darf.“ Deshalb dürfen wir den Zug der Vertriebenen nicht mitansehen, aber durch die Schilderungen des Pfarrers, des Apothekers und des Sohnes wird er lebhaft vor unsere Phantasie gestellt. Durch diesen Kunstgriff wird auch die retrograde Bewegung des Epos gefördert. Denn zieht der Dichter schon aus den ersten Schilderungen des Pfarrers und des Apothekers vollen Nutzen: der Frieden der Familie wird kontrastiert mit der Bedrängnis der Heimatlosen; der Vater giebt, durch die Ereignisse angeregt, seinen geheimsten Herzenswunsch preis; so wird die baldige Rückkehr Hermanns noch einmal Gelegenheit geben, in die Vergangenheit zurückzublicken.

In der That kehren wir im zweiten Gesange von der Betrachtung zur Erzählung zurück. Der heimkehrende Sohn berichtet, wie er sich seines Auftrages entledigt hat. Er ist einer Wöchnerin begegnet, deren sich ein fremdes Mädchen angenommen hat. Der Hilflosen übergab er, was ihr nützen konnte, den Rest aber lieſs er dem Mädchen zur freien Verfügung. Rasch hat die Fremde sein Zutrauen, noch rascher seine Liebe gewonnen.

Das Motiv der rasch gefaſsten Zuneigung hat Goethe hier tiefer gelegt als in bloſses sinnliches Wohlgefallen. Hermann sieht die herrliche Erscheinung und sie entzückt ihn; aber er erkennt auch die Güte und Menschlichkeit, sowie den rasch ordnenden Verstand und die thätige Kraft der Jungfrau. Sie konnte ihm als Braut seines Herzens und nicht minder als echte Tochter seiner Mutter erscheinen. — Durch die Erzählung Hermanns werden wir zum Rückblick genötigt, aber sorglich vermeidet der Dichter jede Wiederholung, auf die allgemeine Übersicht folgt ein Einzelbild des traurigen Zuges.

Indes ist die Handlung um ein Bedeutendes gefördert worden, nur bleibt das wichtige Geschehnis — Hermanns Wahl —

vorderhand unausgesprochen. Neuerdings setzt sich die Erzählung in das erwägende Gespräch um. Der Apotheker preist das Los des im Unglück Alleinstehenden, Hermann aber tritt ihm im Vollgefühle des neuerworbenen innerlichen Besitzes entgegen und findet gerade in trauriger Lage den Anschlufs an ein gleichgesinntes Wesen wünschenswert. Freudig greift der Vater das Wort auf und gedenkt im Innern seines Lieblingswunsches, Hermann möge die Tochter des vermögenden Kaufmanns heimführen. Aber er äufsert sich nicht über das Zunächstliegende, sondern greift in seine Vergangenheit zurück und erzählt die Geschichte seiner Werbung. Dieser Rückblick ist in doppelter Beziehung interessant; er unterbricht den zu raschen Verlauf der Handlung und bereitet auf Kommendes vor. Dafs der Vater aus seinen Erfahrungen eine Lehre zieht, die sich daraus nicht ergiebt — er, der die Arme gewählt hat, wünscht sich eine reiche Schwiegertochter ins Haus — das giebt dem Sohne in unseren Augen das Recht zum Widerstande und erweckt die Hoffnung, dafs der Vater endlich nicht verwerfen kann, was sich in seinem Lebensgange als hohes Gut erprobt.

Sodann kehren wir auf einem Umwege zur Handlung zurück. Was der Vater im stillen schon erwogen hat, spricht er aus. Er fordert Hermann zur Wahl auf und hat bereits für ihn gewählt. Hermann soll Minchen, die Tochter des benachbarten Kaufmanns heimführen. Dieser lehnt bescheiden ab und erzählt, wie er sich vergeblich um das Herz des vom Vater bevorzugten Mädchens beworben hat.

Aus dem Gegensatz der Gesinnung und aus dem Bildungsunterschiede zwischen Hermann und der Kaufmannstochter erklären wir uns das Zögernde in seiner Werbung um sie und verstehen, warum er sich so schnell für Dorothea entschieden hat. In der Relation heifst es, der Vater habe ihn oft zum Heiraten vermahnt, ihn aber nicht dazu bewegen können; warum er dies nicht konnte, wird uns durch die Gegenüberstellung von Minchen und Dorothea klar.

Hermann verschliefst sich also dem Wunsche des Vaters, und dieser fährt darüber heftig auf. Er ergeht sich in scheltenden Worten über den ungeratenen Sohn, dieser aber, um dem Vater nicht entgegnen zu müssen, entfernt sich.

Der dritte Gesang ist ganz der rückschauenden Betrachtung gewidmet. Der Leser mufs über die Tragweite des Konfliktes, der sich leicht tragisch anlassen könnte, beruhigt werden. Darum wird die Handlungsweise der Personen, die wir kennen gelernt haben, aus dem Nahen und Fernen erklärt. Der Groll des Vaters löst sich auf in einen humoristischen Ausfall:

Sind doch ein wunderlich Volk, die Weiber sowie die Kinder!
Jedes lebt so recht nach seinem eignen Belieben
Und man sollte hernach nur immer loben und streicheln;

und der Leser darf getrost die Entwickelung und Schlichtung des Konflikts abwarten. Im vierten Gesange eilt die Mutter, den Sohn zu beschwichtigen und ihm das Herzensgeheimnis, welches sie mit weiblichem Scharfblick erkannt hat, abzunehmen. Wir durchschreiten mit ihr den geräumigen und wohlgepflegten Garten; folgen den sorgsamen Blicken der waltenden Hausfrau; hören auf die Geschichte des Hauses; kurz, die Ungeduld des Herzens mufs sich fassen, wir werden aus uns herausgeführt, ehe die Handlung ihren weiteren Verlauf nimmt. Endlich findet die Mutter den langgesuchten Sohn. Sie erkennt, was ihn bewegt, und drängt ihn, sich auszusprechen. Der Sohn findet den Mut, der Mutter sein Herz zu öffnen, und diese begünstigt, die Standhaftigkeit des Sohnes würdigend, seine Liebe zu dem fremden Mädchen. Sie bestimmt ihn aber auch, dem Vater ein freundliches Wort zu geben, und zweifelt nicht, dafs er ihm das Mädchen zur Frau geben werde. So gehen die beiden heim, die Entscheidung des Vaters zu hören.

Im fünften Gesange wird das Gespräch, welches die Männer beschäftigte, noch immer fortgesetzt, und nachdem es ins Allgemeine hinaus oft genug gewendet worden, schliefst es der Pfarrer mit den bedeutenden Worten ab:

Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen
Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet.

Der Wirt kann nicht so rasch erwidern, als er vor die Entscheidung gestellt wird. Die mit dem Sohne heimgekehrte Mutter spricht ohne Umschweife seine Gefühle und Absichten aus. Der Vater schweigt überrascht, der Pfarrer nimmt ihm das Wort aus dem Munde und unterstützt das billige Verlangen Hermanns. Auch diesem ist durch die Liebe die Zunge gelöst, und der

Vater giebt, in die Enge getrieben, nach. Der Apotheker hat schnell einen praktischen Vorschlag bereit, die Freunde sollen den Wert des Mädchens erproben.

Wie glücklich hat sich auch hierin Goethe von seiner Vorlage entfernt! Dort holt der Bürgerssohn selbst seine Auskünfte ein, und die Handlung kann, da der Vater sich in seinen Willen ergeben gefügt hat, keine weitere Verzögerung mehr erfahren. Aber durch die scheinbar bedeutungslose Änderung hat sich Goethe die gröſsten Vorteile gesichert. Jetzt erst gewinnen wir tieferen Einblick in die Lage der vertriebenen Gemeinde, was unmöglich geworden wäre, wenn Hermann selbst nach Dorotheens Verdienst hätte Umfrage halten sollen. Wie viel wertvoller ist für Dorotheens Charakterisierung das unbefangene Zeugnis der besonnenen Freunde, als das Hermanns, welches durch Liebe beeinfluſst ist!

Die vertriebene Gemeinde tritt uns jetzt unmittelbar vor Augen. Das traurige Bild wird indes nicht mit stärkeren Pinselstrichen ausgeführt, sondern es zeigt sich bereits die ordnende Gewalt. Durch den Richter erfahren wir alles Wissenswerte über die vertriebene Gemeinde. Dem Leben des Einzelnen wird hier das Schicksal einer Gesamtheit gegenübergestellt. Wir vergessen den unmittelbaren Zweck, welcher den Pfarrer und Apotheker in das Lager der Heimatlosen geführt, und wenden uns anteilvoll dem gewaltigen Geschick zu, welches ganze Staaten beherrscht.

Diesem erhabenen Ausblick wird der nächste Gesang gewidmet. Der hausbackene Apotheker, welchem das Nächste das Wichtigste ist, entfernt sich, um Dorothea zu suchen; der Pfarrer und der Richter dürfen nun voll die Gröſse der Situation ausschöpfen. Die Bewohner eines kultivierten Landes werden durch den Krieg in den Zustand einer Nomadenhorde zurückversetzt. An die Stelle des überlieferten Rechts tritt die Selbstbestimmung und die Macht der stärkeren Individualität. Das Symbolische dieses Bildes herauszufinden, ist nicht dem Leser überlassen, der Pfarrer hebt es kräftig hervor, indem er spricht:

> Ja ihr erscheint mir heut als einer der ältesten Führer,
> Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet,
> Denk ich doch eben, ich rede mit Josua oder Moses.

Es ist, als ob wir bei diesem Gespräch zwischen Pfarrer und Richter in unermessene Fernen blickten. Nicht anders wer-

den wir bewegt, als wenn wir aus einer engen Thalmulde, in welcher sich ein lieblicher Bach schlängelt, in eine von mächtigen Bergen umschlossene, weite Ebene treten, an deren anderer Grenze sich das Meer dehnt. Aus der Familie finden wir uns plötzlich in das Lager der vertriebenen Gemeinde hineinversetzt; das Lager selbst ist die Wirkung in die Ferne, welche die französische Revolution ausübt. Alle menschlichen Bestrebungen können an den erschütternden Ereignissen gemessen und gerichtet werden. Was der Krieg Gutes und Schlechtes gebiert, sehen wir an unserem Auge lebhaft vorbeischweben, wir hören von Geschehenem, Erlebtem. Das Schicksal Dorotheens ist endlich der Kern, den wir aus der Erzählung des Richters herausschälen, und wieder sind wir vom allgemeinen Los der Menschen auf dasjenige des Einzelnen zurückgeführt worden.

Jetzt stellt sich auch schon der Apotheker ein, dessen Blick für das Besondere so trefflich geübt ist. Er hat Dorotheen gefunden, und ihr Äufseres hat sein Vertrauen erweckt. Der Pfarrer ist sofort für sie gewonnen, und im Verein mit dem Richter suchen die Freunde das Mädchen auf. Dorothea tritt ihnen bald entgegen; sie erkennen in ihr das heldenmütige Mädchen, dessen männergleiche Tapferkeit der Richter vor kurzem gerühmt hat. Mehr als befriedigt eilen nun die beiden, der Pfarrer und der Apotheker, dem harrenden Jüngling die glückliche Botschaft zu bringen. Er empfängt sie mit geteilter Freude, denn jetzt regen sich in ihm Zweifel, ob ihm das Mädchen auch beschieden sei.

Mit dem neuen Gesange beginnt eine neue Handlung. Die beiden Freunde haben sich entfernt, Hermann aber bleibt beim Brunnen. Dorothea kommt dahin, da die Quellen des Dorfes mutwillig getrübt worden sind. Hermann findet nicht den Mut, sich Dorotheen zu eröffnen, der Brautring am Finger erregt ernste Besorgnisse in ihm. Doch schlägt er ihr vor, als Magd ins Haus zu kommen, wohl in der Hoffnung, dafs die Zukunft seine Lage klären werde. Dorothea geht ohne weiteres auf den Vorschlag ein. Wir begleiten sodann das Paar auf seinem Abschiedsgange zur befreundeten Familie, deren Beschützerin Dorothea gewesen war.

Dieser Gesang soll uns vorzüglich in das Herz Dorotheens blicken lassen; darum hören wir sie so offen und breit ihre Ansichten aussprechen und sehen sie mit der Würde einer Heldin

handeln, im Augenblicke, da sie sich zur dienenden Magd erniedrigen will. Die Motive, welche hier verwendet werden, sind innerliche, sentimentale und passen eher in das Gebiet des Dramas als des Epos. Auch die Lage, in welcher sich die beiden Liebenden befinden, hat ihre tragische Spitze. Der Leser indes kennt die Bedeutung des Ringes und begleitet mit Rührung, aber ohne Furcht die Wanderung des Paares, dessen Zusammensein ohne diese Kenntnis für ihn peinlich wäre.

Die beiden folgenden Gesänge gleiten in das Gebiet der Lyrik hinüber. Nur durch die Wechselreden und das allmähliche Aufrollen der landschaftlichen Scenerie, sowie die gehaltene Leidenschaft, die sich verstandesmäfsigem Zwange fügt, werden wir an die epische Technik erinnert. Es geschieht in diesen Gesängen nichts oder fast nichts. Hermann fängt die strauchelnde Dorothea in seinen Armen auf, bemeistert sich aber und läfst seine Liebesglut nicht hervorschlagen. Das ist das Thatsächliche.

Im letzten Gesange sind wir wieder bei der Familie eingekehrt. Das langerwartete Paar tritt ein. Der Pfarrer wird von Hermann beiseite gezogen und mit der Lösung des Knotens betraut. Indes löst sich dieser von selbst. Hierin folgte Goethe bis ins einzelne seiner Vorlage. Die Hin- und Widerrede giebt dem Dichter wieder Gelegenheit, die Heldin zu heben und die Lösung zu verzögern, jedoch kann nicht geleugnet werden, dafs dieser Teil auch beim Leser lebhaftere Empfindungen, geradezu Spannung erzeugt, obwohl er über den Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Episch dagegen ist das Schlufswort, das uns wieder ins Allgemeine überleitet. Darf jedoch hier das epische Mäntelchen ernst genommen werden? Vielleicht nicht; aber schon Schiller findet in der Hinneigung des Gedichtes zur Tragödie keinen Fehler, wenigstens dem Effekte nach ganz und gar nicht.

V.

Und nun kehren wir zum Ausgangspunkte unserer Frage zurück. Ist Hermann ein Epos? Die homerische Form hat Goethe festgehalten, soweit ihm der Stoff die Möglichkeit bot, aus ihr Nutzen zu ziehen. Aber er hat sie nicht als etwas Starres nachgeahmt und einen fremden Inhalt in eine fremde Form gegossen. Ihm war sie ein Belebtes und Lebendiges, das mit dem Gehalte

in Einklang sein mufs. Die Form ist noch immer die altbewährte und scheint neu erfunden. Goethe hat also die Form nicht blofs nach Homer benutzt, sondern im homerischen Geist gebildet. Dadurch wird die Hinneigung zur Tragödie kein Fehler. Das alte Epos führt den Menschen aus sich heraus und seine Kraft äufsert sich im Waffengange; es hat seine tragischen Konflikte, aber diese werden durch das Eingreifen der Götter gelöst. Hermann führt uns ins Innere des Menschen, und die Konflikte können nur durch die verständige Erwägung und das unsichtbare aber fühlbare Walten der Gottheit im Herzen des Menschen beigelegt worden. Schiller meint, dafs es dem modernen Epiker nicht mehr gelingen werde, die vollkommene epische Ruhe zu bewahren, weil ihm das Organ des epischen Gesanges, der Rhapsode, fehle. Dieser Mangel wäre zu ersetzen, aber unersetzlich ist der Verlust des allen bekannten Stoffes, an welchem jeder einzelne mitdichtet, und unersetzlich der Verlust des teilnamsvollen, aber gefafsten Zuhörers. Der Rhapsode war ein Organ der Menge, und heute ist der Dichter eine selbständige Individualität, deren eigenartige Empfindungsweise dem Publikum eher fremd als vertraut ist. Darum ist es geradezu unmöglich, dafs ein moderner Dichter, der den kühlen Leser für sich gewinnen mufs, den Herzenskonflikten ausweichen könnte, darum ist die Hinneigung von Hermann zur Tragödie kein Fehler, wenigstens dem Effekte nach ganz und gar nicht. Wenn Schiller die epische Haltung Iphigeniens tadelnswert, die dramatische Bewegung Hermanns aber rühmlich findet, so kann der Grund nicht darin liegen, dafs „die Tragödie zu einem bestimmten, das epische Gedicht zu allgemeinem Gebrauche da ist“, sondern die Technik des Dramas ist noch heute so wirksam, als sie bei den Athenern zu Zeiten des Sophokles war; die Technik des alten Epos aber ist abgelebt, und nur das Lebensvolle konnte gerettet werden. Der Geist der homerischen Form aber ist, das glaube ich bewiesen zu haben, gerettet worden. Ja, hätte der Dichter, wie etwa in der Achilleïs, von sich das Unmögliche verlangt, die ganze epische Weise in unsere Zeit zu verpflanzen, so liefsen wir diesen Versuch als geistreich gelten, aber unseren Bedürfnissen wäre er nicht gerecht geworden.

Beitrag zu einer textkritischen

Ausgabe des Roman du Mont-Saint-Michel

von Guillaume de Saint-Paier;

resp. Ergänzung der Hs. A (= Michelsche Ausgabe) durch ca. 330 Verse der Hs. B (= Addit. No. 26876 des Brit. Mus.).

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit war im wesentlichen schon im Herbst des Jahres 1884 zum Druck fertig; mancherlei Umstände und Verhältnisse persönlicher Natur jedoch verhinderten ihre Veröffentlichung. Als ich mich endlich dem Studium wieder eifriger widmen konnte und auch schon eine ganz ausführliche Darstellung der Sprache des „Romans" ausgearbeitet hatte, da erschien im vorigen Jahre die Arbeit von Huber: „Über die Sprache des Roman du Mont-Saint-Michel" in Herrigs Archiv, Band 76, welche die meinige in Bezug auf die Lautlehre fast ganz überflüssig machte. Ich ging nun mit dem Gedanken um, den ganzen Text kritisch herauszugeben. Diesem Vorhaben stellten sich aber verschiedene Bedenken entgegen. Vor allem habe ich keine der beiden vorhandenen Handschriften je zu Gesicht bekommen; zur Verfügung standen mir nur das Varnhagensche Kollationsexemplar der Michelschen Ausgabe (= Hs. A) und die Varnhagensche Abschrift der Hs. B (= Addit. No. 26876 des Brit. Museum). Wenn nun auch die letztere sehr gut genannt werden mufs, so giebt es doch einige zweifelhafte Stellen, die ein Einsehen der Hs. selbst erheischen, so namentlich die Stelle v. 2403—2463 (s. d. Text), die nach Varnhagens Urteil wegen des dünnen, durchsichtigen Pergamentes ganz besonders unleserlich ist und die gerade hier die meisten Ortsnamen aufweist. Ferner hätte ich auch zu einer ganz sicheren Arbeit der latei-

nischen Manuskripte bedurft, nach denen unser Dichter seinen Roman bearbeitet hat. Da mir also die notwendigsten Bedingungen zur genügenden Durchführung meines Planes nicht gegeben waren, so musste ich mich auf die vorstehende Arbeit beschränken, — und ich that dies um so lieber, als ja demnächst eine kritische Ausgabe unseres Romans von Herrn Prof. Dr. Stengel erscheinen soll. Ich veröffentliche hier nur — aufser der erforderlichen Einleitung — die ca. 330 Verse, welche die Hs. B mehr aufweist als die Hs. A, und zwar habe ich versucht, dieselben in der Sprache des Dichters wiederzugeben. Wenn es mir nicht überall gelungen ist, den ursprünglichen Text herzustellen, so lag es wohl zum Teil mit an dem oben berührten Mifsstande, dafs mir der Einblick in das notwendigste Material versagt war.

Es sei mir noch gestattet, gleich hier an dieser Stelle dem Herrn Prof. Dr. H. Varnhagen in Erlangen für die so überaus freundliche Überlassung seiner Abschrift der Hs. B, sowie seines mit einer (von ihm selbst gemachten) Kollation versehenen Exemplars der Michelschen Ausgabe meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen. Auch fühle ich mich verpflichtet, der Verwaltung der königl. Hof- und Staats-Bibliothek zu München, sowie der Universitäts-Bibliotheken zu Strafsburg und Erlangen für die mir in zuvorkommendster Weise geliehenen Bücher und gröfseren Werke verbindlichst zu danken.

Noch eins habe ich zu bemerken. Da ursprünglich die Herausgabe des ganzen Textes beabsichtigt war, so beziehen sich die Ziffern auf die fortlaufende Verszahl des ganzen Textes und nicht auf diejenige der Hs. A oder B. Wo es unumgänglich nötig war, habe ich die Verszahl der Hs. A (= Michelsche Ausgabe) in Klammer beigefügt.

Einleitung.

I. Der Dichter und sein Werk.

1. Der Dichter.

In Bezug auf das Wenige, was über die Lebensumstände des Dichters bekannt ist, verweisen wir auf Beaurepaires Étude sur Guillaume de Saint-Pair in Michels Ausgabe p. VII ff. und

auf Huber, Die Sprache des Roman du Mont-Saint-Michel in Herrigs Archiv Bd. 76, S. 114 u. 115.* Fassen wir die wenigen Angaben hier noch einmal kurz zusammen. Danach stammte der Dichter aus der südlich von Granville an der Meeresküste gelegenen Abtei Saint-Paier (s. Hs. A v. 17 u. 2390—91 u. Hs. B v. 19 u. 2276—2277). Unter dem berühmten Robert de Torigny (Abt von 1154—1186) verfaſste er auf dem Mont-Saint-Michel seinen „Roman". Nach Beaurepaire wurde er in den ersten Jahren des 12. Jh., nach Huber erst um das Jahr 1130 geboren. Wenn nun der von Beaurepaire (nach Lobineau, Histoire de Bretagne tom. II, pag. 344) erwähnte Guillelmus de Sancto Paterno, welcher schon von 1143 an unter dem Abte Bernard eine gewisse Rolle spielte, identisch ist mit dem von Huber aufgeführten Wilhelmus, der (nach L. Delisle, Robert de Torigny Bd. II, p. 262, 271 u. 305) im Jahre 1155, 1164 u. 1172 als Zeuge unter den Mönchen des Klosters gefunden wird, und wenn ferner unter „jovencels", wie sich der Dichter (allerdings nur in Hs. A v. 15) nennt, ein jüngerer Mönch verstanden werden muſs, so dürfen wir das Geburtsjahr unseres Autors weder in den Anfang des 12. Jh., da er ja dann bei Abfassung seiner Reimchronik nicht mehr ein „jovencels" war, noch erst auf das Jahr 1130 verlegen, sondern gewiſs mit gröſserer Wahrscheinlichkeit auf das Jahr 1120 ungefähr.

2. *Abfassungszeit.*

Nach der eben gemachten Annahme dürfte er auch seinen Roman spätestens ums Jahr 1160 (wiewohl er allerdings um diese Zeit kaum noch als „jovencels" angesehen werden kann) und nicht erst im Jahre 1180, wie P. Paris, Hist. litt. t. XXIII, p. 385, meint, verfaſst haben. Mit diesem früheren Datum stimmt auch der Charakter der Sprache entschieden mehr überein als mit dem späteren. Da in dem Gedichte selbst das Datum nicht genau angegeben ist, es auch aus den berichteten Thatsachen, aus Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse oder aus irgendwelchen

* Diese Untersuchung ist auch im Jahre 1886 als Straſsburger Dissertation erschienen.

anderen Umständen nicht zu erschliefsen ist, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als die Sprache unseres Dichters mit derjenigen seiner Zeitgenossen zu vergleichen. Ich habe zur Vergleichung hauptsächlich den Roman de Rou von Wace ed. Andresen herbeigezogen und gefunden, dafs mit Ausnahme einiger lautlicher Unterschiede, die selbstverständlich zwischen dem südwestnormannischen Guillaume de Saint-Paier und dem nordwestnormannischen (?) Wace vorhanden, jedoch für unsere Untersuchung nicht mafsgebend sind, der übrige Lautbestand, der Versbau (Silbenzählung und Reim) und die Flexion mit der Sprache Waces in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen, ja noch strenger beobachtet werden. So kann z. B. das ę (= lat. at) der 3. Sing. Ind. Präs. noch hiatusbildend sein, wenn auch nur in drei (resp. vier) Fällen; andererseits wird der Hiatus von unserem Dichter viel ängstlicher vermieden als von Wace und von Marie de France (siehe über Hiatus). Die ältesten französischen (und provençalischen) Dichtungen meiden den weiblichen Reim, weil er ein schwieriger ist, daher nimmt auch die Zahl der weiblichen Reime in gepaart gereimten Gedichten nur mit der Zeit und langsam zu. So finden wir (s. Zs. f. rom. Phil. VIII, S. 156) bei Phil. de Thaun nur erst 20 weibliche unter 100 Reimpaaren, bei Wace 25 Proz., bei Benoit 31 Proz., bei Chrestien im Erec 36 Proz., bei Guillaume de Saint-Paier aber nur 20 Proz., nach meiner Zählung sogar nur 18 Proz. Danach würde also unser „Roman“ neben Waces älteste Dichtungen zu setzen sein. Ähnlich verhält es sich mit den reichen Reimen, deren Freymond (Zs. VI, 18 ff. u. 23) in Waces Rou 15 Proz., im Brut 16 Proz. und im Roman du Mont-Saint-Michel ebenfalls 16 Proz. zählt. In Bezug auf die Deklination stimmt unser Dichter gleichfalls mit Wace überein, nur bemerken wir auch hier wieder einige ältere Züge. So kennt Guillaume für die Feminina der 3. lat. Dekl. nur die ursprüngliche Form ohne s (wie die Reimpredigt ed. Suchier, p. XXXIV); Wace jedoch wendet auch diejenige mit s an (s. Zs. IV, 246, Andresen, Rou II, 558). Die Ableitung der Adverbien, wie die Bildung und Deklination der Adj. u. Part. präs. ist wie bei Wace, nur haben wir auch hier festzuhalten, dafs unser Roman die feminine Form mit e des Part. präs. auf ant, die bei Benoit schon ganz allgemein

ist (s. Settegast, S. 43), im Reime nie anwendet. Die Konjugation weist keine älteren Formen als die bei Wace auf. Da nun Waces Rou im Jahre 1160 begonnen wurde (s. Andresen, I. Teil, p. II) und unser Gedicht nicht nur dieselben, sondern vielfach sogar noch ältere Sprachformen kennt, so werden wir wohl nicht irre gehen, wenn wir die Abfassungszeit in die allererste Periode der Vorsteherschaft Rob. de Torignys, also ungefähr in die Jahre 1156 bis 1160, legen.

3. *Die Quellen.*

Die Quellenuntersuchung ist von Beaurepaire (a. a. O. pag. XXI—LVIII) ausführlich unternommen worden. Ich beschränke mich hier auf sein Résumé (p. XL): En résumé, lorsque Guillaume de Saint-Pair se mit à l'œuvre, il trouva devant lui la „révélation au Mont-Tombe du chanoine de Saint-Aubert“, les titres du Cartulaire, les „Essais historiques“ de Gathon et d'Osmond, la relation de l'archevêque Baudri, et les récits miraculeux de Frotmond et de Bernier, recueillis et probablement augmentés par le moine anonyme du XI[e] siècle, contemporain de l'abbé Radulphe. C'est la traduction, quelquefois servile, quelquefois paraphrasée de ces divers documents qui constitue le „Roman du Mont-Saint-Michel“. In Bezug auf Baudry füge ich hinzu, dafs es nach Vapereau Dict. zwei französische Chronisten dieses Namens giebt. Hier kann jedoch nur Baudri de Bourgueil (Erzbischof von Dol, 1046—1130) gemeint sein (cf. auch Rev. de quest. hist. 1879. 1. Jan.).

4. *Inhalt.*

Der Inhalt des Romans ist von Beaurepaire (Étude p. XV ff.) angegeben. Der Roman zerfällt in drei Teile. Der erste Teil umfafst das erste Buch v. 21—1382 (1378) und handelt von der Gründung des Klosters Mont-Saint-Michel durch den heiligen Aubert am 16. Oktober 709. Bis zum Ende des zweiten Buches (v. 2532 = A 2469) erstreckt sich alsdann der zweite Teil, der erzählt, wie die „chanoine“ durch die „moine“ im Jahre 966 von Richard I. ersetzt wurden. Im dritten Teile endlich (v. 2532 bis zu Ende) finden sich Legenden und Erzählungen von erstaun-

lichen Abenteuern und grofsartigen Wundern, die alle mit dem Mont Saint-Michel aufs innigste verknüpft sind. Einige von den acht erzählten wunderbaren Begebenheiten sind ausführlich auch zu lesen bei Germain, Saint Michel et le Mont Saint-Michel, p. 130 ff. Die historischen Ereignisse, deren Erwähnung gethan wird, reichen bis zur Regierungszeit von Robert Courte-Heuse (Sohn Wilhelms des Eroberers). — Der kritische Text würde nach meiner Zählung 4111 Verse enthalten. Aus der Art und Weise des Schlusses geht jedoch hervor, dafs der Roman nicht vollständig ist; ebenso geht dies hervor aus der Bemerkung des Dichters über Hildebert I. (Abt von 1010—1017) v. 3274—3279 (= A 3068—3073), wo er eine Biographie dieses Abtes ankündigt, „quant i sera et leu et tens“, aber nicht ausführt.

II. Die Handschriften.

Der Roman du Mont-Saint-Michel ist meines Wissens nur in zwei Handschriften enthalten.

1. Die Handschrift A

ist die Addit. Nr. 10289 des British Museum Fol. 1—64. Sie gehört nicht dem 14. Jh. an, wie E. de Beaurepaire (a. a. O. p. VI) meint, sondern ist nach H. Varnhagens Ausführungen in das Jahr 1280 zu setzen, wenigstens liegt es am nächsten, das am Schlusse der Hs. stehende Anno octog. auf die Herstellung der Hs. und nicht auf die Abfassungszeit zu beziehen (Zs. f. rom. Phil. I, 546). Eine Beschreibung der Hs. liefert Beaurepaire in seiner Étude, die zuerst erschien in den Mémoires de la Soc. des Antiqu. de Normandie, t. XIX, p. 227—253, und die später ganz umgearbeitet dem von Francisque Michel herausgegebenen Texte des Roman du Mont-Saint-Michel (Caen 1856) als Einleitung vorgedruckt wurde. Vollständiger beschrieben hat dieselbe Varnhagen Rom. Stud. IV, 479 Anmerk., wozu jetzt noch nachzutragen ist, dafs das in dieser Hs. auch enthaltene Compendium amoris inzwischen von Reinsch, der dasselbe als Ineditum behandelt, in Herrigs Arch., sowie das Falbel Juglet nach den beiden Hss. von Montaiglon und Raynaud, Recueil IV, 112, ver-

öffentlicht ist. Weniger genau beschreibt die Hs. Ward, Catalogue of Romances I, 812; s. ferner Huber, Herrigs Arch. Bd. 76, S. 116. Die Hs. befand sich ursprünglich auf dem Mont-Saint-Michel oder wurde dort höchst wahrscheinlich angefertigt,* wenigstens glaubt dies Sir Fr. Madden und Beaurepaire (a. a. O. XLI). Nach De la Rues Meinung (Essais hist. sur les bardes, les jongleurs et les trouvères normands et anglonormands. Caen 1834, in-8°, t. II, p. 305) sowohl als auch nach derjenigen Maddens (s. Beaurepaire a. a. O. S. XLIII) ist die Hs. während der französischen Revolution nach England gekommen. Bei seinem dortigen Aufenthalte fand sie De la Rue im Brit. Mus. und veröffentlichte daraus in seinen Essais II, 301—305 einige Bruchstücke, d. i. v. 15—20, 49—61, 763—766, 769—773, 783 bis 786, 793—797. Hierauf wurde der ganze Text nach einer Kopie von Thomas Wright zuerst von Francisque Michel in den Mémoires de la Soc. des Ant. de Norm., t. XX, p. 510—553, herausgegeben, dem später ein Separatabdruck mit Michels eigener Kollation und einem Glossar, sowie nebst Beaurepaires Étude folgte. Es existiert auch noch auf der Nationalbibliothek zu Paris eine im 17. Jh. angefertigte Transskription des Romans, betitelt: „Extrait de l'histoire du Mont-Saint-Michel au temps de l'abbé Robert, au XIIe siècle“ (s. Beaurepaire a. a. O. u. Hist. litt. XXIII a. a. O.). Eine andere, unter der Leitung Sir Fr. Maddens hergestellte Kopie befindet sich in Avranches (siehe Hist. litt. XIII, 386, u. Huber a. a. O.).

Die Handschrift A enthält 3779 Verse und nicht 3781, wie Michel, noch 3783, wie Varnhagen (Zs. I, 546) infolge falscher Numerierung zählt. Da der kritische Text 4111 Verse umfaſst, so fehlen also 332 Verse, und zwar die Verse 473 u. 474, 1335 u. 1336 (nach v. 1332 der Hs. A), 2635 (nach v. 2527 der Hs. A), 2403—2462 (60 Verse nach Fol. 40), 2583—2626 (44 Verse nach Fol. 42), 2859—2911 (53 Verse nach Fol. 46), 3032—3075 (44 Verse nach Fol. 48; eigentlich 46 Verse, da in Hs. B. zwei

---

* Diese Annahme schlieſst keineswegs die unter Nr. 12, ę + i : ǫ + i, gemachte aus, nach welcher der Schreiber aus einer nördlich an das Avranchin angrenzenden Landschaft war; für letzteres spricht auch seine Behandlung des Kons. C. (s. unter Nr. 20, Gutturale).

ausgefallen sind, s. Versbau), 3376—3423 (48 Verse nach Fol. 53), 3784—3819 (36 Verse nach Fol. 59), 3400—3441 (42 Verse nach Fol. 62). Es ist also den Angaben Varnhagens (Zs. I, 546) noch hinzuzufügen, dafs hinter Fol. 42 sich noch eine Lücke von 44 Versen befindet, und denjenigen Hubers (a. a. O. S. 119), dafs auch hinter v. 2399 (nach Fol. 40) eine Lücke, und zwar die gröfste, vorhanden ist. Es bleibt mir noch übrig, zu bemerken, dafs bei Germain, Saint Michel et le Mont Saint-Michel (grofse Ausgabe) p. 495 die Verse 2627—2799 (= A 2520—2691) sich abgedruckt finden.

2. *Die Handschrift B*

befindet sich ebenfalls im Brit. Mus. Addit. No. 26876, 106 Blätter, sehr kleines Format. Fol. 1ʳ—105ʳ enthält unseren Roman. Sie stammt aus dem Jahre 1340, wie Varnhagen Zs. I, 546 nachweist, wo er auch eine ausführliche Beschreibung derselben giebt. Kurz beschrieben wird die Hs. auch noch von P. Paris, Hist. litt. XXIII. Die von dem Schreiber beliebte Orthographie rechtfertigt vollkommen das von Varnhagen angenommene Datum der Herstellung. Die Hs. B wurde höchst wahrscheinlich n i c h t auf dem Mont-Saint-Michel angefertigt,* wie Francis Palgrave glaubt (s. Beaurepaire, p. XLII), auch, wenn es doch der Fall gewesen sein sollte, kam sie n i c h t erst während der Revolution von dort weg nach England (s. Beaurepaire a. a. O., p. XLI und besonders das über eine III. Hs. unten Gesagte). Der erste französische Gelehrte, der sie in der Bibliothek Sir Francis Palgraves entdeckte, war Ch. Lenormand (s. P. Paris, Hist. litt. XXIII, 385; Desroches, Rapport sur les manuscrits d'Avranches, 1840). Am 1. August 1865 wurde sie von Palgrave dem Brit. Mus. zum Geschenk gemacht. Wenn nun Beaurepaire (Étude p. VI) und nach ihm auch Strauch (Lat. ŏ in der Norm. Mundart. Halle, Diss. 1881. S. 2) von dieser Kopie sagt: „Si elle est un peu plus ancienne, elle est en revanche beaucoup moins complète que celle du Musée“, so ist gerade das Gegenteil der Fall: elle est moins ancienne et plus complète que le ms. No. 10289.

* Vgl. das unter No. 12, ę̓ + i : ǫ + i, und unter No. 20, Gutturale, Gesagte.



Sie hat 3966 Verse und nicht, wie Huber a. a. O. S. 117 angiebt, 3965; es fehlen ihr demnach nur 145 Verse an unserer kritischen Ausgabe. Diese fehlenden Verse verteilen sich auf 74 Stellen; Lücken von einem und zwei Versen sind am häufigsten, es kommen jedoch auch solche vor von vier, sechs und einmal von zwölf Versen (v. 1361—1372), aber nie hinter einem Blatte.

Von der Hs. B sind bis jetzt nur Fragmente veröffentlicht worden. So hat P. Paris (Hist. litt. XXIII, 386 ff.) folgende Verse abdrucken lassen: v. 2—23, 49—56, 330—350, 451—474, 991—1000, 1091—1100, 3734—3741, 3271—3279, 3380—3395, 4101—4111. Es finden sich in diesen Bruchstücken viele orthographische Abweichungen und mehrere irrtümliche Lesungen, so z. B. v. 4: prime créue anstatt premierem[ent], v. 23: E puis des clers com il i furent, anstatt Des clers qui premiers furent, v. 56: ... ore i noent, anstatt or i noe, v. 336: Desormes, anstatt dormiers (in deniers zu bessern), 1095 (A 1093): En treille dient, anstatt En treible oient, v. 3736 = A 3484: reallement, anstatt veablement, 3389 (B): sor Retel, anstatt sorre cel. Es darf wohl deswegen nicht Retel gelesen werden, weil damit nur die Grafschaft Retel (in der Champagne zwischen Maas und Aisne gelegen) gemeint sein kann, über welche der Erzbischof von Doul schwerlich Hoheitsrechte besafs. Es mufs also wohl sorre cel heifsen; cel = Doul u. sorre = sor, cf. Burguy I, 288, II, 288. Die älteste Form für sor ist soure (in der Eulalia) vom lat. supra; später wird sore daraus, s. G. Paris, Romania X, p. 51. Die beiden rr sind also wohl als normannische Eigentümlichkeit oder besser als Schreibfehler des Kopisten von Hs. B anzusehen und somit in sore zu bessern.

Ferner hat Varnhagen (Zs. I, 546) die ersten 26 Verse unserer Hs., die nicht unwesentlich von der Hs. A abweichen, abgedruckt.

3. *Eine III. Handschrift*

weist Varnhagen, Rom. Stud. IV, 479, aus Montfaucon, Bibl. bibl. mss. nova II 1360, nach. Die dort unter No. 216 erwähnte Hs.: Histoire du Mont-S-Michel en vers, faite du temps de l'Abbé Robert de Torigny, in-8°, ist nach Varnhagens Dar-

legungen weder die Hs. A noch die Hs. B. Da diese letztere Hs. schon lange vor Montfaucon (1739) nach England gekommen ist, wie es die am Ende des Ms. stehenden und nach Varnhagen in das 15. Jh. zu setzenden Worte „lord oft l" andeuten, so fällt auch hiermit die Ansicht von P. Paris, nach welcher er in der Hs. B. die qu. No. 216, „que nous avions jusqu'alors vainement cherché", erkannt haben will (Hist. litt. XXIII, 386). Diese von Montfaucon verzeichnete Hs. ist also verloren gegangen oder identisch mit einer allerdings ebenfalls verschwundenen

4. *IV. Handschrift,*

die bei Laisné, Notice sur Guillaume de Saint-Paier, Avranches. Tostain 1851, erwähnt wird. Er sagt, daſs unter dem berühmten Abte Pierre-le-Roy eine neue Abschrift angefertigt wurde. Diese Kopie hält Beaurepaire (Étude XLI) für die Hs. A, was aber nicht möglich sein kann, da die Hs. A vom Jahre 1280 datiert, Pierre-le-Roy aber von 1386—1411 Abt war. Aus demselben Grunde kann die erwähnte Kopie auch nicht die Hs. B sein, da diese schon 1340 hergestellt wurde.

5. *Die Original-Handschrift*

befand sich nach Beaurepaire (Étude XLI) noch im 15. Jh. im Archiv des Klosters du Mont-Saint-Michel. Sollte sie sich auch noch dort befunden haben, als Montfaucon seinen Catalogue des Manuscrits du Mont-Saint-Michel abfaſste? Dann wäre vielleicht die No. 216 seines Katalogs die Original-Hs. gewesen und letztere erst seit dem Jahre 1739 nicht mehr vorhanden. Diese Annahme scheint nicht unbegründet zu sein, da die Handschriftensammlung des Mont-Saint-Michel noch zur Zeit Montfaucons 237 Mss. enthielt. Nachdem die Mss. nach verschiedenen Schicksalen endlich auf die Stadtbibliothek von Avranches gebracht worden waren und man dort einen neuen Katalog aufstellte, fanden sich nur noch 200 Bände vor. Es ist also wohl möglich, daſs zu den verlorenen Hss. auch unsere Original-Hs. zählt (s. P. Paris, Hist. litt. t. XXIII, p. 385).

„Après la mort de Guillaume, son œuvre resta longtemps

dans l'oubli", sagt Beaurepaire. Das scheint mir jedoch sehr zu bezweifeln zu sein. Der Kultus des Erzengels Michael, der, in Phrygien entstanden, über Konstantinopel, den Monte Gargano und Rom im 8. Jh. nach Frankreich verpflanzt worden war, hatte sich während des Mittelalters hauptsächlich vom Mont-Saint-Michel aus über alle Länder des Occidents, namentlieh über Deutschland und England, verbreitet, und der Mont-Saint-Michel au Péril de la mer wurde und blieb das berühmteste Heiligtum des heil. Michael, das „rendez-vous" der katholischen Welt.* Die frommen Gläubigen eilten aus ganz Frankreich, aus ganz Europa herbei. Besonders von der Mitte des 13. Jh. an wurde der Zudrang ein ganz gewaltiger und allgemeiner. Im Jahre 1333 pilgerte eine unzählige Menge kleiner Kinder, die sich „pastoureaux" nannten, zum Mont-Saint-Michel (s. Germain, Saint Michel et le Mont Saint-Michel, in 8⁰. Paris, Firmin-Didot. 2e éd. [kleine Ausgabe], p. 71 ff., 127 ff., 135 ff., 147 ff.). Es ist also gewifs kein zufälliges Zusammentreffen, dafs unsere beiden Hss. aus den Jahren 1280 und 1340 stammen. Guillaume hatte sein Werk für die Laien, für die Pilger geschrieben (s. Roman, v. 1—20), und es ist nur zu natürlich, dafs sein „Roman" viel begehrt und darum auch vervielfältigt und dafs das Kopieren der Original.-Hs. von den Mönchen als ein einträgliches Geschäft betrieben wurde.

6. *Die Schreiber.*

Eine auch nur oberflächliche Prüfung der Sprache beweist, dafs der Kopist von *Hs. A* ein Franco-Normanne war. Er ist sich dessen, was er abschreibt, vollständig bewufst, und im allgemeinen folgt er der Grammatik und der Orthographie seiner Zeit. Er stammte höchst wahrscheinlich aus dem Cotentin oder einer anderen nördlich vom Avranchin gelegenen Landschaft, da er gern ie für ę + I-Element schreibt (s. unten No. 12 u. 20). Der Schreiber von *Hs. B* war höchst wahrscheinlich ebenfalls ein Franco-Normanne. Seine Heimat dürfte vielleicht im Süden des Avranchin zu suchen sein (in der Bretagne?), da er e (selten

* Schon in der Chanson de Roland ed. Th. Müller 1878², v. 1428 u. 2394, wird saint Michiel del Peril angerufen.

älteres ei) zur Bezeichnung von ę + I-Element gebraucht und es häufig für den Dativ as setzt (s. Görlich, Die nordwestl. Dial., Frz. Stud. V, Heft 3, S. 69; s. unten No. 12 u. No. 20). Er hat jedoch seine Vorlage ganz flüchtig und gedankenlos nachgemalt, daher denn auch die vielen Auslassungen, Umstellungen von Buchstaben und Wörtern, sinnlosen Wiederholungen und Verdrehungen von ganzen Versen. Ich will hier nur einiges erwähnen: li duc für il dut, v. 2054; doniers für doneriers, v. 2364; vermeille für merveille, 2962, 3561; te fera für defiera, 3124; Si que für Cil qui, 3172; que en mostier für que monter, 3252; narre leenz für naturelment, 3428, und ebenda molt für mont etc. etc. Einzelne Verse sind ganz verderbt, wie v. 2216 (= 2212 in A) Le conferm de son otrer. Umstellungen finden sich bei v. 443, 620, 1385, 1451, 1467, 1603, 3344, 3544 (s. das nähere unten bei: Verhältnis der Hss. zueinander). Bei nur oberflächlicher Betrachtung der Hs. B könnte man geneigt sein, zu glauben, dafs dieselbe von einem Anglo-Normannen herrühre. Denn wir treffen die von Suchier (Auban S. 19, Zs. I, 569, Rp. XVI), von Mall (Cp. 36), von Koschwitz (Karls Reise, S. 23 ff., und Ueberlieferung u. Spr., S. 19 ff.), von Lücking (Mundart., S. 91 u. 208) und von Rolfs (Roman. Forsch. I, 184) angegebenen agn. Charakteristika ziemlich häufig an, einige sogar auch in Hs. A (zu welchen deable, v. 182, und deablie, v. 1443, nach Suchier, Rp. XXVII, allerdings nicht zu zählen sind).* Wir finden also: e statt ié, o und eo (eu) statt oe und ue, oi statt ui (?), e statt ei, eir < er, ai < ei und e, die Präfixe an und en werden vertauscht, auch einigemal die Endungen abat und ebat. Andererseits aber fehlen die Hauptmerkmale der agn. Schreibweise: das f geht nicht aus dem Singular in den Plural über, s. v. 3422 (nur in B) jadis : antis (= antiquus); das protonische e verstummt nicht; vor allem ist der Laut ó (o^1) nie durch den Buchstaben u bezeichnet; ja oft hat B eine bessere franco-normannische Lesart als A, so z. B. für das schon erwähnte deable und deablie hat es dieable und diablie. Und weiter ist

* Eine Zusammenstellung aller anglo-normannischen Schreibarten mit der dazu gehörenden Litteratur findet sich bei P. Richter, Lai du Corn, No. XXIII der Ausg. u. Abhandl., S. 107.

zu beachten, daſs ein agn. Kopist des 14. Jh., der das berühmte „French after the scole of Stratford atte Bowe“ sprach, gewiſs die damaligen Verderbnisse au für a, ou für lat. ō und ŭ, w für v in seine Abschrift aufgenommen haben würde. (Üb. am < aum, an < aun vgl. Koschwitz, Üblf. u. Spr. 20; Ulbrich, Zs. II, 547; Uhlemann, Rom. Stud. IV, 559; Link, Amis-Sage 12.) Wir werden also die obigen Schreibungen nicht als Kennzeichen der agn. Mundart, sondern vielmehr als berechtigte orthographische Eigentümlichkeiten einer späteren Sprachstufe zu betrachten haben. Daſs sich übrigens Eigenheiten der agn. Mundart nach der Normandie leicht verpflanzten, kann bei dem lebhaften und regen Verkehr zwischen England und dem Mutterlande nicht Wunder nehmen.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich, daſs die graphischen Abweichungen der Hs. B von A sehr zahlreich sind, so daſs sich fast auf jeder Zeile Varianten finden, von denen aber verhältnismäſsig wenige den Reim und Sinn ändern. Die Hs. B schreibt vielfach œ für oi bei A, z. B. memœre, angœsse, e für ie (iglese), our für or (lour, jour), oum für om (noumer, soumier), on für un (sont, mont), iau(s) für el(s) (noviaument, biaus), s für z, y für i, ss für c, s für ch, g für j, g für gu, qu für ch, vielfach Wegfall des s im Wortkörper (etre, pretre), immer hors für fors, angre für angle, navire für navile, orfelins für orfenins etc.; dann begegnen wir den etymologisierenden Schreibungen temps, corps, sept, substance, paradis u. a. m.

7. *Verhältnis der Hss. zueinander.*

Es fragt sich nun, ob eine Hs. von der anderen, resp. ob die jüngere Hs. B von der älteren Hs. A abgeschrieben worden ist. Die hierauf zu erteilende verneinende Antwort will ich versuchen, folgendermaſsen zu begründen. Die durchgehends jüngeren Sprachformen bei B würden nichts beweisen, da wir uns wohl denken können, daſs der Schreiber seine Kopie, um leichter verstanden zu werden, der jüngeren Sprache seiner Zeit hat anpassen wollen. Auch würden die Verse 473—474, 1335 bis 1336 und 2635, welche die jüngere Hs. B — auſser den groſsen Lücken — mehr hat als die Hs. A, nichts beweisen, da

dieselben Interpolationen sein können. Wohl aber scheinen folgende Thatsachen meine Annahme zu sichern.

Die ersten 26 Verse der Hs. B sind wesentlich anders als die in der Hs. A. Diese verschiedene Redaktion wird gewifs schon in der Vorlage des Kopisten von Hs. B gestanden haben, da er bei seiner Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit die genannten Verse nicht selbst gemacht haben kann. Es ist sogar möglich, wenn auch nicht, wie später gezeigt werden wird, wahrscheinlich, dafs diese 26 Verse vom Dichter selbst herrühren. Ich mufs hier verweisen auf die „Études de M. Léopold Delisle sur Robert de Torigni et Guillaume de Nangis“ (cf. G. Paris, Romania IX, p. 607). Nach denselben scheint es unzweifelhaft, dafs die damaligen Dichter zu ihren Dichtungen sehr oft Randbemerkungen und Hinzufügungen auf die Abschriften ihrer Manuskripte machten. Einige Kopisten nahmen dann diese Randbemerkungen mit in den ursprünglichen Text auf, andere liefsen dieselben weg; daher zum grofsen Teil die verschiedenen Redaktionen. Wenn dies auch für unseren speciellen Fall gilt, so ergiebt sich daraus, dafs die betr. 26 Verse der Hs. B nicht von A abgeschrieben sein können oder umgekehrt, dafs mithin B eine andere Vorlage gehabt haben mufs als A.

Es fehlen in der Hs. B die Überschriften: Incipit Liber Secundus (nach v. 1382) und Explicit. ij.[us] liber. Incipit iij[us] (nach v. 2532 = A 2469). Ferner sind die Abschnitte viele Male anders; so ist ein Abschnitt gemacht in A bei v. 49, 245, 329, 405, 671, 1135, 1621, 1723 etc., wo B keinen hat; umgekehrt hat B einen solchen bei v. 389, 417, 747, 889, 1088, 1183 etc., wo A keinen hat, und so fort bis zu Ende, so dafs die Fälle der Nichtübereinstimmung in Bezug auf die Abschnitte weit zahlreicher sind als die in der Übereinstimmung.

Die Hs. B weicht durch sinnändernde Wörter und Ausdrücke, durch anders gestaltete und zum Teil sehr gekürzte Verse öfters von der durchgängig besseren Lesart der Hs. A dermafsen ab, dafs dem Schreiber von B die Hs. A nicht als Vorlage gedient haben kann (s. die Beispiele unten S. 43 ff. bei der Besprechung der verschiedenen Lesarten).

Vor allem aber wird durch die gröfsere Anzahl Verse der Hs. B unsere Voraussetzung gestützt. Dafs dieselben keine

Interpolationen, sondern echt sind, geht zunächst aus der Sprache, dem Reim und Metrum, hervor, die an den betreffenden Stellen genau so wie in der ganzen Hs. B (und A) behandelt werden. Die Reime Rochele : pre 2415, conseit : avait 2866, le : garde 3806 erregen allerdings Bedenken; doch liegt in dem ersteren, da keine Verse ausgefallen sein können (s. S. 41 f.), sicherlich Verderbnis vor, was ja bei dem Schreiber von Hs. B nicht zu verwundern ist; der zweite ist in conseit : aveit (von aveier = adviare) zu bessern, und für den dritten Reim müssen wir eine Form le für das pron. fem. abs. anstatt der sonst gebräuchlichen lei annehmen.

Für die Echtheit der betr. Verse der Hs. B sprechen ferner die benutzten Quellen, die oben auf S. 29 näher bezeichnet sind. Allerdings habe ich unseren Text mit den betr. lateinischen Quellen nicht vergleichen können, und so mufste ich mich mit den folgenden, auf diesen fufsenden und sich als Ersatz darbietenden Werken begnügen: Desroches, Histoire du Mont-Saint-Michel. Caen 1839. 2 Bde. Namentlich Bd. I, S. 128 ff. u. 161 ff. — Derselbe, Annales religieuses d'Avranches. I[e] partie, t. XIV, p. 395; II[e] et III[e] partie, t. XVII, p. 15 ff., der Mém. d. l. Soc. des Ant. de Norm. — Derselbe, Recherches historiques sur les paroisses de la baie du Mont-Saint-Michel, t. XIV, p. 37, in den Mém.; s. besonders die drei kleinen Karten von der alten Diöcese von Avranches (p. 88), die zur Feststellung unseres Textes höchst wichtig sind. — Endlich: Germain, Saint Michel et le Mont Saint-Michel. — Die Vergleichung ergab, dafs auch hier der Dichter seinen lateinischen Vorlagen genau folgt und dieselben getreu „par veirs romiens“, wie er v. 13 sagt, übersetzt.

So entnahm er die in den Versen 2403—2462 (welche die erste Lücke in der Hs. A ausfüllen) aufgeführten Örtlichkeiten den von ihm benutzten Mss. des Klosters, wie deutlich aus den eben citierten Werken von Desroches hervorgeht.

Die zweite Lücke nach Fol. 42 der Hs. A, die Verse 2583—2626, führen weiter die in A abgebrochene Erzählung von der Bestrafung des Kanonikus, der durchaus die Reliquien sehen will, die Saint Aubert vom Monte Gargano hatte kommen und in einem Reliquienkästchen verschliefsen lassen.

Die dritte Lücke, nach Fol. 46 in A, umfafst die Verse

2859—2911 der textkritischen Ausgabe. Bei einem Brande des Mont-Saint-Michel waren die Reliquien gestohlen worden. Der Diebstahl wird entdeckt, v. 2858, und nun wird weiter erzählt, wie endlich nach vielem Beten und Fasten ein Fischer die Reliquien findet, und zwar in einer Felsenspalte, wie sie unter dem Jauchzen des Volkes in die Kirche zurückgebracht werden, wie von der Zeit an der Stein, unter welchem sie versteckt waren, hoch in Ehren gehalten wird.

Die vierte Lücke, nach Fol. 48 in A, v. 3032—3075, erzählt von einem reichen Burgunder, der zum Mont-Saint-Michel pilgert, sich zum Andenken einen kleinen Stein von dort mitnimmt und denselben als Reliquie der von ihm zur Ehre Gottes und des heil. Michael erbauten Kapelle vermacht. Hier schliefsen sich dann beide Hss. (A 2870) mit dem Verse an: Por reliques mise li a.

Die fünfte Lücke, nach Fol. 53, v. 3376—3423. Bei seinem Tode hatte der Burgunder die Kapelle der ganz besonderen Fürsorge seines Weibes und seiner drei Söhne anempfohlen. Sie wurde jedoch entweiht. Dafür wird die Frau von Saint Michel bestraft. Nach mehreren Jahren macht dieselbe eine Wallfahrt zum Michelsberge; der heil. Michael läfst sie jedoch die Stufen nicht eher hinaufsteigen, als bis sie gelobt, die Kapelle wieder herzustellen. V. 3376—3379 erzählt das Ende dieses Mirakels. Mit v. 3380 beginnt das Wunder von dem Schild und Schwerte, das der Dichter Baudri nacherzählt (vgl. dazu Beaurepaire, Étude XXXVI). Dieser fragt bei einem Besuche auf Mont-Saint-Michel nach der Herkunft der auf dem Altare befindlichen Waffen. Da er von einem zufällig des Weges daherkommenden Manne keine Auskunft erhalten kann, läfst er den gelehrten Prior kommen, um ihn auszuforschen. Dieser antwortet, dafs er dem Erzbischof alles erzählen will, was er davon weifs, was er hat erzählen hören, „quant je esteie enfes petiz“, wie die Hs. A, v. 3171, mit der Hs. B fortfährt.

Die sechste Lücke, nach Fol. 59, v. 3784—3819. Hier beendigt die Hs. B die von A, v. 3531, abgebrochene Beschreibung des Schildes und des Schwertes.

Die siebente Lücke, nach Fol. 62, v. 4000—4041. Die Hs. A lautet v. 3711 u. 3712: De cest miracle ci leirons —

Ne sai, se cil ert el mostier. Zwischen diesen beiden Versen ist kein Zusammenhang. B schliefst richtig an: „Et un autre reconteron“. Und nun erzählt der Dichter ein Wunder „que en livre ne puis trover“ (v. 4003), sondern das er durch mündliche Überlieferung vernommen hat. Nach einem alten Herkommen brannten immerwährend drei Kerzen auf dem Hochaltare, eine für jeden der drei Erzengel Gabriel, Raphael und Michael. Jetzt brennen nur noch zwei, und zwar vor den beiden ersteren. Es wird nun erzählt, wie Michael „l'enorement del tierz cierge“ verlor. Ein Kruzifix befand sich auf einem Altare der Klosterkirche, vor welchem kein Licht brannte. Eines Tages sah nun der Kirchendiener, wie in seiner Gegenwart die für Sanct Michael bestimmte Kerze immer wieder dem letzteren von unsichtbaren Händen weggenommen und vor das Kruzifix gestellt wurde. Vor Entsetzen läuft der Diener zum Prior und erzählt ihm das Wunder. Und nun fährt die Erzählung, übereinstimmend mit Hs. A, fort: Ne sai, se cil ert el mostier“.

Die Verse also, welche die Hs. B mehr hat, gehören unzweifelhaft zu dem ursprünglichen Texte; es fragt sich nur, ob dieselben nicht auch in Hs. A alle vorhanden waren und erst dann verloren gegangen sind, nachdem die Hs. B abgeschrieben worden war. Gegen diese Vermutung sprechen jedoch zwei Umstände. Nach Fol. 46 der Hs. A ist eine Lücke, auf welche sich höchst wahrscheinlich, wie Fr. Michel und auch Huber annimmt, der wieder ausradierte Vers: „cen ne sei je cum fut ostee“, bezieht. Die Vorlage des Kopisten der Hs. A war somit schon verstümmelt. Ferner müssen wir festhalten, dafs sich durchgängig auf jedem Blatte der Hs. A sechzig sorgfältig geschriebene Verse, und zwar stets dreifsig auf jeder Seite, befinden, so dafs durch den Verlust eines Blattes der Hs. A immer sechzig Verse oder doch — in Anbetracht der Flüchtigkeit des Kopisten von B — annähernd so viele in der Hs. B erhalten sein müssen. Dies ist aber nur bei der ersten Lücke nach Fol. 40 der Hs. A der Fall; die anderen fünf Lücken umfassen jede einige vierzig Verse, deren Inhalt ganz vollständig und nicht etwa versehrt ist, so dafs er durch einige vom Schreiber der Hs. B weggelassene Verse zu ergänzen wäre. Nur nach Fol. 59 ist eine Lücke, die durch blofs sechsunddreifsig Verse

der Hs. B ausgefüllt wird, wo jedoch als sicher anzunehmen ist, daſs innerhalb der Verse 3792—3795 einige ausgefallen sind. Es muſs demnach zur Erklärung der sieben Lücken in A (mit Ausnahme der ersten) eine Hs. x angenommen werden, die auf jeder Seite je 22—25 Verse zählte und die also schon mehrere (mindestens fünf) Blätter verloren hatte, ehe sie der Kopist der Hs. A benutzte. Die Hs. B kann demnach nicht von Hs. A abgeschrieben worden sein; ebensowenig hat auch Hs. x dem Abschreiber der Hs. B als Vorlage gedient, namentlich wegen der auf S. 38 angeführten Gründe nicht. Wir haben demnach die Hs. B von einer Hs. y abzuleiten.* x und y können aber ihrerseits recht gut vom Original kopiert worden sein.

Die soeben festgestellte Herleitung und Abstammung der Hss. läſst es immer noch zweifelhaft, welche von den beiden Hss. dem Originale *innerlich* am nächsten steht, welche von ihnen die ursprüngliche Sprache des Dichters am besten überliefert hat und deshalb für die Herstellung einer textkritischen Ausgabe als Grundlage dienen kann. Wenn wir beide Hss. auf diesen ihren inneren Wert prüfen, so werden wir zugeben müssen, daſs Hs. A die ursprünglichen Laute fast durchgängig reiner, die Flexion strenger, die Metrik unversehrter und vollständiger bewahrt hat; auch bietet die Syntax und der Wortschatz der Hs. A ältere Gesetze und Bildungen dar. Diese Behauptung möge eine eingehende Vergleichung der verschiedenen Lesarten bestätigen. Die auf jeder Seite zahlreich vorkommenden Verstöſse gegen die Flexion und den Versbau in Hs. B können natürlich hier nicht alle behandelt werden.

Was zunächst die ersten 26 Verse der Hs. B anbelangt, so habe ich oben S. 38 die Vermutung ausgesprochen, daſs dieselben ebenfalls, nach den dort angegebenen Gründen, vom Dichter herrühren könnten. Bei genauerer Prüfung jedoch müssen wir die Lesart der Hs. A als die bessere acceptieren, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens ist das enjambement in v. 10 und 11 der Hs. B: Entendre a cels qui en dement — Sont,.... sehr auffällig, da eine derartige Stelle in beiden Hss. nicht wieder begegnet. Die Form vreitement für vraiement v. 9

* Siehe auch unten No. 20, Gutturale.

und 21 wird vom Dichter sonst auch nirgends mehr gebraucht, wenigstens kommt sie in keiner der beiden Hss. sonst vor. Und endlich reimt v. 25 fez (obl. pl. von factum) mit fes (fascem), ein Reim also von Vok. + z : Vok. + s, den der Dichter sonst streng vermeidet.

Besseren Sinn oder ältere Sprachformen bieten die folgenden Lesarten* von A gegenüber denjenigen von B dar. V. 88 lies forveier statt forfere; 99 lies A icel ore st. D'icel jor; 103 molt longuement st. a icel jor; 194 iriement st. inelement; 312 apoié st. aporté, da schon v. 310 aporté gebraucht wird; 321 Ci ouvra st. Couvra; 326 la granz st. l'autre. Nach v. 395 ist in B ein Vers ausgelassen; um nun einen Reim herzustellen, werden die Verse folgendermaſsen verändert: A grant planté ovreirs i ot : De tel grant fut que unques pot —, die natürlich keinen Sinn haben. 442 l. sordeient st. esteient; 444 autretantes st. autrement; 445 a feit tel guerre st. aveit...; 488 s'estent st. s'espent; 520 sunt recunte st. fut..., da es sich auf li miracle npl. bezieht; 530 la veie st. voient; 522 Et estre cen si unt un brief st. E entre ce si vit un brief; 636 tote l'estoire st. toste; 692 Quant tuit servum st. toz seron; 695 Si serom nos st. Si sere nous; 742 Cele igliese qui faite esteit st. Ce iglese qui fetes esteit. Ebenso lies 758 faite st. fetes; 787 esteit st. esteient; 802 message st. messagier; 871 lies plus st. dit; 872 que je ne di st. dit; 881 portendre et aprcsteir st. portendent a aprester; 903 s. unter Silbenzählung; 935 En-es-le-pas desqu'el vint la st. En inelei dis que vint la; 939 s'en sei de fi st. ce sen defi; 974 bien oleient st. bon senteient; 1010 Si reparole del pardon st. Si reparla de Deu pardon; 1016 Qui escoutout st. escouteient; 1048 apent st. apartient; 1095 chantent st. oient; 1269 Il meïsmes st. Li meïmes; 1274 li st. lor; 1325 Issi fut mis que en sum estout st. Eissi fut mis desus c'estout; 1425 et folée st. e afolée; 1430 tost st. tout; 1448 lies ce li preia st. il le preia; 1476 liest Varnhagen in Hs. B feste, wo A fiufé hat; B wird demnach fefié = fiefé zu lesen sein; 1522 lies mesmener für tresmuez. Die Verse 1548 und 1549 (= A 1544) lauten in B: Ovec sa

* Ich stelle im folgenden nur die Lesarten der beiden Hss. gegenüber und gebe nicht etwa den kritischen Text.

terre Richart son fils — Lor a livré, amés toz dis, gegen welche Sinn und Versmafs und Reim sprechen, da, wie schon bemerkt, Vok. + z (fiz ist zu setzen) : Vok. + s nicht reimt. 1601 lies de l'une part st. de l'atre. In v. 1621 u. 1622 sind die zweiten Vershälften in B vertauscht worden. 1646 lies jouvres für jeunes; 1719 lies boviers (= Ochsenknechte) st. bourgeis (vgl. charnier = Pflugknecht, wie Tobler, Zs. X, S. 164, die Bedeutung zu v. 62 El., Lais der Marie de France éd. Warnke, angiebt); 1737 lies: qu'a dit tot vait en vent st. qu'a dit ert neent, wo neent offenbar aus der folgenden Zeile stammt; v. 1791 hat B die schlechte Lesart: Entretant au mont iouent (?); 1813 hat B Quanque li dus requis li a, läfst dann den v. 1814 aus, so dafs nun drei Verse miteinander reimen, was der Gepflogenheit unseres Dichters durchaus widerspricht; v. 1868 lies aünez statt amenez; 1877 Uns vel[s] st. Un suen; 1880 rovast st. loast; 1956 N'en n'eient-ils st. ne n'eit-il; 1952 as gardes st. esgarges; 1973 Quant Bernier ot (audit) l'escusement st. Quant ot oy s'escusement; 2003 ou que que seit st. ou que se (= ce) seit; ou ohne Accent, s. Anmerkungen; 2183 lies: qu'il vit que amendout st. qui vit qu'amender dot; 2216 hat B Le conferm de son otrer, wodurch der Reim rei : otrer entsteht, wenn letzteres nicht für otrei verlesen ist, was jedoch die Lesart von B auch nicht besser machen würde; 2250 lies: la puisse st. li puist; 2154 (A 2250) Li archevesques qui r'apent st. L'arcevesque qu'i apent; 2296 hat B die schlechtere Lesart: Que feit chartre a deu remaignant; 2366 u. 4102 (A 3770) greanté st. garanté; 2493 (A 2430) faite et acheveie st. feste e escrivee; 2509 (2446) melage st. trevage (= modernes truage, Zoll auf Waaren), doch s. Anmerk.; 2629 (2521) huem desolz ciel st. home soz ciel; 2817 (2709) fieltres st. futes. Die Verse 3002 u. 3003 (2840) sind in B so gefafst: En l'abeie ne en mont — Nenil veir, sire, l'abbé respont. Hier entscheidet wohl das Metrum für A. 3016 (2855) lies: vivent st. i sont; 3124 (2918) defiera ist wohl besser als te fera; 3336 (3130) A besser, da B: Aveit si commencé a plorer; 3428 (3175) lies: Il est mont naturelement st. Il est molt narre leenz. Auch v. 3447 (3311) ist in A gramment dem grant gent des B der Vorzug zu geben, wenn auch letzteres sinngemäfs ist. 3512 (3259) lies: Li evesque[s] lor a predit st. L'evesque

lor a apres dit; 3616 (3362) lies: loiez st. oiez; 3712 (3460) poiant st. puissant; 3871 (3730) esmesri st. esmayé; 3935 (3647) U li caudeu st. O les mauves, s. Anmerk.; 3995 (3852) lies: Tresqu'a st. Desqu'a.

Der mangelhafte Reim spricht in den folgenden Versen gegen die Lesart von B. V. 121 lies eirre : proveire st. estres; v. 171 grief : chief st. grant : chief; 222 s'il ne l' faseit : encorreit st. s'il n'esteit feit; 299 qui onques seit : dreit st. que euls aient fait : dreit; 421 de hauteice : estreice st. de haut : estreit; 823 wo A letanie : la croce oïe, B hingegen la rote entre; 897 reimt A richtig: flambeiant : avant, B : au vent, also ein Reim an : en, den unser Dichter nie anwendet; 959 hat B prins (st. pris) : mis; 1317 lies: dit le servise : guise st. dite la messe, cf. servise : guise 1331, 1689; 1718 A aloent : remuoent, B dagegen aloient : reveient; 1725 lies dreit : voleit st. veir : vodreit; 1749 fut : crut st. desplout (s. Anmerk.); 2702 (2594) vit : il dit st. : soleit. Ebenso sind des nachlässigen Reimes wegen die Lesarten von B nicht zu acceptieren in den folgenden Versen: 2912 (A 2750) Oncore veil en cest romanz : Mostrer miracle beaus e granz, da granz obl. sing. sein soll.* Desgleichen hat B ungenauen Reim v. 2932 (2770): Ainces s'en veit a se evesque : Departiz sont touz dous du lieu. Und endlich haben wir hier noch anzuführen v. 3252 (3046), wo A que monter : aler, B hingegen que en mostier : aler.

Die Personen- und Ortsnamen kommen in Hs. A dem Original fast stets näher als in Hs. B. So schreibt A, v. 65: Estienvre, B Estienne; 452 Coisnon, B Coignon; A immer Autbert, B Aubert (nie mit t); A fast stets Monte-Gargagne, B Mont de Gargagne; A Damle-Deu, B immer Dame-Deu, u. s. w.

In Hs. B fehlen viele Verse, die durchaus notwendig zum Verständnis oder des Reimes wegen erforderlich sind, und zwar je ein Vers nach v. 100, 180, 205, 279, 394, 505, 1233, 1271, 1498 (A 1494), 1548, 1653, 1839, 1845, 1932, 2230, 2246, 2381, 2539 (2476), 2559 (2496), 2674 (2550), 3059, 3518 (3265), 3550 (3297), 3595 (3341), 3635 (3382), 3830 (3542); je zwei Verse nach v. 1616 (1612), 1710, 1746, 2030, 2731 (2623),

* Man könnte allerdings hier auch bessern: miracles, und alsdann granz als Opl. ansehen. Ich ziehe jedoch die Lesart von Hs. A vor.



2951 (2790), 3113 (2997); je vier Verse nach v. 1492 (1488), 2142 (2138); je sechs Verse nach v. 227, 1432 (1428) und zwölf Verse nach 1360 (1356).

Durch Abirren des Auges sind in B die folgenden Verse verderbt: v. 1021 lies escoltez st. enpensez; 1432 sens st. temps; 1864 celeement st. privement. Auf dieselbe Weise sind verloren gegangen die vier Verse 2471—74 (A 2408—11), die zwei Verse 3342—43 (3136 u. 37) u. 3963—64 (3676—77) und der Vers 3587 (3334).

Verse von zweifelhaftem Werte bietet die Hs. B ebenfalls, so v. 903: E par empres la croiz aloient, s. die Silbenzählung; v. 1451—54 (1447—) sind in zwei zusammengefaſst: Les convenanz qu'a Rou feront : Dorre en avant e pez avront. Desgleichen finden wir in B die folgenden Verse verkürzt, denen ich jedoch die Lesart von Hs. A vorziehe, da deren breitere und umständlichere Fassung der Sprache unseres Romans angemessener ist. So hat Hs. B wiedergegeben: die Verse 1465—68 (1461—) durch: Que il prenge crestiente — Tant li a dit qu'a feit son gre; v. 1469—72 (1465—) durch: Uns quens de France le leva — Dore en avant Robert non a; v. 1571—76 (1567—) durch: A son fiz fut granz anemis — Le rey de France Loys; v. 1615 bis 1618 (1611) durch: En Danemarche ou i maint — De guerre a lui forment se plaint; 1641—45 (1637) durch: O son franc hom, li quens Richart — Proz e hardiz comme leubart, wo auch noch der Nom. li quens gegen Hs. B auftritt.

Gleich gute Lesarten (in A und B) scheinen die folgenden Zeilen und Stellen zu enthalten: v. 1257 hat A Crient, B Errent, welch letzteres jedoch wahrscheinlich auch crient gelesen werden könnte; v. 1260 (1256) liest B: Quer perdu ont lor bon seignor; v. 2043—44 (2039) liest B: Toute l'iglese e l'abeie : Lor a mis[es] en lor ballie; v. 3180—81 (2974) sind in B: Comme eul ert gaste[e] e ledee : Tres bien semblot chose gastee; v. 3257 (= A 3051) liest B: Tant a ci, Dex, lei destorbier. Das von Michel hinzugefügte t in lai[t] ist wegzulassen. Ci muſs jedoch bei diesem Ausrufe stehen, vgl. Tobler zu Warnkes Lais der Marie de France in Zs. X, 164 (s. auch Anmerk.).

Die Hs. B. weist auch einige Lesarten auf, die meiner Ansicht nach besser sind, als in Hs. A, so v. 63 lies mit

B: dous st. dunc; v. 79 hon (zu bessern huem) st. home; 83 quant qu'il st. quant; 138 l'en fiere st. le fiere; 163 l'enor st. le non; 282 au st. a li; 455 Les autres st. le autres; 476 mie (= mica) st. demie; 561 lies descenduz : venuz st. ohne z; 617 lies conduiz; 711 lies ne n'ai oï st. ne 'ne soï (wie schon Huber a. a. O.); 814 lies viengent; 819 a dreit st. a trait; 1102 sonee st. finee (d. i. nachdem die Stunde geschlagen hatte); 1303 lies arresteuz : descenduz; 1420 u. 1519 s. Anmerk. Besser scheinen auch zu sein die Verse 1752—54, welche lauten: N'orent por li point amende, Ainces l'ont Deu tot deguerpi; A merve[i]lles ce nest (= s'en est) marri; v. 1864 (1860) lies mit B: Qu'il le suient (zu bessern in seivent = sekvunt), s. Anmerk.; v. 1952 lies sereit st. fereit; 2029 esteit grant st. est grande; 2401 siehe Anmerk.; 2665 (2540) orer st. ovrer; 3229 (3023) Avoe st. Al ure, s. Anmerk.; 3477 (3224) Herbes et ce qu'aconseveit statt Herbes et cen que consueit (s. Anmerk.); v. 3724 (3472) hat B: Li escrit dient qu'il (= qu'el) ploveit. Dies ist vielleicht auch der Hs. A vorzuziehen, welche liest: Il [est] escrit que el ploveit.

Schlieſslich muſs ich noch erwähnen, daſs Hs. B auſser den groſsen zusammenhängenden Stellen, welche die Lücken in A ausfüllen, auch noch anderswo einige Verse mehr zählt, als Hs. A Mit den von mir beigefügten Verbesserungen dürften dieselben wohl als echt anzuerkennen sein. So folgt nach v. 472:

473 Reies, tongars e[t] manqreaus;*

474 E[t] sorsmulez [et oder molt] grans (l. z) e[t] bieaus [l. beals); nach v. 1334 (1332) füge ich das folgende Verspaar aus Hs. B in den kritischen Text:

1335 Tant que conseil bon et leal — lies: Tant que conseils buens et leials

1336 I o[u]t mostier parrochial — lies: Out li mostiers parrochials;

nach v. 2635 (2527) nehme ich noch diesen auf:

2636 Qui les moines lever feseit (l. faiseit),

wodurch alsdann, wenn nicht in B auch wieder ein Vers fehlt, allerdings ein dreifacher Reim entsteht.

---

* Im krit. T. muſs dieser Vers lauten: Raies, tons gras et maqu[e]reals. Der Schreiber hat in manqreaus sich offenbar verschrieben und nq oder uq für qu eingesetzt (s. Anmerk.).

Aus der soeben beendeten Untersuchung ergeben sich für die Textbearbeitung folgende Regeln und Grundsätze:

1) Die Hs. A bildet die Grundlage unseres Textes, die Hs. B tritt nur ergänzend ein.

Das Hauptkriterium bildet der Versbau, und zwar: a. die Silbenzählung; b. der Reim.

2) Wo die Hs. B die ältere, d. i. bessere Lesart bietet, ist diese in den Text aufzunehmen.

3) Wo weder Reim noch Silbenzahl Aufschlufs giebt, müssen diejenigen Formen beibehalten werden, die am öftesten in beiden Hss. vorkommen; in zweifelhaften Fällen mufs konjiziert werden.

Ich werde nun nacheinander den Versbau, die Laut- und Flexionslehre behandeln und mich dabei auf das Hauptsächlichste beschränken, da meine umfassende, schon vor zwei Jahren vollendete Untersuchung der Sprache unseres Denkmals durch die Arbeit Hubers fast ganz hinfällig geworden ist. Auf Grund der durch Metrum und Reim gesicherten Erscheinungen werde ich alsdann versuchen, die ca. 330 Verse, welche die Hs. B mehr hat, als Ergänzung zu der Michelschen Ausgabe — jedoch in der Sprache unseres Dichters, soweit ich dieselbe kritisch ermittelt habe — wiederzugeben.

Anmerkungen zum ganzen Roman und ein Namensverzeichnis sollen meine Abhandlung schliefsen.

(Fortsetzung folgt.)

Bamberg. A. Ullrich.



Über das H und die verwandten Laute.

Von
G. Michaelis.

I.

Zu den ſchwirigsten Aufgaben der Phyſiologie der Sprachlaute hat von jeher die Frage gehört, wie das *h* phyſiologiſch aufzufassen und in welcher Lautklasse dasſelbe unterzubringen ist.

Wärend es bei den Römern Jarhunderte hindurch ein Gegenſtand des Streites geweſen ist, ob das *h* überhaupt eine *litera,* ein Buchſtabe ſei, oder nicht, haben auch ſpäter die Kämpfe über die Natur des *h* niemals aufgehört; neu angefacht ſind dieſelben in Deutſchland beſonders durch Hofforys anregende „phonetiſche Streitfragen" in Kuhns Zeitſchr. Bd. XXIII (1877) und neuerdings durch Emil Seelmanns umfassendes Werk: die Ausſprache des Latein, Heilbronn (1885).

Es ſei mir der Verſuch geſtattet, vor dem Leſer ein kleines Bild der darüber gefürten Kämpfe und der auf die Beantwortung diſer Frage gerichteten Beſtrebungen zu entrollen, an welchen ſich vile unſerer bedeutendsten neueren Phyſiologen und Phonetiker beteiligt haben. So weit es möglich ist, werde ich dieſelben ſelbst reden lassen. Ich bemerke von vorn herein, dass wo im folgenden von *h* die Rede ist, im allgemeinen nur das anlautende, einem Vokal vorangehende *h* gemeint ist.

Ich neme als Ausgangspunkt die Auslassungen von Seelmann. Diſer ſtellt S. 254 zwei grundverſchidene Gegenſätze der vokaliſchen Aſpiration auf. Es heißt daſelbst:

„Die graphiſche Verbindung *h* + *vocal* ist phyſiologiſch einer doppelten Auffassung fähig.

1. Nach deutſcher Art verengt ſich bei der Ausſprache hierher gehöriger Worte die Stimmritze bis zu einem gewissen Grade, ſodass der Luftſtrom die Enge passiren kann one bereits die Stimmbänder in Schwingungen zu verſetzen: es entſteht alſo ein einfaches (durch gewisse Bewegungen des Gaumenſegels und anderer Mundorgane noch verſtärktes) Reibegeräuſch, das man als ſtimmloſe Kelkopfſpirans auffassen kann. Danach tritt erst der für das Tönen der Stimme und ſpeziell für die Bildung des folgenden Vokals nötige Grad der Stimmritzenverengerung ein. Deutſches *h* ist alſo ein ſelbſtändiger Laut, ein reiner Geräuſchlaut, der alſo phyſiologiſch am besten durch *h* widergegeben wird. Deutſch *„habe“* ist demnach gleich *h* + *abe*.

Dem gegenüber ist die Ausſprache eines unmittelbar anlautenden Vokals bemerkenswert. Die Stimmritze pflegt (außer im Fluss der Rede) hier für einen Moment ſich ganz zu ſchließen: der Luftſtrom explodirt mit einem ſpeziell bei der Flüsterſtimme wol vernembaren Knacken, der ſog. Kelkopfexploſiva, und der reſultirende Vokal erhält ein äußerst festes energiſches Gepräge one jede Spur von Aſpiration.

2. Eine gewisse Konſtellation der Organe des Kelkopfs erlaubt andererſeits ein *h* zu bilden, wärend dessen ganzer Dauer bereits der in der Schrift folgende Vokal tönt. Wir haben hier keinen ſelbſtändigen Hauchgeräuſchlaut und folgenden reinen Vokal (*h* + *vocal*) vor uns, ſondern nur ein Produkt aus beiden: es ſind gehauchte Vokale $\left(\frac{h}{a}, \frac{h}{e} \text{ etc.}\right)$. Je nachdem der Vokal ſtark oder ſchwach gehaucht ist, ſprechen wir ihm einen *spiritus asper* oder *lenis* zu. Die ſtark gehauchten Vokale bezeichnen wir nach griechiſcher Art durch übergeſetztes ‘, die ſchwach gehauchten durch ’. Die Vokale *a̔, e̔, o̔* ſind alſo von *a̓, e̓, o̓* nicht weſentlich, ſondern nur graduell verſchiden. Sie ſtehen darin vollſtändig der deutſchen Art mit irem Weſensunterſchid fremdartig gegenüber.“

Nr. 1. Der weſentliche Gegenſatz.

Betrachten wir zunächst Seelmanns weſentlichen Gegenſatz Nr. 1.

Die gewönliche Tradition, welche vom Altertume her im Zeit-

alter der Renaissance auf die neueren Forſcher übergegangen war, war die, dass das *h* einfach eine dem Vokal vorangehende Aſpiration ſei, die man nicht als vollen ſelbſtändigen Laut anſah. Vgl. unten Abſchn. III.

Petrus Ramus, Grammaticæ libri quatuor, Par. 1559 — Bas. 1569, p. 5, sagt: „*Ha* nota est aspirationis, quæ solis vocalibus præest."

Hier. Fabricius ab Aquapendente, de locutione et ejus instrumentis liber, a Joan. Ursino ed. Ven. 1601, p. 12: „*H* tanquam nihil significet, a literarum consortio rejecta est. etenim aspirationis nota, neque quicquam literæ habet, nisi figuram."

Wie diſe Aſpiration hörbar werde, danach fragte man meist nicht. Indes ſchon lange vor der Erfindung des Kelkopfſpiegels hatten einige Sprachforſcher und Phyſiologen erkannt, dass ſich beim *h* die Stimmbänder etwas einander nähern und eine gewisse Zeit in diſer Stellung bleiben, ſo dass ſie dem Luftſtrom im Kelkopf einen gewissen Widerſtand leisten, an welchem eine Reibung entſtehen muss.

Der Geistliche an der Paulskirche in London und Mitſtifter der Royal Society, William Holder, Elements of Speech (1668) ſprach ſchon eine ſolche Vermutung aus: „*H* is only a guttural aspiration i. e. a more forcible impulse of breath from the lungs, applied when we please, before or after other letters. And if we will ascribe any articulation by motion or figure to it, it is only a more sudden and forcible contraction of the lungs, and collecting the breath in the pipe of the *aspera arteria,* and possibly *somewhat straitening in the mouth of it, which is the larynx,* and all the formation of it ends there: and thus applied to a vowel, or to some of the consonants, it does indeed affect them with a different sound, and therefore deserves to be considered in this place, though not as a consonant, having no appulse; nor as a vowel, being never vocal, but affecting only the breath, and that by an addition only of force, but not by any figure in the mouth."

Schon beſtimmter erkannte der erste deutſche Taubſtummenlerer, der in Schaffhauſen geborene Conrad Amman, Dissertatio de loquela, Amsterd. (1700) p. 13, die Verengung der Stimmritze beim *h*: „*h* omnium *Consonatium* est simplicissima, non enim differt ab aëre, quem communiter per os apertum exspiramus, nisi quod in *Laryngis rima* paulo densius coarctetur, estque communis sequentium materia:

si enim *fauces* ope partis *Linguæ* posterioris, in *gibbum* elevatæ, ita arctantur, ut spiritus cum sibilo quodam vique erumpat, ex *h* fit *Belgarum* et *Germanorum ch*, idem cum *Græcorum χ* et *Hispanorum g* in voce *mugere*."

Joh. Bödiker, Grundſätze der deutſchen Sprache, Berlin 1690, bemerkt: „Das *h* wird im Deutſchen für ein *Conſonans* gerechnet, hat aber doch die Natur eines halben *Vocalis*." — L. Frisch in ſeiner Ausgabe von 1723 ſetzt dafür: „H ist im Teutſchen ein *Conſonant*."

Gottſched, Deutſche Sprachkunst ([5] 1762) S. 33, ſagt: „*Ha*, ein deutlicher Hauch, wie das lat. *h*, doch weit gelinder als *ch*, welches vil rauher aus der Gurgel färt: *ziehen* nicht wie *ziechen*."

A. v. Haller, Elementa physiologiæ, T. III (1761), S. 466, ſagt: „*H* sive aspiratio adeo simplex sonus est, ut vix possit pro consonanti haberi, neque a Gracis eam in classem admissa fuerit. Fit aere de laxa glottide leniter eliso (Holder), quasi anima nos callefacere vellemus, densare vocat Ammanus." Der Hinweis auf Holder und Amman lässt keinen Zweifel über das, was Haller unter der *laxa glottis* verſtanden hat.

Benj. Franklin, A Scheme for a new Alphabet and reformed Mode of Spelling (1768), nennt das *h* „a strong and more forcible aspiration" und ſtellt es unmittelbar hinter die Vokale. Über die Anordnung ſagt er: „It is endeavoured to give the Alphabet a more natural Order, beginning first with the simple sounds formed by the Breath, with none or very little help of the Tongue, Teeth and Lips, and produced chiefly in the Windpipe." Cf. Ellis, EEP. 1059.

J. Nast, Der teutſche Sprachforſcher, II (1778), gebraucht noch *guttural* in richtigem Sinne S. 60: „Der erste Mitlauter (bei der Kele angefangen) ist *h*, ein Hauch, *Spiritus*, Aſpiration, den die Kele erzeugt, wenn die ſtiller oder lauter tönende Luft von der Lunge hervorgeſtoßen, in der Kele ſich formirt und zum Munde herausſtrömt. *h* ist alſo der eigentliche ſog. Hauchbuchſtab. An ſich zwar ist kein Buchſtab one Hauch oder Aſpiration möglich. . . . Unter diſen aber ist das *h* derjenige Laut, der nichts als Hauch ist. Es ist der ware und einzige Guttural- oder Kelbuchſtab der Teutſchen, im ſüdlichen Teutſchland ſtärker als im nördlichen."

Neue Anſichten tauchten von der hebräiſchen Grammatik aus auf, namentlich die, dass dem anlautenden Vokal ſtets ein konſonantiſches Element vorhergehe.

J. W. Meiner (Rektor in Langenſalza), Philoſophiſche Sprachlere (1781), teilte die Konſonanten (ſeine Hauptlaute) ein 1) in Pulmonal- oder Lungentöne. „Weil ſich die Luft von der Lunge ſelber auf zweierlei Weiſe abdrücken lässt: a) durch einen mäßigen Stoß, b) durch die bloße ſanfte Niderlassung der Lunge, ſo erzeugen ſich von der Lunge auch nur zwei Töne: a) der, den die Hebräer mit zwei Figuren א und ע bezeichnet haben. ... Der Grieche bezeichnet diſen Ton nur mit einer Figur, nämlich mit ſeinem *spiritus lenis,* den er allezeit zu dem Vokal ſetzet, wo diſer die Silbe anzufangen ſcheinet. Die Abendländer aber haben diſen Ton mit zu den Vokalen gezogen und ihn mit diſen zugleich durch die Vokalfigur ausgedrücket, wodurch ſie aber eine große Ungleichheit in die Ausſprache irer Vokale eingefürt haben. b) Der, den die Hebräer gleichfalls auch, und auch aus gleichem Grunde, mit zwo Figuren, einer, die quiesciren kann ה, und einer andern die nicht quiesciren kann ח, ausgedrückt haben; der Grieche hat ihn mit ſeinem *spiritus asper,* und die Abendländer mit einem eigenen Buchſtaben, wie die Hebräer, bezeichnet. — 2) Palatin- oder Gaumenbuchſtaben. Diſe werden ausgeſprochen, wenn die Luft durch verengerten Gaumen hindurchgedrückt wird: *g, k, ch* u. ſ. w."

Aus den Lungen kommt indes der Luftſtrom für jeden Sprachlaut, aber in den Lungen wird keiner ſpeziell gebildet; bei allen ſtimmloſen Konſonanten findet eine ebenſo ſtarke Kontraktion der Ausatmungsmuskeln ſtatt wie beim *h*. Meiners Anſichten erhielten indes dadurch eine Bedeutung, dass ſich Adelung in merfacher Beziehung ihm anſchloss.

Chr. Fr. Hellwag, Dissertatio de formatione loquelæ (1781), fand, dass unſere Sprache außer dem *h* noch einen im Kelkopf gebildeten, in unſerer Sprache nicht beſonders bezeichneten noch unbenannten Verſchlusslaut (*nixus*) beſitze.

§ 73. Consonans, quæ nomine quidem nec tamen veritate destituitur, est nixus ad laryngem sive guttur. .... Est litera gutturalis. § 74. Consonans *h* est susurrus ad laryngem, seu gutturalis. Differt ab ista litera innominata gutturali ut *f* a *b, sch* a *d, ch* a *g*.

Es waren dis vorläufige Andeutungen von unſerm festen exploſiven Vokaleinſatz, der ſog. Kelkopfexploſiva (Glottisexploſiva) und deren Gegenſatz zum frikativen *h*.

J. Chr. Adelung, Lergebäude der deutſchen Sprache Bd. I (1782), S. 128, unterſchid, an Meiner anknüpfend, nach den Sprachwerkzeugen 1) einen Lungenlaut (*pulmonalem*), der mit einem gelinden Stoße der Lunge hervorgebracht wird, das *h;* 2) drei Gurgellaute, *gutturales,* wenn bei dem Stoß zugleich die Gurgel verengt und der Stoß dadurch verſtärkt wird: *ch, g, k;* 3) einen Gaumenlaut, *palatinum,* wenn die Luft durch den verengten Gaumen gedrückt wird, das *j,* u. ſ. w. — Nach der Art des Lautes ſtellt er *h* und *ch* als ſtumme Hauchlaute auf. (Gurgel erklärt er in ſeinem Wörterbuch (1775) ſer ungenau: die Speiſeröre, der Schlund und die äußere Gegend vorn am Halſe unter dem Kinn).

Wolfgang v. Kempelen, der geniale Erfinder einer Sprechmaſchine, der Vorgängerin der Faberſchen, förderte in ſeinem Werke: Mechanismus der menſchlichen Sprache nebst der Beſchreibung ſeiner ſprechenden Maſchine. Mit 27 Kupfertafeln. Wien (1791), von welchem gleichzeitig in Wien eine franzöſiſche Ausgabe erſchin, die Unterſuchung der Sprachlaute weſentlich. Er beſchreibt das *h* in zwei Paragraphen.

§ 152. „H. Ein Mitlauter der zweiten Klasse, nemlich ein Windmitlauter. Er beſteht bloß aus einem ausgeſtoßenen Atem, oder ſtimmloſen ſtarken Hauch. Er kann zwar one Hülfe eines anderen Buchſtaben, aber nur ſer ſchwach und kaum auf einige Schritte gehört werden. Ich ſage vorſetzlich ein ſtarker Hauch, denn man kann auch hauchen one im geringsten gehört zu werden. Was ist nun aber ein Hauch? Ein Hauch entſteht dadurch, dass ſich die Stimmritze vil weiter öffnet als es zur Stimme nötig wäre, folglich der aus der Lunge kommenden Luft freien Durchzug geſtattet. Wird die Lunge nur ganz ſchwach zuſammengedrückt, ſo dass die aus derſelben getribene Luft mit der Öffnung der Stimmritze im Verhältnisse ſteht, d. i. nicht in ſo großer Menge herandringt, dass diſe Öffnung ſie nicht one Zwang durchlassen könnte, ſo ist es ein ſtiller unhörbarer Hauch. Wird die Lunge hingegen jähe und mit Gewalt zuſammengepresst, ſo dass die darin enthaltene Luft, die auf einmal weichen ſoll, nicht mer der Öffnung der Stimmritze angemessen ist, ſo ſtemmt ſich diſe Luft im Herausgehen, oder ſie wird vilmer von den zu engen Rändern zuſammengedrückt, wodurch ein hörbares Geräuſch entſteht, und diſes ist der ſtarke beim H vernemliche Hauch. (Villeicht trägt zu diſem Hauche

auch das Anſtoßen der Luft an den Gaumen und die übrigen Sprachwerkzeuge und die Richtung, die ſie dadurch bekommt, etwas bei.)“ ...

§ 153: „Diſer Buchſtab hat eine beſondere Eigenſchaft, die ihn von allen anderen unterſcheidet. Sie beſteht in dem dass er keine eigene Lage hat, ſondern immer desjenigen Selbstlauters ſeine annimmt, der ihm nachfolget. Wenn nämlich Gaumenſegel, Zunge und Lippen ſich in die Lage irgend eines Selbstlauters gerichtet haben, ſo lässt ſich die Stimme, die diſen Selbstlauter beleben ſoll, nicht ſogleich hören, ſondern die Lunge ſtoßt vorher in diſe Lage einen Hauch, dann verengert ſich erst die Stimmritze und fängt an zu tönen. Sagt man z. B. Himmel, ſo ligen, eh das H noch anfängt, ſchon Zunge und Lippen in der Lage des I, bei Huld in der Lage des U, bei Haus in der Lage des A u. ſ. f. Um hiervon wider einen Beweis zu haben, ſo richte man die Zunge und die Lippen zu einem A, dann halte man die flache Hand vor den Mund in der Entfernung etwa eines Zolles und ſpreche langſam Ha, ſo wird man, ſo lange das H dauert, ein Lüftchen auf der Hand verſpüren, ſobald aber der Selbstlauter a anfängt, ſo hört jenes auf.“

In diſen beiden Paragraphen v. Kempelens ligt gewissermaßen das Programm für fast alles, was ſeitdem über die Natur unſeres *h* verhandelt und gekämpft worden ist. Es handelt ſich dabei vornemlich um ſechs Kardinalpunkte:

1) konſonantiſche Natur des *h*,
2) Aufeinanderfolge von *h* und Vokal,
3) Stimmloſigkeit des *h*,
4) Reibung an den Stimmbändern,
5) akzessorische Reibung im Anſatzror,
6) vokaliſche Mundſtellung.

Alle diſe Punkte wurden nach einander Gegenſtand der Kontroverſe und in allen ſteht v. Kempelen noch heute leuchtend da.

1) Zuerst wurde die konſonantiſche Natur des *h* vom Standpunkte der alten römiſchen Grammatiker aus angegriffen und die Aſpiration neben den Vokalen und den Konſonanten als eine beſondere dritte Klasse der Sprachelemente betrachtet.

Die gewönliche Definition der alten römiſchen Grammatiker war, dass die Vokale für ſich, die Konſonanten nicht one Hilfe der Vokale ausgeſprochen werden können (vgl. unten Priscian),

wärend umgekert die Anficht der Semiten war, dass ein Vokal nicht one Hilfe eines Konfonanten gefprochen werden könne.

Aus difer falfchen Auffassung entftanden fchon bei den römifchen Grammatikern allerlei Zweifel, ob man das *h* zu den Konfonanten zälen dürfe oder nicht, und dife Zweifel haben fich von da aus bis in unfere Zeit widerholt.

Konr. L. Schneider, Lat. Grammatik, Elementarlere I (1819), S. 179, fagt: „Das *h* der Lateiner entfpricht dem griechifchen *spiritus asper,* welcher in älteren Zeiten durch diefelbe Figur H bezeichnet worden war, bis folche weiterhin geteilt und die linke Hälfte ⊦ für den *spiritus asper,* die rechte ⊣ für den *lenis* gebraucht wurde, wärend man das ganze Zeichen H für den Vokal η beibehielt... Mithin ist das *h* weder ein Vokal noch ein Konfonant, fondern das Zeichen der Afpiration (Varro R. R. 3, 1, 6 *afflatus*), d. h. desfelben Hauches, welches unfer *h* bezeichnet. Auch rechneten es merere der alten Grammatiker nicht zu den eigentlichen Buchftaben, namentlich Varro in der von Cornut. ap. Cassiod. p. 2286 angefürten Stelle (vergl. Prisc. p. 544) und Nigidius Figulus nach dem Zeugnisse des Mar. Victor p. 2456. Andere dagegen nannten es allerdings einen Buchftaben und zälten es fogar den ftummen Konfonanten bei, one zu bedenken, dass es fodann auch Pofition bewirken und den Hiatus aufheben würde.“ War das lat. h gleich dem deutfchen, fo hob es eben den Hiatus auf.

Chladni, Über die Hervorbringung der menfchlichen Sprachlaute, in Gilberts Annalen der Phyfik und Chemie, Bd. 76 (1824), fagt: „Die Konfonanten unterfcheiden fich hauptfächlich dadurch von den Vokalen, dass bei inen in irgend einem Teile der Sprachwerkzeuge eine noch ftärkere Verengung vor fich geht, als bei einem Vokale ftattfinden kann, wiewol mit Ausname des h. — Die 6. Abteilung der Konfonanten, wo die Hervorbringung bloß durch einen hörbaren Hauch gefchiht, enthält nur (wenn man nicht etwa das *Schwa* hierher rechnen will) den Hauchlaut *h*. Die Stelle der Hervorbringung ist noch weiter hinterwärts, als die wo das gutturale *ch* und das als Kellaut ausgefprochene *r* hervorgebracht wird. Dem Gefüle nach halte ich dafür, dass die hintere Gaumenöffnung bei dem *h* noch mer fich erweitert als bei dem *a*. Man kann alfo dem *h* eine folche Verwandtfchaft mit dem *a* zufchreiben, wie das *w* mit dem *u*, das *j* mit dem *i* hat, nur mit dem Unterfchide, dass bei dem *h* etwas

mer Erweiterung oder bei dem *w* und *j* etwas mer Verengung ſtattfindet als bei den mit inen verwandten Vokalen. Das *h* macht alſo in Hinſicht auf merere Erweiterung eine Ausname von allen übrigen Konſonanten, indem bei allen andern die Verengung ſtärker ist als bei irgend einem Vokal. Man kann es alſo füglich mer für eine Aſpiration als für einen eigentlichen Konſonanten halten, wie es denn auch im Griechiſchen nur durch ein dem folgenden Vokal beigefügtes Aſpirationszeichen, den *spiritus asper,* ausgedrückt wird. Von den Neugriechen wird diſer ebenſo one eine (wenigstens für Andere) bemerkbare Aſpiration ausgeſprochen, wie der *spiritus lenis.*"

Nach den Sprachwerkzeugen nennt Chladni das *h* mit Meiner und Adelung: Lungenlaut. (Vgl. Trautmann § 272.)

Carl Mayer (Prof. in Bonn), Über die menſchliche Stimme und Sprache, in Meckels Archiv für Anat. und Phyſiol. (1826), gab der *litera innominata* Hellwags den Namen Stoßlaut der Glottis. Er bemerkt S. 219: „Die Vokale ſind keine eigenen Laute, ſondern nur als Modifikationen des Tones, oder des Konſonanten anzuſehen. Wir ſprechen die Vokale gewönlich mit einem Stoßlaut aus, nämlich mit dem Stoßlaut der Glottis, für den wir auch eben deswegen keinen beſonderen Buchſtaben haben."

S. 220: „Die Organe, welche bei Hervorbringung der Konſonanten tätig ſind, ſind folgende: a) die Gießkannenknorpel und Stimmritzenbänder; b) die hintern Bogen des Gaumens mit dem Gaumenſegel; c) die Zunge und d) die Lippen.

I. Klasse: Blaſelaute. — Wird die Luft bloß durch die etwas verengerte Glottis getriben, ſo entſteht das *h.* — Werden die hintern Bogen des Gaumens mer zuſammengezogen und gehaucht, ſo entſteht das rauhe *h* oder das *ch* etc.

II. Klasse: Stoßlaute. — Die Stoßlaute haben eine doppelte Ausſprache, eine beim Öffnen und eine beim Schließen der Luftwege ... Der Stoßlaut der Glottis ist derjenige Laut, mit dem wir jeden Vokal ausſprechen. Er kann bei der In- und Exſpiration hervorgebracht werden."

Damit war der von Seelmann unter Nr. 1 als deutſcher aufgeſtellte weſentliche Gegenſatz zwiſchen dem Glottisreibelaut und der Glottisexploſiva, den ſchon Hellwag angedeutet hatte, beſtimmter hingeſtellt.

Grotefend, Art. H, Ersch und Gruber II, I (1827), ſchloss

ſich an Schneider an. Er ſagt: „Es fragt ſich, ob das *h* ein Selblaut oder Mitlaut ſei, oder villeicht keines von beiden, ſo dass die gewönliche Einteilung der Sprachlaute in Selb- und Mitlaute als unvollſtändig erſcheint. — Ein Selblaut kann das *h* nicht ſein, weil es für ſich nicht ausſprechbar ist, aber auch als Mitlaut kann es nicht gelten, weil es hinter einem Selblauter nicht vernommen wird .... Der Hauchlaut ist danach weder ein Selblaut noch Mitlaut, ſondern nur eine beſondere Modifikation des Sprachlautes ... Es bleibt mithin der Hauchlaut ein ganz eigentümlicher Sprachlaut unſeres Alphabetes.“

So war der ſchon vom Altertum her vorbereitete Grund zu einem Dreiklassenſystem gelegt, allerdings in beſchränkterem Sinne und auf etwas anderer Grundlage als das ſpäter von Brücke weiter ausgebildete.

K. F. Becker, Deutſche Sprachlere, Bd. I (1827), S. 35, ſagt: „Aus den Vokalen entwickeln ſich durch fortſchreitende Artikulation die Spiranten *h, s, j, w.* Der gelinde Hauch (*spir. lenis*) des Vokallautes zu einem ſcharfen (*spir. asper*) erhärtet, wird zum Spiranten *h*, der noch keinem der artikulirenden Organe auf eine entſchidene Weiſe angehört. In wiefern die Lautbildung überhaupt von der Kele ausgeht, ſteht er als werdender Konſonant zunächst unter der Einwirkung diſes Organs und geht daher leicht in die ſtarren Kellaute *g, k, ch* über.“ — Dagegen ist zu bemerken, dass *h* nidriger artikulirt ist als die Vokale, ſich alſo nicht durch fortſchreitende Artikulation aus diſen entwickeln kann.

Man ſiht, wie man hier noch, ſtatt einfach die Natur zu befragen, von vorgefassten Spekulationen ausging und danach die Erſcheinungen auszulegen ſuchte.

K. M. Rapp, Phyſiologie der Sprache, Bd. I (1836), kam ſchon etwas weiter, bewegte ſich aber ebenfalls noch zu ſer in ſolchen Spekulationen. Er ſagt S. 53: „Wenn wir vorhin den Urlaut als das Primitivste vom Sprachlaut erkannt haben und ihn nun für ein wirklich Einfaches halten, ſo täuſchen wir uns. Wenn ich ə ſage, ſo habe ich ſchon zwei Buchſtaben ausgeſprochen, d. h. neben dem Urvokal ist hier auch ſchon der Urkonſonant gegeben. Es ist ein Geſetz: Kein Vokallaut kann laut werden one einen Mitlaut, Mitlauter vorauszuſchicken, denn irgendwo muss die Stimme, die beim Kelkopf aus dem reinen Tongebiet in das Sprachgebiet hinüber-

tritt, anſetzen, um als Laut vorzubrechen, und diſer Anſatz, wenn er am einfachsten, unmerkbarsten geſchehen ſoll, produzirt ſich unmittelbar über dem Kelkopf in der Geſtalt desjenigen Konſonants, den unter allen von uns verglichenen Sprachen nur das feine Or der Griechen als einen wirklichen Laut gefasst und unter dem Namen des *spiritus lenis* fixirt hat. Um ſich von der wirklichen Existenz diſes Konſonanten zu überzeugen und ſich ſeine Individualität zur Anſchauung zu bringen, ſpreche man den Laut *a* doppelt, einmal one Anſatz, wo er bloß lang *a* wird, alſo *aa* = *á* aus, dann aber jedes *a* mit friſchem Anſatz *a'a*, ſo hat man gleich den Unterſchid; noch deutlicher: zwei Vokale *ai* one Anſatz gibt einen Diphthong; *a-i* mit Anſatz gibt zwei Silben (wiewol man es auch zweiſilbig one *Spiritus* ausſprechen kann). Wenn man in deutſcher Sprache, z. B. auf die Etymologie des Wortes *erinnern* von *innern* aufmerkſam machen will, ſo ſetzt man vor *i* mit der Stimme friſch an und ſagt *er'innern;* dis ist nichts anders als der eingeſchobene Spiritus. Diſer Laut muss jedem Vokal, der die Rede anheben ſoll, noch vortreten und er produzirt ſich überall von ſelbst, wo nicht ein anderer Konſonant den Vokal einfürt; er tritt alſo vorm Vokal überall ein, ſobald derſelbe nicht an einen unmittelbar vorhergehenden Laut one Abſatz der Stimme ſich anſchließen kann."

Weil man ſich die Fabel eingebildet hatte, dass ein Konſonant nicht im Kelkopf gebildet werden könne, ſo wurde willkürlich behauptet, dass der *spir. lenis* unmittelbar über dem Kelkopf entſtehe.

2) Es folgte dann der Kampf um die Frage der Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge von *h* und dem Vokal.

Purkinje (Prof. der Phyſiologie in Breslau, nachher in Prag, geb. 1787, † 1869), Badania w przedmiocie fizyologii mowy ludzkiéj, Kraków 1836, unterſcheidet bereits die dem Vokale vorhergehenden Hauche als Stimmritzenlaute, *soni glottidis,* nach der Stärke. (Vgl. Brücke[2] 11, 157). Er ſiht *h* fälſchlich als tönend an.

Johannes Müller, Handbuch der Phyſiologie des Menſchen, Bd. II (1837), ſah das *h* noch als bloße Aſpiration an und erkannte, dass diſe nicht gleichzeitig mit dem Vokal ſein könne.

S. 232: „Zu den *continuæ orales* durch den ganz offenen Mundkanal gehört bloß die Aſpiration *h.* Es findet hier keinerlei Oppoſition der Mundteile gegen einander als Urſache des Geräuſches beim

Durchgehen der Luft ſtatt. Das Geräuſch der Aſpiration ist der einfachste Ausdruck der Reſonanz der Mundwände beim Ausatmen der Luft.“

S. 236: „Die einzige *continua,* welche ganz ſtumm und keines Mittönens oder Summens fähig ist, ist das *h,* die Aſpiration. Verſucht man das *h* laut auszuſprechen, ſo tönt das Summen der Stimme nicht gleichzeitig mit *h,* ſondern folgt ihm und die Aſpiration erliſcht auf der Stelle, ſobald die Luft an den Stimmbändern zum Ton anſpricht.“

Indes, wenn das *h* überhaupt ein Geräuſch ist, kann es nicht bloße Reſonanz ſein, es muss irgend wo eine geräuſcherzeugende Urſache, eine Reibung, vorhanden ſein, damit eine Reſonanz entſtehen kann.

Dass ein im Sprachkanal gebildetes Reibegeräuſch einem Vokale vorangehen kann, ist an ſich klar. Es trat nun aber die Frage auf, ob das *h* mit einem ihm zugehörigen Vokale gleichzeitig gebildet werden könne?

Rudolf von Raumer ſuchte die phyſiologiſche Unterſuchung der Laute für die Erklärung der allmählichen Veränderungen, welche in den Sprachen vor ſich gehen, namentlich der von Rask und Grimm entdeckten Geſetze der konſonantiſchen Lautverſchiebung methodiſch zu verwerten in ſeiner Erstlingsſchrift: Die Aſpiration und die Lautverſchiebung, 1837 (Geſ. ſprachwiſſenſchaftliche Werke S. 1—104). Diſe Schrift hat warhaft banbrechend gewirkt, wenn auch manches der Berichtigung bedurfte. Raumer trat gegen die Anſicht Kempelens und Joh. Müllers, dass *h* nicht gleichzeitig ſein könne mit den tönenden Vokalen, auf. Es heißt bei ihm § 24: „Noch müssen wir einen vilbeſtrittenen Punkt berüren: die Frage, ob *h* ein Buchſtabe ſei oder nicht. Wir gehen von der Geltung des Zeichens *h* in der nhd. Schrift aus. Die Sprache lässt ſich zerlegen in einzelne Laute, die in der Zeit aufeinander folgen. Einen ſolchen Laut nennen wir ſchriftlich verzeichnet einen Buchſtaben. Nie werden zwei Buchſtaben zugleich geſprochen. Immer folgt einer dem andern. Mithin ist unſer nhd. *h* kein Buchſtabe; denn es fällt mit dem ihm folgenden Vokal zeitlich zuſammen. Spricht man z. B. *pâr,* ſo wird erst *p* und unmittelbar darauf *â* hervorgebracht; ſagt man dagegen *hâr,* ſo tönt das *h* ſo lange als das *â*. *h* ist nichts als das Zeichen, dass der Kelkopf zu öffnen und eine ſtärkere

Masse Atem hervorzubringen ſei. Inſofern hat Quintilian I, 4, 9 gewiss Recht, wenn er diſem *h*, das die Stelle des griechiſchen *spir. asper* vertritt, den Rang eines Buchſtaben ſtreitig macht. Denn, ſagt er, wenn das *h* ein notwendiger Buchſtab ist, ſo ſollte man auch ſein Gegenteil (den *spir. lenis*) bezeichnen.“ — § 25: „Die beiden Spiritus zeigen nur das Quantum Atem an, das zu jedem Laute verbraucht wird.“

Es ist ſchwer zu begreifen, wie Raumer es mit ſeiner Definition des *h* hat vereinbar finden können, dass mit demſelben gleichzeitig ein tönender Vokal gebildet werden könne. Gerade der Verſuch, die Vorgänge der Lautverſchiebung zu erklären, hätte eher zu der entgegengeſetzten Anſicht der Aufeinanderfolge füren ſollen. Raumers Behauptung fand auch bald entſchidenen Widerſpruch.

H. E. Bindſeil, Abhandlungen zur allgem. vergleichenden Sprachlere (1838) S. 274, ſagt darüber: „Diſes ſcheint mir eine Täuſchung zu ſein, denn ſpricht man *hâr, hêr* u. ſ. w. aus, ſo kann man gar wol bemerken, dass, ſobald man zur Ausſprache des Vokals übergegangen ist, der *h*-Laut ebenſo gut aufgehört hat, wie z. B. der des *f*, wenn man in *fâr* zu dem *â* in der Ausſprache übergegangen ist.“

G. Valentin, Lerbuch der Phyſiologie des Menſchen, Bd. II (1844), S. 291, weist auf verengten Gaumen hin: „Das *h* bildet den einfachsten Sprachlaut, der ſer leicht den Anfangsvokal eines Wortes begleitet. Wärend die Öffnung des Mundes für ſeine Erzeugung notwendig ist, werden dabei weder die Lippen noch die Zäne, noch die Zunge in Anſpruch genommen. Der im ganzen wie es ſcheint verengte Gaumen zieht ſich etwas in die Höhe, die Zungenwurzel dagegen wird mäßig gewölbt.“ Dann wäre aber doch die Zunge nicht ganz untätig.

Segond, Mémoire sur la parole, Archives génér. de méd. 4e Série. Tome XIV (1847), p. 350, erkannte, dass bei der Hervorbringung des *h* die Stimmritze etwas mer verengt ist als bei der einfachen Exſpiration:

„*Consonnes soutenues.* Les consonnes dont nous allons parler peuvent être soutenues comme les voyelles; les mouvements du tuyau vocal qui servent à les former n'agissent pas en produisant une véritable articulation; l'air ou le son arrivent plus ou moins librement à l'extérieur, sans être brisés ou arrêtés. Le phénomène de ce genre le plus simple est l'*h*. Beaucoup de physiologistes, Müller

en particulier, pensent que l'*aspiration* est due à la résonnance des parois buccales; mais il n'en est rien. Le tuyau vocal ne peut donner à l'aspiration que la forme des voyelles *a, e, i, o, u* etc. L'espèce de sifflement qui caractérise l'*h,* dépend d'un état particulier des lèvres de la glotte; celles-ci, au lieu de s'écarter comme pour l'expiration ordinaire, se rapprochent de manière à ce que l'air puisse les traverser sans les mettre en vibration, mais en produisant un sifflement analogue à celui que nous observerons plus bas, dans la formation des consonnes *s, ch, f, th.* La preuve de ce que j'avance m'est précisément fournie par Müller. 'Si l'on tente, dit-il, de prononcer l'*h* à haute voix, l'éclat de la voix ne sort pas en même temps qu'elle, mais vient après, et l'aspiration s'éteint aussitôt que l'air produit un son en traversant les cordes vocales'. — Si pour produire l'aspiration on ne se sert que de la cavité buccale, le bruit qu'on obtient est extrèmement sourd, et demande une grande dépense d'air. La véritable aspiration peut être soutenue autant qu'une note de la voix chantée. Ce n'est qu'en dépensant totalement l'air par une expiration brusque, qu'on parvient à produire une espèce d'aspiration buccale."

A. F. Ribbeck, Über die Bildung der Sprachlaute (ſchriftlicher Nachlass 1848), ſtellte auf: I. Reſpirationslaute, Spiritus: 1) Spiritus der Lungen, *spiritus asper.* 2) Spiritus des Kelkopfs, *spiritus lenis* der Vokale. II. Mundlaute. A. Vokale. B. Konsonanten.

„Alle menſchlichen Sprachlaute ſind entweder **Mundlaute** oder bloße Reſpirationslaute, *spiritus.* Diſe lezteren entstehen rein durch Einwirkung der Reſpirationsorgane (Lunge und Luftröre) auf den Atem, ſo dass ſich der Mund völlig gleichgültig, nur durchlassend, one alle Tendenz zur Mitbeſtimmung des Lautes, dabei verhält. Betrachtet man daher nur die Organe des Mundes als die eigentlich geſtaltenden Sprachwerkzeuge, ſo kann man die Spiritus auch nur uneigentliche Sprachlaute nennen. Sie bilden den Übergang aus den mer animaliſchen Hörbarkeiten der Reſpiration (Atemausſtoß und Stimme) zu der geistigeren Function des Sprechens. Es iſt aber der Spiritus ein doppelter, entweder **Lungenhauch,** oder Luftrörenhauch. Jener, der *spir. asper,* das *h,* wird hervorgebracht durch das den Atem ausſtoßende Zusammendrücken der Lunge, wobei sich die Luftröre ebenso wie der Mund gleichgültig

als ein frei durchlassender Kanal verhält. Der andere aber, der *spir. lenis,* der ſondernde Vokaldruck, der z. B. in dem Worte *un-ab-änderlich* dreimal gehört wird und one den es wie *u-na-bänderlich* klingen würde, entſteht durch einen den Lungendruck aufhebenden Druck der Luftrörenmündung, d. h. des Kelkopfs auf den Atem ... und ſo ist er ein gemildertes Stönen, wie das *h* ein gemilderter Gänhauch, jener gleichſam der Konſonant, wie das h der Vokal der Reſpiration."

Indes ſobald der Hauch in den Dienst der Sprache tritt, ſteht er doch in derſelben geistigen Function wie die übrigen Sprachlaute, und *h* in *har* iſt ebenſo eigentliches Sprachelement wie *p* in *par.*

A. Schleicher, Zur vergleichenden Lautgeſchichte (1848), S. 140, ſprach ſich änlich wie Bindſeil gegen Raumers Gleichzeitigkeit von *h* und Vokal aus. „Dis ist entſchiden nicht an dem; man ſpreche nur das Wort *(har)* aus, so wird man finden, dass mit dem Eintritt des *h* das Sauſen des *h* aufhört; v. Raumer hat hier falſch beobachtet; *a* in *hâr* ist gerade wie *a* in *pâr,* beide Worte unterſcheiden ſich nur durch den dem *âr* vorhergehenden und für ſich wol vernembaren Laut."

E. Brücke, Unterſuchungen über die Lautbildung (Sitzungsbericht der Wiener Akad., März 1849), ſah noch mit ſeinem Lerer Joh. Müller *h* als den durch die weit geöffnete Stimmritze geräuſchlos entſtrömenden Luftſtrom an und erklärte ſich gegen Segond, der den Laut des *h* mit dem Flüstergeräuſch verwechsele.

K. Heyſe, System der Sprachlaute in Höfers Zeitſchr. für die Wiſſenſch. der Sprache Bd. IV (1853), ſtellte drei Lautklassen nach dem Grade der Artikulation auf. S. 7 heißt es: „Die aus der Zerlegung der Silben entſpringenden einfachsten Laute ſind ſchon an ſich artikulirt. Allerdings aber ist die Artikulation derſelben gradweiſe verſchiden. Am wenigsten artikulirt ist der reine Hauch, in höherem Grade ſchon ſind es die Vokale, am vollkommensten die ſtarren Konſonanten."

S. 19: „Dem Vokal geht der Hauch gleichſam wegbanend voran: in die Subſtanz des Vokals ſelbst kann er nicht eindringen. Hauch und Stimme ſchließen ſich als völlig unvereinbar gegenſeitig aus und können nur nacheinander auftreten, nicht in einander verſchmolzen werden. Sobald die Stimme anſpricht, hört der Hauch auf, man ſpreche z. B. *ha.* Raumer behauptet unbegreiflicher Weiſe das Gegenteil etc."

Später ſtellte Raumer ſelbst das *h* einfach mit den übrigen Spiranten zuſammen. (Vgl. Geſ. Schriften S. 389.)

Zum vollen Verſtändnis unſerer Hauchlaute ſcheint es mir zweckmäßig, auch die Kelkopflaute der Araber mit zur Vergleichung herbeizuziehen.

G. A. Wallin, über die Laute des Arabiſchen, Zeitſchr. der deutſch. morgenl. Geſellſch. Bd. IX (1855), Schluss Bd. XII (1858), ſagt S. 20: „Wie ich die Spiration als das urſprünglichere der beiden Elemente der Sprache (Stimme und Artikulation), als die erste unerlässliche Bedingung zum Hervorbringen aller Laute betrachten muss, ſo kann ich auch nicht umhin, die Buchſtaben, welche der reinste Ausdruck der Spiration ſind und mit dem geringsten Zuſatz von einem andern Elemente unmittelbar durch ſie artikulirt werden, für einfacher und urſprünglicher anzuſehen als diejenigen, welche nicht one laute Stimme ausgeſprochen werden können. Ich ziehe alſo vor, das orthoepiſche Alphabet mit den ſpirirenden Kelbuchſtaben zu eröffnen und an die Spitze diſer ſtelle ich das ծ *h*, nicht allein weil es meiner Anſicht nach in dem am tiefsten ligenden Teile des Sprachorgans artikulirt wird, ſondern auch weil es unter allen Buchſtaben der natürlichen Aushauchung am nächsten ſteht und mit der geringsten Umwandlung unmittelbar aus ir in eine Artikulation umgebildet wird." — S. 33: „Wenn wir annemen können, dass die Aſpiration in den Stimmbändern ſelbst entſteht und hauptſächlich in inen vernembar, wenn auch nicht laut, gemacht wird, dass ſie überhaupt nichts andres als das Geräuſch des ſtummen Vokals in den nichttönenden Stimmbändern, mit einem Worte nichts als der ſtumme Vokal ſelbst ist, ſo ſehen wir, dass die Araber darin nur ſer folgerecht gehandelt, ire Aſpiration (= den ſtummen Vokal) nach den drei Modifikationen des lauten Vokals auszubilden."

S. 62: „In den meisten Sprachen wurde diſes einfachste Geräuſch der Kele zum ſelbſtändigen Laut ausgebildet und mit einem eigenen Charakter bezeichnet; nur im Griechiſchen ist diſes nicht der Fall. Hier konnte diſe Aſpiration bloß im Anfange eines Wortes vor einem unmittelbar folgenden Vokale gehört werden, und mag überhaupt dem griechiſchen Ore ſo ſchwach und bedeutungslos erſchinen ſein, dass ir in der Reihe der übrigen Buchſtaben kein Platz und kein eigener Charakter gegeben wurde.

Über den arab. exploſiven Kelkopflaut (Hamzé) ſagt Wallin

S. 61: „In Folge der exploſiven Natur diſes Lautes muss der ihn artikulirende Luftſtrom zuerst irgendwo im Organe zurückgehalten werden, um durch das plötzliche Öffnen diſes Verſchlusses mit dem allen Exploſiven eigentümlichen Nachſchlage hervorzubrechen. Diſe Einſchließung der Luft geſchiht hier in der Kele allein; aber auf welche Art, ob villeicht durch eine Annäherung der Kelkopfränder gegeneinander, ob durch Herabſenkung der Epiglottis über den Kelkopf, oder ob durch freiwilliges Zurückhalten des Atems, das zu entſcheiden traue ich mir nicht zu.“ — S. 64: „Das *Hamzé* ist in der Tat nichts als ein augenblickliches Schließen und Wideröffnen des Sprachorgans ... Wie die Artikulation aller andern Exploſiven beſteht auch die des Hamzé aus zwei Momenten: der Einſchließung oder dem Zurückhalten der Luft und dem Hervorſtoßen derſelben mit einer Exploſion. Da diſe beiden Momente in der Kele allein one Beihülfe irgend eines andern Organs bewerkſtelligt werden, wird das Hamzé zu den Kelkopfbuchſtaben gerechnet und ſeine Artikulationsſtelle in dem Teile des Larynx angeſetzt, der den Lungen am nächsten ligt.“

E. Brücke, Grundzüge der Phyſiologie und Systematik der Sprachlaute (1856) ſchloss ſich für *h* noch Joh. Müller an und ſtellte es mit den ſonstigen im Kelkopf gebildeten Geräuſchen als eine beſondere, von den übrigen Sprachlauten getrennte Klasse: Kelkopflaute (*gutturales veræ*) auf und behandelte diſe vor den Vokalen: I. Kelkopflaute, II. Vokale, III. Konſonanten.

Vom phyſiologiſchen Standpunkte aus ist es wol gerechtfertigt, die Kelkopfgeräuſche vor die Vokale zu ſtellen, bei denen die Stimmbänder zum Tönen erregt ſind und die Mundhöle eine beſtimmte Einſtellung erfordert. Unſer *h* ist offenbar nidriger artikulirt als die Vokale, überhaupt, wie Heyſe bemerkt, der nidrigst artikulirte Laut unſerer Sprache. Da indes die Kelkopfexploſiva ſchon eine höhere Artikulation der Stimmbänder zeigt und alle Kelkopfgeräuſche den Vokalen gegenüber konſonantiſch fungiren und als Geräuſchlaute mit den im Munde gebildeten Konſonanten ſprachlich den Vokalen untergeordnet werden, ſo werden ſie von den meisten Grammatikern lieber mit den übrigen Konſonanten erst nach den Vokalen behandelt. Ebenſo wenn man ſie als Vokaleinſätze oder als Gleitlaute betrachtet. Auch der Umſtand, dass die Kelkopflaute die Mundſtellung der Vokale antizipiren, müsste es als zweckmäßig er-

ſcheinen lassen, die Kelkopfgeräuſche erst nach den Vokalen zu behandeln.

Kräuter, Anz. f. d. A. III, 8, bemerkt: „Lautfolgen wie HA, HO, HU entſprechen vollſtändig ſolchen wie SA, SO, SU.“ In einer tabellariſchen Überſicht der konſonantiſchen Laute müssen auch die im Kelkopf gebildeten ire Stelle haben.

Für Kempelens „ſtimmlos“ hat Brücke weniger gut „tonlos“ eingefürt. Trautmann ist neuerdings wider zu „stimmlos“ reſp. „ſtimmhaft“ ſtatt „tönend“ übergegangen, und das hat vilen Beifall gefunden. Laute wie *f, s, sch* haben eine beſtimmte Tonhöhe, ſind aber doch ſtimmlos.

Über das *Hamzé* der Araber ſagt Brücke, 1. Aufl. S. 98: „Schon Purkinje gibt an, dass das *Hamze* als Exploſivlaut der Stimmritze gebildet werde, und in der Tat bedeutet das Zeichen *Hamzé* im Sinne der Phonetik: verſchlossene Stimmritze. Wird aus diſer Stellung ein Vokal angegeben, ſo kann demſelben kein Hauch oder *h* vorhergehen, denn dazu müsste die Stimmritze vorher hinreichend weit geöffnet ſein. Es muss ſogleich der Ton der Stimme erklingen und deshalb fällt das *Hamze* an dem Vokale, der ein Wort beginnt, mit dem *spir. lenis* zuſammen. Ebenſo erklärt ſich aus der Bedeutung „verſchlossene Stimmritze“ das plötzliche Abbrechen des Vokallautes, da wo *Hamze* eine Silbe endigt, und die darauf folgende Exploſion, die bei Widereröffnung der Stimmritze eintritt und dem Nachſchlage der Verſchlusslaute entſpricht. Diſer Nachſchlag ist vokaliſch, d. h. tönend, wenn die Stimmritze dabei nur ſer wenig und in Form einer ganz ſchmalen Spalte geöffnet wird, tonlos wenn die Stimmritze ſogleich weit geöffnet wird. Fängt die folgende Silbe mit einem tonloſen Konſonanten an, ſo muss begreiflicher Weiſe der Nachſchlag des *Hamze* ſeinen Ton verlieren, da er mit dem Beginne des Konſonanten zeitlich zuſammenfällt, tönend ist er dagegen, wenn der Anfangslaut der nächsten Silbe ein tönender ist, kann aber begreiflicher Weiſe von diſem nicht mer als ein beſonderes Moment unterſchiden werden. Hieraus ergibt ſich zugleich als Korollar, dass *Hamze*, wenn es zwischen zwei Vokallauten ſteht, das Zeichen des *Hiatus* ist, nur ſoll hier wärend der Pauſe die Stimmritze geſchlossen werden, was bei unſerem *Hiatus* nicht notwendig ist, da wir ihn auch durch eine bloße Diskontinuität in der tonerregenden Exſpirationsbewegung hervorbringen.“

3) Die ſchon von **Kempelen** festgeſtellte **Stimmloſigkeit** des *h* ſollte auch iren Gegner finden.

J. **Kudelka**, Analyſe der Laute der menſchlichen Stimme, Linz (1856) — Über Herrn Dr. **Brückes** Lautſystem, Wiener Sitzungsber., math.-naturw. Kl., Bd. 38, Nr. 1 (1858), ſtellte die Behauptung auf, dass das *h* bald tönend, bald tonlos ſei. Er ließ das *h* oder den *spir. asper* und den *spir. lenis* mit dem *ch* an derſelben Stelle der Rachenhöle durch Verengung des Querſchnitts entſtehen; ſie ſollen ſich bloß durch den Grad der **Härte** unterſcheiden. — Über Brückes Lautſyst. S. 6 heißt es: „Das *h* ist weder tonlos noch tönend, ſondern es kann bald das eine bald das andere ſein, indem es ganz von unſerm Willen abhängt, ob wir es mit dem Tone der Stimme verbinden oder nicht." — S. 49: „Der dem *ch* entſprechende **weiche** Laut muss ebenfalls ein Geräuſch ſein und man kann dafür, meiner Meinung nach, keinen andern Laut anſehen als das *h*."

Diſen ſich ſelbst widerſprechenden Anſichten konnte wol niemand zuſtimmen; wäre das *h* der weiche Laut zu *ch*, ſo wäre es eben damit tönend (ſtimmhaft). Die Widerlegung musste natürlich auf dem Fuße folgen.

Brücke, Nachſchrift zu Prof. **Kudelkas** Abhandlung etc. Sitzungsber. Bd. 38, erwiderte S. 82: „Dadurch dass der Verf. unter ſeiner 5. Artikulationsſtelle auch das *h* einreiht, verſtößt er gegen die Definition der Artikulationsſtelle, die er im vorſtehenden Aufſatz ſelbst als richtig anerkannt hat, denn beim *h* findet ſich keinerlei Enge im Mundkanal, er ist ſeiner ganzen Länge nach offen etc." — S. 87: „Würde ich, wie es **Kudelka** verlangt, das *h* als entſprechenden weichen Laut hingeſtellt haben, ſo hätte ich einen groben Feler begangen 1. weil *h* kein tönender Laut ist, ſondern ein tonloſer, und 2. weil beim *h* der Mundkanal vokaliſch offen ist, beim *ch* aber ſer ſtark verengt. **Kudelkas** Behauptung, man könne zum *h* die Stimme mittönen laſsen, ist falſch, man kann ihm nur den Ton der Stimme **folgen** laſsen, denn ſein eigentümliches Geräuſch erliſcht, ſobald die Stimme zum Tönen verengt wird. Jeder Leſer mag ſelbst urteilen, er verſuche das *h* mit der Stimme zu verbinden, er wird nie beide gleichzeitig hören, ſondern jederzeit nur eines von beiden."

Kudelka erhob gegen **Brücke** noch den Einwand, dass, wenn das *h* erst durch den Anfall des Luftſtromes gegen die Wände

der Rachenhöle hörbar werde, es von ihm nicht als ein Kelkopflaut, ſondern als ein Rachenlaut hinzuſtellen geweſen wäre. Allein ein Anfall des Luftſtroms an die Rachenwände ist an ſich keine beſondere Artikulation, und immer wird der Luftſtrom beim *h* ſchon an den Stimmbändern einen gewissen Widerſtand finden.

L. Merkel, Anthropophonik (1857), erklärte noch: „Das *h* ist ſo recht eigentlich aller Mangel an Artikulation, bei dem es natürlich weder zu einem Vokal, noch zu einem Konſonanten kommen kann. Das ganze mobile Anſatzror ſteht dabei offen: Glottis, *isthmus oris,* Mundhöle, Mundöffnung, alle diſe Aperturen und Hölen ſind erweitert, um ſo vil Luft mit einemmale herauszulassen als möglich."

Allein ganz ſo unhaushälteriſch verfärt die Natur doch nicht mit unſerem Atem; die Stimmritze ist ſchon beim Ausatmen nicht ganz ſo weit geöffnet wie beim Einatmen, und die Widerlegung ſollte diſer falſchen Behauptung auf dem Fuße folgen.

4) Eine neue Ära für die Unterſuchung der im Kelkopf vor ſich gehenden Artikulationen begann mit der Erfindung des Kelkopfſpiegels durch Liston und durch Manuel Garcia, Geſanglerer in London (geb. in Madrid 1805). Garcia legte ſeine mit demſelben angeſtellten wertvollen phyſiologiſchen Beobachtungen der Royal Society im Mai 1855 vor. (Observations on human voice, Philosophical Magazine for 1855, Vol. X, p. 218.)

Das Hauptverdienst um die Verwertung des neuen Instrumentes für die Phyſiologie und die Heilkunde erwarb ſich der talentvolle Son eines Prager Arztes und Schüler Purkinjes, Johann Nepomuk Czermak (geb. zu Prag 1828, geſt. zu Leipzig 1873). Er fing im Winter 1857/58 in Wien an, ſich mit dem Kelkopfſpiegel zu beſchäftigen und bildete raſch und mit dem glänzendsten Erfolge die techniſche Methode der Beobachtung, namentlich die Anwendung der künstlichen Beleuchtung, aus und wurde ſo der Hauptbegründer der wissenſchaftlichen Laryngoſkopie, die auch von ihm iren Namen erhalten hat. Schon im April 1858 erſchinen Czermaks „Phyſiologiſche Unterſuchungen mit Garcias Kelkopfſpiegel." Wiener Sitzungsber., math.-naturw. Kl. Bd. 29, S. 557 ff. (Czermaks Geſammelte Schriften I, 471 ff.). Dann eine beſ. Schrift „Der Kelkopfſpiegel" 1859, 2. Aufl. 1863. Über den *Spir. asper* und *lenis,* Wiener Sitzungsberichte 52 (1866).

Czermak beſtätigte durch Beobachtungen mit Hilfe des Kelkopf-

ſpiegels, was **Holder**, **Amman**, **Haller**, **Kempelen**, **Mayer**, **Segond** bereits vorausgeſehen hatten, dass wärend unſeres *h* die Stimmritze etwas verengt ist, wodurch ein Reibegeräuſch an den Stimmbändern entſteht. Er ſagt (Geſ. Schriften I, 551): „Aus der bei ruhigem Atmen in irer ganzen Ausdenung weit geöffneten Glottis ſtrömt die Luft geräuſchlos hervor und bedingt erst durch iren Anfall gegen die Wände der Rachenhöle ein leiſes Geräuſch. Es verſteht ſich von ſelbst, dass die Kraft und Mächtigkeit des Luftſtroms, ſowie die Beſchaffenheit und ſpezielle Anordnung der betreffenden Teile der Kele unendliche qualitative und quantitative Verſchidenheiten und Nüancen von Reibungsgeräuſchen ſetzen können (vom ſanftesten *he, h* bis zum *Hha*). Wird die Glottis nämlich durch gegenſeitige Näherung der Arytänoidknorpel, deren Innenränder ſich einander innig berüren, oder doch bis auf einen gewissen ſchmalen Spalt nähern, verengt, wobeì die waren Stimmbänder durch die mit iren Spitzen nach vorn und innen konvergirenden *Processus vocales* einen mer oder weniger ſtark vorſpringenden Knick erhalten, ſo bewirkt die Luft, je nachdem ſie unter übrigens gleichen Umſtänden raſcher oder langſamer durch die gebildete Enge hindurchſtrömt, ein ſtärkeres oder leiſeres Reibegeräuſch. Ein ſolches ist es auch, durch welches wir beim Flüstern den Ton der Stimme erſetzen (Brücke)."

Czermak bemerkt ferner zu **Brückes** Auseinanderſetzung des *Hamzé*, dass beim möglichst vollkommen erzeugten *Hamzé* nicht bloß die Stimmritze durch die bis zur Berürung genäherten waren Stimmbänder geſchlossen, ſondern auch der Keldeckel mit ſeinem nach innen vorſpringenden Wulst zur Verſtärkung des Verſchlusses fest daraufgedrückt wird.

Brücke ſagt dazu, Beiträge zur Lautlere der arab. Sprache. Wiener Sitzungsber., phil.-hist. Kl. Bd. 34 (1860) p. 329: „Unter den Teilen des Larynx, welche überhaupt geeignet ſind, Verſchluss zu bilden, ligen den Lungen am nächsten die waren Stimmbänder, und es ist auch kein Zweifel, dass diſe mit iren ſcharfen Rändern einander genähert, reſp. aneinander gelegt werden und dass dadurch die tönende Beſchaffenheit des *Hamze* bedingt wird, andererſeits hat ſich aber **Czermak** bei ſeinen Unterſuchungen mit dem Kelkopfſpiegel überzeugt, dass der Kelkopf auch nach oben zu verſchlossen wird. Dis geſchiht, indem ſich die Gießbeckenknorpel gegeneinander und etwas

nach vorn bewegen und der Keldeckel von vorn und oben nach hinten und unten gegen ſie angepresst wird.... Ich habe ſelbst bei gemeinſchaftlich mit Czermak angeſtellten Beobachtungen diſen Kelkopfverſchluss oft genug geſehen. Er ist dem Arabiſchen keineswegs eigentümlich, ſondern wird auch im Deutſchen vor dem anlautenden Vokal, wenn diſer nicht etwa durch den Ton der Stimme mit Vorhergehendem verbunden ist, regelmäßig gebildet.... Im Inlaut dient er zunächst dazu, zwei Vokale vollſtändig von einander zu trennen."

Grundzüge[2] 144 ſagt Brücke dann noch: „Das *Hamze*, der Stimmritzenverſchluss, tritt im Arabiſchen für das Or ſtärker zu Tage als dis in den meisten europäiſchen Sprachen der Fall ist. Die Araber verſetzen das *Hamze* in den tiefsten Teil des Kelkopfs, und in der Tat ſind es auch die waren Stimmbänder, welche zunächst, indem ſie aneinander gepresst werden, den Verſchluss machen. Außerdem beobachtete Czermak, dass ſich auch der Kelkopfausgang, die obere Kelkopföffnung ſchloss, indem ſich der Keldeckel gegen die falſchen Stimmbänder und die Gießbeckenknorpel herablegte. Ich habe dis auch zum öftern an ihm geſehen. Später habe ich mich indessen gleichfalls aus Kelkopfſpiegelbeobachtungen überzeugt, dass ſich das *Hamze* auch mit offenem Kelkopfausgange bilden lässt. Ich wurde darauf zuerst von Dr. Mandl aufmerkſam gemacht. Der Stimmritzenverſchluss ist alſo das weſentliche, der Verſchluss des Kelkopfausganges ist eine ſog. Mitbewegung, d. h. eine Bewegung, welche für den Zweck ſelbst nicht notwendig ist, aber bei der Intention für den zweckmäßigen Akt unwillkürlich eintritt."

Änlich wie ſchon Wilkins, Real Char. (1669) S. 376, Franklin und Segond habe ich in meinem Wörterbuche zur deutſchen Rechtſchreibung 1856 (vgl. Über die Anordnung des Alphabets, 1858) *h* vor die übrigen Konſonanten geſtellt. Dagegen verlangte R. Hoppe, Zeitſchr. für Sten. u. Orth. VI (1858) S. 50, das *h*, wie im Sanskrit, an den Schluss der Konſonanten zu ſtellen. In neuester Zeit ſcheint die erstere Anordnung ſchon mer Anklang zu finden.

R. Lepsius, Standard Alphabet[2] (1863) S. 67, ſagt: „We are accustomed to reckon *h* among the gutturals. It is easily observed, however, that we pronounce this sound behind the guttural point, immediately at the larynx. When pronounced so softly as to be vocalised, *i. e.* so as to imply a vowel sound produced in the

larynx (as with *x, v, d, ẍ*) the friction ceases to be audible, and only the vowel element is heard. This vocalised consonantal breathing, is, therefore, not peculiarly marked in any language. *h* belongs, therefore, to the *unvocalised strong fricatives.*"

Wenn ſich auch gegen diſe Motivirung manches einwenden lässt, ſo wird man doch dem Schlussurteile über das *h* zuſtimmen müssen.

Moriz Thauſing, Das natürliche Lautſystem (1863), trennte nach Brückes Vorgang die Kelkopflaute ſowol von den Vokalen wie von den Konſonanten, deren beiderſeitige Verſchidenheit nach ihm bloß auf einem Mehr oder Weniger der Tonſtärke, auf einem Weniger oder Mehr der Verdumpfung beruhen ſoll. Er ging aber inſofern noch weiter als Brücke und Ribbeck, als er diſe Laute für überhaupt gar nicht mer zum natürlichen Lautſystem gehörig erklärte. S. 7: „Was jenſeit des Gebietes der Mundhöle im Kelraum ſelbst nebst dem Stimmton erzeugt wird, rechnen wir nicht zu den reinen Lauten, ſondern bloß zu den willkürlichen Geräuſchen, und inſofern diſe zur Brechung des Stimmtons oder zur Sprache gebraucht werden, behalten wir für dieſelben die Bezeichnung: artikulirte Geräuſche im engeren Sinnne bei, ſcheiden ſie aber als ſolche vor der Einreihung in ein natürliches Lautſystem in vorhinein aus." Die Verhältnisse der Sprache werden uns aber doch immer wider dahin füren, das *h* mit ſeinen Verwandten als ein beſtimmtes, mit den übrigen Konſonanten gleichberechtigtes Glid im System anzuſetzen, und jeder Vorurteilsfreie wird darin erst recht einen natürlichen Laut erkennen.

Bei Max Müller, Vorleſungen über die Wissenſchaft der Sprache, überſ. von Böttger, II. Ser. (1866), p. 122, heißt es: „Der Unterſchid, welcher in Beziehung auf den ersten Hauch oder Spiritus gewönlich mit den Ausdrücken *asper* und *lenis* bezeichnet wird, ist derſelbe, welcher bei anderen Lauten unter dem Namen hart oder weich, ſtumm oder tönend, *tenüis* oder *media* bekannt ist."

Czermak, Schriften I, 762, bemerkt dagegen: „Der Unterſchid zwiſchen beiden hat keine Analogie mit dem Unterſchid, welcher zwiſchen *tenues* und *mediæ,* tonloſen und tönenden Verſchlusslauten existirt, am allerwenigsten ist der *spir. asper* mit den *tenues* zuſammenzuſtellen, wie Müller tut, da die Bildungsweiſe jenes mit der Bildungsweiſe diſer auch nicht in einer einzigen Beziehung etwas gemeinſames und übereinſtimmendes hat, wärend der *spir. lenis,* den

Müller mit den *mediæ* parallelifirt, gerade mit den *tenues* wenigstens in einer Hinficht übereinftimmt.“

Beide *spiritus* haben mit den *tenues* die Stimmlofigkeit gemeinfam, mit der ftimmhaften *media* kann überhaupt kein Hauchlaut, weder der asper noch der lenis, verglichen werden; der Gegenfatz ist vilmer dem von Schluss- und Reibelaut entfprechend.

5) L. Merkel Laletik (1866) S. 72, bekerte fich nun auch zu dem, was Czermak mit Hilfe des Kelkopffpiegels nachgewifen hatte, und bemerkte dazu, dass bei der Bildung des *h* außer dem im Kelkopf gebildeten Geräufch noch, wie fchon Kempelen vermutet hatte, eine Verftärkung in der Schlundenge hinzutrete. „Bei dem gewönlichen lauten *h* werden die Stimmfortfätze und Stimmbänder, wärend fie fich behufs der Phonation gegeneinander bewegen, auf halbem Wege, etwa noch 1 bis $1^1/_2'''$ von einander abftehend, auf ein Moment arretirt, wärend dessen die exfpirative Luft mit einer ftoßweifen Befchleunigung durch die fo verengte Glottis geblafen wird. Der Keldeckel ist zimlich hoch gehoben, der Kelraum zwifchen Hinterwand des Schlundkopfs, Zungenrücken, Seitenwänden des Vorrachenraums (*Vestibulum pharyngis medium*) und Pfeilern des *Arcus pharyngo-palatinus* beträgt im Querfchnitt etwa $^1/_4$ bis $^1/_3$ Quadratzoll, etwas mer als beim *a*. Leztere Pfeiler ligen mit iren unteren Partien dem nach hinten konvexen Zungenrücken zimlich nahe und find einander um einige Linien näher gerückt. Der Kelkopf nebst Zungenbein ist bei ftarker Unterkieferfenkung ein erhebliches Stück, etwa $^1/_3''$ unter Null, herabgezogen. Das ganze Anfatzror, vom Kelkopf ab bis zur Mundöffnung, öffnet oder verengt fich fofort fo vil als der nachlautende Vokal erfordert. Die Zunge nimmt daher bei der *h*-Bildung noch nicht die Lage an, die fie für den betreffenden Vokal haben foll. So ligt fie, wenn *i* folgen foll, tiefer als difem Vokal zukommt. Das bei difer Organftellung infolge der Befchleunigung des exfpirativen Luftftroms fich bildende Geräufch, das wir gewönlich durch Hauchen bezeichnen und in der Schrift durch das Zeichen des *h* oder des *spir. asper* abbilden, wird teils in der Glottis, teils in der vorhin befchribenen verengten Übergangsftelle des Kelraums in den Mundkanal gebildet. Es ist ein fogen. Reibegeräufch, erzeugt an den Reibobjekten: Stimmbandränder, Epiglottis, Uvula, Gaumenbogen etc.“

Manche difer Angaben bedürfen wol noch weiterer Unterfuchung. Verftärkt fich das Reibegeräufch im *isthmus faucium* durch weitere

Verengung desſelben und kommt das hier allein zur Geltung, ſo entſteht ſtatt des *h* das velare *ch*. Das germaniſche *h* war, wie die Germanisten allgemein annemen, urſprünglich velarer (ſogen. gutturaler) Spirant (= nhd. *ch*), und diſer hat ſich im Ahd. im Wortauslaut erhalten, z. B. *sah, zoh,* ſowie im Wortinlaut vor Konſonanten, z. B. *naht, wahsam*. (Vgl. Braune, ahd. Grammatik S. 163.) So nahe aber auch die vilfach hervortretende Verwandtſchaft zwiſchen *h* und *ch* ist, ſo müssen wir ſie doch phyſiologiſch auseinanderhalten.

In den populären Vorträgen über Stimme und Sprache (1869, Geſ. Schriften II, 90) ſagte Czermak weiter: „Das *h* ist keineswegs der bloße einfache Hauch, welchen der Exſpirationsluftſtrom durch den Anfall gegen die Wände des offenen Anſatzrors erzeugt. Um den einfachen Hauch in ein *h* zu verwandeln, ist eine beſondere Intention erforderlich, durch welche nicht nur der Exſpirationsdruck verſtärkt, der Mund weiter geöffnet, das Gaumenſegel etwas gehoben und durch Näherung ſeiner Bogen geſpannt wird, ſondern zugleich auch — und das ist, wie ich zuerst mit dem Kelkopfſpiegel zeigte, die Hauptſache — eine Verengerung der Stimmritze zuſtande kommt — genau in derſelben Weiſe, wie bei der Erzeugung der Flüsterſtimme, mit welcher ſomit der *h*-Laut, abgeſehen von den Veränderungen im Anſatzror, identiſch ist.

Als weitere Beſtätigung für diſe laryngoſkopiſche Tatſache füre ich an, dass ich einst einem Franzoſen, dem, wie fast allen ſeinen Landsleuten, das Ausſprechen unſeres *h* nicht gelingen wollte, den Rat gab, beim Ausſprechen eines mit *h* beginnenden deutſchen Wortes ſo anzufangen, wie wenn er es mit Flüsterſtimme ſprechen wollte, und dann erst den vollen Vokalton folgen zu lassen. Gleich beim ersten Verſuch diſen Rat befolgend gelang ihm nun zu ſeinem größten Erſtaunen das ſchwere Kunstſtück vollkommen, und in ſeiner freudigen Überraſchung brach er, wie Mr. Jourdain im *Bourgeois gentilhome,* in den Ausruf aus: Mais voilà quarante ans que je puis prononcer l'h, sans le savoir.“ (Cf. Act. II, Sc. IV.)

H. B. Rumpelt, Das natürliche System der Sprachlaute (1869), ſah das *h* noch als einfache, erst in der Rachenhöle hörbar werdende Aſpiration an. S. 103: „Sind bei vollkommener Öffnung aller Mundorgane auch noch die Stimmbänder ſo weit von einander entfernt, dass ſich zwiſchen inen eine Öffnung befindet, aus der die Luft geräuſchlos hervorſtrömt, ſo bringt diſe leztere immer noch durch

iren Anprall an der Rachenhöle ein gewisses mer oder weniger deutliches Geräuſch hervor, und diſes wurde von den Griechen durch den *spir. asper* über dem folgenden Vokal, von den neueren durch einen beſonderen Buchſtaben, das h, bezeichnet." — In Bezug auf den Exploſivlaut des Kelkopfs ſchloss er ſich Czermak an und ſtellte ihn mit h unter die Kelkopflaute oder *laryngales*.

Auch Brücke in der zweiten Auflage der Grundzüge (1876, S. 9) trat Czermak im ganzen bei, unterſchid aber weiter, über Czermak hinausgehend, die Stellung der Stimmbänder für das *h* noch von der der Flüsterſtimme: „Wenn die Luft unter dem Ausatmungsdrucke zur weit offenen Stimmritze herausfließt, ſo gibt ſie allerdings mit irem Anfall an die Wände der Rachen- und Mundhöle auch ein Geräuſch, welches den Charakter des *h* an ſich trägt, aber diſes Geräuſch ist bei einem Ausatmungsdrucke, wie er beim Sprechen gewönlich ſtatt hat, außerordentlich ſchwach. Um den Hauch akustiſch zu verſtärken, wird die Stimmritze bis zu einem gewissen Grade verengt, damit ſich die Luft an den Rändern der Stimmritze reibe und ein Geräuſch gebe. Dis geſchiht ſchon beim gewönlichen *h* der Deutſchen. Aber dis Verengen darf nur bis zu einem gewissen Grade gehen; treibt man es weiter, ſo verliert das Geräuſch den Charakter des *h* und wird demjenigen änlich, welches man hört, wenn man Wasser in einem nicht zu großen metallenen Gefäß allmählich bis zum Sieden erwärmt. Dis ist jezt die Flüsterſtimme, die *vox clandestina*."

Die Grade der Annäherung der Stimmbänder ſind danach 1) Blasöffnung, 2) Hauchenge, 3) Flüsterenge, 4) Stimmenge, 5) voller Schluss der Stimmritze. Vergl. die Zeichnungen bei Techmer, Internat. Zeitſchrift Bd. I, Tab. II, und Zur Veranſchaulichung.

Techmer, Phonetik (1880) I, 20, bemerkt, dass Czermak widerholt Hauch und Flüstern verwechselt habe. Die Art des Flüsterns ist übrigens auch graduell verſchiden, und man könnte immerhin wol noch in Zweifel darüber ſein, ob der Unterſchid zwiſchen der Hauchenge und der Flüsterenge wirklich ſo konſtant ist, wie dis in neuster Zeit nach Brücke vilfach angenommen wird. Auch hier werden Übergänge vorkommen.

So heißt es bei Grützner, Phyſiologie der Stimme und Sprache (1879) S. 223: „Sind die Stimmbänder nicht vollſtändig geſchlossen,

sondern entweicht die Luft mit erheblicher Schnelligkeit durch die mer oder weniger verengte Stimmritze, so erklingt ein Geräusch, welches in unserer Sprache mit *h* bezeichnet wird, im Altgriechischen durch den *spiritus asper* bezeichnet wurde.“

Wir müssen aber doch die Brückesche Unterscheidung zwischen der Hauchenge und der Flüsterenge anerkennen und als einen Fortschritt über Czermak hinaus ansehen.

Nach Brücke[2] 78 sollen auch beim holländischen *v* die Stimmbänder die Stellung der Hauchenge annemen. (Vergl. darüber meine Klänge der Konsonanten, 1879, S. 40—51).

Zu der Reibung an den Stimmbändern kommt aber auch schon im Kelkopfausgange ein neues Hemmnis. (Vergl. oben S. 72.)

Brücke[2] 10 bemerkt darüber: „Die Qualität und Stärke des H-Lautes hängt bei einem und demselben Ausatmungsdrucke noch von etwas anderem ab als der jeweiligen Weite der Stimmritze. Schon beim gewönlichen *h* der Deutschen zeigt sich, wie die Kelkopfspiegelbeobachtung lert, je nach der Art, in welcher es hervorgebracht wird, mer oder weniger Neigung, den Kelkopfausgang zu verengen, indem der Keldeckel den Gießbeckenknorpeln angenähert wird. Ganz entschiden und kräftig aber tritt dise Verengung des Kelkopfausganges ein bei dem sogen. starken *H* der Araber, dem ح, das in den Grammatiken gewönlich als *Hha* benannt wird. Schon Czermak, dem Prof. Hassan dises *Hha* eingeübt hatte, hat dis an sich selbst beobachtet.“

Änlich bei dem arab. *Ain,* über welches ich auf Brücke[2] 14, 147 f. verweise. Vergl. Trautmanns oberes Kelgebiet.

A. J. Ellis, On Early English Pronunciation, Vol. IV (1874), S. 1129, nennt *glottids:* „the modes of beginning, ending and conjoining vowels, being principally due to the action of the glottis.“ They comprise many effects not yet classed, and others known indefinitely as ‘breathings, spiritus asper et lenis, aspiration’ etc.

1. *gradual glottid:* so that flatus gradually falling into whisper, then this into voice, which returns back to whisper and flatus. — *flatus glottid,* or the gradual glottid with greater prominence given to the flatus preceding or following the vowel.

2. *clear glottid:* the vocal chords are in the position for voice, which begins without any introductory flatus.

3. *check glottid:* there is an air-tight closure, which is forced

asunder, and there may easily arise a puff of flatus before the chords vibrate properly.

4. *wheezing glottid.* Here there is an escape of flatus, but it does not pass the open glottis, nor between the vocal chords, which are apparently tightly closed, but through the cartilaginous glottis beyond it, etc.

Fridrich Müller, Grundriss der Sprachwissenſch. I (1876), S. 143, nimmt eine Steigerung der Hauchlaute nach dem Grade der Verengung der Stimmritze an: „Bei weit geöffneter Stimmritze one Verſchluss und Enge entſtehen durch den Anprall des Luftſtroms gegen die Rachenhöle die Hauchlaute. Durch Verengerung der Stimmritze kann die Kraft des Luftſtroms geſteigert werden, wodurch die Hauchlaute der Semiten (*Hha* und *Ain*) entſtehen.“

6) Es handelt ſich dann noch um den Einfluss, welchen die Mundhöle auf das *h* ausübt. Auch diſer ist ſer verſchiden beurteilt. An das, was Kempelen darüber aufgeſtellt hat, ſchloss ſich zunächst Wallin (ſihe oben S. 64).

R. Hoppe, Zeitſchr. f. Sten. u. Orth. (1858) S. 50 nennt das *h* den den Vokalen entgegengeſetztesten, des Vokals bedürftigsten Laut.

O. Wolf, Sprache und Or (1871) S. 41, ſagt: „Das von Czermak für das *h* angenommene ſelbſtändige Reibungsgeräuſch ist ſo ſchwach, dass es one direkte Auskultation des Kelkopfs nicht hörbar ist; allerdings kann es durch die Reſonanz der Mundhöle verſtärkt werden, dann tritt aber auch der Vokalton A bei der Flüsterſprache mit ein, welcher durch diſes begleitende Geräuſch und die etwas anders geformte Stimmritze einen andern Toncharakter bekommt, als wenn man den Vokal A rein und ſelbſtändig ertönen lässt. Diſe Veränderung des Toncharakters ist natürlich im Einzelnen nicht definirbar. Von den in der Muſik gebräuchlichen Benennungen möchte ſich wol am besten das *h* als leiſer Vorſchlag eines Vokaltons bezeichnen lassen, weil der Vokalton wegen des vorangehenden *h*-Lautes nicht kurz und präzis einſetzt, die Stimmbänder nicht zur rechten Zeit fest anſprechen, ſondern mer allmählich in ire für den Vokal geeigneten Schwingungen verſetzt werden. Dass dem *h* kein ſelbſtändig hörbarer Ton zukommt, geht ſchon daraus hervor, dass weder die Stimmritze, noch Gaumen, Zäne oder Lippen bei ſeiner Ausſprache eine ſolche Stellung haben, dass die durchgehende Luft ſie in regelrechte Schwingungen verſetzen oder

ſelbst in ſolche verſetzt werden könnte, es felt alſo dem ſo geſtalteten Sprachwerkzeuge an dem ersten Erfordernis zur Bildung eines deutlich vernembaren Tones, an dem eigentlich tongebenden oder tonerzeugenden Teile.“ Er fand *h* als den wenigst weit hörbaren Laut.

W. D. Whitney, Prof. des Sanskrit am Yale College, New Haven, ging in den Elements of English Pronunciation, Oriental and Linguistic Studies II (1875), S. 265 ausfürlicher auf diſe Frage ein.

„There remains, of our English sounds, that one which we write by the sign *h*. It never occurs in our utterance excepting before a vowel, or before one of the semivowels *w* and *y*, as in *whip* and *hue* (according to my pronunciation of them). It is a sound of very peculiar character, in that it is not, like all the other members of the alphabet, limited to a particular position of the mouth-organs, but it is an audible expulsion of unintonated breath, of *flatus*, through the same articulating position in which the following letter, whatever it be, is uttered. In pronouncing *ha*, for example, the mouth-organs are fixed to say *a*, and then a rush of air through them, before the *a* begins, is heard as the *h*. ... There is a difference between this audible rush of air and the mere passage of breath, which may be effected so gently as to produce nothing audible, in all the various articulating positions, fricative as well as vocalic. There is also a difference between it and a whispered vowel, in which a very distinctly characterized, though imperfectly intoned, vowel-sound is produced in the larynx itself, by an imperfect tension and vibration of the vocal cords: like the imperfectly resonant tone, yet of distinct pitch, which can be drawn from a pipe or flute by blowing rudely upon it. The audible quality of the *h* seems to be produced simply by forcing through a fuller and more rapid current of air than can pass unnoticed, one of which the general friction against the walls of the throat and mouth is sufficient to be perceptible to the ear: whence the *h* is, as every singer knows, more exhaustive of the breath than any other utterance. Even if, however, there be sometimes an accompanying and auxiliary narrowing of the passage from the throat in any part, made for the sake of plainer and easier audibleness, and varying with the different styles of utterace (as I do not think that there is), it is not of the nature of an articulation, but only of a modification of the material furnished to the articulating position....

There is a difference perfectly appreciable between the various

expulsions of breath which we group together under the sign *h*. Only pronounce them by themselves, and dwell upon and watch them, and their discordant character is clearly apparent. But the difference is of a subordinate value only, like that, for instance, between the *k* of *ki* and that of *ku*; it is so slight that the ear overlooks it, and apprehends them all as virtually one. The pecularity may be formulated somewhat thus: in the closer consonantal positions of the mouth-organs, an expulsion even of unintonated breath yields a sufficiently individualized and characterized sound to be apprehended as a distinct alphabetic element, and the letters consequently go in pairs, one surd and one sonant for each articulating position; but in the openest consonantal positions and the yet opener vowels, the unintonated expulsion is so imperfectly characterized that its differences are disregarded, and they all together add only one element to the system of sounds.“

In änlicher Weiſe heißt es bei W h i t n e y, Leben und Wachstum der Sprache, überſ. von A. L e s k i e n, 1876, S. 67: „Endlich haben wir noch für das einigermaßen anomale *h* Platz und Erklärung zu ſuchen. Bei den Verſchluss- und Reibelauten ſahen wir, dass ſie bei gleicher Organſtellung parweiſe vorhanden ſind, tönend und ſtumm, je nachdem der heraufgetribene Luftſtrom tönt oder nicht, wärend bei den offneren Lautklassen keine ſolche Zweiheit vorkommt. Wir können diſen Unterſchid ganz allgemein ſo ausdrücken: wenn ein beſtimmter Grad des Verſchlusses erreicht ist, wird der durchgehende Luftſtrom, der Hauch, an jeder Artikulationsſtelle genügend modifizirt, um einen unterſchidenen, beſtimmt auffassbaren Laut hervorzubringen; kommt es nicht bis zu diſem Grade des Verſchlusses, ſo können zwar die Klanglaute (Vokale) deutlich hervorgebracht werden, aber nur diſe, der bloße klangloſe Hauch dagegen, wenn er ſich auch bei verſchidenen Organſtellungen etwas verändert, kann keine unterſchidenen Laute für jede diſer Stellungen hervorrufen; die Hauche zälen zuſammen nur als e i n Laut, nämlich als *h*. Das *h*, der reine Hauchlaut, der bei uns nur vor Vokalen vorkommen kann, ist die Ausſtoßung des Hauches durch die Organſtellung des benachbarten Vokals; es bildet alſo gewissermaßen den entſprechenden Stimmlaut zu ſämtlichen Vokalen.

H. S w e e t, Handbook of Phonetics (1877) ging in der Veranſchlagung des Einflusses der Mundſtellung auf das h ſchon etwas

weiter als Whitney. § 197 ſagt er über ſein im weſentlichen unſerm *h* entſprechendes (H): „Although (H) is essentialy a transition sound between breath and voice, it is not therefore necessarily a glide, and indeed it often happens that some definite narrowing of the glottis is held a moment before voice is formed. (H) is, however, liable to have its character modified by the configuration of the mouth, and the position for the vowel which follows the (H) being generally assumed, or at least prepared, while the (H) is being formed, the (H) naturally assumes the character of that vowel. It is in fact the voiceless (or whispered) glide-vowel corresponding to the vowel it precedes, and it is easy to tell by the sound of the (H) what vowel is to follow. (H) is therefore in the glottis a *consonant,* in the mouth a voiceless *glide-vowel.*"

Damit ist aber doch anerkannt, dass das *h* an ſeiner primitiven Bildungsſtätte und in erster Linie ein Konſonant ist; nach Bell a *throat consonant,* nach Sweet a *glottal consonant,* nach Evans besser *glottidal.*

Weiter als Whitney und Sweet ging J. Hoffory, Kuhns Zeitſchr. XXIII (1877). Er ſchloss, anknüpfend an Kempelens Beobachtung über die Mundſtellung des h in dessen § 153: „dass wir nicht von einem *h* ſprechen dürfen, ſondern wir müssen für jeden Vokal ein entſprechendes *h* aufſtellen, h^a, h^i, h^u, h^e, h^o u. ſ. w., und zweitens ist es klar, dass jeder diſer verſchidenen *h*-Laute ganz dieſelbe Mundſtellung einnimmt wie der korrespondirende Vokal, und dass er ſich von dem entſprechenden Vokal durch nichts als durch das Felen des Stimmtons unterſcheidet. Er verhält ſich mithin zum Vokal ganz wie ein tonloſer Konſonant oder Halbvokal zum tönenden, oder mit andern Worten: das *h* ist ein tonloſer Vokal, das h^a ein tonloſes *a,* das h^i ein tonloſes *i* u. ſ. w."

Man muss dem zuſtimmen bis zu den Worten hin: „durch Felen des Stimmtons", wofür doch wol genauer geſagt werden könnte: „durch ein Stimmbänderreibgeräuſch ſtatt des Stimmtons". Vgl. Lundell, Landsmålsalfabetet (1878) p. 81.

Es verbindet unſer *h* ein Stimmbändergeräuſch (und ſubſidiär ein Geräuſch im Anſatzror) mit der Mundſtellung eines Vokals. Das dem h^a, h^i, h^u gemeinſame ligt nicht in der vokaliſchen Stellung des Mundkanals, die eben eine verſchidene ist, ſondern im Kelkopf bei den Stimmbändern, deren Stellung hier eine eigentümliche ist, eine

andere als bei der lauten Stimme (*vox*) und bei der Flüsterſtimme (*vox clandestina*).

Neben dem ſtimmhaften oder geflüsterten Vokal ist das *h* (und ebenſo die Kelkopfexploſiva) ein Konſonant und fungirt als ſolcher.

Dabei zeigt ſich nun Brückes Definition des Konſonanten als eines Geräuſches, welches irgendwo im Anſatzror (der Rachen- oder Mundhöle) durch eine Enge oder einen Verschluss gebildet wird, als zu eng; man ſah bald ein, dass diſe Definition einer Erweiterung bedurfte.

Schon C. Mayer (ſihe oben S. 57) hatte richtig die Gießkannenknorpel und die Stimmbänder mit zu den Konſonanten bildenden Organen gezält.

Al. Melville Bell, Visible Speech (1867) p. 12, ſagte: „In forming consonants, the breath or voice is stopped or squeezed, with an effect of percussion, sibilation, buzzing or vibration, in some part of the guttural or oral passage." Er ſtellte danach *throat consonants* auf und bemerkt (Sounds and their Relations, p. 12): „Besides the consonants formed by the tongue and the lips, a few have their seat farther back in the throat. These are *'Aspirate'*, a simple and nearly silent aspiration = *h* etc."

Sweet, § 99: „A consonant is the result of audible friction, squeezing or stopping of the breath in some part of the mouth (or occasionally of the throat)."

N. W. Kingsley, Mechanisme of Speech, New-York Medical Journal, July 1879, ſtellt unter throat: *breath* H, *vocal* Ah.

Grützner, a. a. O. 196, erweiterte die Brückeſche Definition dahin, dass er ſagt: „im Anſatzror vom Kelkopf einſchließlich bis zu den Lippen."

Trautmann, Sprachlaute § 130, ſagt: „Die Konſonanten ſind Luftgeräuſche, welche im Giel gebildet werden," wobei der Giel bis zu den waren Stimmbändern hin gerechnet wird. v. Zahn nennt es die Mund-Rachenhöle.

Seelmann ſagt S. 242: „Unter Konſonanten verſtehen wir hier ausſchließlich ſolche Sprachlaute, deren akustiſcher Charakter irgend ein ſpezifiſch ausgeprägtes Geräuſch als Grundzug enthält. Man kann dafür jedesmal Geräuſchlaut ſagen, und ir Gegenſatz ſind die Vokale als Klanglaute." (Cf. Trautmann § 86.)

W. Scherer, Zur Geſch. der d. Sprache[2] (1878) S. 116, tritt

Czermak bei und bemerkt: „Wenn Brücke S. 9 ([2] 11) dabei von einer Lautfärbung des *h* ſpricht, ſo kann er nur die gleichzeitige, den Vokalen entſprechende Geſtaltung des Mundkanals meinen, welche in der Tat eine ‘Lautfärbung’ der ausſtrömenden Luft bewirkt. Tonloſe Vokale nennt es Hoffory.“

Grützner a. a. O. S. 224 bemerkte gegen Hoffory: „Einmal wird nicht bloß das *h* durch benachbarte Vokale beeinflusst, ſowie es Kempelen von ihm beſchriben, ſondern fast alle Konſonanten werden je nach der Umgebung vokaliſch gefärbt. (Man ſpreche, um ſich hiervon zu überzeugen, *li, la, lu, ri, ra, ru* etc. und achte auf die Lippenſtellungen.) Wir bilden eben gleichzeitig den Vokal und den Konſonanten; das *l* vor dem *i* ist ein l^i, das vor dem *u* ein l^u u. ſ. f. Ferner ist das *h* nicht ganz gleich einem geflüsterten Vokal, ſondern ſtellt eben in Folge der verſchidenen Stellungen der Stimmbänder ein anderes Geräuſch dar, als das der Flüsterſtimme ist, und bedarf auch vil mer Luft als diſe. Schließlich kann man auch flüsternd *ha, hi, hu* ſprechen, was nach Hoffory nicht möglich wäre. Das *h* ist eben weiter nichts als der Reibungslaut des Kelkopfs, ſo gut wie das *f labiale* derjenige der Lippen ist.“

Jeder Laut muss natürlich durch irgend eine Stellung der vor ſeinem Bildungsorte ligenden Teile des Sprechorgans hindurchgehen, und diſe wird durch die Artikulation des nachfolgenden Lautes bereits beeinflusst.

Es ist aber doch dabei ins Auge zu fassen, dass bei den im Kelkopfe artikulirten Lauten die Antizipation der Mundſtellung des Vokals in vollſtändigerer ungehinderterer Weiſe geſchehen kann als bei den an irgend einer Stelle im Munde ſelbst artikulirten Konſonanten.

Wir werden hier unmittelbar an die Worte Wilhelm von Humboldts (Über die Verſchidenheit des menſchlichen Sprachbaus S. 69) erinnert: „Die Teilung der einfachen Silbe in einen Konſonanten und Vokal, inſofern man ſich beide als ſelbſtändig denken will, ist nur eine künstliche. In der Natur beſtimmen ſich Konſonant und Vokal dergeſtalt, dass ſie für das Or eine unzertrennliche Einheit ausmachen.“

Dis gilt offenbar für das *h* und die verwandten im Kelkopf gebildeten Geräuſchlaute in höherem Maße als für die übrigen Konſonanten:

Nemen wir mit Hoffory ſo vile *h* wie es Vokale gibt an, ſo werden wir auch ebenſovile Glottisexploſiven, reſp. ebenſovile *spiritus asperi* wie *lenes* anzunemen haben, da bei allen diſen, wir mögen ſie uns übrigens gebildet denken wie wir wollen, die Mundſtellung des Vokals ebenſoweit angenommen wird wie bei unſerm *h*.

Wenn nun aber auch die Mundſtellung des nachfolgenden Vokals bei irgend einem konſonantiſchen Element ſchon ſo weit als möglich antizipirt wird, ſo werden wir doch immer das dem *ha, hi, hu; la, li, lu* etc. gemeinſame als ein dem Vokal vorangehendes konſonantiſches Element für ſich ſelbſtändig zu betrachten haben, und es wird ſich dis auch noch von den geflüsterten Vokalen unterſcheiden.

G. H. v. Meyer, Unſere Sprachwerkzeuge (1880) S. 322, bemerkt: „Das *h,* ein durch die weit geöffnete Mundhöle austretender Luftſtrom mit geringem Reibegeräuſch an den Wänden derſelben verbindet ſich außerordentlich leicht mit einem Tone, aber ein tönender Luftſtrom, welcher durch die weit geöffnete Mundhöle ſtreicht, nimmt ſogleich den Vokalcharakter *a* an und neben dessen vollem Klange verſchwindet das ſchwache Geräuſch *h*. Soll diſes alſo gehört werden, ſo muss es tonlos geſprochen werden.“ Dass das *h* an ſich ſtimmlos ist, ligt aber ſchon von vorn herein in den Bedingungen ſeiner Entſtehung.

Hoffory ſelbst ſagt in der Schrift: Prof. Sievers und die Prinzipien der Sprachwissenſchaft (1884) S. 30: „Es ist anzuerkennen — was ich ſeiner Zeit überſehen habe —, dass bei der Ausſprache des *h* die Stimmritze etwas verengt ist, wodurch beim Ausatmen ein leichtes Geräuſch entſteht. Aber auch diſes Geräuſch ist ganz anderer Natur als diejenigen, die den Spiranten eigentümlich ſind, denn es entſteht nicht im Anſatzror, ſondern durch die Verengung der Stimmritze ſelbst, und kann änlich wie der Stimmton mit jedem in der Mundhöle entſtehenden Geräuſch verbunden werden. (Anm.: Da die Stimmbänder beim Ausſprechen der tonloſen Vokale einander etwas mer genähert ſind als bei den übrigen tonloſen Sprachelementen, ſollten ſie eigentlich mit diſen nicht one weiteres zuſammengeworfen werden. Da aber andererſeits die Annäherung nicht ſo groß ist, dass die Stimmbänder in tönende Schwingungen geraten oder auch nur ein Flüstergeräuſch erzeugt wird, ſo erſcheint es am natürlichsten, die verſchidenen *h*-Typen als eine Unterabteilung der

Normal-Tonloſen aufzufüren.) Selbstverſtändlich können diſe Stimmbändergeräuſche für die Systematiſirung der in Rede ſtehenden Sprachelemente nicht maßgebend ſein.“

In der Tat verbindet ſich bei unſerm *h* das Stimmbändergeräuſch mit einem akzessoriſchen Geräuſch im Anſatzrore. Darüber aber, ob das erstere für die Systematiſirung als maßgebend zu betrachten ſei oder nicht, gehen die Stimmen noch auseinander. Die einen halten das Stimmbändergeräuſch für den weſentlichen Faktor. So Czermak; Brücke; Kräuter, Anz. f. d. A. III, 8; Grützner; Trautmann, Sprachlaute § 162 bis 201. — Die andern halten dagegen das Stimmbändergeräuſch bei unſerm *h* für etwas mer nebenſächliches und die dabei angenommene vokaliſche Mundſtellung für die maßgebende Hauptſache. So F. Techmer, Phonetik I, 45, wo ſich weitere Angaben finden. Derſelbe bemerkt Intern. Zeitſchr. I (1884), S. 159 (beſ. Abdruck S. 95): „Die gehauchten Mundöffner *a̜, i̜, u̜* u. ſ. w. ſind bis auf die neuste Zeit ſelten gehörig analyſirt worden. Die Griechen bezeichneten diſe Klasse durch das Zeichen ‘, die Römer durch den Buchſtaben *h*. Das mag für die gewönlichen praktiſchen Zwecke genügen, um ſo mer als die Art in jedem einzelnen Falle durch die benachbarten Buchſtaben angedeutet wird. Doch dürfte ſich für die wissenſchaftlichen Zwecke nicht bloß der reinen Phonetik, ſondern auch der Historik genauere Analyſe empfelen. Man unterſcheidet da doch x_a, x_i, x_u u. ſ. w., müsste alſo mindestens h_a, h_i, h_u u. ſ. w. auseinander halten. Nach meinem System ſcheint es mir folgerichtiger, *a̜, i̜, u̜* u. ſ. w. zu analyſiren.“

Bei Sievers[3] 101 heißt es: „Als ſtimmloſe Vokale kann man die ſchwachen Geräuſche bezeichnen, welche entſtehen, wenn man einen nichttönenden Exſpirationsſtrom durch die Stellungen beliebiger Vokale fürt.... Nach diſer Auffassung ſtellt z. B. *ha* die Lautfolge von ſtimmloſem *a* + ſtimmhaftem *a* dar. Andere aber fassen das konſonantiſch fungirende *h* ſelbſtändig und ſagen demgemäß konſequent, in *ha* habe das *a* die *a*-Stellung oder *a*-Reſonanz, in *he* die *e*-Reſonanz u. ſ. w.“

W. Vietor, Elemente der Phonetik (1885) § 27, ſagt: „Der Kelkopfreibelaut ſcheint im Deutſchen und Engliſchen, ſowie im Franzöſiſchen beim gewönlichen Sprechen nicht vorzukommen, jedenfalls nicht als Laut für ſich, ſondern nur als Begleiter der Mundhauchlaute oder ſtimmloſen Vokale, die man in Überein-

ſtimmung mit den gebräuchlichen Orthographien unter dem Zeichen *h* zuſammenfassen kann. . . . Wenn man ſich bemüht, das *h* vokallos und kontinuirlich hervorzubringen, ſo wird allerdings die von Czermak und Brücke beobachtete dauernde Verengung der Stimmritze ſtattfinden.“ Er behandelt danach die *h*-Laute als ſtimmloſe Laute mit Mundöffnung nach den Vokalen als ſtimmhaften Lauten mit Mundöffnung. Vgl. dazu Western, Engl. Lautlere (1885) § 15.

Dass das *h*, als ſtimmloſer Vokal aufgefasst, dem ſtimmhaften Vokal vorangeht und nicht gleichzeitig mit ihm ſein kann, ist an ſich klar. Die Stimmbänder können nicht gleichzeitig tönen und nicht tönen. Es kommt bei unſerm *h*, wie bei allen phyſiologiſchen Prozessen und bei den darüber angeſtellten Experimenten darauf an, das weſentliche, bleibende, der Erſcheinung zugrunde ligende zu erkennen und zu unterſcheiden von dem zufälligen, durch äußere Urſachen bedingten. Betrachten wir nun Wortformen wie *halte, hielt; hebe, hob, hub*, ſo ist eben der Vokal das wechselnde, neben dem ein von dem Vokal unabhängiges Element das gemeinſame ist.

Das Experiment zeigt uns als diſes gemeinſame eine beſtimmte Einſtellung der Stimmbänder. Dass diſe bei dem Experimente mit dem *h* prägnanter und dauernder ſein wird als in der zuſammenhangenden flüchtigen Rede, ist natürlich; es zeigt uns ſo eben die unſerm *h* zugrunde ligende Artikulation um ſo deutlicher.

Wollten wir aber auch die Stimmbänderenge und die Mundſtellung als gleich weſentlich für unſer *h* anſehen, ſo würde doch auch hier wie im allgemeinen bei den an verſchidenen Stellen artikulirten Lauten, die hintere Artikulation als das *prius* für die Klassifikation das maßgebende ſein müssen, das wäre hier die ein Reibegeräuſch erzeugende Kelkopfartikulation.

Es wäre übrigens noch möglich, dass ſtatt unſeres *h* mit Reibung an den Stimmbändern hier und da ein durch Verengung des Pharynx zwiſchen der Zungenwurzel und der hinteren Rachenwand gebildeter Spirant vorkäme, doch klingt ein ſolcher unſerm *ch* näher ſtehender Spirant anders als unſer *h*.

So dürfte auch die Lautirmethode beim Leſeunterricht berechtigt ſein, unſer *h* ſelbſtändig one beſtimmten Vokal als Reibelaut im Kelkopf lautiren zu lassen.

(Schluss folgt.)

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 11. Januar 1887.

Herr Tanger spricht über Baumann, Londinismen, Slang und Cant etc. Der Haupttitel führt leicht irre, da nicht nur der Hauptstadt angehörige Eigentümlichkeiten, sondern vielfach Provinzialismen, Archaismen, ja sogar die Nursery Rhymes aufgeführt werden. Außerdem daß viel Unnützes aufgenommen ist, bleibt auch im einzelnen viel auszusetzen.

Herr Rœdiger spricht über Hildeburg und Ortrun, die Freundin der Kudrun und die Schwester ihres Entführers Hartmut. In Anlehnung an zwei Stellen des Biterolf und der Klage, auf welche schon Müllenhoff aufmerksam machte, versucht er nachzuweisen, daß der Ortrun ursprünglich Name und Handlungen der Hildeburg zugekommen seien und daß man erst später Hartmuts Schwester zur Freundin der Kudrun gemacht und dafür eine neue, aber thatenlose Schwester Ortrun erfunden habe. Es wird so die Dankbarkeit Kudruns gegen Hartmuts Schwester und die Rettung des Normannen durch Kudrun begreiflich, ebenso der auffällige Umstand, daß weder Herwig, Kudruns Gemahl, an Hartmut, noch Ortwin, Kudruns Bruder, an Ludewig, dem Mörder seines Vaters, Rache nimmt, denn Ortwin soll der Hildeburg-Ortrun vermählt werden, um ihr nach dem Verlust der Eltern, von denen sie sich um Kudruns willen losgesagt, wieder eine Stütze zu geben.

Herr Goldbeck giebt als Einleitung zu einem Bericht über die neueste portugiesische Litteratur eine Übersicht der dort herrschenden Bestrebungen, indem er insbesondere Coelho, Queiroz, Quental und Junqueiro ins Auge faßt.

Eine Antwort unseres Ehrenmitgliedes, des Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rats Herrn Dr. Wiese, auf die ihm zu seinem achtzigsten Geburtstage dargebrachten Glückwünsche wird verlesen und herzlich

begrüfst. — Im Namen des Vereins beglückwünschte der Vorsitzende Herrn Professor Michaelis zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum. Die Versammlung erhob sich ihm zu Ehren von den Sitzen.

Sitzung vom 25. Januar 1887.

Herr Goldbeck spricht über zwei Werke des portugiesischen Dichters Guerra Junqueiro: a) A Morte de D. João, b) A Velhèce do Padre Eterno, die in Portugal gewaltiges Aufsehen erregt haben. Die aus fünfzig Gedichten bestehende Sammlung kämpft gegen den jüdisch-christlich-katholischen Gottesbegriff, will aber den Glauben an Christus bestehen lassen. Insbesondere wendet sich der mit grofser Darstellungskraft begabte Dichter gegen die satte Bourgeoisie mit ihrer äufseren Frömmigkeit und inneren Heuchelei. Der Einflufs des Französischen, speciell Victor Hugos, ist überall zu erkennen. Das Gedicht Valla Comun und sein „Postscriptum“ glaubt der Vortragende eine geniale Produktion nennen zu müssen. Herr Vatke macht darauf aufmerksam, dafs, nach den zahlreich mitgeteilten Proben zu urteilen, der Dichter rein destruktiv verfahre, ohne einen positiven Gedanken auszusprechen.

Herr Fœrster macht auf die Fastnachtsspiele von Edmund Dorer aufmerksam, die nach den Inhaltsangaben und den vorgelesenen Bruchstücken wohl geeignet erscheinen, in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken.

Herr Potel bespricht darauf Pierre Lotis Pêcheur d'Islande, indem er besonders die in Tonkin spielenden Scenen und die Liebe der Grofsmutter zu dem Helden der Erzählung ins Auge fafst.

Sitzung vom 8. Februar 1887.

Der Vorsitzende widmet dem verstorbenen Herrn Professor Dr. Mahn, einem der Begründer der Gesellschaft, Worte der Anerkennung. Die anwesenden Mitglieder ehren das Andenken des Dahingeschiedenen durch Erheben von den Sitzen.

Herr Rossi berichtet über das am 29. November 1886 gefeierte fünfzigjährige Stiftungsfest der Società italiana di Berlino. Die Ziele dieser Vereinigung, die Anregungen Goethes in betreff Italiens und seiner Kunst fruchtbringend fortwirken zu lassen, sowie die Verdienste, die sich Italien und Deutschland umeinander erworben haben, wurden dabei von Herrn Weber auseinandergesetzt, während Herr Rossi den Archäologen Gerhard, eins der berühmtesten Mitglieder dieser Gesellschaft, seinem Leben und Wirken nach darstellte.

Herr Bourgeois spricht über Gressets komisches Gedicht Vert-Vert. Nach einer kurzen Biographie des Dichters erörterte er

die äufseren Umstände, die das Gedicht eine günstige Aufnahme finden liefsen, und gab dann eine Analyse des Werkes mit Proben aus demselben.

Sitzung vom 22. Februar 1887.

Herr Wætzoldt spricht über einen neuen Versuch der Faust-Erklärung, den Louvier in seinem zweibändigen Werke „Sphinx locuta est“ unternommen hat. Der Verfasser kehrt darin mit Beiseitesetzung der neueren philologisch-historischen Forschungsweise zu der früher beliebten philosophisch-ästhetischen Auslegungsart zurück. Die wenigstens ganz originelle Arbeit geht von der Lösung der Rätsel im zweiten Teile des Faust aus und findet, dafs die ganze Dichtung eine Allegorie ist, die Kants Kritik der reinen Vernunft darstellt. Der Vortragende, der diese Erklärungsweise an einzelnen Proben erläutert, verhält sich durchaus ablehnend gegen dieselbe, da sie bei Goethe eine Anschauungsweise voraussetze, zu der er am wenigsten neigte, die Abstraktion. Das zunächst Bestechende solcher Erklärungen, dafs nämlich die einmal gefundene Deutung eines Wortes an allen Stellen, wo es vorkommt, nun auch zu passen scheine, beruhe auf der Allgemeinheit und Vieldeutigkeit von Begriffen wie Vernunft, Verstand, das Unbewufste u. s. w.

Herr Risop giebt darauf eine Übersicht des ersten Teiles der nach ihrem Inhalte bisher nur ungenau mitgeteilten Florimontsage. Derselbe beschäftigt sich mit der Thronbesteigung und den Bedrängnissen Philipps II. von Macedonien, der hier als Grofsvater Alexanders gilt. Mit der Erzählung der Kindheit Florimonts, auf dessen Erscheinen der Schlufs des ersten Teiles der Erzählung hindeutet, beginnt der zweite Teil derselben.

Sitzung vom 8. März 1887.

Herr Goldbeck spricht über Lucrez in der neueren Litteratur, besonders im letzten Jahrhundert. Dem Dichter, dem man seit der Renaissance stets Aufmerksamkeit geschenkt habe, wende sich in hervorragender Weise die Neuzeit zu, der mit ihrer freien Naturbetrachtung eine Anschauungsweise, welche die persönliche Einwirkung eines übernatürlichen Wesens leugne, in hohem Mafse zusagen müsse. Besonders in Frankreich habe man sich des Dichters bemächtigt, wo man ihn auch, wenigstens im Auszuge, in den Schulen lese.

Herr Schleich hält einen Vortrag über das Verhältnis des me. Ywain and Gawain zum afr. chevalier au lyon und weist nach, dafs die Darstellung im englischen Gedichte nicht nur kürzer, sondern auch kunstloser ist als in dem französischen, und dafs Chrestiens

Charaktere gröfsere Leidenschaftlichkeit zeigen, als die des Engländers; eine zuverlässigere Beurteilung des Verhältnisses, in dem die beiden Dichtungen zueinander stehen, sei indessen erst nach dem Erscheinen des kritischen Textes möglich, den Herr Professor Fœrster herzustellen beabsichtigt; man müsse auch den Umstand nicht unberücksichtigt lassen, dafs wir von dem englischen Gedichte überhaupt nur eine einzige Handschrift besitzen und dafs dieselbe, trotzdem sie mit grofser Sorgfalt geschrieben ist, vielleicht doch einzelne Lücken aufzuweisen hat.

Herr Vatke erklärt Chaucer, Prolog 95, 96 dahin, dafs Malen und Schreiben eng zusammengehöre und eigentlich nur eine Leistung bezeichne. Herr Wætzold weist dagegen darauf hin, dafs der Schreiber und der Maler der Initialen oft verschiedene Personen waren.

Sitzung vom 29. März 1887.

Herr Zupitza sprach über „eine verschollene Handschrift“. Im Jahre 1659 hat W. Somner im Anhange zu seinem Dictionarium saxonico-latino-anglicum nach Älfrics Grammatik auch lateinisch-altenglische Glossen mitgeteilt *ex exemplari iuniano.* Auch für die beiden späteren Abdrücke dieser Glossen bei Th. Wright, A Volume of Vocabularies 1857, und bei Wright-Wülker, Anglo-Saxon and Old English Vocabularies 1884, mufste die Abschrift des Fr. Junius die verschollene Handschrift ersetzen, welche diesem seiner Zeit durch die Freundlichkeit *docti illius generosique Rubenii Antwerpiani* zugänglich geworden war. Nun wurden aber 1884 vom British Museum dem Dr. Nolte 24 Pergamentblätter aus dem 11. Jahrhundert (Add. 32246) abgekauft, auf deren Rändern der gröfste Teil jener Glossen steht. E. M. Thompson in dem Journal of the British Archæological Association 1885 S. 144 ff. und Fr. Kluge in der Anglia 8, 448 ff. haben über das Verhältnis dieser Handschrift zu der Rubensschen gehandelt und sich, wenn auch für nahe Verwandtschaft, so doch, und zwar hauptsächlich wegen verschiedener Anordnung der Glossen, gegen die Identität derselben ausgesprochen. Aber von E. Sievers auf dessen Tatian VIII verwiesen (vgl. auch Haupts Zeitschrift 21, 2), hat Kluge später Englische Stud. 10, 180 mit Recht seine Ansicht geändert, da bei Junius' üblicher Art, Glossen abzuschreiben, sich alle Unterschiede zwischen seiner Kopie und den Londoner Fragmenten leicht erklären. Durch Herrn Dr. S. Löwenfeld ist nun der Vortragende auf eine Handschrift des Musée Plantin-Moretus in Antwerpen (= A) aufmerksam gemacht worden, die er, dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Konservators Max Rooses in Antwerpen und der gütigen Vermittelung des hohen Kultusministeriums, jetzt hier in Berlin benutzen kann. Dieser Handschrift haben die Londoner Fragmente (= L)

ohne Zweifel ursprünglich angehört. Die Glossen, die Thompson (S. 146 'from *Plegus* to *Enervis'*) und Kluge (S. 449 'das *ἀπ. λεγ. blæge* gobio', 'die nomina avium') in L vermifst haben, stehen in A (die freilich z. B. *Elegus* und *Eneruus* statt *Plegus* und *Enervis* bietet). Das Colloquium Älfrics hört in A gerade dort auf, wo es in L anfängt (Thompson S. 145). Endlich in dem Text der *Excerptiones de Prisciano*, der Hauptquelle für Älfrics Grammatik, werden mit einer einzigen Ausnahme sämtliche Lücken in A durch L ausgefüllt, was festzustellen dem Vortragenden die ihm liebenswürdigst gewährte Hilfe seines verehrten Freundes Thompson ermöglicht hat. Dafs aber A, abgesehen von der Vollständigkeit, mit der Rubensschen Handschrift identisch ist, wird dadurch bewiesen, dafs diese auf dem ersten Blatte die von Junius angeführten Verse enthält *Præsulis hic redolent Ælfrici lypsana summi* u. s. w. und am Schlufs den ebenfalls von Junius abgeschriebenen Brief *Facundissimo sacerdotum Ælfr.* u. s. w. Von Berichtigungen oder neuen Glossen hob der Vortragende, der später über die Handschrift ausführlich handeln wird, hervor 129, 39 (Wright-Wülker) *Canticum sam-swege sang* 130, 2 *laac-sang*, 6 *Dedicat*, 7 *Consecrat*, 15 *geld-lice ealhalgung*, 35 *ruwe; Conualeo ic dwyrpe, Palumbes cusceote, Hilum .i. medulla penne peoþa, Lolligo .i. piscis maritimi* (l. *maritimus*?), *uno anno piscis, alio auis, hoc est byrnete* (bisher unbelegt; vgl. *barneta* bei Gervasius von Tilbury: Murray s. v. *barnacle* 2), *Sutura seam, custure* (= nfrz. couture), *Siligo .i. genus frumenti, rige, Insolentiam forwenednessa, Passiuis* (l. *-uus*?) *widlese* (bisher unbelegt = *wîdlǽse*? vgl. Gudrúnarkvida 2, 11 *á vidlæsar varga leifar*, wo die Handschrift *auiþ lesar* giebt, Bugge aber und nach ihm Grundtvig und Hildebrand in *á vid lesa* ändern), *goretende* (fehlt ebenfalls in den Wörterbüchern, vgl. aber Älfr. Hom. 1, 530 *goretende* und Haupts Zeitschrift 9, 405 b *passiuus oculorum obtutus goretunge*). Die Glossen, wie schon Junius gethan hat, Älfric zuzuschreiben, liegt kein genügender Grund vor. Der in der Antwerpener Handschrift erhaltene Teil des Colloquiums stimmt im ganzen genauer zu der Fassung in dem Cottonianus, als zu der in der Oxforder Handschrift, so dafs dem Vortragenden die Ansicht, die er in Haupts Zeitschrift 31, 43 auf Grund des Londoner Fragments ausgesprochen, jetzt unrichtig erscheint.

Herr Löschhorn bespricht H. Conrads Buch über George Eliot. Der Verfasser, der die von dem Gatten nach dem Tode der Schriftstellerin herausgegebenen Briefe derselben benutzen konnte, hat durch sein Werk alle früheren Biographien in den Schatten gestellt. In seiner Auffassungsweise schliefst er sich an einen Aufsatz Scherers in der Deutschen Rundschau (Februar 1877) an, dem er in den am besten gelungenen Teilen nahe kommt. Nach der Besprechung der Anlage des ganzen Werkes teilt der Vortragende aus

demselben die allerdings oft einseitigen Auslassungen der Schriftstellerin über Deutschland mit.

Herr Vatke bespricht die jüngst ausgegebene erste Hälfte von Elzes Grundrifs der englischen Philologie. Das Hauptverdienst des Buches scheint ihm in der ungemeinen Reichhaltigkeit der Nachweisungen zu bestehen, neben welcher die Besprechung des jetzigen Standpunktes der Forschungen zu kurz kommt.

Die nächste Sitzung der Gesellschaft wird auf Antrag des Vorsitzenden auf den 26. April, den hundertjährigen Geburtstag Uhlands, anberaumt.

Sitzung vom 26. April 1887.

Die Sitzung, welche am hundertjährigen Geburtstage Ludwig Uhlands abgehalten wurde, war ganz dem Andenken dieses Dichters und Gelehrten gewidmet. In kurzen einleitenden Worten wies der Vorsitzende zunächst auf die Bedeutung des Tages hin und legte dar, dafs es der Gesellschaft nach den ihr eigenen Bestrebungen zukomme, diesen Mann, und zwar aus mehr als einem Grunde, ganz besonders in Ehren zu halten.

Herr Löchhorn entwarf darauf in kurzen Zügen ein Bild von Uhlands Leben und Dichten. Er schildert die Tübinger Verhältnisse, wie sie Varnhagen von Ense im Jahre 1808 kennen lernte. Hier bewegen sich Justinus Kerner und Ludwig Uhland. Die Persönlichkeit des letzteren zieht Varnhagen besonders an, er sendet eine eingehende Charakteristik des jungen Dichters in die Heimat. Es wird dann der poetischen Anfänge Uhlands gedacht, seines Aufenthalts in Paris, eingehender seines Anteils am württembergischen Verfassungskampfe 1815—1819. Dieses Jahr ist ein Abschlufs der überaus reichen Produktivität des Dichters; in den folgenden Jahrzehnten fliefst der Born seines poetischen Schaffens verhältnismäfsig sparsamer. Dagegen treten litterarhistorische Studien und die politische Wirksamkeit in den Vordergrund. Eine kurze akademische Thätigkeit mufs er der letzteren opfern, doch fehlt es besonders in den vierziger Jahren seinen wissenschaftlichen Leistungen nicht an Anerkennung. Der Vortrag wendet sich dann zu einer Charakteristik der Uhlandschen Dichtung, gedenkt zunächst der blassen, der Romantik angehörenden Gestalten seiner früheren Gedichte, deren Einflufs auf gewisse Gemälde der Düsseldorfer Schule nicht zu verkennen ist; hervorgehoben wird die Wandlung, welche Uhlands Dichtung durch seine Bekanntschaft mit Goethe, dem Nibelungenliede und dem Wunderhorn erfuhr, und die reiche Anregung, die er zu Paris durch das Studium der altfranz. Epen und der Troubadourpoesie empfing, eine Anregung, die ihn mit Nachdruck auf deutsches und romanisches Mittelalter als auf eine ergiebige Quelle seiner Dichtungen hinwies und ihn auch aus den Überlieferungen seiner engeren

Heimat mit Vorliebe schöpfen liefs. Aber in allen Epochen seines Schaffens hat das Gemüt daran den vornehmsten Anteil. Sein Lied „umfafst alles Edle und Liebenswerte des Menschenlebens, was nur ersehnt, erstrebt, beweint, gehofft, geglaubt zu werden verdient“. Besonders gern vertieft sich dies Gemüt in die Natur; selten, doch in wahrhaft frommen Liedern erhebt er Gott; selten feiert er die Liebe, öfter die Freundschaft, die auch im Herzog Ernst das Grundthema bildet. Auch seines Humors, einer beachtenswerten Seite seiner Gemütspoesie, wird gedacht. Der moderne Deutsche hat Uhland viel zu danken: die Schule knüpft mit Vorliebe an seine Dichtungen, der Student freut sich seiner Lieder, zahlreich sind die Kompositionen derselben, über die ganze Erde ist sein Name bekannt, sind seine Werke verbreitet. Auch wenn sich Uhland auf dem Gebiete gelehrter Forschung nicht an die Seite der Grimm, Schmeller und Diez stellte, würde die Gesellschaft verpflichtet sein, zum Dank für sein dichterisches Schaffen ihm heute einen vollen Kranz zu weihen.

Herr Tobler setzte darauf auseinander, was Uhland seinen romanistischen Studien verdankte und was die Romanistik ihm verdankt. Der Redende ging zunächst auf die Formen romanischer Poesie ein, die Uhland in seinen Gedichten verwendet hat. Mehr noch als hierin griff er bei der Wahl seiner Stoffe in die romanische Welt hinüber. In dieser Hinsicht war die Reise nach Paris für ihn epochemachend. Während er in früherer Zeit manches in eine nur halbreale Welt galanten Kavaliertums hinein erfunden hatte, lernte er dort durch eifriges Eindringen in das volkstümliche Epos der Franzosen das wahre Mittelalter kennen. Ja, in der kurzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hat er das altfranzösische Epos geradezu entdeckt und kurz darauf denn auch dasselbe in seiner Eigentümlichkeit meisterhaft dargestellt. Wenn er sich gleich in späteren Jahren in seinen gelehrten Arbeiten weniger mehr mit altfranzösischer Litteratur beschäftigt hat, so ist er doch sichtlich den Veröffentlichungen darüber mit reger Teilnahme gefolgt. — Diesen Studien verdanken wir eine Reihe der schönsten Perlen seiner Dichtung. Gab er mehrfach treue Übersetzungen altfranzösischer Gedichte, so befähigte ihn seine innige Vertrautheit mit mittelalterlicher Empfindungs- und Ausdrucksweise, freier zu Werke zu gehen, ohne dabei die innere Wahrheit zu verletzen. Fehlt dem Cyklus der Sängerliebe, der augenscheinlich nur durch späte und teilweise unglaubwürdige Berichte veranlafst ist, die Lebenswahrheit anderer Uhlandscher Dichtungen, so ist Bertran de Born so von ihr durchdrungen, wie es nur bei unmittelbarer Vertrautheit mit der dargestellten Zeit möglich war. Auch dem Sagenkreis Karls des Grofsen hat Uhland mehrfach Stoffe entnommen oder auch neue Glieder zugefügt, wie denn z. B. Roland der Schildträger und Karls Meerfahrt ganz, und zwar in glücklichster

Weise von ihm erfunden sind, während in anderen Fällen Stoffe zwar vorhanden waren, aber unter seiner Hand merklich gewonnen haben. — So verdanken die Romanen dem Dichter und dem Forscher kaum weniger als er ihnen.

Herr Rœdiger sprach über Uhland als Germanisten. Er hob hervor, daſs Uhland, wie die Brüder Grimm, vom juristischen Studium ausgegangen sei und gleich jenen durch die Schätze der Pariser Bibliotheken wesentliche Förderung erfahren habe. Er hatte sich frühzeitig, gleichwie die Grimms, von der älteren deutschen Litteratur angezogen gefühlt und erwartete auch für sein Dichten dadurch Vorteil. Sehr wesentlich war für ihn die Bekanntschaft mit Joseph Freiherrn von Laſsberg, welcher ihm seine Handschriften und Bücher sowie die Ergebnisse seiner Studien mit gröſster Uneigennützigkeit zur Verfügung stellte. Während Uhland immer noch als Jurist thätig war, erschien 1822 sein Walther von der Vogelweide, wofür Lachmann zum Dank ihm die zweite Auflage seiner Waltherausgabe widmete. Uhland arbeitete danach an einer Darstellung der deutschen Poesie und Heldensage im Zeitalter der Hohenstaufen und verwertete diese Forschungen nach seiner Ernennung zum auſserordentlichen Professor für deutsche Litteratur zu Tübingen in seinen Vorlesungen. Als Grundlage für die Heldensage sollten mythologische Untersuchungen dienen, aus welchen „Der Mythus von Thôr“ 1836 hervorging. Inzwischen aber hatte er schon seit längerer Zeit deutsche Volkslieder gesammelt, ein Unternehmen, welches ihn bis zu seinem Tode fesselte. Es war überhaupt sein Augenmerk auf alle Äuſserungen der Volkspoesie gerichtet, zu denen er mit Recht auch Mythen und Sagen rechnete. Das Wesen des Mythus ist von ihm zuerst klar bestimmt und der richtige Weg der Deutung von ihm zuerst beschritten worden. Er hat auch zuerst die Eigenart eines mittelalterlichen Dichters zu erfassen und darzustellen verstanden und in seinen Volksliedern ein Muster von Textrecension und Erklärung, namentlich auch durch Heranziehung vergleichbarer Erzeugnisse fremder Völker geliefert. Der Umstand, daſs er aus übergroſser Gewissenhaftigkeit ungern an den Abschluſs seiner Arbeiten ging, und die kurze Dauer seiner Lehrthätigkeit haben ihn bei seinen Lebzeiten nicht das gebührende Maſs von Einfluſs und Anerkennung finden lassen, und als nach seinem Tode die hinterlassenen Schriften erschienen, waren sie zum Teil überholt, mehr freilich durch die Menge des inzwischen bekannt gewordenen Materials als durch neue Gesichtspunkte der Forschung, und daher bilden sie trotzdem eine Fundgrube der feinsten, förderlichsten Gedanken in schöner und treffender Darstellung, und werden auch heute noch mit Nutzen und Genuſs gelesen werden.

Herr Zupitza verschob der vorgerückten Zeit wegen seinen angekündigten Vortrag.

Sitzung vom 17. Mai 1887.

Herr Zupitza sprach über Uhland in seiner Stellung als Universitätsprofessor in Tübingen. Der Vortragende, der sich besonders auf „Holland, Zu L. Uhlands Gedächtnis, Mitteilungen aus seiner akademischen Lehrthätigkeit" und in Ergänzung dieses Buches auf die von Uhlands Witwe herausgegebene Lebensbeschreibung stützte, erörterte zunächst die auf die Berufung bezüglichen Umstände und gab dann eine Übersicht der von Uhland in den wenigen Tübinger Jahren gehaltenen Vorlesungen. Genauer wurde das am 6. Mai 1830 eröffnete Stilisticum besprochen. Uhland liefs dabei den Studenten in der Art des Vortrages, in der Wahl des Gegenstandes und in der Form der Darstellung die gröfste Freiheit. Er selbst wollte besonders die technische Behandlung, die Form, den Stil beurteilen. Oft aber schwellen seine Bemerkungen zu förmlichen Aufsätzen an, besonders wo es sich um die Gattungen der Poesie handelt. Die Mitteilungen Hollands, aus denen der Vortragende Proben gab, verdienen daher Beachtung.

Herr Schulze sprach über altfranz. Wiederholungsfragen, d. h. Fragen, durch die der Redende eine vorangehende, ihn überraschende Äufserung wiederholt, sei es, um sich zu überzeugen, dafs ihn seine Sinne nicht getäuscht, sei es, um den sich mit ihm Unterredenden zu nochmaliger Prüfung dessen, was er gesagt, aufzufordern. Ist (a) die vorangehende Äufserung eine Mitteilung, so wird dieselbe vom Fragenden entweder in Aussageform, aber mit dem Tone einer Frage wiederholt (vgl. Herrigs Archiv 71, 349 ff.) oder seltener auch mit der Wortstellung der Frage (Jonckbloet, Roman van Lancelot II, p. CIII: Ge sui sil que vos querez. — Qu'est ce? Es tu donc cil?). Statt der Wiederholung des ganzen Satzes reicht, wo das Prädikat desselben ein Hilfsverb aufweist, die Wiederholung dieses, wo nicht, die Wiederaufnahme des Verbs durch das verbum vicarium *faire* aus. (Thfr. 113. Tout maintenant i est volés. — Est, par amours? Meraugis 24. ... je l'i metrai. — Ferez, biaus sire?) Kommt es dem Fragenden nur darauf an, eine nochmalige Bekräftigung des Gehörten zu erhalten, so genügt ein dem nfz. vraiment? paralleles afz. voire? (Fabl. III, 180 juré liai, Jamais d'oe ne mengerai. — Voire?) oder, falls die vorangehende Äufserung negativ ist, ein einfaches non? (Chlyon 1979 ... riens ne m'en porroit despleire. — Non, sire? et se je vos oci?) Wo nur ein bestimmtes Glied der Äufserung das Befremden des Hörers erregt, da wird afz. wie nfz. dies allein in Frage gestellt. Doch begegnet man oft afz. Beispielen, bei denen als Grund für die Wiederholung eines einzelnen Gliedes der Mitteilung die Verlegenheit des Angeredeten hinsichtlich des zu Erwidernden angenommen werden mufs, so besonders auch, wenn die der Frage vorangehende Äufserung selbst eine Frage ist. Ist (b) die

zur Frage reizende Äuſserung eine Aufforderung, so kann sich das Altfz. zu deren Wiederholung entweder des (imperativischen) Futurums oder des Konjunktivs bedienen. (Cliges 6598 Di le moi tost... Jel vos dirai? oder BChr. 370, 36. rent la chartre... Je la vous rande?) Aber auch das nfz. durch moi, que je la vous rende! veranschaulichte Verfahren kennt die alte Sprache schon. Vorbild dieser letzteren Konstruktion sind die lateinischen, eine Zumutung unwillig abwehrenden Fragen mit ut (tibi ego ut credam?). Ebenso haben die afz. Fragen mit dem bloſsen Konjunktiv im Lateinischen ihr Muster (ausculta, quæso. — Ego auscultem tibi?) Der Fall, wo (c) die der Wiederholungsfrage vorangehende Äuſserung selbst eine Frage ist, weist afz. und nfz. das nämliche Verfahren auf: es wird die direkte Frage in indirekter Form, von einem unausgesprochen bleibenden vous demandez...? abhängig zu denken, wiederholt.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte. Akademische Vorlesungen, Studien und kritische Streifzüge von Dr. Gregor Krek. Zweite völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky, 1887.

Genau vor zwölf Jahren veröffentlichte der Grazer Universitäts-Professor Dr. Gr. Krek ein „Büchlein", das er als eine Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte bezeichnete und einem „gröfseren" Leserkreise zur Beachtung empfahl. Damals stellte Dr. Krek zugleich auch eine Fortsetzung, d. h. die Bearbeitung der slavischen Litteraturgeschichte selbst in nahe Aussicht. Allein die wissenschaftliche Welt machte mit Dr. Krek die nämliche Erfahrung wie mit ten Brink — das Versprechen blieb unerfüllt. Dafür überraschte uns der gelehrte Grazer Slavist, nachdem wir uns schon mit dem Danteschen Motto „lasciate ogni speranza" abgefunden hatten, zu den diesjährigen Ostern mit der zweiten Auflage seiner Schrift, und die Überraschung war um so gröfser, als diese Neubearbeitung aus dem Büchlein einen recht stattlichen Band von fast 900 Seiten gestaltete, so dafs sich der Umfang fast um das dreifache vergröfserte. Schon vor zwölf Jahren hatte Kreks „Einleitung" nicht nur in slavischen Ländern, sondern nicht minder auch in Deutschland, Frankreich und England eine rasche Verbreitung und sympathische Anerkennung gefunden nnd binnen wenigen Jahren schon war die erste Auflage vergriffen. Schon zu Beginn dieses Jahrzehnts ging Dr. Krek energisch an die Umarbeitung seines Werkes, und zwar in der Weise, dafs er Abschnitt für Abschnitt vornahm und druckfertig herstellte. Dadurch trat freilich der etwas mifsliche Umstand ein, dafs die letzten Abschnitte die neueste Litteratur berücksichtigen konnten, während dies für die früheren, die bereits zu Pfingsten 1884 abgeschlossen vorlagen, unmöglich wurde. Diese ältere Partie wird von dem ersten Buche gebildet, welches drei Abschnitte umfafst und zwar: 1) Die Slaven, ein Glied der Arier; 2) Die Slaven nach der Abtrennung vom arischen Grundstamme; 3) Die Slaven unmittelbar nach der Lösung des Gesamtverbandes. Der II. Abschnitt zerfällt wieder in zwei Partien, von denen 1) die Loslösung der Slaven vom arischen Urvolke in Beziehung auf andere Glieder desselben Stammes, während 2) Die Slaven als Einzelvolk behandelt. Der III. Abschnitt teilt sich in drei Partien: A. Die Spaltung der slavischen Grundsprache, B. Gedrängte historische Skizzen, C. Kultur- und Sittengeschichtliches.

Das zweite Buch erscheint in zwei Abteilungen gesondert. Die erste Abteilung handelt von der „formalen Seite der traditionellen Litteratur“ (I. Abschnitt: Die Sprache; II. Die Sitte), während die zweite Abteilung sich über die „reale Seite der traditionellen Litteratur“ verbreitet (Abschnitt I. Märchen und Sagen; II. Sprichwörter, Aberglaube, Zaubersprüche und Rätsel; III. Lieder). Daran schliefst sich dann ein 20 Seiten umfassendes Register. Unter einem mag auch hier die Bemerkung angebracht werden, dafs die Ausstattung des Buches seitens der Buchhandlung eine recht gute und sorgfältige zu nennen ist.

Zunächst behandelt Krek die „arische Hypothese“ und bekennt sich selbst als Anhänger jener Meinung, welche die Wiege der Arier nach Centralasien verlegt; die kaukasische oder europäische „Urheimat“ sei nur auf Grund eines Beweises a silentio aufgestellt worden, in Hinblick nämlich auf den Umstand, dafs die westarischen Sprachen in der Bezeichnung der asiatischen Raubtiere mit den ostarischen nicht harmonieren. Mit Recht bemerkt Dr. Krek dazu: Da sich auf die neuen Wohnsitze der Verbreitungsdistrikt dieser Tiere nicht erstreckte, entschwanden sie allmählich dem Gedächtnisse des Volkes und ging mit dem Begriffe auch der sprachliche Terminus verloren. Mit ziemlicher Ausführlichkeit wird dann speciell die Hypothese, dafs Europa die Urheimat der Arier sei, behandelt, und wiewohl Krek bereitwillig anerkennt, dafs es immerhin hervorragende Männer sind, die diese Hypothese verfechten, wie R. G. Latham, Th. Benfey, L. Geiger, Fr. Spiegel, J. G. Cuno, Fr. Müller, Th. Poesche, L. Lindenschmitt und K. Penka, so tritt er derselben doch entschieden skeptisch gegenüber, wenn er auch die burschikose Art vermeidet, mit welcher z. B. Victor Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere VIII u. IX) die doch wissenschaftlich begründete Hypothese abfertigt. Victor Hehn weifs schliefslich doch auch nichts Besseres für die centralasiatische Urheimat anzuführen, als dafs es uns Europäer nach Asien zieht mit derselben mächtigen Empfindung, mit der man sich den Erinnerungen der Jugend überläfst. Auf den Umstand, dafs sich zwischen der urarischen und ursemitischen Sprache ein deutlich erkennbares Kulturband schlingt, wurde auch schon vor Hehn verwiesen, und neuerlich hat dies Fr. Hommel (im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1879) eingehend begründet. Die Achillesferse dieser Hypothese ist die Thatsache, dafs die einen die Heimat der Arier am Taunus, die anderen in den Kjölen, wieder andere am Nordrande der Karpathen oder in den Landschaften südlich vom Ural suchen; die hitzigsten Verfechter derselben stimmen aber für Deutschland. Ein Hauptmotiv contra ist das von A. Höfer in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung (XX, 379—384) beigebrachte, dafs nämlich erstens das Altindische und Altbaktrische unter allen Schwestern der Mutter am nächsten stehe, und zweitens die gröfste Reinheit einer Zweigsprache in unmittelbarer Nähe der Grundsprache zu finden sei.

Nicht minder skeptisch oder eigentlich viel skeptischer verhält sich der Verfasser der arisch-semitischen Ursprache gegenüber, sowie durchaus ablehnend gegen die Annahme einer näheren Verwandtschaft zwischen der arischen und finnisch-ugrischen Sprachgruppe; doch hält er die Ansicht, es habe eine Zeit gegeben, in der auch die arische Sprache „auf der isolierenden Stufe gestanden“, und eine andere, wo sie sich zur zusammenfügenden Sprachform entwickelt habe, um von da zur flexivischen Form fortzuschreiten, für eine ansprechende.

Dieser Meinung steht bekanntlich diametral die geniale Hypothese A. H. Sayces gegenüber, der das sentenceword für die Urform ansieht, eine Hypothese, die an dem ihm geistesverwandten deutschen Gelehrten A. Fick einen begeisterten Anwalt fand.

Dr. Krek behandelt sodann in ausführlicher Weise das Lautsystem

und den Flexionsvorrat der arischen Ursprache, wobei er der vorhandenen linguistischen Litteratur in umfassender Art gerecht wird. Der Verfasser verweist weiter, wie unbestimmt uns noch die urarische Syntax und das urarische Accentgesetz entgegentritt, und würdigt auch hier die vorhandene Litteratur in ruhig verständiger Weise dahin, daſs erst ein schwacher Anfang auf diesen beiden Gebieten zu verzeichnen ist. Und in der That ist das von Schleicher rekonstruierte urarische Lesestück mehr interessant als wissenschaftlich entsprechend begründet.

Des Verfassers Ansicht über dies Verhältnis der modernen Linguistik zur Erforschung der arischen Lautgesetze, die er p. 44 ausspricht, wird man leicht unterschreiben können, sie lautet: „Man wolle es nicht als Schmälerung der vielen erworbenen Verdienste ansehen, wenn wir es aussprechen, daſs durch die mitunter glänzenden Ausführungen die trüben arischen Grundformen an Durchsichtigkeit kaum etwas gewonnen haben, ja daſs sie vielmehr noch trüber geworden sind. Man kann den Vorzügen der modernen Methode viel Beifall zollen und sich andererseits doch dem Gedanken nicht verschlieſsen, daſs trotz Physiologie und Psychologie die Auslegungen nur zu sehr und nur zu oft den Stempel des Gekünstelten an der Stirne tragen. Die Beachtung der Betonungsverhältnisse und die Heranziehung der Analogie hat in der That überraschende Resultate zu Tage gefördert, allein im Eifer, alle und jede Ausnahme zu beseitigen, mutet man dem Naturmenschen schon syllogistische Gedankenkombinationen zu, an die im Ernste gar nicht zu denken ist.“

Von dem urarischen Sprachgesetz geht der Verfasser dann über auf den Wortschatz, als Erkenntnisquelle für den Kulturgrad des arischen Volkes, und plädiert für eine vollgewichtige Anerkennung des Sprachlichen gegenüber dem Historischen. Und mit gutem Grund macht er die Wahrnehmung (p. 59): Die Kluft zwischen der Prähistorie und der Sprachwissenschaft kann breiter kaum gedacht werden als in den Ansichten hinsichtlich des Steinzeitalters in Beziehung zu den sprachlichen Bezeichnungen für Steingeräte.

Im übrigen halte ich dafür, daſs der ganze erste Abschnitt, der 66 Seiten umfaſst, füglich hätte fortbleiben können, da Dr. Krek sich ohnedies nur auf Referate beschränkt und diese selbst, zwar im allgemeinen gut zusammengestellt, wohl eine beiläufige, aber kaum eine zu höheren wissenschaftlichen Zwecken dienliche Orientierung gewährt. Wer sich über den ganzen Komplex der „arischen“ Fragen unterrichten will, dürfte schwerlich seine Zuflucht zu einem Buche nehmen, das sich als Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte vorstellt. Im übrigen läſst sich auch nicht verkennen, daſs Krek die „materielle“ Archäologie gegenüber der sprachlichen allzu sehr vernachlässigt und daſs er in den gewöhnlichen Fehler der Linguisten verfällt, nämlich auf sprachlicher Basis, und diese ist oft eine sehr fragwürdige und bestrittene, allzu sehr zu generalisieren. Es wird doch immer wieder vergessen, daſs es falsch ist, anzunehmen, jedes Volk habe die vier groſsen Civilisationsstufen durchmessen (da es heute noch progressive und nicht progressive Rassen und Völker giebt) und das Steinzeitalter sei ein einheitlicher Zeitraum.

Die Meinung unserer Linguisten, Anthropologen und Ethnologen über die „Urnacht“ des Menschengeschlechtes geht in solchem Grade auseinander, daſs es wenig zweckdienlich erscheint, in einem Buche, wie es das des Dr. Krek ist, die Unsumme der bezüglichen Hypothesen aufmarschieren zu lassen, um sie dann mit einer gewissen Voreingenommenheit zu gruppieren, denn die wissenschaftliche Erfahrung, die diese Hypothesen vollständig zu beherrschen vermöchte, besitzt Herr Dr. Krek trotz seiner weitreichenden linguistischen Studien nicht in umfassender Weise, wie dies seine mehr nach der linguistischen Seite gehenden Litteraturangaben beweisen. Und so interessant dieses Kapitel ist und so geschickt es en

miniature ausgearbeitet erscheint, so halte ich doch dafür, dafs es für die „gröfseren“ Kreise zu wissenschaftlich und für die wissenschaftlichen — zu populär ist.

Der zweite Abschnitt bringt eine neue, fast unübersehbare Hypothesenreihe über die Spaltung der „Ursprache“ und das Auftreten und die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Grundsprachen. Diese Hypothesen reichen zum Teil auf mindestens 70 Jahre zurück und haben vielen Schweifs konsumiert. Zu einer Klärung sind wir nicht vorgeschritten, und es ist charakteristisch genug, dafs ein Linguist selbst es ist, der die Ohnmacht der Sprachwissenschaft eingesteht, dieses Rätsel zu lösen und die Ethnologie und Geographie zu Hilfe ruft (vgl. H. v. d. Pfordten, Ausl. 1883, p. 41 ff.). Im übrigen wäre es wünschenswert, wenn Krek bei einer Neubearbeitung die zu diesem Punkte vorhandenen Hypothesen chronologisch anordnen würde; der Abschnitt würde dann freilich gröfser, aber das Bild von der diesbezüglichen Forschung würde viel deutlicher hervortreten, und bei energischer Beschneidung des ersten Abschnittes würde auch der nötige Raum leicht zu gewinnen sein. Und für ein Werk, das sich ja doch als Geschichte giebt, wäre dieser Vorgang viel natürlicher, und es würden auch störende Wiederholungen dadurch vermieden.

Auf kaum vier Blättern ist die Rede von der Stellung des Slavischen innerhalb der „nordeuropäischen Grundsprache“. Freilich sind auch die Schriften, die sich mit der Untersuchung derselben befassen, viel spärlicher vertreten als jene über die arische Sprache. Mit Ausnahme der beiden preisgekrönten Schriften A. Leskiens (Die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen, Leipzig 1876) und R. Hassenkamps (Über den Zusammenhang des lettoslavischen und germanischen Sprachstamms, Leipzig 1876) ist nur Sporadisches und wenig Bedeutendes erhalten.

Von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft war nämlich die Preisfrage gestellt worden: „Eine eingehende Erforschung des besonderen Verhältnisses, in welchem innerhalb der indogermanischen Gemeinschaft die Sprachen der litauisch-slavischen Gruppe zu den germanischen stehen.“ Das Resultat, zu dem Leskien gelangte, war insofern negativ, als er in seiner Monographie feststellte: „eine eigentümliche Entwickelung der Deklination als Gemeingut des Slavisch-Litauischen und Germanischen läfst sich aufser in einem längst bekannten Punkte, der Wandlung des bh von Kasusendungen zu m, nicht mit Sicherheit nachweisen, und von dieser Seite hat sich mir nichts, was für eine besonders nahe Beziehung des Slavisch-Litauischen zum Germanischen spräche, ergeben.“ (Vgl. H. Zimmer in der Recension, Jagić, Archiv II, 338 ff.)

Während uns aber bei Leskien Schritt für Schritt der selbständige, tüchtige Forscher entgegentritt, ist Hassenkamp im wesentlichen Kompilator von zweifelhaftem Geschick; für eine originelle Behandlung dieser viel ventilierten Frage fehlen ihm die nötigen sprachlichen Kenntnisse. In beiden Schriften ist auf die reiche Litteratur, die zu der nordeuropäischen Grundsprache und zum ganzen, vielverzweigten Komplex der arischen Fragen vorliegt, eingehend verwiesen, so dafs die neuerliche Kompilation des Dr. Krek im ersten und zweiten Abschnitt seines Werkes auch von diesem Gesichtspunkte aus überflüssig erscheint.

Die näheren Ausführungen zur nordeuropäischen Grundsprache sind auch hier wieder recht interessant. Was den gemeinsamen Wortschatz der daraus verzweigten Sprachen anlangt, so hat, wie Dr. Krek mit Recht p. 89, Anm. 4 rühmt, auch O. Schade, Altdeutsches Wörterbuch, die engste Zusammengehörigkeit der nordeuropäischen Sprachen nachgewiesen. An diese Erwägungen schliefst dann der Verfasser die Erörterung über das Slavolitauische mit umfassender Benutzung der einschlägigen Litteratur. „Die durchgreifende Verwandtschaft des Litauischen und Slavischen läfst

auf ein langes Zusammenleben dieser beiden Sprachen schliefsen, auf ein entschieden längeres, als beispielsweise jenes es war, das in der slavodeutschen Gruppe repräsentiert ist. Es steht als Seitenstück dieser Gruppe in der in Rede stehenden Hinsicht das Ostarische (Indoiranische) gegenüber, das auch aus dem gleichen Grunde eine relativ lange Zeit in Anspruch nahm, bevor es sich in das Indische und Iranische spaltete.“

Damit ist er zur slavischen Grundsprache vorgeschritten, von der alle gegenwärtigen und einige bereits ausgestorbene slavische Sprachen sich abzweigten. Die slavische Grundsprache ist bislang nicht hergestellt und es wird bei deren Fixierung nicht ohne harte Kämpfe abgehen, da die dafür in Rechnung kommenden linguistischen Principien voneinander bekanntlich sehr weit abweichen.

Nicht ganz unparteiisch behandelt der Verfasser die Skythenfrage, zu der ja auch schon eine fast unübersehbare Litteratur vorhanden ist. Wir finden es begreiflich, dafs Krek, der bei diesem Kapitel manchmal recht spitze Bemerkungen macht, aus nationalen Motiven sich für die Annahme begeistert, dafs die Skythen und natürlich die königliche Horde inbegriffen — nicht nur die ackerbautreibenden und unterthänigen — Slaven gewesen sind; allein H. Vámbéry, der bekannte Magyaraloge, dürfte doch wohl im Recht sein, wenn er behauptet, dafs die Frage nach der Nationalität der Skythen noch lange zu den ethnologischen Rätseln zählen wird, und man wird sich zur Zeit wohl mit einem schönen Worte Meister Miklosichs begnügen müssen: „Wenn ich auch weit entfernt bin von der Meinung, das Rätsel gelöst zu haben, so hege ich doch die Hoffnung, die Arbeit werde einiges dazu beitragen, dafs ein anderer dem Geheimnis näher tritt; diese Hoffnung ist ja doch die einzige Befriedigung, die dergleichen Arbeiten gewähren können.“ Solche Fragen bedürfen, um gelöst zu werden, der Zeit; das Genie des Forschers allein, und wäre es auch Müllenhoff oder Safaršík, wird ihrer nicht Herr.

Unzulänglich ist, was Krek über die prähistorische Zeit und die Tripartition derselben vorbringt, sehr reichhaltig dagegen sind seine Bemerkungen, die den Betrieb der Viehzucht und des Ackerbaues seitens der Slaven im Hinblick auf die Grundsprache zu deuten und nach seinem Umfange zu bestimmen suchen. Ebenso weise dieselbe darauf hin, dafs die Obstkultur bereits in jener entlegenen Zeit in Übung stand. „Nicht mit Unrecht wird angenommen, das sonst im Germanischen nicht nachweisbare got. intrisgan, intrusgjan, ἐγκεντρίζειν, einpfropfen, sei dem Slavischen entnommen und gehöre zu Wörtern wie asl. trěsnati, trěstiti percutere, so dafs als Bedeutung von trusgjan ‚spalten‘ und mit der Präposition in ‚einschalten, in einen Spalt senken‘ sich ergäbe.“

Interessant ist der Hinweis, dafs in der Trias eminent europäischer Bäume, als welche die historische Phytogeographie die Eiche, Buche und Birke kennzeichnet, dem heutigen Bulgarischen allein unter allen slavischen Sprachen und Dialekten ein eigener Name für Birke mangelt — freilich ist die Birke in Bulgarien auch nirgends anzutreffen (vgl. J. A. Voráček in Jelineks Slovanský sborník III, 257). Die Römer entlehnten ihre Bezeichnung für Birke bekanntlich dem Keltischen. Der germanisch-slavische Name hängt mit der weifsen Rinde dieses Baumes zusammen. Anbei möchte ich auf den tirolischen Dialektausdruck „birchaug“ verweisen, für ein Auge mit weifslicher Pupille; nach dem Volksglauben sehen birchaugen auch im Dunkeln (Schöpf, Tirol. Idiot. p. 41; vgl. auch Schmeller, „birgaug“).

Die Ausführungen des Dr. Krek über die Ausdrücke für Ackergeräte, für Gegenstände in Haus und Hof, sowie des Kriegshandwerks sind meist recht anmutend, wenn auch nicht immer etymologisch unbestritten. Die gereizte Bemerkung in der Anmerkung 3 zu p. 149: „Bei Entlehnungen hält man sich auch so gut wie ausschliefslich an den Grundsatz,

dafs der entlehnende Teil die Slaven müssen gewesen sein," erhält einen drastischen Kommentar in dem „Beweis" des Verfassers, dafs das Wort strěla, Pfeil, slavischen Ursprungs sei. „Noch bleibe nicht unbemerkt, dafs noch jetzt serb. strijela und nslov. strěla auch den Blitzstrahl, also gewissermafsen den Himmelspfeil bezeichnen." Wo liegt da die Beweiskraft?

Wenn man die slavischen Bemühungen, namentlich der Czechen und Slovenen, alles, aber auch gar alles mittels des Slavischen und aus demselben zu erklären, vergleicht, möchte man wohl den Stofsseufzer des Verfassers als völlig überflüssig hinzustellen versucht sein. Aber wo die Slavomanie anfängt, hört die Wissenschaft überhaupt auf. Die berühmten Koryphäen der slavischen Philologie sind denn auch daran unbeteiligt und billigen die Albernheiten der slavischen Chauvinisten keineswegs; auch Dr. Krek ist fast durchaus mafsvoll bei Erörterung solcher Fragen und in seinen Ansprüchen; nur das „Gemeinslavische" scheint er sehr weit ausdehnen zu wollen und verfällt dabei wohl in den alten leidigen Irrtum der Linguisten, der durch die materielle Archäologie ein wichtiges Korrektiv empfangen mufs; denn seine Darstellung über den Kulturgrad des slavischen Gesamtvolkes ist so optimistisch gefärbt, dafs man den interessanten Abschnitt leichter liest, als an die Ausführungen desselben glaubt; auch der Kommentar, den der Verfasser zu Nestors und Cosmas' Chronik giebt, befriedigt wenig.

Den dritten Abschnitt beginnt Dr. Krek mit folgender Idylle, an der wohl der Linguist, kaum aber der Historiker sich ergötzen wird: „Innerhalb des eben besprochenen Zeitraums entwickelten sich die Slaven, dem Glücke stiller Häuslichkeit huldigend und von Natur aus kriegerischen Raubzügen abgeneigt, zu einer Nation, die in intellektueller und moralischer Beziehung nicht unwürdig den übrigen Sprossen des arischen Stammes an die Seite gestellt werden kann. Wohl ein Jahrhundert dauerte diese engere Verbindung, in welcher Zeit alle jene sprachlichen Eigenheiten sich festsetzten, die das slavische Gesamtvolk in zwei scharf abgegrenzte Gruppen schieden, aus denen sich im Verlaufe der Zeiten die Sprachen formten, die teils heute als slavische Einzelsprachen existieren, teils in historischen Epochen, dem Kampfe ums Dasein nicht gewachsen, abstarben."

Der Verfasser bespricht sodann die Teilung der slavischen Sprache in eine nord-ost-südliche und eine westliche Gruppe, die sich auf lautliche und etymologische Erscheinungen stützt, die in dem slavischen Stammlande selbst erfolgte und nach A. A. Kunik geraume Zeit vor Christi Geburt; das Westslavische teilte sich dann wieder in eine nordöstliche und eine südwestliche Gruppe, von denen die erstere sich in Polnisch und Polabisch, die letztere in Czechisch und Sorbisch sonderte. Die nord-ost-südliche Abteilung dagegen spaltete sich in einen nordöstlichen und südlichen Zweig. Der letztere trat wieder als grofsslovenischer (Slovenen und Bulgaren) und grofsserbischer (Serben, Kroaten) Ast auseinander.

Der Tripartition der slavischen Grundsprache, wie sie durch den russischen Gelehrten Vostokov vor fast 70 Jahren aufgestellt wurde, der dem Russischen eine Mittelstufe zwischen den beiden grofsen, von J. Dobrovský aufgestellten Zweigen anweist, tritt Dr. Krek abweisend gegenüber und vindiziert auch ihrer Neubelebung durch L. Geitler und Johannes Schmidt zwar eine überraschende Akribie, aber keine sachliche Berechtigung. Im Gegenteil erklärt er den russischen „Volllaut", an den die Theorie anknüpfte, „für ein Charakteristikon, das die Spaltung der nord-ost-südlichen Sprachgruppe in eine nordöstliche (russische) und in eine südliche (sloveno-serbo-kroatische) Abteilung zu rechtfertigen geeignet ist."

In überaus ausführlicher, ja exakter Weise wird dann die Wellen- oder Übergangstheorie und die Gliederung der slavischen Sprachen nach derselben erörtert. Der Verfasser äufsert zum Schlusse dieser Erörterungen: „Wir halten nach wie vor an dem Satze fest: Kein Ineinanderfliefsen von Sprachen und Mundarten, vielmehr Absonderung zu bald mehr bald weniger scharf ausgeprägten Individualitäten."

Als die ältesten historischen Namen der Slaven erscheinen die Serben (Plinius, Ptolemaios) und Veneter (Plinius, Tacitus, Ptolemaios), allein bezüglich beider wird mit bedeutsamen Gründen (Zeufs, Diefenbach, Cuno etc.) die slavische Herkunft geleugnet. Was die Veneter anlangt, so erklärte der hervorragendste Slavist, V. Jagić, Arch. IV, 75 ff.: Prof. Perwolf bringt die Behauptung vor, die bei den Germanen und auch Finnen begegnende Benennung der Slaven mit dem Ausdrucke „Wenden" sei von diesen selbst, d. h. von den Slaven ausgegangen. Diese Behauptung, allerdings nicht jetzt erst vorgebracht, verdient gewifs beachtet zu werden. Schade nur, dafs Prof. Perwolf damit einige Thesen in Zusammenhang bringt, welche nicht den geringsten Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben. Dazu gehört z. B. der nach Hilferding aufgestellte Satz, die Veneti am Adriatischen Meere seien ebenfalls Slaven gewesen. Prof. Perwolf übersieht den Unterschied zwischen der Form Veneti und Vindi oder Antæ; offenbar gebührt den Slaven nur die letztere; wo aber auch die erstere auf die Slaven bezogen wird, dort hat eben eine Übertragung stattgefunden, die nichts anderes beweist, als dafs den griechischen und römischen Schriftstellern der erstere Name bekannter war als der letztere, welchen sie wohl unzweifelhaft durch die Germanen bekamen."

Ebenso spricht sich Jagić an der angezogenen Stelle ganz entschieden gegen Hilferdings Versuch, die Veneti für die Slaven zu reklamieren, aus und wirft ihm Kritiklosigkeit vor.

Krek spricht sich gegen Jagić aus, erklärt Venedi für die älteste, Veneti für eine jüngere und Venti oder Vindi für die jüngste Form des Wortes — Antæ stehe aber in gar keinem Zusammenhang damit; das erstere Wort sei nicht slavischen Ursprungs, sondern durch germanische Vermittelung auf alle Slaven oder Slavinen übertragen worden.

Gegen die phantasiereichen Ausführungen Perwolfs in Jagić, Archiv IV u. VII, spricht sich übrigens auch Krek zum Teil aus. Perwolf erklärt nämlich den Namen Veneti, Venti, Vindi, Antes als Hünen, Riesen, und bemerkt, dafs tapfere Völker sich gern diesen Namen selbst beilegen (Arch. VII, 606).

Mit Recht bemerkt Krek, dem natürlich diese ausschweifende Kriegstüchtigkeit zu seiner früher vorgeführten Idylle schlecht pafst, dafs die Völker in ihrem Jugendalter gerade fremden, tapferen und gefürchteten Völkern diesen Namen beilegen.

Man mufs sich da wohl auch an Grimm, Myth. p. 436 (494) erinnern: „... so hängen riesenbenennungen zusammen mit alten volksnamen: feindliche, kriegerische nachbarn vergröfserte der volksglaube zu unmenschlichen riesen, wie er schwächere, unterdrückte in zwerge verkleinerte."

Ferneres bemerkt Grimm a. a. O., Nachträge p. 152 zu p. 436: „den Griechen hausten die giganten in Thrakien. Pausan. 1, 25. Vgl. die Arimaspen und Kyklopen und die indischen Râkschasas. Den Hebräern galten als Riesenvölker die Refaiten, Enakiten, Nefilim. Bertheau, Gesch. d. Israel. S. 142, 143, 144." (Vgl. auch B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen. Leipzig 1871, I, 203.)

Was übrigens den Prof. Perwolf betrifft, so geht er in seiner „geistvollen" Kritik so weit, Germania lediglich als geographischen Begriff, der etwa dem heutigen Mitteleuropa entspricht, anzusehen, und wenn der

Herr Professor noch um einige Jahre älter wird, wird er auch den Beweis fix und fertig haben, daſs dieses Germania ausschlieſslich von Slaven besiedelt war (freilich ist er hierin zum Teil nur der Nachbeter anderer).

Auf mehr als hundert Seiten (p. 246—253) giebt Dr. Krek „gedrängte historische Notizen“ über die Sitze und die Kämpfe der Slaven. Es ist darin eine überreiche Litteratur mit ausnehmendem Fleiſse und nicht zu leugnendem Geschick verwertet, wenn auch viele Konklusionen von mehr als prekärem Werte sind. Julius Capitolinus berichtet in der Lebensbeschreibung des Marcus Aurelius: „Profecti tamen sunt paludati ambo imperatores et Victualis et Marcomannis cuncta turbantibus; aliis etiam gentibus, quæ pulsæ *a superioribus barbaris* fugerant, nisi reciperentur bellum inferentibus.“ Diese Barbaren nördlicher Striche sollen nun nach der Meinung Safaršíks und Pallmanns (Gesch. d. Völkerw. II, 77 f.) die Slaven gewesen sein, und sie hätten somit die gewaltige Völkerwanderung veranlaſst. Der Meinung pflichtet auch Krek bei.

Bei ruhiger Überlegung wird man sich aber gestehen müssen, daſs diese sehr vage Notiz wahrscheinlich nur ein Erklärungsversuch ist, den der Historiker selbst machte, ohne daſs er dafür irgend einen Anhalt besaſs.

Wer sich für derartige kühne Schlüsse begeistert, wird in dem oben bezeichneten Kapitel viel Unterhaltendes finden.

Der trako-slavischen Hypothese tritt auch Krek p. 274 nicht nur skeptisch, sondern völlig ablehnend gegenüber; ebenso findet er, daſs die bei Ptolemaios vorliegende Nomenklatur von Pannonien und Dakien dem slavischen Schlüssel widerstrebt, womit die bekannte, an die Namen Tsierna und Pelso geknüpfte Theorie von der slavischen Besiedelung dieser Länder in der Römerzeit in sich selbst zusammenfalle.

Wie es mit derlei Hypothesen bestellt ist, zeigt z. B. die dako-rumänische, zu der bekanntlich zwei Theorien, die Rückwanderungs- (Sulzer-Rösler) und die Kontinuitätstheorie (Jung-Píč-Kiepert) vorhanden sind. Kiepert verwies nun bei Begründung seiner Hypothese auf das magyarische Wort deák, das „lateinisch“ bedeute und für die Fortdauer des dakischen Namens unter den romanischen Bewohnern zur Zeit der magyarischen Eroberung spreche.

Nun ist dies aber thatsächlich ganz anders, wie Jagić, Arch. II, 460, darthut: „Dijak, magyar. deák, stammt von dem lateinisch-griechischen diaconus her und bezeichnet einen Diener des Priesters, dann den Träger des bekannten, mit Tonsur versehenen niederen Ordens und folglich den Kandidaten des geistlichen Standes.“ Nach einer Reihe litterarischer Nachweise fährt Jagić fort: „Bekanntlich ist daraus die Benennung der lateinischen Sprache als der Sprache der Kirchendiener oder der Geistlichen κατ' ἐξοχήν mit dem Ausdrucke dijački jezik entstanden.“

Auch Mikalja (Wörterb.) erklärt diak als clericus oder als scholaris und diački mit latine.

Man sieht, welche Bewandtnis es mit so kühn aufgebauten Hypothesen hat, und daſs es im allgemeinen rationeller erscheint, sich einem „forcierten Skepticismus“ hinzugeben, als zu der schwindelnden Höhe dieser architektonisch recht interessanten Hypothesen emporzuklimmen. Die Bergfexerei ist eben nicht jedermanns Sache, es muſs auch Thalfexe geben.

Was die Deutung des Namens Slovene, Slave anlangt, so ist es wohl zweifellos, daſs die von K. Penka nach illustren Mustern versuchte völlig abzuweisen ist. Daſs sich ein Volk selbst einen demütigenden Namen beigelegt hätte, ist eine zu alberne Behauptung. Krek faſst den Namen auf als ὁμολογοῦντες, d. i. die dieselbe Sprache Redenden; erst in der Folge entwickelte sich die Bedeutung Sklave, wie die neuere attische Komödie Γέτης oder die Angelsachsen vealh (Kelte) in der Bedeutung „Sklave“ gebrauchten.

In ausführlicher Weise wird dann die Slavisierung der Balkanhalbinsel behandelt.

Der zeitgenössische syrische Chronist Joannes von Ephesos läfst sich über die erste Invasion vom Jahre 581 in folgender Weise aus: „Im dritten Jahre nach dem Tode des Kaisers Justinus und der Herrschaft des siegreichen Tiberius zog das verfluchte Volk der Slaven aus, durchstreifte ganz Hellas, Thessalien und Thrazien, nahm zahlreiche Städte und Kastelle ein, verheerte und versengte, plünderte und raubte und beherrschte dann das Land und wohnte darin ganz frei und ohne Furcht, wie in der Heimat.“

Interessant und verständig sind die Ausführungen des Verfassers über die Wanderungen der Slaven bis zum Ausgang des siebenten Jahrhunderts nach Westen und Süden; umfassend wird die normannisch-russische Frage erörtert, und nachdem der Verfasser einen Überblick über die diesfallsige Litteratur geboten hat, bemerkt er: „Alle Gründe für und wider abgewogen kann man nicht umhin, der Normannentheorie sich anzuschliefsen. Gewifs auch sie führt noch immer einen, wenn auch verhältnismäfsig geringen Ballast verfehlter Ausführungen und selbst Übertreibungen mit sich, und sind es zumal diese, die zu erneuten, mitunter sehr vehementen Angriffen auf ihre Positionen anfeuern, allein im ganzen stehen ihre Verfechter doch auf einem unvergleichlich wissenschaftlich (sic!) gesicherterem Boden als deren Widersacher.“ Und in der That verhält es sich so.

Die Annales Bertiniani sagen, gestützt auf einen Bericht des Prudentius von Troyes, zum Jahre 839: comperit eos (sc. Rhos) gentis esse *Sueorum*, wodurch das schwedische Volkstum der Russen aufser Zweifel gesetzt wird.

Liudprand (seit 963 Bischof von Cremona) sagt: Rusios, quos alio nos nomine Nordmannos appellamus. Und die zweite Stelle lautet: Gens quaedam, quam a qualitate corporis Greci vocant Rusios, nos vero a positione loci nominamus Nordmannos.

Das ist doch für jeden deutlich, der nicht in solcher Weise verbrannt ist, dafs er Mekka und Medina und Adam und Eva ebenfalls mit dem slavischen Schlüssel überwältigen will.

Auch scheiterten alle im Schweifse des Angesichts angestellten Versuche, die „russischen“ Sprachproben (ῥωσιστί) in der Schrift des Konstantin. Porphyr. „de administrando imperio“ mit dem obbezeichneten Schlüssel zu eröffnen, aufs allerkläglichste.

Auf S. 347—353 bietet Dr. Krek sehr wertvolle Litteraturangaben zu den vorausgegangenen historischen und zum Teil auch zu den nachfolgenden kultur- und sittengeschichtlichen Erörterungen, die den dritten und letzten Teil von Abschnitt III bilden und die aus Schriftstellern, die über die Slaven schrieben, genommen sind und dort anschliefsen, wo die linguistische Paläontologie naturgemäfs aufhört.

In besonderer Weise und übereinstimmend wird die Gastfreundschaft der Slaven gerühmt. Aufser einer berühmten Stelle in Ebonis Vita Ottonis episc. Bab. III, 7 wäre wohl zunächst an ein Dictum Adams von Bremen, Gest. Hamab. eccl. II, 19 zu erinnern: Moribus et hospitalitate nulla gens honestior aut benignior poterit inveniri.

Geradezu drastisch aber ist, was wir diesbezüglich in Helmoldi Chron. Sclavorum I, 82 finden: Quicquid in agricultura, piscationibus seu venatione conquirunt, totum in largitatis opus conferunt, eo fortiorem quemquam quo profusiorem jactantes. cujus ostentationis affectatio multos eorum ad furta vel latrocinia propellit. que utique vitiorum genera apud eos quidem venialia sunt, excusantur enim hospitalitatis palliatione. Sclavorum enim legibus accedens, quod nocte furatus fueris, crastina hospitibus dispertics.

Mit dieser letzteren Ausführung steht freilich in einigem Widerspruch, was Herb. Vita Ottonis ep. Bab. II, 41 meldet: Tanta vero est fides et societas inter eos, ut furtorum et fraudium penitus inexperti, cistas aut scrinia serata non habeant.

Was Krek zur Beschönigung des Diebstahls aus dem slavischen Recht beibringt, befriedigt nicht, weil sich daraus der nächtliche Diebstahl nicht erklären läfst.

Verhältnismäfsig spärlich und nur allgemein gehalten ist, was Krek in Bezug auf das Familienleben und die Verfassung bei den Slaven mitzuteilen in der Lage ist — die slavische Mythologie, zu der er dann übergeht, liegt bekanntlich sehr im argen. Um so verdienstlicher erscheint seine Leistung, dieses weitschichtige und durch zahllose Hypothesen und Kontroversen möglichst verwirrte Material in solcher Weise gesichtet zu haben, dafs man die leitenden Gesichtspunkte nie aus den Augen verliert. Der Forschung bleibt da freilich noch sehr viel aufzuklären übrig.

Marburg a. d. Drau. Prof. Anton Nagele.

H. Baumann, Londinismen, Slang und Cant. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen der Londoner Volkssprache, sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunftausdrücke. Mit einer geschichtlichen Einleitung und Musterstücken. — Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhdlg., 1887. CVI u. 239 S. 8.

Das Buch nennt sich auf dem Deckel: „Londinismen, Slang und Cant“; auf dem ersten, allgemeinen Titelblatt noch kürzer „Londinismen“, so dafs man nicht recht weifs, was man eigentlich erwarten soll. Jedenfalls dürfen wir aus diesen Schwankungen in den Titeln von vornherein folgern, dafs keiner derselben ganz zutrifft.

Es ist allerdings nur billig, dafs wir uns bei der Beurteilung eines derartigen Werkes die grofsen Schwierigkeiten vergegenwärtigen, die mit seiner Abfassung notwendig verbunden sind. Was besonders das Slang betrifft, so sind seine Grenzen äufserst unbestimmt: allerhand Provinzialismen, Archaismen und kühnere bildliche Ausdrücke sind in steter Gefahr, einfach unter das Slang gerechnet zu werden, und selbst in Hottens sonst so vortrefflichem Slang Dictionary finden sich nicht wenige Belege für diese Behauptung. Noch schwieriger erscheint die Aufgabe, ein Buch über Londinismen zu schreiben, und gerade dieser Aufgabe hat sich Baumann — so sollte man nach dem Haupttitel glauben — in dem vorliegenden Werke unterzogen. Man kann selbstverständlich nicht alles, was in London von den unteren und untersten Volksklassen gesprochen wird, für Londinismen erklären, sondern mufs die einzelnen Ausdrücke zunächst darauf prüfen, ob sie nicht auch aufserhalb Londons in allgemeinem Gebrauch sind, und begegnet man ihnen auch in der Provinz, so wird es für jeden sorgfältigen Forscher zur unabweislichen Pflicht, sich auch dem mühsamsten Teile seiner Aufgabe nicht zu entziehen, nämlich festzustellen, woher der Ausdruck stammt, — ob er aus London nach der Provinz oder aus der Provinz nach London verpflanzt worden ist. Solche Aufgaben aber gehören vielleicht zu den schwierigsten, die dem Sprachforscher überhaupt vorkommen können, und ihre Lösung dürfte sich nicht selten als ganz unmöglich herausstellen. Herrn Baumann trifft nun freilich der schwere Vorwurf, nicht einmal einen Versuch zu ihrer Lösung gemacht zu haben. Lassen sich nun gewisse Ausdrücke nicht mehr genau

rekognoszieren, so darf man sie auch meines Erachtens nicht ohne weiteres den Londinismen zuzählen. Bedenkt man aber, dafs, wie Herr Baumann sich ausdrückt, „der Pulsschlag der britischen Hauptstadt ein gar gewaltiger ist", so werden wir ihm gerne glauben, wenn er sagt, dafs sich die meisten der gebräuchlichsten Londinismen sogar im ganzen Südosten Englands antreffen lassen; ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten, dafs die meisten dieser sogenannten oder vermeintlichen Londinismen nicht blofs im Südosten, sondern im ganzen Süden und vermutlich auch in dem gröfseren Teile der Midland Counties gebräuchlich sind, wogegen sich die nördlichen Gegenden Englands, welche mehr dem schottischen Einflufs ausgesetzt sind, davon verhältnismäfsig freigehalten haben mögen.

Vielleicht haben ähnliche Bedenken Herrn Baumann veranlafst, den Haupttitel Londinismen zunächst durch den Zusatz Slang und Cant und auf dem speciellen Titelblatt durch die verschiedenen anderen Zusätze zu mildern. Ich glaube, er hätte seinem Buche eine freundlichere Aufnahme gesichert, wenn er das irreführende Aushängeschild „Londinismen" ganz fortgelassen, seinem Buche überhaupt einen weniger prätentiösen Titel gegeben hätte. Allerdings hätte es dann nicht so gut als Pendant zu den Villatteschen „Parisismen" auftreten können.

Um nun auf einige Einzelheiten überzugehen, so braucht, nachdem oben die Verlagshandlung genannt ist, wohl kaum hinzugefügt zu werden, dafs die Aussprachebezeichnung die der Toussaint-Langenscheidtschen Methode ist. Bemerken will ich nur, dafs Baumann einige kleinere Änderungen für nötig gehalten hat, um die vulgäre Aussprache noch deutlicher graphisch zur Anschauung zu bringen. Diese wenigen Änderungen sind verfehlt. Die Low-Slang-Aussprache von lace ist viel eher mit laiß als mit lē^e^ss zu bezeichnen, und da r in far, care, born, bird, answer etc. auch in der Umgangssprache der Gebildetsten schon ganz zu einem trüben Vokallaut aufgelöst ist, so war in dieser Beziehung die Abweichung von der sonst beliebten Bezeichnung mit hochgerücktem, ganz kleinem ʳ nicht glücklich; viel eher wäre ein neues Zeichen für die widerwärtige vulgäre Ausartung des r-Vokals angebracht gewesen. — Auch in den Accentangaben bei zusammengesetzten Wörtern wäre gröfsere Genauigkeit zu wünschen.

Was die über 100 Seiten lange Einleitung betrifft, so hätte dieselbe mit Vorteil für das Buch bedeutend beschränkt werden können, um so mehr, als das Beste und Wichtigste darin zum grofsen Teile schon gedruckt vorliegt, besonders in dem vielverbreiteten und im ganzen sehr tüchtigen Slang Dict. von Hotten, welches auch von Herrn Baumann so stark benutzt worden ist, dafs sich seine Einleitung trotz verschiedener Anordnung neben der vortrefflichen Hottenschen etwas unselbständig ausnimmt. Wenn es trotzdem auf p. XXI heifst: „Für die deutschen Leser ist das (Hottens) Buch weniger wertvoll," so wirkt das recht befremdend; auch dürfte Baumann unter denen, die Hottens Slang Dict. überhaupt kennen, wenige Gläubige für diese seltsame Behauptung finden.

Die selbständigeren Partien der Einleitung sind vorwiegend dekorativen Charakters und mit dem Raume ist da nicht gegeizt worden, — schade nur, dafs so vieles, was an sich ja recht interessant ist, hier ganz und gar nicht am Platze ist. Was thut z. B. derjenige, welcher über Londinismen, meinetwegen auch über Slang und Cant Belehrung sucht, mit Kinderreimen? Herr Baumann hat sich (man vergleiche nur auf p. X den Abschnitt über Nursery Rhymes) offenbar über die allerliebsten englischen Kinderreime herzlich gefreut — wer hätte das nicht? — und hat der Versuchung nicht widerstehen können, dieser Freude durch Aufnahme einer Anzahl solcher Reime ins Wörterbuch Ausdruck zu verleihen. Die Reimchen über Little Bo-peep, Little Jack Horner, Mary,

Matthew, mulberry-bush, Old Mother Hubbard etc. etc. gelten gewiſs auch in Herrn Baumanns Augen nicht als Londinismen, noch weniger als Slang und Cant, aber sie sind amüsant und deshalb muſs auch unter den Londinismen für sie Platz geschafft werden. Die drollige Historie von den „ten little nigger-boys“ (s. v. ten), wird nicht nur in extenso gegeben, sondern sogar mit vollständiger metrischer Übersetzung nebst Anleitung zur Herstellung des Rundgesanges! Die Namen und Beschreibungen von allerhand Spielen und Scherzen für kleine und groſse Kinder (die natürlich keineswegs auf London beschränkt sind) nebst dem dazu gehörigen Singsang, haben freundlichste Aufnahme in Einleitung und Wörterbuch gefunden (vgl. die Artikel pig, ride, Robin, rook, sing-a-song, Simple-Simon, snore, soldier, Taffy; ja sogar *this* muſs herhalten zu this is the house that Jack built!). Wir werden gewiſs den Wert der Mitteilung solcher hübschen Dinge nicht unterschätzen und würden uns freuen, wenn Herr Baumann uns in einem besonderen Buche alles, was er nur irgend darüber zusammentreiben kann, zugänglich machen wollte; aber in ein Buch über Londinismen, Slang und Cant gehört das sicherlich nicht hin.

Daſs in der bunten Mannigfaltigkeit des Gebotenen auch manches rückhaltloses Lob verdient, soll nicht verschwiegen werden; das gilt besonders von den Proben, die er von älteren und neueren Produktionen in Slang und Cant giebt. — Auf den recht dürftigen grammatischen Abschnitt wollen wir gar nicht eingehen, sondern nur als Kuriosum anführen, daſs die vulgäre Londoner Aussprache von ō fast wie ou, von ā fast wie ī, die jedem Ankömmling in London mehr und früher ins Ohr fällt als alles andere, im ganzen Buche nicht berührt ist!

Den Hauptvorwurf gegen das eigentliche Wörterbuch, daſs alles mögliche und unmögliche mit aufgenommen ist, haben wir bereits vorweggenommen. Eine nähere Prüfung der Artikel unter A allein beweist das zur Genüge.

a vor Participien der Gegenwart (a-going) ist kein Londinismus, kein Slang, kein Cant, sondern ein bei allen ungebildeten Engländern häufiger Archaismus; a' statt have, he, of, ist eine nicht einmal auf Ungebildete beschränkte Nachlässigkeit, wie es deren so viele in der Umgangssprache giebt. About in I should be about murdered soll nach Baumann „beinahe, vermutlich“ heiſsen. Das scheint nicht richtig; es dürfte vielmehr bedeuten: „sicherlich“; in anderen Fällen: „gehörig, tüchtig, gründlich“. Hotten giebt die Beispiele: „to do the thing about right, = to do it properly, soundly, correctly; he guv' it 'im about right = he beat him severely. Jedenfalls durfte diese wichtige Slangbedeutung nicht fehlen. Accident-maker, ein Journalist, der Unglücksfälle für Zeitungen erdichtet, ist einfach die richtige Bezeichnung für solche Persönlichkeit und konnte deshalb fortbleiben. Es soll familiär sein zu sagen: „he is quite an acquisition,“ was noch dazu ganz einseitig übersetzt wird mit: „er ist ein recht munterer Gesellschafter“. Wer wird Herrn Baumann das glauben? Active, belebt, als Börsenausdruck hätte auch fortbleiben können, da active hier ja gar keine nennenswerte Änderung seiner eigentlichen Bedeutung erfahren hat. „Adam and Eve“ gehört keineswegs der Kindersprache an. Was soll die Phrase: „to make an adonis of oneself“ in diesem Buche? Was hat adrift in den herangezogenen Verbindungen hier zu thun? Daſs to advantage kein Neogolismus ist, beweisen die Citate in dem betr. Artikel in Murray's Dictionary. Soll afeard statt afraid Londinismus, Slang oder Cant sein? Aber es wäre unerquicklich, noch weiter zu verfolgen, wie leicht sich Herr Baumann seine Arbeit gemacht und wie wenig er es verstanden hat, in seinen Stoffsammlungen die Spreu vom Weizen zu sondern. Über Londinismen also handelt sein Buch wirklich am wenigsten; aber auch der Zusatz „Slang und Cant“ ist

nicht zu streng zu nehmen, denn eine Vergleichung mit Hottens Slang Dict. ergiebt auf den ersten Blick, dafs viele der wichtigsten Ausdrücke dieser Art bei Baumann ganz fehlen und andere offenbar weniger richtig als dort erklärt werden. Wir glauben also mit Recht behaupten zu können, dafs Baumanns Buch alles eher ist als das, was es zu sein vorgiebt. Für Dilettanten freilich wird es trotz aller oben gemachten Ausstellungen ein ganz unterhaltendes Buch bleiben.

Berlin. G. Tanger.

---

1. Felix Franke, Phrases de tous les jours. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1886. IV u. 60 S.
2. Derselbe, Ergänzungsheft zu Phrases de tous les jours. Ebendaselbst, 1886. IV u. 56 S.
3. Paul Passy, Le français parlé. Morceaux choisis à l'usage des étrangers avec la prononciation figurée. Ebendaselbst, 1886. XI u. 115 S.

1. Felix Franke, der treffliche, leider allzu früh dahingegangene Phonetiker, ist nicht aus dieser Welt geschieden, ohne uns noch ein zwar wenig umfangreiches, aber wertvolles Vermächtnis zu hinterlassen in seinen „Phrases de tous les jours“ nebst „Supplement“. Der Verf. hat das Verdienst, uns hier zum erstenmal ausgiebigere phonetische Texte des gesprochenen Französisch darzubieten, und eines Französisch, das vollkommen natürlich dahinfliefst, das völlig kurrente Münze, also Wertmaterial ist, welches den internationalen Wechselverkehr wesentlich fördern mufs. Um seinem Sprechmaterial das Gepräge der Echtheit, das sogen. „cachet“ zu verleihen, hat Franke zu zwei Mitteln gegriffen: er hat seinem Französisch den idiomatischen Charakter gewahrt nicht allein in phraseologischer, sondern ganz vorzugsweise auch in lautlicher Hinsicht; er hat also die Sache gleich beim richtigen Ende angefafst und so ein recht brauchbares, weil durchweg zuverlässiges Büchlein geschaffen für alle diejenigen, denen es an der Kenntnis der wirklich französischen Sprach- und Sprechweise unserer Tage noch fehlt. Für solche vorzugsweise hat der Verf. sein Werkchen bestimmt. Er spricht sich darüber im Vorwort folgendermafsen aus: „Il arrive assez souvent que des personnes possédant une connaissance même étendue de la langue française littéraire, sont absolument interdites, quand un Français veut leur parler sa langue. La plus simple question les embarasse; elles ne comprennent pas et encore moins leur est-il possible de se faire comprendre. Le fait s'explique pourtant facilement: d'un côté elles sont accoutumées à une prononciation qui ressemble assez peu à celle des nationaux; de l'autre ce sont justement les expressions les plus usitées qui leur font défaut. Rémédier un peu à ces inconvénients et contribuer en quelque part à faciliter l'étude du français parlé, voilà le but que je me suis proposé dans ce travail: à d'autres de juger si j'ai réussi.“ Dafs er trefflich reüssiert hat, dies auszusprechen ist Pflicht pietätvoller Kritik.

Die in dem Büchlein befolgte Methode und die Principien, nach denen dasselbe gearbeitet ist, finden sich ausführlich dargelegt in Frankes früher erschienener Schrift: „Die praktische Spracherlernung etc.“ (Heilbronn, Henninger), womit auch zu vergleichen ist Sweets „The Practical Study of Language“ (Trans. Philol. Soc. London, 1882—84, p. 577 ff.), Arbeiten, auf die wir hier verweisen müssen. Jedenfalls fufsen die „Phrases de tous les jours“ auf dem Boden gesunder Reform — und das sagt alles.

Dafs die „Phrases“ auch für Schulen mit vielem Nutzen zu verwerten sind, möchte ich hier besonders betonen. Natürlich müssen sie sich in der Hand eines Lehrers befinden, der sie in rechter Weise zu handhaben versteht. Die Einrichtung des Büchleins ist diese, dafs unter fortlaufenden Nummern gewisse Begriffstypen in verschiedenen phraseologischen Beispielen vorgeführt werden. Einen gröfseren Zusammenhang, wie etwa in einer fortlaufenden Konversation, bilden die Sätze nicht. Linksseitig befindet sich der Text in traditioneller Orthographie, rechts die phonetische Transskription, die sehr einfach und verständlich ist. Das Studium dieser Lautschrift sei dringend allen denen empfohlen, welche vom Französischen als Lautsprache nur erst einen mangelhaften Begriff haben.

Bezüglich der phonetischen Texte hätte ich wohl manche Wünsche und Einwendungen auf dem Herzen; aber mit einem Verf., der nicht mehr unter den Lebenden weilt, rechtet man nicht. Erlebt die Schrift weitere Auflagen, woran wohl nicht zu zweifeln ist, so dürfte es immer noch Zeit sein, sich mit dem zukünftigen Herausgeber zu verständigen. Franke ist sehr vorsichtig gewesen und hat der aus Gründen phonetischer Konsequenz allein richtigen Teilung in Sprechtakte vorgezogen, dem Satz die herkömmliche Worttrennung zu bewahren und diese isolierten Worte einfach zu transskribieren. Vielleicht hat er als Ausländer wohl daran gethan; denn die schwierige Theorie der französischen Taktteilung ist noch weit entfernt, gründlich erforscht zu sein, und der Verf. hat sich offenbar nur an gesicherte Thatsachen gehalten. Sehr zu loben ist die durchgehende Berücksichtigung besonders hervortretender Sandhifälle; weniger hervortretende sind unberücksichtigt geblieben. Die Zeichen der jeweilig im Sandhi befindlichen Laute sind kursiv gedruckt. Nur mit Mühe widerstehe ich hier der Versuchung, näher auf diese interessanten Erscheinungen einzugehen; es ist jedoch um so instruktiver, je mehr der Lernende sich bemüht, selbst zu finden. — Vokallänge wird bezeichnet durch einen rechts unten am Lautzeichen gesetzten Punkt; also sü.r = sûr. Mittellänge und Kürze bleiben, der schwankenden französischen Quantität entsprechend, unbezeichnet. Auch Tonhöhebezeichnung ist unterblieben. Dafür hat, wie wir gleich sehen werden, die Analyse der Qualität der französischen Laute sorgfältige Beachtung erfahren.

2. Das richtige Verständnis des vorstehend besprochenen Büchleins wird wesentlich gefördert durch das „Ergänzungsheft zu Phrases de tous les jours“. In demselben giebt Franke zunächst eine wohlgelungene Übersetzung der „Phrases“, wohlgelungen, weil sie recht natürlich und idiomatisch gehalten ist. Da spürt man nichts von jenen geschniegelten und gebügelten „Phrasen“, die wie steife Salondämchen einherschweben; das ist hübsche, gangbare, solide Ware, mit der sich was anfangen läfst. Sie seien Franzosen empfohlen, die einmal ehrlich wissen wollen, wie uns der — Mund gewachsen ist. Aufserdem dürften sie geeignet sein zum gelegentlichen Retrovertieren, nachdem die Originalsätze gründlich durchgenommen und dem Gedächtnis möglichst treu eingeprägt worden sind. Leider hat der Verf. nicht auch das Deutsche in phonetischer Umschrift wiedergegeben, wodurch er ein zuverlässiges Lernmittel „à l'usage des deux nations“ geschaffen hätte. Freilich bedauert Franke selbst, „dafs es unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch unthunlich war, das gesprochene Deutsch auch in der einzig angemessenen Form, rein phonetisch, darzustellen“. Leider unthunlich! Denn wie die Dinge vorerst noch liegen — welches gesprochene Deutsch sollen wir denn als Muster phonetisch transskribieren? Welches als „reinen Typus“ dem Fremden auftischen? Etwa das von Berlin, Hannover, Dresden, München, Stuttgart, Karlsruhe? Sie alle sind ja mehr oder weniger durchsetzt mit provinziellen Elementen! Um zu einem Standard zu gelangen, müfsten wir

eine künstliche, ideale Auslese konstruieren, etwa wie das Bühnendeutsch, und dies hätte für praktische Zwecke keinen Sinn und keinen Wert. Wer von uns will denn mit seiner Sprache im tragischen Kothurn einherschreiten, wenn er sich ein paar Handschuhe kauft oder sich um die nächste Ecke fragen will?

Die Übersetzungen sind begleitet von zahlreichen, teilweise dem Villatteschen Notwörterbuch entlehnten Fuſsbemerkungen, die an Zuverlässigkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Den weitaus wichtigsten, obwohl wenig umfänglichen Teil des Supplementheftes bildet die Darstellung der französischen Laute. Ich wüſste nicht, daſs — vielleicht Sweets „Handbook" abgerechnet — jemals in irgend einer Sprache eine so knappe und dabei so zuverlässige Analyse des französischen Lautsystems geschrieben worden wäre. Es ist eine hübsche französische Phonetik „au petit pied", die der Anfänger mit Fleiſs konsultieren mag, um die phonetischen Texte der „Phrases" mit Nutzen zu lesen und sich das Verständnis für umfangreichere phonetische Arbeiten auf dem Gebiete des Französischen zu erleichtern.

Auch hier bin ich stark versucht, mich über dieses phonetische Kapitelchen teils ausführlich berichtend, teils kritisch zu verbreiten; doch nötigen Raumrücksichten zur Beschränkung. Nur einige wenige Notizen seien mir gestattet. Unsilbige i̯, ü̯, u̯ sieht Franke mit Sweet („Sound Notat.") u. a. als Gleitvokale an, während Louis Havet sie als Konsonanten betrachtet. Infolge sorgfältiger Beobachtungen habe ich mich in meinem „Lautsystem des Neufranzösischen" Havet anschlieſsen zu müssen geglaubt, jedoch unter der Modifikation, daſs es zwar Spiranten sind, aber mit gemindertem Reibgeräusch. Als Konsonanten werden sie auch angesehen von dem französischen Phonetiker Passy. Das eine ist jedenfalls gewiſs, daſs sie, wenn nicht auf, so doch ganz hart an der Grenze konsonantischer Reibungsenge liegen.

In seiner Konsonantentabelle führt Franke eine *l*- und eine *r*-Varietät als stimmlos auf; nun erscheinen nicht allein diese, sondern auch b, d, g, v, z, ż sekundär stimmlos. Die Stimmbänderspirans wird vom Verf. noch als bestehend anerkannt, obwohl sie von den meisten Franzosen hartnäckig geleugnet wird. Zur Bemerkung „Bei š, ż findet sich im Französischen keine Lippenvorstülpung" (Supplem. p. 49) vergl. mein „Lautsystem" p. 104. Die französischen stimmhaften b, d, g werden nicht allein von Süddeutschen (Supplem. p. 51), sondern ganz gewöhnlich auch von Mitteldeutschen als mb, nd, ng aufgefaſst. Daſs im Deutschen p, t, k mit Hauch gesprochen werden (p. 51), ist insofern nicht genau, als es „Norddeutschen" heiſsen muſs. Die rückschreitende Stimmtonangleichung bei tasse de café = taz dǫ ... beruht wohl auf Irrtum. Der Franzose sagt in rascher Rede nicht minder tas*d*kafe, mit stimmlosem (oder geflüstertem) d = t, wie er šmètfä.r sagt: der ǫ-Vokal von de wird bis zur Schwundstufe reduziert und *d* durch akustische Assimilation mit *k* stimmlos, wodurch auch *s* in ta*ss*e = s bleibt, nicht zu z wird. ... d(e) café ist zunächst eine begriffliche Agglutination, die aber auch phonetisch geworden ist.

Das Urteil über Nr. 1 und 2 kurz zusammengefaſst, kann nur lauten: Die Büchlein sind vortrefflich, und vermöge ihrer Vortrefflichkeit werden sie sich schon selbst ihren Kreis von Lesern und Lernern suchen. Dem toten Verf., den ich persönlich leider nie gekannt, weiſs ich einen besseren Nachruf nicht zu widmen.

3. Frankes Veranlassung ist es auch zu verdanken, daſs sich endlich ein französischer Phonetiker gefunden hat, der zum erstenmal den zahllosen Studierenden der französischen Sprache eine ansehnliche Sammlung phonetisch transskribierter Texte darbietet. Thatsächlich ist daher das Buch noch einzig in seiner Art; aber es ist zu hoffen, daſs sich bald noch

andere französische Phonetiker finden werden, welche uns ähnliche Texte bringen, deren wir noch lange nicht genug haben; denn offenbar mufs die Sache von den verschiedensten Standpunkten aus behandelt werden, um durch die Reibung gegensätzlicher Ansichten schliefslich zu völlig gesicherten Resultaten der Lautanalyse zu gelangen. Vorerst aber wollen wir uns mit dem vorliegenden Specimen begnügen, um so lieber, als Passy seine Aufgabe ganz richtig erkannt und uns ein sehr empfehlenswertes Werkchen gebracht hat. Er geht von dem aus, was man früher die „Aussprache“ genannt hat, d. h. von der eigentlichen Sprache selbst, von der lebenden, gesprochenen Rede, wie Sweet, Storm, Sievers, Schröer, Jespersen, Franke und die ganze neuere Schule der Phonetiker und Reformer. Die konventionelle Schreibung ist ihm ein Accessorium, das erst in zweiter Linie kommt.

„Le français parlé“ ist dazu bestimmt, neben den Phrases (oben ad 1) gebraucht zu werden. „A côté de ce recueil (nämlich der „Phrases“), M. Franke a pensé avec moi qu'il serait bon d'avoir un volume de textes pouvant intéresser les élèves et développer en eux le goût de la langue et de la littérature qu'ils étudient ... J'ai recueilli un certain nombre de morceaux intéressants, tirés presque exclusivement de nos auteurs contemporains.“ Es sind kleine, zumeist in sich abgerundete Stücke, die dem Lernenden durch das Interesse, das sie gewähren, Freude machen werden. Unter den Autoren erscheint auch Paul Passy mit einem Specimen aus seiner Schrift „L'Instruction primaire aux États-Unis“ (Paris, Delagrave).

Die phonetische Transskription bildet insofern einen Fortschritt gegen Franke, als Passy den — in seiner Eigenschaft als phonetisch gebildeter Franzose nicht allzu gewagten — Versuch gemacht hat, dieselbe in Lautgruppen, welche vom Accent zusammengehalten werden und innerhalb deren keinerlei Schallpause stattfindet, also in S p r e c h t a k t e n zu geben. Freilich liefse sich, von unserem Standpunkte aus, gegen des Verfassers Taktteilung manche Einwendung machen; allein man müfste da tief in die Diskussion rein technischer Fragen eingehen, und dies gehört meines Erachtens besser in eine phonetische Fachschrift. Jedenfalls ist sehr interessant zu beobachten, welche Lautgruppen von einem französischen Phonetiker, also von einem hier in erster Linie zuständigen Fachmanne, als zusammengehörig notiert werden. Nur einige kritische Bemerkungen seien mir gestattet. Passys Lautschrift weicht n i c h t w e s e n t l i c h von der Frankes ab; immerhin wäre völlige Übereinstimmung erwünscht gewesen, um so mehr, als die Werkchen darauf berechnet sind, mit- und nebeneinander gebraucht zu werden. So kann ich z. B. nicht loben, dafs für den š-Laut (ca*ch*er) das, für unsere Anschauungen wenigstens, etwas störende Zeichen c (also cacher = k a *c* e) gewählt worden ist; ebenso hätte für den entsprechenden stimmhaften Laut ž bleiben können, anstatt dafs ʒ gesetzt wurde. Bedauern mufs ich auch, dafs Verf. die gerade im Französischen so interessanten Erscheinungen der Einwirkung der Artikulationen aufeinander ganz mit Stillschweigen übergangen hat, während sie bei Franke in besonders konstanten Fällen wenigstens typographisch angedeutet sind. Von Passys Notationen mufs ich eine als irrig beanstanden, nämlich *gn* in ignorance = Nj. Wenn der Verf. seine eigene Aussprache einmal aufmerksam analysieren will, wird er finden, dafs der Laut nicht n (dentales oder palatales) + i, i̯ oder j, dafs er also nicht eine L a u t f o l g e, sondern ein wesentlich e i n h e i t l i c h e r Laut, dafs er wesentlich palatales n (ń oder ñ) ist. Das scheinbare i(j)-Anhängsel ist k e i n s e l b s t ä n d i g e r Laut, sondern der notwendige G l e i t l a u t von der hohen i-Position zum folgenden Vokal. Ist dieser ein a, so tritt der glide natürlich am deutlichsten in die sinnliche Wahrnehmung und erscheint dann allerdings fast wie ein selbständiger Laut. Franke ist da

phonetisch korrekter, konsequenter: er notiert allein richtig N (= ń oder ñ), also ignorance nicht = iNjɔrɑ̃s, sondern iNɔrɑ̃s. (Vergl. dazu auch mein Lautsystem, p. 67 u. 68.) Dies alles sind jedoch kleine Ausstellungen. Vor allem aber vermisse ich in dem Werkchen — und ich meinesteils vermisse dies sehr ungern — eine eingehende Beschreibung der französischen Laute. „Pour une explication détaillée des sons, voyez le supplément aux ‚Phrases‘ de M. Franke.“ Bewahre! Gerade einen Franzosen wie Paul Passy, einen Phonetiker, wollen wir nun einmal über die Laute seiner Muttersprache hören, nachdem phonetisch gebildete Deutsche, Engländer, Holländer, Norweger, Dänen, Schweden sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick am französischen Lautsystem versucht und eine ganze Armee orthoëpischer Dilettanten französischer Nationalität an demselben herumlaboriert haben; denn die französischen Phonetiker haben uns bisher mit Lautsystematiken ihrer Muttersprache nicht verwöhnt. Daher sollen nun endlich auch sachkundige Franzosen zum Worte kommen und einmal ordentlich! Dafs der wissenschaftlich so erfahrene und thätige Havet neben seinen Specialuntersuchungen uns nicht schon längst mit einer ausführlichen französischen Phonetik beglückt hat, ist zu bedauern.

Ich will das Fehlen der Lautanalyse dem Passyschen Werkchen nicht zum Nachteil anrechnen, da der Verf. das Unterlassene reichlich nachholen zu wollen scheint, so dafs „Le français parlé“ gleichsam als erster Teil zu einem noch folgenden Supplementheft (just wie oben bei Franke) anzusehen wäre. Wie mir Prof. Passy freundlichst mitteilt, hat er für Vietors Zeitschrift bereits einen Artikel über das französische Lautsystem vollendet und verspricht aufserdem die Veröffentlichung einer „Les sons du français“ betitelten Broschüre. Mit Freuden wird man dem Erscheinen dieser Neuigkeiten entgegensehen.*

Nun, auch in der jetzigen Gestalt ist des Verfassers Buch, namentlich in Verbindung mit Frankes obenerwähnten Schriften, bereits ein treffliches Hilfsmittel zum Studium des gesprochenen Französisch und verdient mit Fug und Recht, aufs wärmste empfohlen zu werden.

Die Ausstattung der drei Schriften ist seitens der vorteilhaft bekannten Verlagshandlung mit der ihr eigenen Sorgfalt geschehen.

Kahla i. Thür. Franz Beyer.

Thiers, Napoléon à Sainte-Hélène. Auszug aus Histoire du Consulat et de l'Empire. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Georg Stern, Oberl. am Vitzthumschen Gymnasium zu Dresden. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

In der Reihe von Kommentierungen französischer Schriftsteller, welche Velhagen & Klasing erscheinen lassen, ist die genannte Sternsche eine der tüchtigsten. Sie bietet einen interessanten Lektürstoff, der manchem Lehrer (namentlich der Sekunden) als Abwechselung mit dem stehenden „Bonaparte en Égypte“ willkommen sein wird. Die Anmerkungen sind mit Sorgfalt zusammengestellt; die sachlichen machen sich nicht aufdringlich breit, sind jedoch für das Verständnis des Schriftstellers völlig ausreichend; an grammatischen Notizen finden sich nur wirklich unentbehrliche, die bündig und klar vorgetragen sind. Dazu kommt noch eine Anzahl zu gewählter und doch sinngetreuer Übersetzung anleitender Winke. Zu S. 21: avec une patience *toute* paternelle hätte vielleicht noch angemerkt sein können: toute hier = wahrhaft. Ferner S. 55: une preuve

* Beides inzwischen erschienen.



matérielle = ein faſsbarer Beweis; S. 94: certains détails *matériels* = gewisse sachliche Einzelheiten. S. 87: je me serais *trouvé* entier au printemps; trouver ist hier wie sonst häufig = „sehen". Einige Zeilen weiter entspricht *rencontrer* unserem „erleben".

Aufgefallen ist dem Ref. nur weniges. Nicht verständlich erscheint die Erklärung der Stelle S. 27: en se livrant aux passions de l'émigration, ils (les Bourbons) éloigneront deux la France tous les jours davantage. Mit der in der Anmerkung wörtlichen Übersetzung: „wenn sie sich den Leidenschaften der Emigration hingeben" ist dem Verständnis nicht sonderlich gedient, und der Zusatz: „d. h. wenn sie ihren Haſs und ihre Rache diejenigen, welche sie zum Verlassen Frankreichs gezwungen haben, fühlen lassen" giebt noch nicht den Schlüssel zur Stelle. Es kam vor allem darauf an, das Wort émigration richtig zu deuten und dem Schüler zu sagen, daſs es hier kollektiv zu fassen sei. Littré s. v. émigration sagt: „Emigration, absolument. L'ensemble des personnes qui quittèrent la France pendant la Révolution française." Sinn also: wenn sie sich in den Dienst der Leidenschaften der Emigranten dadurch stellen, daſs sie deren (allerdings rachsüchtigen) Einflüsterungen Gehör schenken. — S. 16: si ... de nobles victimes ... ont manqué de l'attitude impassible qu'on désirerait leur imposer. Warum soll hier imposer in der veralteten Bedeutung „beschuldigen" (= imputer) zu nehmen sein? Genügt nicht die Übersetzung: „... die man ihnen aufnötigen möchte," „die man gern an ihnen sähe"? — S. 61 konnte bei den Worten: ah! que ne sommes-nous libres aux bords de l'Ohio ou du Mississippi etc. in der Anmerkung statt „Ausruf" besser gesagt sein: „unerfüllbarer Wunschsatz" (= utinam mit Konj. Imperf.); zu übersetzen: „o wären wir doch etc."

Zittau. R. Scherffig.

Robert Springer, Essays zur Kritik und Philosophie und zur Goethe-Litteratur. Minden i. W., 1885. XIV u. 404 S.

In klarer, anziehender und geistvoller Weise werden einzelne Fragen, welche das litterarische oder das sociale Leben besonders bewegen, von dem Verf. in 22 Abhandlungen besprochen. Die erste Abteilung: „Zur Kritik und Philosophie", beginnt mit *Aufklärungen über Lord Byron.* Des Dichters Verhältnis zu seiner Frau und zur englischen Kirche wird im Anschluſs an die Memoiren des englischen Geistlichen Francis Hodgson eingehend erörtert und die phantastischen, unsinnigen Erzählungen, welche Byrons Andenken verunglimpfen sollten, werden hierdurch am besten widerlegt. — 2. Mit Hinweis auf *George Barnett Smith: The life of William Ewart Gladstone,* entwirft der Verf. ein anschauliches Bild dieses Mannes, der zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen die Religion mit der Politik auf das innigste verknüpft und „wie die Orthodoxen jeder Konfession sich auch zuweilen zu ungerechten Urteilen und zu einseitigen Auffassungen hat verleiten lassen". Der berühmte Staatsmann tritt uns in dieser Darstellung mit seiner ganzen politischen Bedeutung, wie auch in seiner hervorragenden Thätigkeit als Schriftsteller entgegen. — In *Englands neueste Staatsökonomie und Sociologie* und in *Herbert Spencer* werden die Grundsätze der systematischen politischen Ökonomie in ihrem Verhältnis zu ähnlichen Bestrebungen und die Irrtümer der Spencerschen Theorie dargelegt. — Hieran reihen sich zwei Abhandlungen über das *Wesen des französischen Positivismus,* die Wirksamkeit des groſsen Denkers *Auguste Comte* und die Fortentwickelung seines Systems durch seine Schüler, insbesondere durch *Emil Littré.* — *Taine, Les philosophes français du XIXe siècle* und *Hegel et Schopenhauer, Études sur la philosophie allemande moderne depuis Kant jusqu'à nos jours, par A. Foucher de Careil*

veranlassen den Verf., das Verhältnis der französischen Kritiker zur deutschen Philosophie zu besprechen. — Die Schrift: *Lessing et le goût français en Allemagne par L. Crouslé* liegt der Abhandlung *Lessings Kritik der französischen Tragödie, in Frankreich erörtert*, zu Grunde. Crouslé ist voll Verehrung für Lessing, auf den sein Vaterland mit vollem Recht stolz sein darf, da keiner mehr, wie jener, für Wahrheit, Gerechtigkeit und Fortschritt eingetreten sei, hält es aber für Pflicht, die Vorwürfe, welche der schöpferische Kritiker den klassischen Dramatikern Frankreichs gemacht habe, zu widerlegen. Herr Springer bespricht diese Auseinandersetzung mit unparteiischer Objektivität; Lessing habe allerdings „nicht aus beschränktem Nationalgefühl, sondern aus Notwehr, aus Zorn über die Versunkenheit und Götzendienerei der deutschen Litteratur, die vor dem französischen Hochmut im Staube kroch", die Vorzüge des französischen Theaters nicht überall erkannt. „Für uns hatten Lessings Streiche gegen die französische Tragödie nur eine temporäre Geltung zum Behuf unserer nationalen Litteraturentwickelung; für die Franzosen keine andere, als die einer tödlichen Beleidigung." Crouslés Werk ist zugleich ein erfreulicher Beweis dafür, daſs die Unkenntnis mit der deutschen Litteratur in Frankreich aufgehört hat. „Die darin enthaltene Refutation gründet sich auf die nationalen Unterschiede, die immer bestehen werden und welche die Franzosen ebensowohl für ihr Theater geltend machen können, wie Lessing sie gegen dasselbe brauchte. . . . Es ist eine auf logische Kritik basierte Abwehr gegen die tendenziösen Angriffe, welche Lessing gegen die glänzendste Seite der französischen Nationallitteratur geführt hat." In *„Sturm und Drang"* weist der Verf. unter Hinblick auf *Oskar Erdmann, Über F. M. Klingers dramatische Dichtungen*, die Bedeutsamkeit jener Litteraturperiode in diesem ihrem Hauptvertreter nach. — Das von Hettner herausgegebene Werk *„Georg Forsters Briefwechsel mit S. Th. Sömmering"* liegt einer ebenso gerechten wie anziehenden Würdigung Forsters zu Grunde.

Die zweite Abteilung enthält zur Goethe-Litteratur 11 Abhandlungen, die sich auf die letzte Periode von Goethes Wirken beziehen. 1. *Goethes letzter Sekretär.* Der treffliche Direktor der Zeichenschule zu Weimar, *Joh. Chr. Schuchardt* (geb. 1799, † 1870), hat dem Verf. über seine Erfahrungen aus den letzten acht Lebensjahren des Dichters, während welcher er dessen Sekretär war, wertvolle Mitteilungen gemacht, die altes bestätigen und manches neue bieten. — 2. *Goethe und Spinoza* legt in gedrängter Kürze die Übereinstimmung oder Verwandtschaft des Dichters mit dem Philosophen dar. — 3. *Goethes Verdienste um die Naturwissenschaften* werden im einzelnen nachgewiesen; ihm gebührt, wie Helmholtz es ausgesprochen hat, „der groſse Ruhm, die leitenden Ideen zuerst vorausgeschaut zu haben, zu denen der eingeschlagene Entwickelungsgang der Naturwissenschaften hindrängt und durch welche deren gegenwärtige Gestalt bestimmt wird." — 4. *Die naturwissenschaftlichen Anschauungen in Goethes poetischen Werken* bringen die tiefe Durchdringung von Dichtung und Naturwissenschaft bei Goethe zur Anschauung. — 5. *Goethe und Graf von Sternberg.* Hier zeigt uns der Verf. die innige Verbindung der beiden Männer und deren gegenseitige Förderung in ihren naturwissenschaftlichen Studien, wie diese insbesondere aus dem von *Bratonek* herausgegebenen „Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg" uns entgegentritt. — 6. *Sulpiz Boisserée, Goethe und der Kölner Dombau.* Der Verf. erörtert eingehend das Verdienst dieses „ersten Protektors des Doms" und inwieweit er in seinen rühmlichen Bestrebungen nachhaltig unterstützt worden ist. — Das Verhältnis von *Goethe und Byron* und die Frage über die Ähnlichkeit von Faust und Manfred bespricht die 7. Abhandlung. Dem so früh dahingeschiedenen Freunde hat Goethe im zweiten Teile des Faust ein Denkmal gesetzt. „Das gottgeweihte Kind

Euphorion soll durch Gestalt und frühen Tod an Byron erinnern. Daran schließt sich unmittelbar der Gesang des Chors, welcher offenbar als ein Trauergesang für Byron gelten muſs." — 8. *Ist Goethe ein Plagiarius Lorenz Sternes?* Alfred Hédouin hat in einem Anhange zu seiner französischen Bearbeitung der Sterneschen Biographie nachgewiesen, daſs Goethe wörtlich aus Lorenz Sternes The Koron vier Seiten entlehnt habe. Nach einer kurzen Auseinandersetzung über die Grenze zwischen Plagium und erlaubter Verwertung fremder Gedanken stellt der Verf., was Hédouin nur vermutet hatte, als gewiſs hin, daſs nämlich die ersten Herausgeber aus Unkenntnis der Quelle jene unter Goethes „Reflexionen und Maximen" angeführten Sätze unserem Dichter als Eigentum zugeschrieben haben: diese sind auch nie von Goethe veröffentlicht worden, sondern finden sich zuerst im neunten Bande der nachgelassenen Werke. — 9. Was für *die Kritik der Goetheschen Texte* bereits geschehen ist, wird mit Hervorhebung von *Michael Bernays „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes"* anerkannt und den Deutschen ans Herz gelegt, daſs sie für die Reinheit dieses kostbaren Erbguts sorgen mögen. — 10. *Goethes Einfluſs auf die Tonkunst. Adolphe Jullien* hat zuerst in seiner Schrift *Goethe et la Musique* die Wirkungen und Anregungen ins Auge gefaſst, welche des Dichters Dramen und Romanwerke auf die mit- und nachlebenden Tonsetzer ausgeübt haben. Der Verf. weist Goethes Einfluſs auf die Musik in einem weiteren und allgemeineren Sinne nach und legt in eingehender Besprechung dar, wie Goethe „die Tonkünstler verschiedener Nationen und Zeiten zu Werken begeistert hat, welche mehr oder minder groſsartig oder gelungen erscheinen, je nachdem die Komponisten sich mehr oder weniger einer Ebenbürtigkeit mit seinem Genius annäherten". — 11. Die Schluſsabhandlung *Goethe-Bildnisse* bringt für diesen Zweig der Goethe-Litteratur manches Neue, das neben dem umfangreichen Werke von *Hermann Rollett* über diesen Gegenstand seinen Wert behält.

Vorstehende kurze Inhaltsangabe möge genügen, um die Leser auf die trefflichen Abhandlungen aufmerksam zu machen, welche durch ihre Reichhaltigkeit und Gediegenheit fesseln und zur Lösung einzelner Fragen des socialen oder des litterarischen Lebens einen wesentlich fördernden Beitrag liefern.

Schiller als Historiker und Philosoph. Von Friedrich Ueberweg. Herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, 1884. XLVII und 270 S.

Wir danken zuvörderst dem Herrn Herausgeber dafür, daſs er die vortreffliche biographische Charakteristik *Ueberwegs,* welche nach dessen Tode (9. Juni 1871) *F. A. Lange* in dem Jahrgang 1872 der *Altpreuſsischen Monatsschrift* veröffentlicht, durch Wiederabdruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Der Freund zeichnet uns bei aller Wärme unparteiisch und objektiv den leider zu früh Verstorbenen, der auf einem sorgenvollen und ungewöhnlich mühsamen Pfad ein schönes Ziel erreicht und nach einem lange Zeit verkannten Streben die wohlverdiente Anerkennung gefunden hat.

Die vorliegende Abhandlung ist in ihrer ursprünglichen Form eine Bearbeitung der im Jahre 1859 von der Wiener Akademie gestellten Preisaufgabe *„Schillers Verhältnis zur Wissenschaft"*. Daſs damals Tomaschek den Preis erhielt, hat Ueberweg rückhaltlos als gerecht anerkannt. Gleichwohl behält diese Arbeit, deren Veröffentlichung Ueberweg übrigens beabsichtigt haben muſs, wie dies vielfache Veränderungen aus späterer Zeit beweisen, auch neben allen anderen wichtigen Beiträgen auf diesem Gebiet ihre selbständige Bedeutung.

„Schillers Geschichtsphilosophie, Schillers Moral und Ästhetik ist durch seine Gemütsrichtung ebensowohl wie durch seine theoretischen Studien bedingt. Um Schillers Philosophie auf dem Grunde der Entwickelungsgeschichte seines Geistes und Gemütes zu verstehen, müssen wir bis auf die früheste Jugendbildung zurückgehen.“ Deshalb hat Ueberweg Schillers Jugendbildung ganz besonders eingehend und mit seinem bekannten historisch-kritischen Scharfsinn behandelt. Schillers Verhältnis zu Kant, namentlich zur Kritik der Urteilskraft, seine Stellung innerhalb der deutschen Geschichtschreibung und Ästhetik wird klar und erschöpfend dargelegt. Wir stimmen dem Herrn Herausgeber vollkommen bei, wenn derselbe hervorhebt, daſs Ueberweg mit feinstem Verständnis für die Individualität Schillers alle diejenigen Elemente kritisch gesondert hat, welche in ihrer Zusammenwirkung und Verschmelzung den poetisch-philosophischen Idealismus bewirken. Wir verzichten auf eine weitere Inhaltsangabe und empfehlen das ausgezeichnete Werk sorgfältigem Studium. Ueberweg schlieſst seine Schrift mit allgemeinen Betrachtungen über die innige Wechselbeziehung zwischen Schillers Dichtung und Wissenschaft. „Auf die wissenschaftliche Forschung konnte die Poesie nur insofern einen wohlthätigen Einfluſs üben, als sie die lebendigere Auffassung ermöglichte, und Schiller war besonnen genug, ihr über diese Grenze hinaus eine Einmischung nicht einräumen zu wollen; daſs aber dieselbe nicht ganz selten dennoch eintrat und ihn zu freien Konstruktionen verleitete in Fällen, wo nur eine streng methodische Forschung zum Ziele führen konnte, ist nicht zu verkennen. Gröſseren Einfluſs verstattete Schiller seiner dichterischen Gestaltungskraft auf die Darstellung in seinen historischen und philosophischen Schriften.... Der Einfluſs der wissenschaftlichen Studien Schillers auf seine Poesie ist am offenbarsten bei der sogenannten Ideendichtung, in welche er den Gewinn seines philosophischen Denkens unmittelbar hineingearbeitet hat, und bei den Dramen, sofern diese auf Geschichtsstudien beruhen; aber die gesamte Dichtung Schillers ruht mindestens unmittelbar auf der Form des geistigen Lebens, zu der er unter dem Einfluſs seiner wissenschaftlichen Forschungsarbeit gelangt ist.... Schiller hat in seiner Dichtung die geistigen Lebenselemente der Neuzeit auszuprägen vermocht, und darum beherrscht er auch heute noch wie kein anderer das Gemüt unserer Nation. Gern werden ihm von dem tief ergriffenen Leser, den er unwiderstehlich in das Reich der Ideen erhebt, manche Fehler verziehen, die das Auge des Kunstrichters beleidigen; man bemerkt sie kaum; man fühlt sich hier gleichsam in der geistigen Heimat und das Herz ist nur dem Genusse dieses Heimatsgefühles und dem freudigen Danke geöffnet. Diesen modernen Geistesgehalt, woran sich in unserem Volke die liebevolle Verehrung des Schillerschen Genius knüpft, konnte Schiller für seine Dichtung nur mittels des Durchganges durch die Wissenschaft, und zwar durch die moderne Wissenschaft, gewinnen.... Dem wesentlichen Gehalt seines ursprünglichen Freiheitsideals bleibt Schiller unwandelbar treu; ausnahmslos gilt von seinen Dichtungen das Goethesche Wort, *die Idee der Freiheit* gehe durch alle seine Werke hindurch.“

J. Arnheim.

Wilhelm Bode, Die Kenningar in der angelsächsischen Dichtung. Mit Ausblicken auf andere Litteraturen. 100 S. Darmstadt und Leipzig, Zernin, 1886.

Es war ein dankenswertes Unternehmen, die in der angelsächsischen Poesie besonders zahlreich auftretenden umschreibenden Wendungen, wie „Ringspender, Reichswart, Goldgeber“ u. dgl. statt „König“; „des Hauptes Sonne“ statt „Auge“ u. s. w. zusammenzutragen und übersichtlich ge-

ordnet mitzuteilen. Der Verf. hat für 54 Begriffe gegen 900 schildernde Umschreibungen oder Kenningar (Plur. vom an. Kenning) aufgefunden und dieselben in den von ihm geprüften Denkmälern (23 639 Langzeilen) etwa 2500 mal nachgewiesen. Die zu Grunde liegenden 54 Begriffe sind in sieben Gruppen (Mensch und menschliches Leben — Gesellschaft — Kriegswesen — Seewesen — Tierreich — Sichtbare Welt — Welt des Glaubens) eingeordnet, wodurch das Aufsuchen der für den einzelnen Begriff geltenden Kenningar wesentlich erleichtert wird. Mitunter wird unter den „eigentlichen Begriffen" der eine oder andere mit aufgeführt, der besser als Kenning gelten könnte; so *wôdbora* für Sänger; *gûdbord* für Schild; *hereweorc* und *herexîd* für Kampf; *flotweg* für Meer u. a. Für einzelne Begriffe, namentlich für Mensch, sterben, König, Kampf, Meer, Schiff, Erde, Sonne, Teufel und besonders für Gott sind lange Reihen von umschreibenden Ausdrücken vorhanden, die von der Sorgfalt zeugen, mit welcher der Verf. seine Aufgabe behandelt hat. Die „zur Vergleichung" beigebrachten altsächsischen und altnordischen Bezeichnungen passen in den Rahmen der Abhandlung und sind erwünschte Beigaben, während die aus dem Griechischen, Lateinischen, Neuhochdeutschen, Französischen und Neuenglischen herbeigezogenen ohne Schaden für das Werk hätten wegbleiben können. Was der Verf. über den Einflufs sagt, den das Bedürfnis der Dichter nach stabreimtragenden Wörtern auf die Bildung und häufige Verwendung der Kenningar geübt hat, ist ebenso zu billigen wie die vorsichtige Art, in der er sich über etwaige Versuche, den Verfasser oder das Alter einer Dichtung auf Grund der in ihr vorhandenen Kenningar bestimmen zu wollen, ausspricht.

Fritz Bischoff.

Programmenschau.

Über den Gebrauch des Genitivs im Nibelungenliede. Von Ignaz Branhofer. Programm des Gymnasiums zu Weiſskirchen. 34 S. gr. 8.

Die Abhandlung ist ein sehr fleiſsiger Beitrag zur Geschichte der Syntax. Der Verf. faſst den Genitiv als Kasus der Zusammengehörigkeit. Aus seiner reichen Beispielsammlung erhellt, daſs der Genitiv während der Herrschaft der mhd. Sprache im Gebrauche viel häufiger als jetzt war. Er stellt von allen Fällen des Genitivs, die im Nibelungenliede vorkommen, nur diejenigen auf, welche von dem heutigen Sprachgebrauche irgendwie abweichen, und betrachtet zuerst den Genitiv beim Verbum und zwar a) bei intransitiven Verben, z. B. beginnen, engelten (Strafe wofür leiden), enphinden (wahrnehmen durch das Gefühl), volgen (des râtes will ich volgen), hüeten (auf etwas achthaben, auch noch bei Luther), wünſchen. b) Bei reflexiven Verben, z. B. sich bewegen (sich entschlagen: sie heten sich der ruowe mit arbeit bewegen = sich begeben), sich verwaenen (des ich mich verwæne = vermuten), sich flîzen (= sich befleiſsigen), sich gelouben (= abstehen von), sich wern (= sich erwehren). c) Bei transitiven Verben mit Acc. der Person und Gen. der Sache, z. B. behern (= berauben), biten (des wil ich dich biten), ergetzen (= vergessen machen), vrâgen (dô vrâgte man der mære die unkunden man), füllen, heilen, twingen. d) Bei Verben mit Gen. der Sache und Dat. der Person, z. B. antwurten, danken, gebresten (= ermangeln), helfen (helfet mir der reise), sichern (= zusichern). e) Bei verbalen Redensarten mit Genitivobjekt, teils mit Substansiven, z. B. bürge (des wil ich haben bürgen), danc hân, danc sagen, gewalt hân (= die Macht dazu), hæle hân (= verheimlichen), muot hân (= erstreben), rât hân (= verzichten), war nehmen, wân haben (= erwarten), willen hân (= beabsichtigen), âne zwîvel sîn; teils mit Adjektiven, z. B. bereit sîn, vrô sîn, vroelich sîn, gereht sîn (= geschickt zu etwas); teils mit Partikeln, z. B. abe gân (= unterlassen), ûf haben (einhalten mit). 2) Genitiv beim Nomen: a) beim Substantiv: jâmers nôt, âne sorge mînes lîbes, drîer hande kleider, sîner jâre ein kint. b) Beim Adjektiv, z. B. diu gotes arme, eine (einsam, ohne), gewaltic (zwelf rîcher krône sult ir gewaltic sîn), lanc (drîer tage lanc). c) Beim Numerale, z. B. al (allez daz der gabe), dehein (daz ich ir deheinen mêre habe gesehen), iht und niht (habt ir iht guotes fründe), ein (Sîfrit der fuorte ir einen), zwelf küener man u. s. w. d) Beim Pronomen waz und swaz. 3) Genitiv bei Partikeln: beim Adverb, wie âne (des küniges kom er âne [ohne]), ie mê (er kunde niht gesagen, daz man sô rîcher

kleider gesæhe ie mê getragen), alle Adverbien haben im Nhd. ihre Rektionskraft verloren; ferner bei Präpositionen, eigentlich substantivischen Wendungen, wie allenthalben, andarthals, durch liebe; bei Interjektionen, wol mit Acc. der Sache und Gen. der Sache, wê mit Dat. (oder Acc.) der Person und Gen. der Sache (owê mir dirre schande). 4) Absoluter Genitiv, besonders des in mannigfachen Bedeutungen (= deshalb, davon, dafür, darauf u. s. w.), so auch des morgens (auffallenderweise nennt der Verf. hier nur die Form morgens, nicht des Morgens im Nhd. als Adverb üblich). 5) Schliefslich: besondere Fälle des Genitiv, wie die weit freiere Wortstellung, der artikellose Genitiv bei einem Substantiv (wofür nhd. Komposita), die flektierte Form des Infinitiv u. a.

Über die Stellung des Gutenburgers in der Geschichte der deutschen Lyrik. Von Feodor Hoppe. Programm des Gymnasiums zu Nikolsburg. 1886. 34 S. gr. 8.

Sehr fleifsige Arbeit. Ulrich von Gutenburg, ein Nachahmer Friedrichs von Hausen, stammend aus der Nähe von Bergzabern, war von den Zeitgenossen hochgeschätzt, besonders als Leichdichter; es ist wahrscheinlich, dafs er die Leichform in die Minnepoesie einführte. 1220 war er schon tot; er trat ungefähr 1180 auf; der erhaltene Leich ist wohl 1190, dem Todesjahre Hausens, gedichtet. Er umfafst 343 Verse; die metrischen Eigentümlichkeiten erläutert der Verf. Dem Beispiele Hausens, der zuerst Hebung und Senkung abwechseln liefs, folgte Gutenburg. Der Verf. betrachtet dann Gutenburgs Poesie dem Inhalte nach. Hier sei einzelnes hervorgehoben: Des Dichters Naturgefühl zeigt sich in den der Natur entlehnten Bildern; darin unterscheidet er sich von seinem Vorbilde Hausen. Er hebt hervor die sittigende Macht der Minne, die Minne erfreut nach ihm und verleiht hohen Mut. Der Dichter huldigt immer nur einer Frau, nicht dem ganzen Geschlechte. Er preist die Tugenden der Frau, ihre Schönheit und Güte; gerade wegen ihrer Schönheit und Tugend soll die Geliebte Erhörung schenken, der Dichter dient, die Frau soll Gnade bieten. Er ist unerschöpflich in Versicherungen seiner Liebe; selbst nicht die Härte der Geliebten, der Einflufs anderer auf sie kann ihn wankend machen; sie ist ihm das Teuerste. Auch hier ist der Vergleich der Minne mit einem Kampfe häufig. Freude und Trost sind der Ausdruck freudiger Stimmung, der Kummer (kumber, von Hausen eingeführt) der der schmerzlichen; der Kummer ist eine Bürde, das Herz ist wund. Liebe und Leid gehören zusammen, selbst das Leid wird zur Lust. Öfters wird der Gedanke wiederholt, dafs der lange Dienst Berücksichtigung verdiene; der Liebende wiegt sich in tröstlichen Hoffnungen, er hebt seine Treue hervor. Charakteristisch ist es für Gutenburg, seine litterarische Bildung zu zeigen, er tröstet sich mit dem Schicksal von Flora und Blanscheflau. Was des Dichters poetische Technik betrifft, so ist er in den Antithesen Hausen und Reinmar ähnlich; durch Ausrufe, rhetorische Fragen giebt er seiner Sprache eine lebhaftere Färbung.

Zur Geschichte des Dramas im 16. und 17. Jahrhundert. Von Franz Spengler. Programm des Gymnasiums zu Iglau. 1886. 10 S. gr. 8.

Der Verf., Schüler W. Scherers, von demselben mit reichem Material unterstützt, beabsichtigte, die Dramen, denen die Parabel vom verlorenen Sohn zu Grunde liegt, in ausführlicherer Weise als Holstein zusammenzustellen; durch Umstände bisher davon abgehalten hat er zunächst eine

Reihe von Dramen, die in entfernterer Beziehung zur Hauptmasse der Prodigusstücke stehen, aufgeführt und eingehend besprochen. Goedekes Angaben finden eine willkommene Ergänzung. Wir sehen, wie viel des Stoffes noch unbenutzt liegt, und wünschen, dafs der Verf. Mufse finden möge, seine Sammlungen zu sichten.

Schillersche und Goethesche Gedichte in lateinischer Übersetzung. Von Hermann Corvinus. Programm des Gymnasiums zu Braunschweig. 1886. 14 S. 4.

In guter lateinischer Übersetzung: der Taucher von Schiller, in Hexametern, beginnend:

> Faucibus his quis eques mergetur vel puer audax?
> Pocula subiectos in hiatus aurea mittam,

schliefsend:

> Undæ summa petunt, undæ volvuntur ad ima,
> At puerum terris undarum nulla redonat.

Daran schliefsen sich in gereimten Strophen, meist im Versmafs des Originals: Hektors Abschied (lateinisch auch im Altenburger Schulprogramm 1863, von Lorentz), des Mädchens Klage (eine schöne griechische Übersetzung von J. Richter. Berlin, 1870); endlich Wanderers Nachtlied, Trost in Thränen, Willkommen und Abschied, und: Neue Liebe, neues Leben (novi amores, nova studia).

Die Mundart der Deutsch-Lothringer und Luxemburger. A. Konsonantismus. Von F. M. Follmann. Programm der Realschule zu Metz. 1886. 24 S. 4.

Die Bevölkerung Deutsch-Lothringens und Luxemburgs gehört zum mittel- und südfränkischen Sprachstamm. Der gröfste Teil Deutsch-Lothringens gehört zu diesem Südfränkischen, welches im Osten bis zum Spessart und Vogelsberge reicht und hier an das Ostfränkische stöfst, im Norden auf dem linken Rheinufer bis zur Mosel, auf dem rechten über die Lahn hinaus reicht; im Westen wird die Grenze von der Saar bis Saarlouis, im Südosten vom alamannischen, im Südwesten vom französischen Sprachgebiet gebildet; im Norden stöfst es an das Mittelfränkische, wozu der Nordwesten von Deutsch-Lothringen und ganz Luxemburg gehört. Den gröfsten Teil dieses Gebietes haben chattische Franken inne, im Norden auf dem linken Rheinufer mit ripuarischen Franken, im Südosten mit Alemannen gemischt. Als deutsch-lothringisch-luxemburgische Mundart ist die Sprache zu bezeichnen, welche in dem deutsch redenden Teile des ehemaligen Herzogtums Luxemburg und in der nördlichen Hälfte des ehemaligen Herzogtums Lothringen, in welchem Amtsbezirke noch bis 1748 die deutsche Sprache Amtssprache war, gesprochen wird. Treten nun auf diesem umfangreichen Gebiete auch mancherlei mundartliche Verschiedenheiten besonders im Vokalismus hervor, so fallen doch im Konsonantismus die Mundarten der einzelnen Bezirke ziemlich eng zusammen. Diese Mundart nun untersucht vorliegende Abhandlung, und zwar ihren Konsonantismus auf das gründlichste nach streng physiologischen Gesetzen, und ist als ein sehr wertvoller Beitrag zur deutschen Dialektforschung zu rühmen. Leider giebt es keine Denkmäler der früheren lothringisch-luxemburgischen Sprache, um die Entwickelung geschichtlich verfolgen zu können; es sind nur Reste älterer Wortformen in Urkunden vorhanden, besonders Personen- und Ortsnamen, die Urkunden

selbst sind in der offiziellen rheinfränkischen Sprache geschrieben, wie sie in den benachbarten kurfürstlichen Kanzleien im amtlichen Verkehr gebraucht wurde; was sich daraus gewinnen liefs, ist mit gröfster Gewissenhaftigkeit benutzt.

Herford. **Hölscher.**

Prof. Dr. Schmid: Anmerkungen zu Corneilles Cinna. Programm der Fürsten- und Landesschule zu Grimma. 1885.

In einer Zeit, welche die Lektüre in den Vordergrund des sprachlichen Unterrichts stellt, ist es begreiflich, dafs die Herausgabe von Schriftwerken mit sprachlichen Anmerkungen den Gegenstand eifriger Thätigkeit bildet. Unter diesen Bearbeitungen nimmt die vorliegende Programmabhandlung eine eigentümliche Stellung ein, erstens infolge des ungewöhnlichen Platzes, an dem sie sich findet, und ferner wegen der Art der Anmerkungen. Der Verf. bietet uns hier die Früchte eingehendster Beschäftigung mit Corneilles Drama Cinna in Gestalt von Bemerkungen, die zum gröfsten Teile den Zweck haben, schwierige Stellen zu beleuchten und aus dem gesamten Gedankengang heraus das Einzelne zu erklären. Sie enthalten eine Fülle trefflichen Materials und schätzbare Beiträge zum Verständnis der Dichtung, die neben den anderen Kommentaren mit Nutzen zu verwenden sind. Jedenfalls dürfte es schwer sein, dem Verf. den Vorwurf einer Unterlassungssünde zu machen; eher möchte man manche Bemerkung missen. Mit peinlichster Sorgfalt bemüht er sich, alle Schwierigkeiten zu heben, den Beziehungen der Gedanken nachzugehen und das Einzelne in das rechte Licht zu stellen. Nicht selten tritt er hierbei in Gegensatz zu anderen Erklärern, wie Strehlke, Wätzold und Brunnemann, und wir können in den meisten Fällen nicht umhin, seinen Ausführungen beizustimmen; es genüge hier, auf die Erklärungen zu v. 133, 708, 1115, 1190, 1238, 1387, 1677 aufmerksam zu machen, in welchen der Verfasser durch Eingehen auf Gedankengang und Heranziehen früherer Stellen das Richtige trifft, ohne den Worten des Textes Gewalt anzuthun. In längeren Ausführungen wird am Ende einzelner Akte und wichtiger Scenen auf die Bedeutung des Vorangegangenen für den Gang der Handlung und auf wichtige Charakterzüge der handelnden Personen aufmerksam gemacht, so besonders Akt II, Sc. 1, III, 4, IV, 4, 5 u. 6.

Minder glücklich ist der Verfasser in den grammatikalischen Bemerkungen gewesen, denen er mit Recht nur geringen Raum gestattet. So wäre bei v. 1008 statt einer blofsen Übersetzung eine Erklärung der Konstruktion des präpositionellen Infinitivs mit à nach être am Platze gewesen; in v. 1012 wird der Infinitiv de te remettre absolut genannt, der es ebensowenig ist als in v. 1159 d'y penser; eine ungenügende Erklärung finden wir für v. 1216, wo zu der Stelle: à vos bontés se laisseront toucher aufser der Übersetzung nur hinzugefügt wird: „die Präposition à in Verbindung mit laisser und einem hiervon abhängigen Infinitiv öfters in diesem Sinne,“ während doch dem Verf. bekannt sein mufs, dafs, analog der Konstruktion von faire mit transitivem Infinitiv, das Objekt der Verben laisser, entendre, voir häufig in den Dativ tritt, wenn ein transitiver Infinitiv von ihnen abhängt. — Zahlreicher sind die Noten lexikalischer Natur, von denen ein nicht unbedeutender Teil wohl hätte fortbleiben können; mit Recht macht der Verf. aufmerksam auf die Bedeutung von courage = Herz (v. 77), jaloux = bedacht auf (409), effet = Verwirklichung (912), effort = Wirkung (1091), ne-jamais = nicht mehr 1220), ressentiment = souvenir reconnaissant (1651). Da aber doch wohl angenommen werden mufs, dafs diese Bemerkungen nicht für Schüler ge-

schrieben sind, sondern eher den Zweck verfolgen, jüngeren Lehrern als Hilfsmittel und den Studierenden bei der Privatlektüre als Wegweiser zu dienen, so scheint es überflüssig auch solche Übersetzungen zu geben, wie wir sie finden zu v. 66 la plus considéré „du geniefsest bei ihm das höchste Ansehn", v. 459 enfin „kurz", v. 839 lâches conseils „heuchlerischer Rat", ferner zu v. 1475, 1558 und andere. Auch geht der Verf. in dem Streben nach Vollständigkeit öfters zu weit und erklärt vieles, was klar ist und von einem aufmerksamen Leser nicht mifsverstanden werden kann, wie in v. 421, 454, 483, 584 u. s. w. Diese Ausstellungen sollen das Verdienstliche der Arbeit nicht schmälern, deren Wert in der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit besteht, mit welcher alle schwierigen Ausdrücke und dunklen Wendungen oder Gedankenbeziehungen geprüft werden. Im Hinblick auf die zur Zeit so massenhaft betriebene Herausgabe von Schriftstellern mit Anmerkungen von sehr verschiedenem Werte mufs die gründliche Art, mit der der Verf. zu Werke geht, einen um so erfreulicheren Eindruck machen. Es wäre innig zu wünschen, dafs die produktivsten Herausgeber sich die Mufse nähmen, das vorliegende Programm einer Durchsicht zu unterwerfen, und daraus Nutzen zögen für ihre ferneren Arbeiten. O p.

Miscellen.

Erklärung zweier Stellen in Goethes „Egmont".

1) 4. Aufzug, 2. Scene (der Kulenburgische Palast) sagt Gomez: Gewifs, wer Zeuge seiner (Albas) Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas gesehen. Wie er sich durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundenen gleichsam durchschmiegte, die strengste Manneszucht hielt und einen Zug, den man so gefährlich achtete, leicht und ohne Anstofs zu leiten wufste! — Dafs die Worte „Königlichen und Ketzer" als Apposition auf „die Franzosen" zu beziehen sind und dafs jene die königlichen Truppen unter Marschall Tavannes, diese die hugenottischen unter Admiral Coligny und dem Prinzen von Condé bezeichnen, unterliegt keinem Zweifel. Als Alba Anfang Juni 1567 von Alessandria aus seinen berühmten Zug über den Mont Cenis durch Savoyen, Burgund und Lothringen ausführte, geriet Frankreich in nicht geringe Aufregung. Die Regierung (Karl IX. oder vielmehr seine Mutter Katharina von Medici) schickte Truppen an die Grenze, ebenso die Hugenotten, um den Zug Albas zu bewachen. Besonders die letzteren beobachteten nicht nur den Zug Albas, sondern auch die Haltung der eigenen Regierung mit Mifstrauen; denn trotzdem vor kurzem erst der Friede von Amboise zwischen der die Katholiken begünstigenden Regierung und ihnen abgeschlossen worden war, fürchteten sie doch, die Truppen der Regierung, zu denen eben noch 6000 Schweizer aus den katholischen Urkantonen geworben worden waren, seien weniger zur Bewachung der Grenzen bestimmt als vielmehr, vielleicht gar in Verbindung mit Alba, mit dem Katharina im Anfang des Jahres 1565 eine Zusammenkunft in Bayonne gehabt hatte, zur Ausführung eines gegen sie geplanten Gewaltstreiches. — Wer sind nun aber „die Schweizer und Verbundnen"? Dafs jene die schweizerischen Eidgenossen, besonders die Reformierten derselben, wie die Berner, Waadtländer u. a., sind, liegt auf der Hand. Keinesfalls sind es die oben erwähnten, von der französischen Regierung geworbenen und mit den übrigen Truppen zur Bewachung der Grenzen verwendeten 6000 Schweizer. Und die „Verbundnen"? Düntzer erklärt (Goethes Egmont, 3. Auflage, S. 97, Anm.): Unter den von Gomez genannten *Verbundenen* sind Admiral Coligny und Prinz Condé gemeint. Schaefer in seiner Schulausgabe des „Egmont" (Stuttgart, Cotta) erklärt S. 107: *Königlichen und Ketzer* — Marschall Tavannes mit königlichen Truppen, Coligny mit den Protestanten, beide („die Verbundenen") den Zug Albas bewachend. Beide Erklärungen sind nach meiner Ansicht falsch, da nach beiden das Wort

„Verbundnen“ eben erst Genannte noch einmal bezeichnen würde. Schon das Fehlen des bestimmten Artikels vor dem Worte zwingt uns, das Wort in engerer Beziehung zu den vorhergehenden Worten „die Schweizer“ zu lenken, in den „Verbundnen“ Verbündete der Schweizer anzunehmen. *Und diese „Verbundnen“ der Schweizer sind die Genfer.* Die Stadt Genf hatte endlich im Jahre 1536 im Bunde mit Frankreich und Bern nach fast dreifsigjährigem Kampfe gegen ihren eigenen Bischof und den Herzog von Savoyen-Piemont die Freiheit und Unabhängigkeit sich erkämpft, und die Reformation konnte nun ungehindert in der Stadt und den von derselben abhängigen Landgemeinden durchgeführt werden. Die Berner hatten gehofft, jetzt in sämtliche bisherigen Rechte des Bischofs und des Herzogs einzutreten und die Stadt in eine gewisse Abhängigkeit von sich zu bringen. Genf behauptete jedoch auch Bern gegenüber seine Selbständigkeit, trat als Freistaat zu der schweizerischen Eidgenossenschaft nur in das Verhältnis einer Bundesgenossenschaft. Auch der Herzog Emanuel Philibert, der berühmte Feldherr Karls V. und Philipps II., mufste sich in den Verlust der schönen Gebiete am Genfersee fügen und im Jahre 1564 im Frieden zu Lausanne die Mitte des Genfersees als Grenze zwischen Savoyen und Genf-Schweiz anerkennen. Aber insgeheim unterhielt er doch noch Beziehungen zu einzelnen Adeligen und zu unzufriedenen Elementen in der Schweiz, an der Hoffnung festhaltend, jene Gebiete wieder zu gewinnen. Kein Wunder, dafs die reformierten Genfer und die Reformierten der Schweizer, besonders die Berner, auf ihrer Hut waren, als drei Jahre später Alba mit seinem Heere hart an der genfer-schweizerischen Grenze vorbeizog und der Herzog Emanuel Philibert, auch als Hort des Katholicismus von ihnen beargwohnt, aus Gefälligkeit gegen den spanischen König ihm das Geleite gab.

2) In derselben Scene sagt Alba auf die Nachricht hin, dafs Oranien nicht komme: Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verschiebt er, sich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, nicht klug zu sein! — Wer ist nun dieser „Kluge“, der dieses Mal wider Vermuten klug genug war, nicht klug zu sein? Alba oder Oranien? Düntzer (a. a. O. S. 100) bezieht die Worte auf den Sprechenden, auf Alba, und fafst sie im Sinne einer unmutigen Selbstverhöhnung: In dem Augenblick, wo alles zur Ausführung bereit ist, soll Alba erfahren, dafs Oranien ihm doch zu klug gewesen und seine Erwartung geschickt getäuscht hat, *worüber er seinen Unmut in einer Verhöhnung seiner eigenen für untrüglich gehaltenen Klugheit ausspricht.* Diese Erklärung hat in der That auf den ersten Blick etwas Bestechendes. Aber wie sind dann die Worte „wider Vermuten“ zu erklären? Fehlten diese, so stünde jener Erklärung nichts im Wege. Aber gerade diese zwei Worte hindern uns, den Satz auf den Sprechenden zu beziehen und so im Sinne einer unmutigen Selbstverhöhnung aufzufassen. Schaefer (a. a. O. S. 107) scheint mir das Richtige getroffen zu haben, indem er unter dem „Klugen“, der dieses Mal wider Vermuten klug genug war, nicht klug zu sein, Oranien versteht! Oranien ist dieses Mal klug genug, sich der Schlinge Albas zu entziehen, scheint aber doch zugleich eine Unklugheit zu begehen, indem er es wagt, sich offen zu widersetzen und *nicht* zu kommen. Diese Erklärung entspricht nach meiner Ansicht ganz dem Wortlaut der Stelle, der Situation und dem Charakter Albas und Oraniens. Seit der Ankunft Albas ist schon einige Zeit vergangen. Der kluge, schlaue Oranien hat bis jetzt verschoben, sich zu erklären, wie er sich zu dem neuen Statthalter zu stellen gedenke. Jetzt aber wirft er die Maske ab: er wagt es, nicht zu kommen. Ein Alba, der an blindes Gehorchen gewöhnt ist, kann nur staunen über die Kühnheit, der Einladung, die er als Vertreter des Königs hat ergehen lassen, nicht Folge zu leisten. Aber alsbald weicht dieses Staunen schaden-

frohem Hohne auf die viel gerühmte Klugheit Oraniens. Während er vermutet hat, dafs der „Kluge“ seiner Ladung folgen werde, wenn auch nur, um nicht den Vorwurf der Widersetzlichkeit sich zuzuziehen, ist der „Kluge“ dieses Mal wider Vermuten insofern klug genug, indem er seine Absicht erriet und durch sein Ausbleiben sich für jetzt der Gefangennahme entzog, handelt aber in seiner vermutlichen Klugheit doch nicht klug, indem er durch seine Weigerung, zu kommen, sich offenen Ungehorsams und ausgesprochener Widersetzlichkeit schuldig macht, was Alba seiner Klugheit nicht zugetraut hätte. Während Oranien, der kluge, vorsichtige, alles berechnende Staatsmann, gewifs bis jetzt alles vermieden hat, was der Regierung auch nur irgend ein Recht geben könnte, gegen ihn einzuschreiten, hat er sich jetzt durch die Weigerung auf einmal als Rebellen erklärt, was schon Egmont in der Unterredung mit Oranien als unausbleibliche Folge der Weigerung befürchtet hat. Also war der kluge Oranien dieses Mal, meint Alba, klug und auch wieder nicht klug, jenes, indem er sich den Schlingen Albas für jetzt zwar entzog, dieses, indem er jetzt durch seinen Ungehorsam sich zum Rebellen erklärte und so seine Feinde, die ihm bis jetzt weniger als dem unvorsichtigen Egmont anhaben konnten, in ein gewisses Recht gegen ihn setzte. So mag Alba sich anfangs wohl ärgern, dafs gerade der „Gefährlichste“ ihm entgangen ist. Aber die Schadenfreude über die Unklugheit Oraniens, den er immer noch erreichen und dann als offenen Rebellen behandeln zu können hoffen mufs, drängt den Ärger und Unmut bald zurück. Glaube ich auch mit dieser Erklärung den Sinn der Stelle getroffen zu haben, so ist doch nicht zu leugnen, dafs das Wortspiel etwas gesucht erscheint. Aber Goethe schrieb so, und wir sind nicht zur Änderung einer Stelle berechtigt, solange uns nicht triftige Gründe dazu zwingen. In den „Akademischen Blättern“ von Sievers Bd. I, S. 723 wurde folgende Änderung vorgeschlagen: „So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug auch klug zu sein,“ und so erklärt: klug genug, um Albas Zorne zu trotzen und seine Einladung nicht anzunehmen, klug genug, um nicht aus thörichter Rücksichtnahme sich selbst dem Feinde auszuliefern, klug genug, nicht blofs dafür gelten zu wollen, sondern es auch wirklich zu sein. Aber abgesehen von der Willkür dieser Veränderung, ist gar nicht zu begreifen, warum die diesmalige kluge Handlungsweise Oraniens für Alba so überraschend und unvermutet sein soll, da er Oranien bis jetzt doch nur als einen klugen und vorsichtigen Mann kennt und deswegen nicht erwarten konnte, dafs derselbe jetzt auf einmal unklug handeln werde.

Rastatt. L. Zürn.

In den Miscellen des LXXVII. Bandes dieser Zeitschrift, 3/4. Heft, weist Herr J. Zupitza in Berlin auf einen bisher nicht beachteten interessanten Gebrauch des sogenannten Konditionals in der heutigen englischen Sprache hin. Es sei mir gestattet, den von Herrn Zupitza angeführten Beispielen für den „vermutenden“ Konditional noch einige in Sweets Elementarbuch des gesprochenen Englisch befindliche anzureihen.

They (men) *would* soon *learn* how to cut and scrape with a sharp piece of flint, and make holes with a sharp tooth or pointed stone (werden bald gelernt haben; S. 69). — A branch torn off a tree *would* soon *be used* to kill rats and snakes and other small animals with, and to hit one another on the head with when they fought (wird gebraucht worden sein; S. 71). — When people had once found out how to make mats of plaited straw or anything of that kind, they *would* soon *begin* to weave cloth, for cloth is nothing but a kind of matting made with threads, and it is easy enough to twist wool or hair into thread (werden begonnen haben; S. 79). —

Sleeves *would* soon *be made* by sewing the cloth together under the arms (werden gemacht worden sein; S. 81).

Diese Beispiele zeigen gleich den meisten der von Zupitza mitgeteilten die Eigentümlichkeit, daſs zum Ausdruck der Vermutung gewöhnlich der erste Konditional gebraucht wird. Alle haben die Zeitbestimmung soon (cf. Zupitza 12: Starting from these humble sources, the news ... would *ere long* penetrate into the most remote quarters).

Bei dieser Gelegenheit möchte ich der treffenden Beurteilung des Sweetschen Elementarbuches durch Fr. Beyer in Kahla, die sich in derselben Nummer dieser Zeitschrift findet, noch einige Notizen — teils Ergänzungen, teils Berichtigungen — hinzufügen. Zuvor sei hier noch im Anschluſs an das Obige bemerkt, daſs Sweets Büchlein überhaupt reich ist an interessanten (zumeist der Umgangssprache angehörigen) Ausdrucksweisen. Cf. S. 69: *these kind* of tools; S. 97: he is never *home* before half past six; S. 108: the other *one;* S. 117: the next *one;* S. 116: why don't you put your boots on? *I am going to* (ebenso kurz darauf: *we are sure to* [sc. meet some one we know]; vergl. Schmitz[5] 202); S. 117: I thought you knew wh*o* I meant etc.

In dem Kapitel von der Abstufung (S. 21 ff.) fehlen die Formen mas (z. B. 38[8]) und məs (ebenso unter den Defektiven S. 35); mə (73[23]) für mei (fehlt ebenfalls S. 35); də (53[15]) für dət; ə (besonders in Verbindung mit Präpositionen: widə 38[8], inə 57[39], onə 70[10]; doch auch sonst: sijə 67[7], noue 70[11]) für həər (əər, ər). Besonders interessant in Bezug auf die Abstufung ist fɔə. Für diese (z. B. 40[1] zu findende) Form kommen noch vor: for (z. B. 33[3]), fər (z. B. 51[4]), fə (z. B. 35[5]), fr (z. B. 76[22]).

Zu den von der gewöhnlichen Aussprache abweichenden Sweetschen Notationen wären noch zu rechnen: grædʒueli (z. B. 4[19]), imijdʒətli (62[20]), individʒuəl (76[2]), wednzdi (39[5]), plætid (19[2]), rum (59[7]), gædəd (62[18]), oltəd (26[5]), folt (62[11]). Letztere beiden wären den Fällen des abweichenden ȧ-Lautes, deren Beyer S. 432 gedenkt, beizuzählen. Die in Bezug auf ihre Aussprache streitigen Wörter been und either notiert Sweet bijn und aidə (63[37]). Bemerkenswert sind noch: kamftəbl (22[10] = comfortable, præps (25[3]) = perhaps, difiklt (29[8]) = difficult, solitri (78[7]) = solitary, aagjement (79[6]) = argument, maalbrə (79[17]) = Marlborough, dʒamt (79[21]) = jumped (doch 75[13]: dʒampt).

An Druckfehlern sind mir nur folgende wenige aufgefallen: S. 9, Z. 13 v. u.: verengt, dass — S. 10, Z. 12 v. u.: starkbetonten — S. 12, Z. 6 v. u.: zieht — S. 16, Z. 3 v. o.: kætʃ — S. 18, Z. 14 v. o.: g, d, b ebenfalls — S. 23, Z. 4 v. u.: ; 2) — S. 32, Z. 1 v. o.: 3. pers. sg. präs., die im conj. — S. 32, Z. 5 v. u.: präteritalendung — S. 36, Z. 13 v. o.: (wər) — S. 56, Z. 4 v. o.: kommen'. — In den äuſserst sorgfältig gedruckten Texten habe ich nur bemerkt: Nr. 53[18]: ɔn·kijp (statt ən) — Nr. 59[7]: selſ (statt self) — Nr. 78[3]: ſə (statt fə) — S. 131, Z. 14 v. u.: too, just (statt to just). Nr. 39[5] muſs es wohl heiſsen: half past (statt h.-p.). — Im Glossar sind zu vermissen: kəloukwiəl, ouverdan, greivi (16[3]); bei tʃaaf die Bedeutung „Kleinigkeit“ (73[17]). — Differenzen im Wortlaut des Doppeltextes finden sich 79 $^{9}/_{10}$ und 79 $^{19}/_{23}$.

Im übrigen mache ich die Worte, mit denen Beyer seine Recension schlieſst, voll und ganz zu den meinigen.

Nachträglich sei noch auf eine vom bisher Üblichen abweichende Sweetsche Lautbezeichnung hingewiesen: Sweet kennt kein „ó“ (nach Walker; nach Sweet mid-back) vor r; alle Wörter, in denen o bisher mit ó bezeichnet wurde (so namentlich port und seine Zusammensetzungen, doch auch story, pour etc.) bezeichnet Sweet mit „ɔ“. Wird das r als eigene Silbe gesprochen, wie das Schmitz (Grammatik S. 9) auch verlangt (port = pó-urt), so erscheint der betreffende englische Laut fast noch besser

wiedergegeben als bei Sweet. Der durch das folgende r bedingte Nachschlag bewirkt hier dieselbe Täuschung des Ohres wie bei a, das ja auch viele in diesem Falle wie äh sprechen (care = kähr, Sweet keə, Schmitz kâ-ur); allerdings verliert dann o die Hinneigung zu u wie a die zu i, beide werden vielmehr zuletzt low. — Dies zugleich an die Adresse des (unschwer zu erratenden) anonymen Briefstellers, der übrigens, wie er sieht, mit seinen in keiner Weise erbetenen Ratschlägen etwas zu spät kam, da das Manuskript der obigen Zeilen lange vor Eintreffen seiner fürsorglichen Zuschrift abgegangen war.

Zittau. R. Scherffig.

Doppelte Negation.

Das neueste Beispiel der kürzlich namentlich in den Jahrbüchern für Philologie viel besprochenen Negation infolge von Flüchtigkeit findet sich bei M. Brosch: Oliver Cromwell (1886) S. 177: „und ebensowenig war in Adelskreisen kein greifbares Interesse vorhanden" (statt „ein").

Hölscher.

Neufranzösisches Seminar am Königl. Polytechnikum Dresden.

Innerhalb der grofsen Ferien und zwar zunächst *im ganzen Monat September d. J.* gedenkt der Unterzeichnete im neufranzösischen Seminar, im Anschlufs an neuere französische Lustspiele, praktische Übungen, mündlich und schriftlich, abzuhalten.

Sollten Studierende der neueren Sprachen, welche in der gedachten Zeit in Dresden weilen, wünschen, an diesen Übungen teilzunehmen, so werden dieselben eingeladen, sich zu einer Besprechung über Zeit, Ausdehnung der Übungen und damit zusammenhängende Fragen

Mittwoch den 31. August d. J., Vormittag 11 Uhr, Hörsaal 57

einfinden zu wollen.

Dresden, den 18. Mai 1887.

Dr. Wilhelm Scheffler,
a. o. Professor der franz. Sprache u. Litteratur
am Königlichen Polytechnikum.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. Bierbaum, Die analytisch-direkte Methode des neusprachlichen Unterrichts. (Kassel, Kay.) 3 Mk.

F. Hefty, Der Unterricht in den modernen Sprachen. (Preßburg, Heckenast Nachf.) 60 Pf.

A. Schröer, Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnisse zur praktischen Spracherlernung. (Leipzig, Weigel.)

O. Jäger, Der französische Anfangsunterricht im Gymnasium. (Progr. d. Gymn. in Büdingen.)

H. W. Glabbach, Die Lautphysiologie im französischen Unterrichte. (Berlin, Friedberg & Mode.) 60 Pf.

H. Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. (Stuttgart, Cotta.) 10 Mk.

C. Andreae, Aus den Schulen zu Paris. Ein pädagogischer Reisebericht. (Langensalza, Beyer.) 50 Pf.

Grammatik.

W. Münch, Die Pflege der deutschen Aussprache und der Deklamation in den höheren Schulen. (Progr. d. Realgymn. in Barmen.)

F. Beyer, Das Lautsystem des Neufranzösischen. Mit einem Kapitel über Aussprachereform und Bemerkungen für die Unterrichtspraxis. (Köthen, Schulze.) 2 Mk.

C. Mosen, Das französische Verbum in der Schule auf Grund der Ergebnisse der historischen Grammatik. (Wien, Lechner.)

Lexikographie.

Grimms Wörterbuch. VIII. Band. 3. Lfrg. Bearbeitet von M. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

Litteratur.

J. Bechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. 1. Lfrg. (Frauenfeld, Huber.) 1 Mk. 60 Pf.

S. Gelbhaus, Über Stoffe altdeutscher Poesie. (Berlin, Stuhr.) 3 Mk.

G. S. J. Gietmann, Parzival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen. (Freiburg, Herder.) 8 Mk.

E. Belling, Die Metrik Lessings. (Berlin, Hettler.) 4 Mk.

V. Hehn, Gedanken über Goethe. (Berlin, Borntraeger.) 7 Mk.

Goethes und Carlyles Briefwechsel. (Berlin, Herz.) 6 Mk.

Carl Litzmann, Emanuel Geibel. (Berlin, Besser.) 4 Mk.
L. Uhland, Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten, von G. Hassenstein. (Leipzig, Reifsner.) 3 Mk.
E. Faguet, Études littéraires sur le XIXe siècle. (Paris, Lecène et Oudin.) 3 Mk. 50 Pf.
E. Lefranc, Études sur le théâtre contemporain. (Paris, Dupret.) 3 fr. 50 c.
J. Stiernet, La littérature française au XVIIe siècle. (Bruxelles, A. Vandenbroek.) 7 Mk. 50 Pf.
P. Lange, Ronsards Franciade und ihr Verhältnis zu Virgils Äneide. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 20 Pf.
G. Paris, La poésie du moyen âge, leçons et lectures. II éd. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
O. Kühne, Über den Sprachgebrauch Racines in seinen dramatischen Dichtungen. (Leipzig, Dissertation.)
K. Bleibtreu, Geschichte der englischen Litteratur in der Renaissance und Klassicität. (Leipzig, Friedrich.) 6 Mk.
J. Kerr, Carlyle as seen in his works. (London, Allen & Co.) 5 sh.
Fr. Röver, Lord Byrons Gedanken über Alex. Popes Dichtung. (Erlangen, Dissert.) 1 Mk.
F. von Breidenbach, Geschichte der italienischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. (Berlin, Siegismund.)

Hilfsbücher.

M. Eifert, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Grammatik. (Stuttgart, Krabbe.) 1 Mk.
Chr. Rauch, Répétitions de grammaire française. (Berlin, Oehmigke.) 1 Mk. 40 Pf.
Sammlung Molièrescher Lustspiele. Für Mädchenschulen mit Erklärungen herausgeg. von W. Knörich. I. L'avare. (Leipzig, Leiner.) 1 Mk.
J. B. V. Jehant, Französische Lese- und Vortragsstücke in Prosa und in Versen, stufenweise geordnet. (München, Lindauer.) 1 Mk. 50 Pf.
Macaulay, Warren Hastings, erklärt von R. Thum. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk. 50 Pf.
G. Geist, Lehrbuch der italienischen Sprache. (Zürich, Orell Füfsli & Co.) 4 Mk. 50 Pf.
Italienische Sprüche, gesammelt und übersetzt von A. R. Chwatal. (Magdeburg, Faber.) 1 Mk.
Anhang hierzu: Über die Aussprache des Italienischen, von Chwatal. (Magdeburg, Faber.) 50 Pf.
G. C. Kordgien, Spanische Grammatik. (Hamburg, Boysen.) 5 Mk.
Spanische Bibliothek mit deutschen Anmerkungen für Anfänger. 6 Bändchen. (München, Lindauer.) 1 Mk.

Die Courtoisie
in ihrer kulturhistorischen Entwickelung.

Von

Th. Vatke.

---

1) Wortsinn und Ursprung der Courtoisie. Das bei Hofe gehegte und gepflegte Verhalten; besonders auch die Sprache (das Ceremoniell).

2) Dieses höfische Wesen konnte in weitere Kreise dringen, da der zuschauende Zutritt zu Hofe, z. B. während der Tafel, *von den Galerien der Säle in den Burgen und Schlössern* aus leicht gestattet war.

Chaucer tadelt es, daſs oder wenn der Reiche diesen Zutritt zu seinen Gastmählern verweigerte. Wir haben genaue Schilderungen z. B. *wie* Kaiser Karl V. gegessen hat. Auch unter freiem Himmel wurde viel gespeist. Ferner denken wir an die vielen öffentlichen Feste der Höfe: der Ritterschlag (Siegfrieds z. B. im *Nibelungenlied).* Das höfische Wesen wird dann durch die zahlreichen Hofdamen und *Pagen*[1] erlernt.

3) Die Courtoisie enthält naturgemäſs auch eine kirchlich-religiöse Färbung. (Der Ritter verteidigt die Kirche Christi.)

Auch orientalische Einflüsse durch Berührung mit den Sarazenen (cf. Floripas) haben mitgewirkt, speciell die Sitte des *Kredenzens.*

Das ganze Institut des Ritterwesens hatte ursprünglich den Zweck, die christliche Kirche zu verteidigen. Und wie nach christlicher Doktrin die aus dem zumal paulinisch-augustinischen Bewuſstsein der Sünde stammende Demut die Grundlage der

---

[1] Cf. Court News (Staple *of News) Ben Jonson.*



Frömmigkeit ist, so ist diese Tugend auch ein Hauptpfeiler ritterlich-romantischer Weltanschauung und in dem Begriffe der *Courtoisie* mitenthalten. In des Pfaffen Lamprecht *Alexandersage* (12. Jahrhundert) will der Held, nachdem er Indien und die Welt erobert, auch das Paradies „mit Gierigkeit“ erstreiten: aber er mufs umkehren an den Pforten desselben, weil ihm die Demut fehlt. So finden wir denn, wo das Lob des „Höflichen“ erteilt ist, gewöhnlich den erläuternden Zusatz von der Dienstfertigkeit und Demut der gerühmten Person. In seinem unvergleichlichen Prolog zu den *Canterbury-Tales* (um 1380) sagt daher Chaucer von dem Junker, Vers 99: curteis he was, lowly and servisable — höflich war er, niederträchtig (im alten guten Sinne) und dienstfertig. (Chaucer spricht auch von the curteis lord Jesus.) Ebenso von dem Mädchen, Vers 1477: curteis she was, discrete and debonaire — höflich war sie, klug und wohlwollend. Und im Altfranzösischen heifst es:

> Cortoise et sage et simple sens orgueil,
> Gente de cors et de clere façon.

In dem altfranzösischen allegorischen Roman von der Rose, der im 14. und 15. Jahrhundert eine so grofse Rolle in der europäischen Litteratur spielte, der von Chaucer übersetzt ward und dem ein Petrarka nur antike Dichtungen an die Seite zu stellen wagte, tritt auch die *Courtoisie* als allegorische Figur auf; sie heifst (V, 784): *Cortoise* la vaillant et la debonaire. Spenser, der in *England* am Schlusse des 16. Jahrhunderts anachronistischer Weise die Ritterpoesie noch einmal zu Ehren bringen wollte, widmete den ganzen sechsten (Schlufs-)Gesang seiner *Fairy-Queen* der *Courtoisie:*

> Dem Hofe nach nennt man die Höflichkeit . . .,
> Die allen guten Sitten Grund gegeben
> Und art'ger Unterhaltung Wurzel ist.

Bezugreich sagt Chaucer: „The swerd that men yeven first to a knight signifieth that he shal defend holy Chirche“ (de septem peccatis mortalibus). Wie übrigens ein Ritter, „der für Christum ficht“, für seinen Glauben disputiert, erzählt Joinville im Leben des *Saint-Louis* (sæc. 13): Ein Ritter fragt einen Juden: „Glaubst du, dafs die Jungfrau Maria eine Jungfrau und die Mutter Gottes war?“ Der Jude antwortet: „Nein!“ Flugs

schlägt als Antwort der Ritter den Juden mit seiner Krücke zu Boden. König Ludwig zieht hieraus die Nutzanwendung, daſs kein anderer als ein guter Theolog sich mit Juden in theologische Erörterungen einlassen dürfe. Im übrigen billigt er das Verfahren des Ritters vollkommen, wenn er ferner sagt, daſs ein Laie, der die christliche Religion schmähen höre, das Schwert, als die richtigste Verteidigungswaffe bei einem derartigen Streite, ergreifen und es dem Verruchten bis ans Heft in den Leib stoſsen solle.

Die *Courtoisie* wird dann nach ihrer ganzen Tragweite — besonders in der strengen Aufrechthaltung des Unterschieds der Stände, der Lehre vom Gehorsam — von der *Kirche sanktioniert* und von der *Schule gelehrt.* Der Unterschied der Stände aber zeigt sich:

a) in der Kleidung,

b) in der Nahrung,

c) auch in der Wohnung (der Turm, tour, am Wohnhause ist droit seigneurial, appanage de la noblesse).

In Deutschland heiſst die Courtoisie die *hüpscheit* (= hövischheit): hierzu gehört bei Frauen z. B. die medizinische Kräuterkunde.

Die Schulbildung zur Courtoisie nun umfaſst das bekannte Trivium, ist trivial (Lesen, Schreiben, *Musik,* speciell das Saitenspiel, vgl. den Apollo Raphaels mit der Geige).

Äuſserlich lehrt die Courtoisie auch das Verhalten vor den Vornehmeren, die Verbeugung z. B., cf. to drop a *courtesy* (Verbeugung), bei der das Knie gebeugt wird. Die unteren Stände (le tiers état) liegen bis 1789 à genoux.

Lehrbücher der *Courtoisie* verfassen im 15. sæc. in Italien der Freund Raphaels, Graf Castiglione, den *„Cortigiano“,* in England Caxton: *„Book of Courtesie“.*

Mit dem Ende des 15. sæc. scheint die *Erziehung*[1] zur *Courtoisie* aufzuhören; dieselbe wird durch die klassische (antike) Bildung der Renaissance mehr und mehr in den Hintergrund verschoben; die *virtus* tritt wieder mehr hervor, und im 17. und 18. Jahrhundert ist die *Tugend* das Ziel der Menschheit. Die aristokratische Erziehung Lockes zum *gentleman* ist indessen

[1] Vgl. unseren Aufsatz über *Alt-englische Erziehung* im vorigen Bande von Herrigs *Archiv.*

noch eine Abart der alten, auf den Hof gerichteten Vorbildung, vgl. Rousseaus Spott darüber: Der Mensch zum Menschen erzogen, Rückkehr zur Natur: der Hof besteht für sich; *Höflichkeit,* Courtoisie sind allgemeine Begriffe geworden, in denen der historische Kern nicht mehr geschmeckt wird.

Zu betrachten ist nun:

I. Die höfische Sprache.

a) Im Leben vermeidet dieselbe z. B., der kirchlichen Vorschrift entsprechend, das Schwören; b) im schriftlichen Ausdruck kultiviert sie den Kurialstil, die feine höfische Rede; das *Kuriale* nach Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien, setzt in dem Cento Novelle Antiche noch vor dem Jahre 1300 den höfischen Kurialstil (im Gegensatz zu der volkstümlichen Rede- und Ausdrucksweise) fest; c) in der Poesie pflegt sie wesentlich die *Lyrik,* während das Drama *volkstümlich-biblisch* wird und bis zum 16. Jahrhundert bleibt.

II. Das höfische Wesen.

Das Vaterland der Courtoisie ist, wie das Wort es besagt, Frankreich:[1]

En cel pays tant demora
Qu'l sot tyois, tant s'en ala
Ou roiaume de *France* droit,
Que ont adont Gaule nommoit,

[1] Littré: *Courtois.* Rem. Marguerite Buffet et Bonhours déclarent *vieilli* ce mot ainsi que *courtoisie;* et de Caillières dit: „*Courtois* n'est plus guère dans le commerce de gens du monde; *civil* a pris sa place, de même que *civilité* a remplacé *courtoisie.*“ (Nur noch im *style soutenu* gebräuchlich.) — *Courtoisie.* Hist. XIIe s. Puis lui a dit deuz moz par courtesie, Ronc. p. 58. Dame, valor, *biauté et courtoisie* [il y] A tant en vous qu'on n'i fait qu'amender, Couci, XXI. — *Cour,* 1e Domaine rural: sens primitif, tombé en désuétude, et qui ne se trouve qu'en composition et écrit, *court* dans des noms de lieux en *Normandie,* en *Picardie,* en *Lorraine: Harcourt, Brucourt etc.* ‖ Se dit, en Normandie, du terrain et des plantations dépendant immédiatement du bâtiment de la ferme (cf. *Hopyard,* im Englischen *Vineyard).* ‖ 3° Le palais du prince: ainsi dit parce que les rois de la première et de la deuxième race et les seigneurs demeuraient habituellement dans des domaines ruraux nommés *court.* ‖ Avoir bouche à cour, avoir droit de manger à *quelqu'une des tables entretenues par le prince.*

Pour aprendre sens et honnour
Et ce qu'il afiert à valour,
Fu lonc tans en celui pays;
Car en anciens escris
Trueve on que tousjours
A esté France la flours et la purté
D'armes, d'onnour, de gentillece,
De *courtoisie* et de largece;
Ce est la touche et l'exemplaire
De ce c'on doit laissier et faire.
Cleomadès 237 (bei Alw. Schultz I, 121).

Im 17. Jahrhundert noch:

In France! that garden of humanity,
The very seed-plot of all *courtesies*...
Ben Jonson, *The Magnetic Lady* III, 4.

Frankreich aber wird bereits im 13. Jahrhundert z. B. von Wolfram von Eschenbach als das Mutterland der *Kleider-Moden*[1] betrachtet.

Die Nonne Chaucers spricht französisch; das Französisch von Paris freilich war ihr unbekannt. Die *englische Bürgersfrau des 14. Jahrhunderts* aber fand es sehr schön (full well), „Madame" genannt zu werden. (Cf. Chaucer.)

[1] Wolfram von Eschenbach, *Parzival und Titurel*, übersetzt von K. Simrock, 1849, Bd. II, S. 375 (XV, Feirefiſs):

Heil der nahenden Stunde!
Willkommen sei die süſse Kunde,
Die von der Jungfrau wird vernommen!
Denn eine Jungfrau sah man kommen
In teuren Kleidern, wohl geschnitten,
Kostbar nach Franzosensitten;
Ein reicher Samt ihr Oberkleid,
Schwärzer noch als ein Geneit.
Manch Turteltäubchen schien da hold,
Gewoben aus Arabiens Gold,
Das Wappenbild des Grales.
Sie ward desselben Males
Viel bestaunt von allen Leuten.
Nun laſst sie erst zur Stelle reiten —
Die *Kopfzier* trug sie *hoch und blank;* (cf. die Burgund. Tracht)
Mit manchem dichten Überhang
War ihr Angesicht bedeckt
Und vor jedem Blick versteckt.

Und im 15. Jahrhundert klagt ein italienischer Gelehrter Jovianus Pont. *de principe:* „Utinam autem non eo impudentiæ ventum esset, ut inter mercatorem et patricium nullum sit in vestitu ceteroque ornatu discrimen. Quodque tolerari vix potest, nullum *fere vestimenti genus probatur, quod e Gallis non fuerit adductum.*" — Ebenso richtete sich im *Venedig* des 16. Jahrhunderts die Kleidermode nach *Paris*. Davon spricht Ch. Yriarte, *La vie d'un Patricien de Venise au Seizième Siècle.*

Frankreich und speciell *Paris* ist ferner schon in Dantes Tagen das Muster und die Schule der *Miniatur-Maler,* die als sog. *Brief- und Initialen-Illuminateure* eine so grofse Rolle spielten. Dante, *Purgatorio, Canto* XI, v. 79—82:

> O, dissi lui, non sé tu Oderisi,
> L'onor d'Agubbio e l'onor di quell'aste
> Ch'alluminare è chimata in Parisi?

Karl Woltmann, Geschichte der Malerei I, 345, der unsere Stelle aus Dante anführt, sagt: „Das *französische Volk* betrat wie in der Architektur so auch in der *Malerei zuerst neue Bahnen.* Gegen Ende des 13. Jahrhunderts entwickelte sich in Frankreich eine eigentümliche Richtung in der *Handschriften-Malerei,* und zwar, wie es scheint, zunächst vorzugsweise in *Paris,* dem Centrum gelehrter Studien, dem Sitze der Universität und eines blühenden Gewerbebetriebes. ... König Ludwig IX. (1226 bis 1270), der eine grofse Bibliothek gründete und die Bücher für dieselbe vorzugsweise neu abschreiben liefs, gab den Ton an. *Schreibkunst* wie *Miniaturmalerei* waren jetzt überwiegend in bürgerliche Hände übergegangen, es bildete sich eine feste Handwerkstradition. ... In *Paris* nennt die Steuerrolle von *1292* dreizehn steuerpflichtige *Enlumineurs.*"

Frankreich wird schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters als Haupt-Kulturträgerin angesehen. Der Hof der *Merowinger* besafs bereits im 7. Jahrhundert ein streng ausgebildetes *Ceremoniell,* welches von antik römischen und byzantinischen Anschauungen gezehrt und sich genährt zu haben scheint. So kennt der Hof der Merowinger bereits das Amt des *Mapparius,* des Hofoffizianten, der dem König das Handtuch nach dem Händewaschen bei Tafel zu reichen hatte. Die römischen Kaiser hatten ja mit dem zunehmenden Cäsaren-Wahnsinn eine zunehmende Steifheit und Wucht der Etikette eingeführt. Zuerst Diocletian im 3. Jahrhundert hatte die *Salutatio* des Kaisers in die *Adoratio* verwandelt.[1]

Wie der Gegensatz *höfischer* und *volkstümlicher Dichtung* unsere wie die romanischen Litteraturen von früher Zeit an — etwa vom 12. Jahrhundert her — durchzieht, so stehen auch das

[1] Sehr spät aber, erst eigentlich durch Ludwig XIV., wurde die Bezeichnung „Majestät" für den König erforderlich. Heinrich VIII., Elisa-

Höfische und das *Nicht-Höfische* — schroff genug geschieden — in Sprache und Ausdruck des Lebens, in Anschauung und Auffassung von Gott und Welt einander gegenüber. Und die vermittelnde *Kirche* als solche, welche, ihrer Lehre nach, die Gleichheit der Menschen, die Bruderliebe, verkünden sollte, stellt sich der Thatsache nach *stets* auf seiten der Bevorzugten, sie ist hierin vorwiegend die Schleppenträgerin der Macht gewesen.

Gehen wir nunmehr des näheren ein auf den *Begriff der Courtoisie: Umfang* und *Inhalt* desselben. Gegensatz ist das *„dörperliche Wesen"*, die *vilanie*. Das Höfische geht dann in den allgemeineren Begriff des *Feinen, Gebildeten,* des Gütigen über. Aller Ausübung zu Grunde aber liegt das *Mafshalten,* la mesure. Schon im 10. Jahrhundert, im *„Leben der Kaiserin Adelheid"*, wird *„die Mafse"*[1] die „Mutter aller Tugenden" genannt. Dieses Einhalten des „Maſses" ist von der Courtoisie unzertrennlich und erstreckt sich auch auf das äussere, den Anzug.

So rühmt Chaucer von seiner *Virginia,* daſs sie in Kleidung und Benehmen *Mafs* gehalten: „With mesure eke of bering and array."

Den Gegensatz hierzu, das „nicht Maſs halten", bezeichnete der Franzose mit *oultrageux,* engl. *outrageous.* Christine de Pisan z. B. im 15. Jahrhundert empfiehlt ihrem fürstlichen

---

beth und die Könige Shakespeares noch begnügten sich mit der Bezeichnung *„Hoheit"*.

[1] K. Schmidt, *Geschichte der Pädagogik* I, 287: „Die Grundlage aller *höfischen* Sitte ist echte, wahre Weiblichkeit, Gottesfurcht, Tugend, Schamhaftigkeit und Bescheidenheit, oder die *„Mafse"*. . . . Die edle Frau muſs zur Schönheit „gute Gedanken, *schöne Rede* und ein keusches Gemüt haben." — Ib. I, 289: Gottfried von Straſsburg hat im *Tristan* ein Gemälde entworfen, wie der Held, während ihn die Königin von Irland von seiner Wunde heilt, zum Dank dafür ihre Tochter, die blonde *Isold,* in *höfischem Wissen,* in höfischen Künsten und Sitten unterwies und wie seine schöne Schülerin mit Eifer „beides, Bücher und *Saitenspiel"*, lernt. Sie singt, sie spielt, sie liest, sie schreibt. Sie versteht ihre *Dubliner* Sprache fein und daneben *Französisch* und *Latein,* kann die *welsche** *Fiedel* spielen, mit Händen weiſs wie *Hermelin,* Leier und Harfe zu vielgestaltigen Tönen rühren und dazu Melodien aller Art singen. Auch besitzt und übt sie die Gabe, Briefe und Lieder zu dichten, und weiſs Sagen und Märchen zu erzählen.

* Cf. Rote.

Sohne in Bezug auf die Kleidung des Volkes das menu peuple: Item, ordonne que ilz ne portent habiz oultrageux ne autres que leur appartiennent (nach der strengen, die Stände scheidenden Kleiderordnung nämlich). Und Chaucer tadelt „the outrageous array of women".

Als Kern der *Courtoisie* aber, wie aller Veredelung des Menschen, tritt naturgemäfs die *„Zucht"* hervor. Im *Nibelungenlied* bedeutet geradezu „zühtelîchen" „höfisch" (Bartsch N. L.). Die *Courtoisie* ist die *„Zucht":* Nachdem König Gunther, auf jener unheilvollen Jagd im Odenwald, an der Quelle getrunken, kniet der edle Siegfried — der ganz als ein „höfischer" Ritter des 13. Jahrh. geschildert wird — vor dem Könige nieder, um sich selbst am Trunke zu erlaben: „dô entgalt er sîner zühte".[1] Und in ähnlichem Sinne — wenn auch in erweitertem — sagt Walther von der Vogelweide: „tiuschen *zuht* gât vor in allem!"

Die *Courtoisie* tritt weiter in die *Erscheinungen des Lebens,* zumal des geselligen Lebens, waltend und gestaltend, triebkräftig ein. Das Verhalten beim Essen und bei Tische z. B. wird von der *Courtoisie* mit grofser Wichtigkeit und Genauigkeit vorgezeichnet. In Wolfram von Eschenbachs *Parzival und Titurel,* übersetzt von K. Simrock, lesen wir Bd. II, S. 374:

Als die Zeit des Mahls gekommen,
Ward an der Tafel Platz genommen.
Truchsefs, Kämmerer und Schenken
Hatten manches zu. bedenken,
Dafs man's mit Zucht zur Stelle trug.
Wohl gab man jeglichem genug.
Die Frauen ehrt' es, die man da
An des Freundes Seite sah;[2]
Für manche hatt auch kühne That
Vollbracht verliebten Herzens Rat.
Feirefifs und Parzival
Musterten mit süfser Qual
Bald eine, bald die andre Frau.
Auf Acker oder Wiesenau
Sah man noch zu keiner Stunde
So lichte Haut bei röt'rem Munde,
Als an dieser Tafel Ringe:
Da war der Heide guter Dinge.

Der Junker mufs es verstehen, nach allen Regeln der Kunst bei Tafel den Braten vorzuschneiden. Chaucer, *C. Tales* v. 99:

---

[1] Vgl. *Zuchtmeister* = Hofmeister, A. Schultz I, 126.
[2] Über diese bunte Reihe bei Tisch cf. K. Bartsch, Aufsätze S. 233.

Curteis he was, lowly and servisable,
And *carved* before his father at the table.

Und vom Ritter selbst heifst es:

he loved Chevalrie,
Trouthe and honour, fredom and *curtesie*.

Nach Caxtons *Book of Courtesie* soll die Courtoisie durch den Erzengel Gabriel in die Welt gekommen sein, als er die Jungfrau Maria *grüfste* — selbstredend nach allen Regeln der Courtoisie.

Von dem *Frere,* a wantown and a merye, sagt Chaucer im Prologue, v. 250:

Curteys he was, and lowely of servyse,

und v. 264:

Somwhat he *lispede,* for his wantownesse,
To make his Englisch swete upon his tunge;
And in his *harpyng,* what that he hadde sunge, ...

Auf diese Worte spielt Ben Jonson, *The New Inn* I, 1 an, wo Lovel rühmt, dafs der *Page* in vornehmen Familien lerne to speak His *language purer,* und ferner the arts Grave Nestor and the wise Ulysses practised, *To make their English sweet upon their tongue As reverend Chaucer says.* — Wir haben *Kulturbilder,* S. 177, aus Beaumont and Fletcher, *The Elder Brother* II, 2 angeführt:

Cowsy. It will do well, love those that love good fashions,
Good cloaths and rich; the invite men to admire 'em,
That *speak the lisp of court,* oh 'tis great learning!
To ride well, dance well, sing well,[1] or whistle *courtly* ...

Ferner: This gallant ... He can *carve and lisp'* (Loves *Lab. Lost* V, 2).

Die Courtoisie aber ist lehrbar, ist gewissermafsen der Inhalt des ganzen Schulunterrichts. Vom Knaben Wigamur z. B. heifst es:

Er lernt' in seiner Kindheit
Tugend und Gefügigkeit,
Singen und *Saitenspiel,*
Und auch andre *Hübschheit* viel:
Schirmen[2] und Springen,
Laufen und Ringen,
Bis er kam zu seinen Tagen,
Dafs er sollt' haben getragen
Schwert und Mannes Wehre.

---

[1] Genau an die alte höfische Bildung anschliefsend.

[2] Cf. Alwin Schultz I, 128.

Wir nennen ferner *Tristan* nach der Schrift: *Die deutschen und französischen Heldengedichte des Mittelalters als Quelle für die Kulturgeschichte,* von J. v. Mörner (Leipzig 1886), S. 69: *Tristan und Isolde.* „... Schon die Erziehung Tristans, die uns ausführlich geschildert wird, besteht nicht mehr allein in ritterlichen Übungen. Es wird ausdrücklich erzählt, dafs er einen Hofmeister erhalten habe, und dieser Erzieher wird mit einer Teilnahme besprochen, welche wohl zu der Vermutung Anlafs geben könnte, Gottfried sei selbst einmal Erzieher eines vornehmen Knaben gewesen.

— Und blieb da bei dem Kinde
Sein Meister nur, der seiner pflag,
Von dem ich Euch wohl sagen mag,
Fürwahr, als uns die Mähre spricht,
Dafs ein so höfischer Knappe nicht,
Und von so edler Herzensart,
In keinen Landen erfunden ward.
Seiner Tugenden war eine grofse Zahl,
So dafs er dem wohl zu statten kam,
Der auch von seinem Lehrer nahm
Gar manche und schöne Tugend an.

Ein glänzenderes Zeugnis für einen Prinzen-Erzieher wird man in einem mittelalterlichen Heldengedichte kaum suchen wollen. — Mit diesem trefflichen Hofmeister geht Tristan, nachdem er sein siebentes Jahr zurückgelegt hat, auf Reisen, hauptsächlich um fremde Sprachen zu lernen; aufserdem aber mufs er sich mit Büchern befassen:

. . . Vor allem der Bücher Wissenschaft,
Die sollte er treiben mit aller Kraft
Vor jeder andern Lehre.

Ebenso wird er früh in mehreren Arten von Saitenspiel unterrichtet. Sobald es seine Kräfte gestatten, erlernt er freilich auch:

Mit dem Schilde und dem Speer
Fest und behende reiten,
Das Rofs zu beiden Seiten
Geschickt mit Sporen rühren
Turnieren und leisieren,
Mit Schenkeln sambelieren
Nach Ritterbrauch im Ritterspiel,
Wohl schirmen, wacker ringen,
Wohl laufen, tüchtig springen,
Dazu auch schiefsen den Speereschaft.

Neben diesen kriegerischen Übungen wird hier noch der friedlichen Kunst des Jagens gedacht, welche in keinem älteren Heldengedichte als Gegenstand des Unterrichts bezeichnet wird.

Von frühester Zeit her aber findet die Courtoisie die Wurzeln ihres Daseins in der Pflege der Sprache und der Dichtung. Wilhelm Scherer, *Geschichte der deutschen Litteratur,* S. 145, berichtet über Heinrich von Veldeke: „Er selbst hielt sich, wie wir voraussetzen dürfen, mindestens zu Pfingsten *1184* in *Mainz* auf. Damals schlug *Friedrich der Rotbart* seine Söhne *Heinrich* und *Friedrich* zu Rittern, und ein Fest wurde gefeiert, in welchem deutsche Kaiserherrlichkeit vor ganz Europa glänzte. An 70 000 Ritter waren im Rheingau zusammengeströmt; eine improvisierte Stadt von Zelten und hölzernen Häusern nahm sie auf; drei Tage lang war ein jeder des Kaisers Gast; ... Lateinische, deutsche und französische Dichter, ebenso wie die Geschichtschreiber der Zeit sind des Ruhmes jener Tage voll. — Die Dichtung selbst mufste aus dem festlich gehobenen Verkehre deutscher und französischer Ritter Vorteil ziehen. *Der thätige Anteil an der poetischen Produktion war in der aristokratischen Gesellschaft Deutschlands kaum zwanzig Jahre alt:* der ganze Reiz des Werdenden mufste noch auf ihr ruhen, und der Schmuck der Poesie kann einem so grofsen Feste nicht gefehlt haben.“

Die weibliche Bildung aber, nach mittelalterlicher Auffassung, tritt uns deutlich entgegen in ihrer Bezugnahme auf die Kenntnis der Natur: Alwin Schultz I, 43, Anm. 5, vgl. Rôsendorn 15:

Ouch het diu *junk vrouw'* ekorn
Einen wîzen rôsen dorn.
Der was breit unde dik,
Daz er vür der sunnen blik
Zwelf rittern hete schaten geben.
Er was um und umbe eben
In einen *reif* gebogen,
Joch hoeher dann ein man gezogen.
Unter dem selben dorne was
Edel krût und schoenez gras,
Daz diu junk vrouwe
Durch schoene öngel schouwe
Wunneklîch gepflanzet het.
Durch ir *hüpscheit* si daz tet,
Swaz si guoter *kriuter erkante,*
Dar ûz si wazzer brante,
Und ûz den rôsen, als man sagt.

Dieselbe Beschäftigung der Frauen wird noch für *Shakespeares England* vielfach belegt. Vgl. Thornbury, *Shakespeares*

England II, 396: „Queen Elizabeth (cf. Nash' Quaternion, p. 157) was at once a spinster, a pastry cook, *a stillroom*[1] woman, and a housewife." Und ebendaselbst II, 277: „The housewife was the great ally of *the doctor* in the old times: in her *still room* the lady with the ruff and fardingale was ever busy with cooling waters, surfeit waters, and cordial waters; or in preparing conserves of roses, spirits of herbs, and juleps for calentures and fevers."

Die älteste *Erziehung* ist, wie oben gesagt, bis ins 14. und 15. Jahrhundert hinein die *höfische,* die Erziehung zur *Courtoisie.* So heifst es in einer Ballade (bei Furnivall, *Education in Early England,* p. 5):

> The child was taught great nurterye;
> a Master had him under his care,
> and taught him *curtesie.*

Und weiter:

> It was the worthy Lord of laeren,
> he was a lord of hie degree;
> he had noe more children but one sonne,
> he sett him to schoole to learne *curtesie.*
> (Lord of Learne, Bp. Percys Folio-Ms. vol. I, p. 182, ed. 1867.)

Eine wesentliche Seite der höfischen Erziehung enthält — bereits im 13. Jahrhundert — die Anweisung, die König Aylmar seinem Hauswart Athelbrus in Bezug auf die Erziehung[2] des jungen Horn (King Horn) giebt:

---

[1] Was das Wort *still room* betrifft, so fragt sich, was „still" hier bedeutet. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, dafs die Frauen im älteren England, wie wir soeben sahen, mit Herstellen von Medikamenten (und Konfekten) sich abgaben — destilling them —, so dürfte jenes *„still"* (der Destillirkolben) auf diese Thätigkeit sich beziehen. Aus der Beschäftigung der Frauen mit der Herstellung von Medikamenten erklärt sich auch die häufig erwähnte Anlegung von *Apotheken* seitens der Fürstinnen. So wurde die Schlofs- oder Hof-Apotheke in Berlin (Coelln a. d. Spree) im Jahre 1598 von der Kurfürstin *Katharina,* Gemahlin des Kurfürsten *Joachim Friedrich,* errichtet.

[2] Die Erziehung der Kinder, Beaufsichtigung und *Unterricht* derselben besorgt der *Steward,* der Haus und Hof verwaltet. Und so war auch in unserem Vaterlande das Unterrichten der Kinder in vornehmen Häusern dem *Haushofmeister* übertragen. Dies geht auch aus Grimms Worten (im W. b.) hervor: *Hofmeister* 4) aufseher und bewahrer des gesindes und

Stiwarde, tak na here
Mi fundlyng for to lere
Of thine mestere,
Of wude and of riuere;
And tech him to harpe
Mith his nayles scharpe;
Biuore me to kerue,
And of the cupe serue.
Thu tech him of alle the liste
That thu eure of wiste;
[And] his feiren thou wise (mates thou teach)
Into othere seruise.
Horn thu underuonge,
And tech him of *harpe and songe.*

(King Horn, E. E. T. Society 1866, ed. Lumby, p. 7.)

Hauswart[1] nun höre,
Meinen Liebling lehre
Nach deiner Meisterschaft
In Fischer- und in Weidmannskraft;
Und lehre ihm die *Harfen*[2]
Mit seinen Nägeln scharfen,
Mir vorzuschneiden baſs
Und darzureichen das Glas;
Und lehr' ihn was du je gewuſst,
Wozu dir immer Lust.
Und die Gefährten weise an
In allem was nützen kann;
In Harfen und im Singen
Mag dir's mit Horn gelingen.[3]

---

der kinder des hauses: wer gewalt ubet im gericht, der ist eben als ein hofemeister, der eine jungfraw schendet, die er bewaren sol. Sir. 20, 4; *dann auch erzieher der kinder.*

[1] Im Nibelungenlied (1962 Bartsch) heiſst der Hofmeister „der des kindes (Ortlieb) pflac" der *magezoge.*

[2] Von dem *Frere* „a wanton and a merye" sagt Chaucer, Prologue, v. 236: „Wel couthe he *synge* and *pleyen on a rote*", cf. Morris, ib. „*Rote*, a harp. Rocquefort supposes it to be a fiddle with three strings." (Wie der Apollo Raphaels auf dem Olymp.)

[3] Vgl. Alwin Schultz, *Das höfische Leben* I, 121: „Diese höfische Bildung beruhte zunächst auf einem anständigen Benehmen, dann auf der Kenntnis der gewöhnlichen Spiele, der *Musik* und der Sprachen." Alexanderlied 207:

Sin meister, den er dar nah gwan,
Der lartin wol musicam
Unde lartin die *seiten* zihen,
Daz alle fone dar inne gihen,
*Rotten** unde der *liren* clanc
Unde von ime selbe heben den sanc.

* Cf. Chaucer.

Lesen, Schreiben und *Musik (Saitenspiel)*[1] bilden den Inhalt des *Triviums* wie denjenigen der höfischen *Erziehung*. *Ordaricus Vitalis* 1. III, c. VII: (Osbernus rector ecclesiæ Uticensis [Ouche]) juvenes valde coërcebat eosque *bene legere* et *psallere* atque *scribere* verbis et verberibus cogebat. Ipse propriis manibus scriptoria pueris et indoctis parabat, *tabulasque cera illitas*[2] praeparabat operisque modum singulis constitutum ab eis quotidie exigebat. (Schultz I, 124.)

Die Sitten des Hofes aber — die höfischen Sitten — sind vorbildlich für die höheren Gesellschaftsklassen überhaupt:

„Great men in *court*, by their example, make or marre all other mens manners. And in meaner matter, if three or four great ones in *Courte*, will nedes outrage in apparell, in huge hoses, in monstrous hattes ... let the Prince make Laws.“ (Roger Ascham, *Scholemaster*, ed. Arber, p. 68, A.D. 1563—1568.)

Daſs der Fürst die Sitten bei Hofe schafft und umschafft, spricht Shakespeares *King Henry V.* (V, 2) unverhohlen aus. K. Henry: O kate! nice customs curtesy to great kings. Dear kate, you and I cannot be confined within the weak list of a country's fashion: we are the makers of manners, kate; and the liberty that follows our places stops the mouths of all find-faults, as I will do yours, for upholding the nice fashion of your

---

[1] Die Vorliebe für *Saitenspiel*, besonders für die *Harfe*, bei welcher echt mittelalterlich auf König David Bezug genommen wird, wird häufig ausgesprochen z. B. von Guillaume de Machau (XIVe Siècle):

> Je puis trop bien ma dame comparer
> a *la harpe* et son gent cors parer
> de .XXV. cordes que la harpe ha,
> dont roys David par maintes fois harpa,
> et vraiement qui aimme de la harpe
> le tresdous son et sagement en harpe
> et le grant bien des cordes en harpent
> trop miex le pris que d'or fin un arpent.
> et pour itant weil aprendre a harper
> et ma dame en chantant loer, car per
> de grant douceur en ce monde n'a point:
> pour ce li puis comparer bien a point
> si que un dous lay que j'ay fait harperay
> com cils qui ja d'amours n'eschaperay
> qu'amés ou mors ne soie sans deport.

[2] Wie im Altertum.

country [France] in denying me a kiss therefore, patiently, and yielding [kissing her].

Der Hof aber ist auch im 17. Jahrhundert für jeden anständigen Menschen noch zugänglich wie seit Jahrhunderten. Gute Kleidung verschafft Zutritt zu demselben: „an he had good clothes, I'd carry him *to court* with me.“ (Ben Jonson, Ev. man out of his humour II, 2.)

Und in der ältesten Schilderung einer Zeitungs-Redaktion in England wird der „Hof“ als einer der vier Hauptpunkte, von denen der Reporter seine Neuigkeiten zu beziehen hat, hervorgehoben. In Ben Jonsons *Staple of News*[1] III, 1 nämlich (in der *Office of the Staple)* fragt Lickfinger: „What *court news* is there? any proclamations Or edicts to come forth?“ — Vorher aber hatte Cymbal, der Master of the Office, der Redacteur, erläutert (I, 2): the four emissaries, Whereof my cousin Fitton here's for *Court,* Ambler for Paul's,[2] and Buz for the *Exchange,* Picklock for *Westminster.*

Wie King Henry bei Shakespeare den Landesherrn als denjenigen bezeichnet, nach dessen Sitten (manners) alle anderen sich zu richten haben, so wird von Ben Jonson in seinem langausgesponnenen Drama *„Cynthias Revels“,* die „Lustbarkeiten der Cynthia“, die Königin als die oberste Schiedsrichterin über die verwerflichen, lächerlichen Sitten der Höflinge angerufen. Der Hof ist verderbt, die Königin allein ist — eine Göttin. Crites, d. i. der Richter Ben Jonson, appelliert an die erhabene Majestät der Königin Elizabeth: „While the intention of the play is obvious, — an appeal from the bad taste in fashion to the royal arbitress of taste on the one hand and the judgment of an unprejudiced audience of the other ... (Ward, *English Dram. Lit.,* London 1875, I, 560).

So wird der Hof gleichsam als Herd ausstrahlender Bildung gefeiert bei Shakespeare:

[1] *Staple of News* ist vom Jahre 1625 und enthält vielfache Anspielungen auf *Tilly* und andere Helden des 30jährigen Krieges; hier findet der unheilvolle Krieg gleichsam ein Echo auf der Bühne des Londoner Theaters.

[2] Das Mittelschiff der Pauls-Kirche (middle-aisle) war von Plakaten, Angebot und Nachfrage des eleganteren Londoner Arbeitsmarktes, bedeckt (cf. B. J. Ev. man out of h. h. III, 1).



Glendower. I can speak English, lord, as well as you,
For I was train'd up in the *English court;*
Where, being but young, I *framed* to the *harp*
Many an English ditty, lovely well,
And gave *the tongue a helpful ornament.*[1]
(I. *King Henry IV.*, A. III, 1.)

Ebenso heifst es vom Junker schon bei Chaucer, *Prologue* 91:

Syngynge he was, or floytynge, al the day;
— — — — — — — — —
He *cowde songes make* and wel endite,
Juste and eek daunce, and wel purtreye and write.

Ebenso geht Chaucer *auf den Hof als den Ursitz der feineren Lebensart zurück:*

Ther was also a Nonne, a *Prioresse,*
That of hire smylyng was ful symple and coy;
Hire gretteste ooth ne was but by seynt Loy;
And sche was cleped madame Eglentyne.
Ful wel sche sang the servise divyne,
Entuned in hir nose ful semely;
And Frensch sche spak ful faire and fetysly,
After the scole of Stratford atte Bowe,
For Frensch of Parys was to hire unknowe.
At mete wel i-taught was sche withalle;
Sche leet no morsel from hire lippes falle,
Ne wette hire fyngres in hire sauce deepe.
Wel cowde sche carie a morsel, and wel keepe,
That no drope ne fille uppon hire breste.
In *curteisie* was set ful moche hire leste.
Hire *overlippe*[2] *wypede sche so clene,*
That in hire cuppe was no ferthing sene

---

[1] Bezieht sich wohl auf die gezierte Rede des courtierz (cf. Vatke, *Kulturbilder aus Alt-England, Der citoxen,* Berlin 1887).

[2] Alwin Schultz I, 337: „Dann soll sie [die Hausfrau*] ihrem Tischgenossen, der mit ihr aus *einer Schüssel* ifst, vorschneiden und vorlegen. Aber auch sie ermahnt der Dichter, in die Brühen (broez) die Finger nicht ‚jusqu'as jointes' zu tauchen, die Lippen nicht mit Suppe, Wasser, fettem Fleisch unsauber zu machen, nicht zu viel auf einmal in den Mund zu stecken. Sie soll die Bissen fein mit den Fingerspitzen fassen und sich nicht betropfen, beim Trinken nicht begiefsen, nicht mit vollem Munde trinken. Vor dem Trinken gebührt es sich, dafs sie sich den Mund wischt, wenigstens die *Oberlippe,* denn sonst kommen Fettperlen in den Wein. Und dann soll sie langsam trinken, nicht auf einen Zug einen Becher hinunterstürzen."

* *Roman de la Rose* 14325: Pflicht der Hausfrau: Devant les autres doit taillier. *Chastiement des Dames* (Méon, *Fabl.* II, 200) 515:

Toutes les foiz que vous bevez
Votre bouche bien essuiez
Que li vins encressiez ne sôit
Qu'il desplet moult à cui le boit.

Of greece, whan sche dronken hadde hire draughte.
Ful semely after hire mete sche raughte,
And sikerly sche was of gret disport,
And ful plesaunt, and amyable of port,
And peynede hire to *countrefete cheere*
Of court, and ben *estatlich*[1] of manere,
And to ben holden digne of reverence.
But for to speken of hire conscience,
Sche was so charitable and so pitous,
Sche wolde weepe if that sche sawe a mous
Caugt in a trappe, if it were deed or bledde.

I, 127. *At mete.* These simple conditions of good breeding are to be found in most of the mediæval tracts on *Curtesy* and *Nurture,* written for the purpose of teaching manners at table. See *The Babees Book,* E. Eng. Text Society.

I, 132. leste = liste, pleasure, delight.

I, 134. *ferthing* signifies litterally a fourth part, and hence a small portion.

Embrewe not youre vesselle ne youre napery
Over mesure and maner, but saue them clene:
Ensoyle not youre cuppe, but kepe hit clenely,
Lete no fatte *ferthyng of youre lippe be sen;*
For that is foule; wotte you what I mene?
Or than ye drincke, for youre owne honesté,
Your lippis wepe [wipe], and klenly loke they be.
Blowe not in youre drincke ne in your potage,
Ne farsith not youre disshe to full of brede,
Ne bere not youre knyf towarde your visage,
For there-in is parell and mekell drede.
Clawe not youre face ne touche not youre hede.
Wyth youre bare hande, sittyng at the table,
For in norture that is reprouable.

(Caxtons *Book of Curtesye,* p. 20.)

I, 139. *peynede hire,* took pains, endeavoured.

I, 139. 140. *to countrefete cheere Of court,* to imitate courtly behaviour.

Die Nonne also kennt den Hof ohne Zweifel aus häufiger Anschauung und sucht die Sitten desselben, „die stattlichen Manieren“, nachzuahmen — wie die citizens und city madams in Shakespeares und Massingers *London.*

Man betrachte *ältere Vorschriften der Courtoisie,* zum Beispiel: Alain Chartier, *Le Breviaire des Nobles* (XVe Siècle). *Le Curial.* „La court, affin que tu l'entendes, est ungcouvent de gens qui soubz faintise du bien commun sont assemblez pour

[1] Cf. Ben Jonson.

eulx interrompre; car il n'y a gueres de gens qui ne vendent, achaptent ou eschangent aucunes foiz leurs rentes ou leurs propres vestemens; car entre nous de la court nous sommes marchans affectez qui achaptons les autres gens et autresfoiz pour leur argent nous leur vendons nostre humanité precieuse."

Der junge *Alexis* lernt (cf. Schultz I, 125, *Alexanderlied* 245, Alexis [XIV. Sæc., Str. 7]): En lois et en decrez s'entendoit fermement.

Ferner: Robert de Blois, *Chastiement des Dames* (XIIIe siècle) giebt verschiedene Vorschriften über das Verhalten der Dame, z. B. im Kloster:

> bien siet bels estres au mostier,
> *cortoisement* agenoillier
> et par beles devocions
> faire de cuer ses oroisons.

Es schickt sich nicht, anderen Leuten in die Fenster zu sehen oder vor ihren Häusern stehen zu bleiben:

> Toutes les fois que vos passés
> davant autrui maison, gardés
> que ja por regarder leans
> ne vos arestés; n'est pas sens
> ne *cortoise* de baer (gaffen)
> en autrui maison ne muser.

Für das *17. Jahrhundert in England* führen wir an:

In Ben Jonsons Drama *The New Inn* I, 1 unterhält sich Lovel, a complete Gentleman, a soldier and a scholar, mit der Wirtin, deren Sohn er als *Pagen* anzunehmen wünscht. Aber die *Hostess* erwidert:

> I know no mischief yet the child hath done,
> To deserve such a destiny.
> *Lov.* Why? . . . *Host.* Trust me, I had rather
> Take a fair halter, wash my hands, and hang him
> Myself, make a clean riddance of him, than —
> *Lov.* What?
> *Host.* Than damn him to that desperate course of life.
> *Lov.* Call you that desperate, which by a line
> Of institution, from our ancestors,
> Hath been derived down to us, and received
> In a succession, for the noblest way
> Of breeding up our youth, in letters, arms,
> Fair mein, discourses, civil exercise,
> And all the blazon of a gentleman?
> Where can he learn to vault, to ride, to fence,
> To move his body gracefuller, *to speak*
> His *language purer,* or to tune his mind,
> Or manners, more to the harmony of nature,
> Than in these nurseries of nobility?

Host. Ay, that was when the nursery's self was noble,
And only virtue made it, not the market,
That titles were not vented at the drum,[1]
Or common out-cry; *goodness* gave the greatness,
And greatness worship: *every house became*
An academy of honour, and those parts —
We see departed, in the practice now
Quite from the institution.

Lov. Why do you say so,
Or think so enviously? do they not still
Learn there the Centaur's skill, the art of Thrace,
To ride? or Pollux' mystery, to fence?
The Pyrrhic gestures, both to dance and spring
In armour, to be active for the wars?
To study figures, numbers, and proportions,
May yield them great in counsels, and the arts
Grave Nestor and the wise Ulysses practised,
To make their English sweet upon their tongue,
As reverend Chaucer says?

Host. Sir, you mistake;
To play sir Pandarus, my copy hath it,
And carry messages to madam Cressid,
Instead of backing the brave steed, o'mornings.
To mount the chambermaid; and for a leap.
Of the vaulting-horse, to ply the vaulting house.
For exercise of arms, a bale of dice
Or two or three packs of cards to shew the cheat,
And nimbleness of hand; mistake a cloak
From my lord's back; and pawn it; ease his pockets
Of a superfluous watch, a geld a jewel.

---

[1] Ben Jonson mag hier an die von ihm so gehafsten Shopkeepers gedacht haben, welche bei 300 pounds Einnahme zu Rittern gemacht werden konnten.

Zusatz.

Karl Bartsch, *Ges. Vorträge und Aufsätze* (Freiburg i. B. 1883) handelt 226 ff. über die *Courtoisie* („Die Formen des geselligen Lebens im Mittelalter“): „Die Romanen bildeten von *cort*, Hof, das ursprünglich allerdings einen niederen Sinn hat, nämlich „Viehhof“ bedeutet, das Wort *cortezia, courtoisie*, was also das Benehmen bei Hofe, dann allgemein Anstand, Höflichkeit bezeichnete... Was man unter diesem Begriff verstand, sagt uns u. A. ein provençalischer Dichter des 12. Jahrhunderts, Garin der Braune, indem er sich folgendermafsen ausdrückt: ‚Die Höflichkeit (cortezia) besteht, wenn ihr es wissen wollt, darin, dafs man durch Rede und Thun sich beliebt zu machen

und zu hüten weiſs, anderen Ärgernis zu geben. Höflich ist, wer zu thun weiſs, was anderen gefällt. Höflichkeit zeigt sich in der Kleidung und im guten Empfange, sie zeigt sich in der Liebe und in der Unterhaltung.' (Vgl. K. Bartsch' Aufsatz über Garin den Braunen in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur 3, 399—409, die betreffende Stelle S. 407.) Tiefer faſst, wenn auch die Praxis in Deutschland und Frankreich gleich sein mochte, ein deutscher Dichter, Italiener von Geburt, der schon erwähnte Thomasin, das Wesen der Höflichkeit, wenn er sagt, daſs höflich nur der edle sei, und, um letzteren Begriff zu erklären, hinzufügt, daſs niemand in der Welt edel heiſsen solle, als wer recht thue; daher ihm auch mit Fug die *Höflichkeit und Tugend* gleichbedeutend sind, indem erstere nur als ein Ausfluſs der letzteren gelten kann. (*Wälscher Gast* [ed. Rückert] 2891 ich hân ouch ie und ie geseit, die tugende sint hüfscheit; vgl. 3917—26.)"

K. Bartsch fährt S. 229 fort:

„Die Haltung von Händen und Füſsen hatte ebenfalls ihre bestimmten Regeln. *Die Hände durfte man nicht in der Luft herumfahren lassen,*[1] sondern muſste sie am Körper halten; zumal beim Sprechen sollte man sie nicht gegen den Mund desjenigen schwingen, mit dem man sprach; auch durfte man sie nicht auf das Haupt oder die Achsel eines anderen, der vornehmer war, legen. Männer und Frauen hielten beim Stehen die Hände übereinander in der Gegend der Taille, wie uns viele Bilder in Handschriften zeigen (vgl. K. Weinhold, S. 109). Beim Gehen muſste eine höfische Frau den Daumen der linken Hand in die Spange oder das Schnürlein, das den Mantel unter dem Halse zusammenhielt, schlagen, mit zwei Fingern der rechten Hand den Mantel etwas emporziehen und ihn geschlossen ein wenig unter der Brust halten (Weinhold, ib.)."

[1] Vgl. *Hamlet und die Schauspieler:* Hamlet verlangt, daſs der Schauspieler in seinen Bewegungen die modesty of nature beobachte: diese aber ist auf die „Maſse", das Maſshalten, den formalen Regulator der Courtoisie, zurückzuführen. (V.)

Briefe von Ch. F. Weiſse an K. W. Ramler.

Im Auszuge mitgeteilt
von
Karl Schüddekopf.
(Fortsetzung.)

30. Leipzig, 21. VII. 68. . . . Alle Ihre Verbeſserungen und Aenderungen *[im Krispus]* sind eingerückt und beybehalten, und ich sehe mit Stolz auf die mir geschenkten Federn herab. Nur ein paar kleine Bedenklichkeiten habe ich auf beyliegenden Zeddel aufgesetzt,[1] die ich aber auch noch Ihrem Urtheile unterwerfe. . . .

Nun danke ich Ihnen auch von ganzen Herzen für die schönen Verbeſserungen meiner kleinen Lieder.[2] . . . Ich habe unserm Leſsing das erste Mandel überschickt, aber noch keine Antwort darauf. Wie ich höre stöſst sich die Ausgabe seines Journals noch an eine Zueignungsschrift, die Klopstock seinem Trauerspiele Herrmannsschlacht vorsetzen will. Wenn seine Barden darinnen so unverständlich als seine Geister im Meſsias singen, wovon ich einige Proben gelesen, so werden sie gewiſs von wenigsten unter uns verstanden, und noch weniger gesungen werden. Sechs Bogen von den neuen 5. Gesängen des Meſsias[3] habe ich auch bereits abgedrucket gelesen: aber man mag von meinem Geschmack sagen was man will, ich gestehe, daſs die Mühe sie zu verstehen, mir alles Vergnügen, das ich mir davon versprach, geraubt hat, und nimmermehr kann ich mir vorstellen,

---

[1] Vgl. die Beilage I.
[2] Vgl. den 29. Brief.
[3] Der Messias. Dritter Band. [Gesang 11 bis 15.] Halle 1769.

dafs er jemals ein Homer für die Deutschen seyn wird. H. Lefsing hat mir von seinen theatralischen Werken, die er unter der Hand [hat], selbst einige Nachricht gegeben: von seiner Matrone von Ephesus hat er mir schon vor etlichen Jahren den Plan gezeiget: bey ihm, wenn ich mich noch recht erinnere, lebt der Mann der Matrone wieder auf:[1] ich wünsche ihm die Mufse lange, die er jezt hat: bey der Hamburgischen Truppe aber wird sein Aufenthalt nicht lange seyn; denn sie hat weder Glück noch Stern. Noch ist der Anfang zum Abdruck des 3ten Theils meines Beitrags zum Theater[2] nicht gemacht: ich habe immer noch ein kleines Nachspiel hinzufügen wollen, um diesen Band den vorhergehenden an Stärke gleich zumachen. ... Ehester Tage schicke ich Ihnen den 2ten Theil der komischen Opern: mit Unwillen sehe ich darauf, und nimmermehr hätte ich diese Pofsen drucken lafsen, wenn sie nicht unter meinem Nahmen von allen Herumstreichern gespielet würden, und so gar in Wien gedruckt wären. Ich rede hier hauptsächlich von den beyden Teufeln;[3] die ersten machet die schöne Musik von Hillern angenehm, und alle zusammen bringen unserm Koch mehr ein, als die ganze Dramatische Dichtkunst. Lassen Sie liebster Freund, die Zwietracht immer an die Angel der Höllenpforten hingebannt liegen:[4] ich wette drauf, kein Mensch wird einen befsern Ort für sie ausfinden. Ihre Tadler verdienen Verachtung, und von diesen gelobet zu werden, ist beynahe für das wahre Verdienst verdächtig. Des alten Joh. Jakobs[5] Sprünge belustigen mich mehr als dafs ich mich drüber ärgern sollte: nein diese Freude soll er nicht haben. Wie leicht wäre mir es, mich über seine dramatischen Ungeheuer in der Bibl. recht satt zu lachen! aber auch das wird nicht geschehen; alles was einer Rache ähnlich sieht, ist mir zu klein. Es laufen noch hier 3. solche poli-

[1] Vgl. Minor S. 87 ff. E. Schmidt, Lessing, II, 82.

[2] Die 2. Auflage, Leipzig 1768, enthält den Krispus, die Befreyung von Theben, den Mifstrauischen gegen sich selbst und, als Zugabe, Grofsmuth für Grofsmuth, ein Lustspiel in einem Aufzuge.

[3] „Der Teufel ist los“ und „Der lustige Schuster“ bilden den 2. Band der Komischen Opern, Leipzig 1768.

[4] Vgl. den 26. Brief.

[5] Bodmers.

tische Dramata dieses Verf. in Handschrift nebst einer Vorrede wider mich herum, die H. Prof. Sulzer an Gellius, einen Verleger aufzusuchen, geschickt hat: aber es will sich kein einziger dazu beqvemen. Ich habe sie mehr als einmal in Händen gehabt, und wäre ich boshaft genug, so hätte ich ihm einen lustigen Streich spielen können.[1] Inzwischen haben Sie Recht; es ist eine Schande, wie man itzt mit manchem Schriftsteller umgeht, die [!] für das Vergnügen des Publici, ihre Erhohlungsstunden aufopfern: die Kritiken sind nicht mehr Kritiken, sondern Schmähschriften: entweder ein abgeschmacktes partheyisches Lob, oder ein tummer Tadel. Ich habe nun 5. Bände Comödien und Tragödien zusammen geschrieben, und das weiſs Gott, daſs ich auch nicht über ein einziges Stück eine gesunde Kritik, die mir zu einiger Verbeſserung hätte Anlaſs geben können, in allen Journalen und Zeitungsblättern gefunden habe. Was ist selbst Leſsings Kritik üder den Richard? nichts anders, als ein Tadel, daſs es nicht Shakespears Richard ist. O mein Rammler macht es ganz anders mit mir: sein Lob und sein Tadel, beydes ist Balsam: sein Tadel? — nein er tadelt nicht, er beſsert und seine Verbeſserungen machen für mich ein Ehrenkleid aus, wenn andere sich aus abgeschnittenen Ehren anderer, ein Ehrenwams zu bereiten suchen. Es sey darum, vielleicht kömmt einmal ein stärkerer, der es ihnen abreiſst und sie dafür züchtiget!

Wir sollen ehestens Gleimen, der nach Lauchstädt geht, mit seinem Jacobitchen hier sehen, und unfehlbar kömmt auch sein Klözchen mit! Könnte ich den Tag das freye Feld gewinnen, so thäte ichs: denn unter uns gesagt, fürchte ich diese Truppe mit allen ihren Schmeicheleyen mehr, als offenbare Feinde: wenn sie nur Lobsprüche in meiner Bibliothek erschleichen wollen, die sollen sie mit vollen Händen haben: aber wenn sie mich wider meine Freunde aufwiegeln wollen, so kommen sie zu kurz. Zu einem neuen Briefwecksel bin ich vor kurzen durch Wielanden aufgefodert worden: ich bewundere den Mann, ohne daſs ich ihn lieben kann: er hat mir ein Gedicht *Musarion* oder die Philosophie der Grazien zugeschickt, damit ich ihm einen Verleger schafte: dieſs ist auch geschehen, und es wird ehester Tage

[1] Vgl. die Parallelstellen bei Minor S. 272 ff.

abgedruckt seyn.[1] Schon ist auch wieder ein sehr langes heroisch komisches Gedichte Idris in fünf Gesänge[n] von ihm unterwegens, und ich wäre gern dem Auftrage der wizige Unterhändler davon zu seyn, entgangen, wenn ich es mit guter Art hätte thun können. ...

---

[1] Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1768.

Beilage I.

[Weisse:] S. 17. Z. 4. scheinen mir folgende 4:

Doch da du wider ihn nicht gern dir rathen laſsen,
Mir selbst nicht folgen willst

bis halb mit Befehl dich zwingt etc. theils ein wenig zu platt, theils selbst, zumal in der Deklamation,[1] undeutlich: ich habe sie so geändert:

Doch solltest du mein Flehn dich nicht erweichen laſsen,
Gilt fremder Rath dir mehr, als meine Thränen? Wohl!
So weiſs ich, wer dieſs Herz bezwingen kann und soll.[2]
Die Kayserinn — —

Krispus.

Du wagsts[3] — —

Helena.

Ja, zu ihr[4] will ich gehen,
Dir, wider den Laktanz und dich selbst beyzustehen.[5]

Krispus.[6]

Du übereilest dich, Prinzessin, bleibe hier![7]

S. 46. Z. 2 & 3: durch heiſse Liebe laſs
Mich ihn vergütigen: dieſs lezte Wort scheint mir für vergüten ganz unbekannt:[8] wie wäre es so?

[Ramler:] [1] Ich glaubte eben, durch die Deklamation könnte man meiner Leseart Deutlichkeit geben. Ich setze auf die Wörter nicht gern, nicht folgen, einen scharfen Accent.

[2] Kann und soll möchte wohl Helena nicht gesagt haben, und auch nicht dieſs Herz bezwingen; denn dieses schmeckt nach etwas Eyfersucht auf die Fausta; und die hat sie doch nicht?

[3] 4 Consonanten gsts.

[4] [*über:* zu ihr] –⏑ Scansion. ⏑– Declamation.

[5] (sie will abgehen) [*Zusatz*].

[6] Prinzessinn! (dieſs ist der Titel) Helena! (dieſs ist der Ausdruck der Zärtlichkeit) ich bitte dich, bleib hier! muſs sehr geschwind deklamirt werden. Dieſs habe ich dabey gedacht.

[7] bleibe hier, anstatt bleib hier, weil es ein unnützes e hat, scheint mir zu wenig eilfertig zu seyn.

[8] Sie haben Recht. Dieſs Wort hat das Sylbenmaſs ausgeheckt.

durch heiſse Liebe laſs
Mich ihn versöhnen, dir vergüten meinen Haſs.[1]

Ebendas. 3. Zeile von unten. Würde ich für geschmähter Vater lieber beschimpfter setzen. Weil das erste nur Beleidigungen in Worten mir zu bedeuten scheint.[2]

S. 48. Z. 1 u. 2:

Zu Hülfe! rettet mich! — — will niemand Hülfe bringen? — —
Ich hör', er kömmt zurück![3] — — er kömmt, mich umzubringen!

Die Worte will niemand Hülfe bringen scheint mir nicht der Ausruf der Angst zu seyn und der Reim herbeygeführt zu haben: das viersylbigte Wort umzubringen würde ich auch lieber mit einem kürzern wegen der Heftigkeit ausdrücken:

Zu Hülfe! rettet mich! entreiſst mich seinen Armen! — —
Ich hör: er kömmt: er will mich tödten! Ach! Erbarmen! — —[4]

S. 52. Z. 7 & 8:

Du kamst, er hörte dich, und floh, (zu meinem Glück!)
Aus Furcht hier überrascht zu werden, schnell zurück —

Das zurück scheint ebenfalls der Reim herbeygeführt zu haben.

Ich schrie nach Hülf': umsonst! — — Du kamst; er hörte dich:
seyn, verlieſs er mich.
Aus Furcht hier überrascht zu werden, floh er mich.[5]

S. 55. Z. 5. Wäre der Vers

Mir durch den Haſs und durch die Liebe schrecklich seyn

nicht so besser? Mir erst durch Haſs, und nun durch Liebe schrecklich seyn.[6]

---

[1] [*Ramler setzt:* — „ihn vergüten diesen Haſs" *und schreibt:*] Lesen Sie diese Verse nun im Zusammenhange, so werden sie desto besser klingen, weil Fausta in der dritten Person von sich redet. [In der 2. Aufl. des dritten „Beytrags zum deutschen Theater", Leipzig 1768, S. 50, Z. 10 lautet der letzte Vers: Mich Dich versöhnen, Dir vergüten diesen Haſs.]

[2] Recht so! — Ich habe es dieſsmal als ein Lyrikus verwechselt. [1768 nach Weiſse.]

[3] Dieſs Wort zurück scheint mir unentbehrlich, die Wiederholung des kömmt scheint mir der Heftigkeit gemäſs zu seyn.

[4] Die Angst wird wieder hergestellt, wenn wir auf das letzte Hülfe den allerhöchsten Accent setzen, und eben diesen Accent auch auf um setzen. — Wegen des Worts Armen, die mehr von der Umarmung als von dem tödten zu verstehen sind, und wegen des leicht zu errathenden Reimes Erbarmung bin ich noch immer für den obigen Vers.

[5] Das und miſs ich ungern; verlieſs er mich ist zu schwach; floh er, wäre genug; floh er mich giebt einen andern Sinn. Wir wollen einmal meine Wörter verwerfen und sehen, ob etwas wegzulassen wäre: Zu meinem Glück kamst du, er hörte dich, und floh schnell zurück, aus Furcht hier überrascht zu werden. Da nichts überflüssig ist, so kann der Deklamator durch eine hurtige und laute Aussprache das schnell zurück gut machen.

[6] Ja dieſs ist besser, weil es deutlicher ist. Ich hätte das: Meine Pein gern verändert, es wollte mir aber nicht gelingen. Vielleicht könnten wir besser setzen:

denn stets meine Qual und Pein
O Fausta muſst du stets mein Unglück, meine Pein
In deinem in deiner
Erst durch den Haſs und nun durch deine Liebe seyn.

S. 70. Z. 9:

Genug! — — ich hoff', er hat sich noch nicht wegbegeben

scheint mir etwas schleppend:

voll Furcht
zagt
Ich hoff', er ist noch hier, und wacht für Krispus Leben,
Ich such ihn.[1]

Der ellyptische Vers *pag.* 99

Ein unverdienter Tod etc.

den Sie durch: Schuldloser Tod ist ihr etc. wiedergeben, könnte wegen der Härte, die unsere Acteurs selten zu lindern wissen, vielleicht auch so geändert werden

Ein schimpflich Leben ist ihr nicht des Todes werth,

verbrach
{Den ich durch nichts verdient
{Der ohne Schuld mich trifft } der und dich, nicht mich entehrt.[2]

104. *lin.* 4: Laktanz.

Prinz ist dir Gift — — —

Krispus.

So ists — ein Heilungstrank zum Leben:
Die Fausta hat ihn mir mit eigner Hand gegeben.[3]

---

[1] Weil der Fausta Vers hiefs: dem Krispus ganz ergeben, so deucht mir Licins Antwort: und wacht für Krispus Leben unnöthig. Mein Wort: Genug! — — sollte anzeigen, dafs er ihr in die Rede falle, weil er schon alles verstehe. Ich hoff' er hat sich noch nicht wegbegeben, sollte anzeigen, dafs er nicht eigentlich auf dem Schlosse der Fausta logirt. Auch ist es für die historische (oder, wie soll ich sie nennen?) für die geschäftige, gewöhnlichste Art zu reden gut, wenn man nicht zu gedrängt spricht. Überdem mufs Licin, als ein Geschäfftiger Agent hier sehr geschwind sprechen.

[2] Weil diefs mir noch zu schwer zu verstehen scheint, so riethe ich das schuldloser etc. in:

Tod ohne Schuld ist ihr mehr als ein Leben werth,
Das mich, und sie zugleich, bis in die Gruft entehrt.

zu verwandeln. Oder ist diefs besser?

Ein unverdienter Tod { ist ihr und mir mehr werth,
ist mehr, weit mehr ihr wert,
Als solch ein Leben, das sie selbst und mich entehrt.

Mich deucht, ja.

[3] Ich kann Ihre schöne Sokratische Stelle: ich bin genesen! nicht missen. Lassen Sie uns also lieber so lesen:

Prinz ist dir Gift — — —

Krispus.

Es ist ein Heilungstrank gewesen,
Geliebter Freund, nicht Gift; [denn ich bin ganz genesen.
ich werde bald genesen.] [*gestrichen.*]
und bald werd' ich genesen.

---

31. L. 13. VIII. 68. Bald könnte ich fürchten, mein unvergleichlicher Freund, daſs Sie mich im Verdacht einer kleinen undankbaren Empfindlichkeit haben könnten, da Sie bey Ihren Erinnerungen so viel Entschuldigungen hinzufügen, als ob Ihre so wohlthätigen Arzneyen noch einer Süſsigkeit bedürften! O denken Sie dieſs ja nicht von mir! ... Auf beyliegenden Zeddel[1] habe ich die noch streitigen Stellen noch einmal angegriffen: und nun erwarte ich Ihre nächste Entscheidung, bey der es unwiederruflich bleiben soll.

Mein Besuch von Lauchstädt ist den 9ten dieses hier gewesen: aber länger nicht als einen einzigen Tag. Ich besuchte H. G. u. J. des Morgens auf 1/2. Stunde, und bat mir die Ehre ihrer Gegenwart des Abends aus: dieſs geschah auch, und da ich sie also kaum 3. Stunden, alles in allem, und noch dazu nicht einen Augenblick alleine gesprochen, so ist Ihrer, (wie ich Ihnen aufs heiligste versichern kann,) nicht mit einem Worte gedacht worden. Man machte mir und meiner Frau Complimente, und groſse Freundschaftsversicherungen, die ich mit Complimenten erwiederte. Daſs der erstere in Berlin solle gewesen seyn, glaube ich nicht: denn er sagte, daſs er in 3. Jahren nunmehr nicht da gewesen sey, aber nach seiner gebrauchten Badecur auf etliche Wochen Geschäfte halber dahin abgehen müſste:[2] seiner Berliner Freunde und Feinde hat er auch nicht mit einem Worte gedacht, sondern nur seinen groſsen König bewundert, und seinen kleinen Greſset gelobt und uns Gedichte von ihm gelesen,[3] die würklich hübsch waren. So sind wir auseinander geschieden, ich zufrieden, daſs der Aufenthalt nicht länger war, weil wir uns vielleicht nicht, als so gute Freunde getrennet hätten, wenn er hallweg tückisch gegen meinen Rammler gewesen wäre. Er zieht nun den Prof. J. mit sich nach H.[alberstadt]:[4] aber ich wollte viel drauf wetten, daſs die nächsten Briefe, die sie gemeinschaftlich herausgeben werden, nicht die Hälfte von der Süſsigkeit haben werden, als die ersten. Kaum kann ich erwarten, was

[1] Vgl. die Beilage II.

[2] Gleim in Berlin (seit seiner Entzweiung mit Ramler) im Januar 1765 und Sommer 1769.

[3] Œuvres de M. Gresset. Nouvelle édition. Londres 1765. II. 8°.

[4] Vgl. Martin, QF. II, 7.

Klotz zu den Leſsingischen Briefen in der Hamburger Zeitung sagen wird? aber, ich denke, hier werden die Saiten schon gelinder klingen, als gegen dem Anticriticus, oder den elenden Wichmann oder Wilke, mit denen man freylich leicht fertig werden kann; Meinen neuen[1] Band comischer Opern habe ich so wohl als das neue Stück der Bibl. durch Buchhändler Gelegenheit an Sie abgehen laſsen. Vergeſsen Sie bey den erstern ja nicht die Umstände, die mich zum Drucke genöthigt: wenn Sie sie auf dem Theater sähen, so würden Sie vielleicht lachen, da Sie bey der Lectüre den Kopf schütteln werden: indeſsen haben diese Werkchen unsern Koch zehnmal mehr Geld eingebracht, als alle nur existirende deutsche Trauer- und Lustspiele, und ihn bey ihrer ersten Erscheinung fast allein vom Untergange gerettet. Wieland hat mir ein groſses heroisch-comisches Gedichte im Geschmacke des Ariost von 5. Gesängen geschickt: es ist viel Schönes drinnen; eine wilde Imagination, und drollige Einfälle: aber ich weiſs nicht, warum ich mich mit diesem Manne nicht gern in Brief[wech]sel eingelassen habe: erst ein Heiliger und dann ein ausgelaſsener Epikuräer! Dieſs ist kein Mann nach meinem Herzen. Der Brief, den er mir geschrieben, worinnen er mich zur Freundschaft auffodert, ist original. ...

[1] Den zweiten.

Beilage II.

S. 17. Z. 4. Ich würde mit Freuden Ihre Lesart annehmen und fühle daſs Sie mehr Gründe auf der Ihrigen, als ich bey der Meinigen habe, wenn ich nur nicht noch bey den folgenden Versen anstieſs

Wohl! so bemüh ich mich
Um einer andern Rath, die etc.

1) Klingt es mir etwas fremd und gezwungen: ich bemühe mich um Rath, denn wäre nicht ein Vers auszufüllen, so würden wir sagen: so such ich bey einer andern Rath. 2) scheint mir noch fremder und beynahe widersprechend: ich bemühe mich um einer andern Rath, die dich zwingt: denn der Zwang hebt den Rath auf. Ich habe noch eine Änderung versuchet: ich weiſs nicht — — Sie sollen es entscheiden.

Doch solltest du mein Flehn dich nicht erweichen laſsen:
Gilt bey dem Krispus nichts, nicht Thränen, Güte, Rath,
dazu in Händen hat.
So weiſs ich wer Gewalt dich hier zu halten hat,

Krispus.

Mich hält auch nicht Gewalt — —

Helena.

Darauf sey es gewaget
wohl
Laſs sehn, ob Fausta mir den Beystand itzt versaget.
Laktanz und Du — —

Krispus.

Bleib hier: aus Liebe für mein Wohl
Für deines räth Laktanz mir, daſs ich fliehen soll.

Sie sagen, Sie wünschten, daſs Fausta nicht so flehentlich und mit Thränen bitten möchte, allein sie thut es einmal im Vorhergehenden; und saget sogar

Da dein fühlloses Herz nicht meine Thränen rühren.

Wenn Sie aber dem ungeachtet, bey Ihrer Lesart bleiben! gut, so nehme ich sie auch an: denn ich bin so ungewiſs, daſs es mir unmöglich zu wählen ist. — Eben fällt mir ein, wie ich Ihre Lesart beybehalten kann?

Doch da du wider ihn nicht gern dir rathen lassen,
Mir selbst nicht folgen willst: wohlan! so such ich Rath
Bey einer, die Gewalt dich hier zu halten hat,
Wenn Güte nichts vermag: zur Fausta will ich flehen u. s. w.

Mir dünket, daſs Flehen für Gehen noch besser ist, weil es fremd ist, zu sagen: ich will zu ihm gehen mir beyzustehn, da und ihn bitten ausgelaſsen ist. Nun bestimmen Sie, welche unter den vorherhenden die beste ist.[1]

S. 48. Z. 1. 2. Sie haben Recht das Armen und Erbarmen klingt wie ein Reim aus einem Buſsliede: aber (sehen Sie, wie hartnäckig ich bin!) das will niemand Hülfe bringen? kann ich immer noch nicht überwinden: ist es der *rime riche,* der mein Ohr beleidiget, oder die Frage hinter dem Ausrufe, oder das Ungewöhnliche, da man im gemeinen Leben sagen würde: Kömmt mir niemand zu Hülfe? Wie gefällt Ihnen folgende Aenderung:

hilft niemand?[2] — —
ist niemand da? — —
Zu Hülfe! rettet mich! zu Hülfe! — — ach! ich höre,
Er kömmt zurück! er kömmt! der Räuber meiner Ehre;
Er will mich tödten! *fort*[2]
ach!

S. 52. Z. 7. 8. Stimme ich Ihnen völlig bey: das von: Er kam zu weit abgeriſsne, schnell zurück, verführte mich: nur wenn es der Akteur nicht bemerkt, kann es überflüſsig scheinen.[3]

---

[1] In der 2. Auflage des dritten „Beytrags zum deutschen Theater“ (Leipzig 1768) S. 18, Z. 9 ff. lautet die Stelle:

Doch da Du wider ihn nicht gern Dir rathen lassen,
Mir selbst nicht folgen willst: wohlan, so such ich Rath
Bey der die mehr Gewalt, als Deine Freundinn hat,
Als Deine Helena: — zur Fausta will ich flehen,
Mir wider den Laktanz und Dich selbst beyzustehen.

Krispus.

Du übereilest Dich: aus Eyfer für mein Wohl
Räth mir Laktanz, daſs ich die Flucht ergreifen soll.

[2] 1768 (S. 52) Weiſses letzte Änderung aufgenommen.

[3] 1768 (S. 57, Z. 9 f.) Ramlers Korrektur beibehalten.

S. 55. Z. 5. Behalte ich Ihre Aenderung bey, wenn Ihnen nicht folgende gefallen sollte:

O Fausta muſst du mir denn immer schrecklich seyn?
war dein Haſs, jetzt ist mir deine Liebe Pein.
Sonst warst du mir durch Haſs, durch Liebe jetzt zur Pein.[1]

Auf der vorhergehenden S. 54 möchte ich für der blöd*e A*berglauben wegen des zu stark auffallenden *hiatus* lieber: ein blöder Aberglauben lesen.[2]

S. 70. Z. 9. bleibt nach Ihrer Lesart.[3]

S. 99. Wie gefällt Ihnen folgende Aenderung, für ein unverd. Tod etc.

Ein Leben, so erkauft verschmähet sie wie ich;
ihn nur nicht den Tod, so treff er mich.
Verdien ich nicht den Tod, wohlan so treff er mich.

(*NB.* man muſs bey dieser Lesart die vorhergehenden Zeilen lesen.[4]

S. 104. Z. 4. haben Sie das Genesen glücklich gerettet.[5]

Zu denen in Ihrem lezten Briefe vorgeschlagenen Aenderungen ist noch Zeit, und sie sollen nach Ihrer Vorschrift abgedrucket werden.

---

[1] 1768 (S. 60, Z. 16 f.) fast ganz nach Ramlers letztem Vorschlage:

Muſst Du, o Fausta, stets mein Unglück, meine Pein,
Erst durch den Haſs, und nun durch deine Liebe seyn!

[2] So 1768 (S. 59, Z. 15).

[3] 1768, S. 77, Z. 3.

[4] 1768, S. 109, Z. 11 f. ist ein Ramlerscher Vorschlag (mit einer kleinen Änderung) aufgenommen:

Ein unverdienter Tod ist mehr, ihr viel mehr werth,
Als solch ein Leben, das sie selbst und mich entehrt.

[5] 1768, S. 114. Z. 4 f. lautet die Stelle, nicht wie in Ramlers letztem Vorschlage:

Prinz, ist Dir Gift —

Krispus.

So ists! — Ach! wärst Du da gewesen!
Es war ein Heilungstrank: — und ich bin ganz genesen.

Ob Ramler in der Reinschrift seiner Verbesserungsvorschläge diese Fassung überschickte, oder Weiſse doch noch im Drucke änderte, ist fraglich.

---

32. L. 10. IX. 68. Noch einmal empfangen Sie tausendfältigen Dank von mir, für die Schönheiten, die Sie meinem Krispus gegeben haben: Ihre Pflege und Zucht hat mir ihn zu meinen Liebling gemacht. Er ist nun völlig abgedruckt. ... Ich habe Ihre lezten Lesarten alle beybehalten, und auſser ein paar Ausrufungen, wo Gott! Gott! drey bis viermal hinter einander kam, nicht das mindeste weiter geändert. ... Aber nun, liebster Rammler, komme ich schon wieder mit einer Bitte. Mein Romeo fehlet schon seit 6. Wochen, u. meine Verlegerinn hat indeſsen

diejenigen vom 5ten Theile des vollständigen Exemplars nehmen müſsen. Noch habe ich keine einzige Kritik darüber in irgend einem Journale gefunden, die mir zu einer oder der andern Verbeſserung Anlaſs gäb. Sie haben auch dieſs Trauerspiel in Ihren freundschaftlichen Schutz genommen: Haben Sie Flecken daran wahrgenommen, die wegzubringen sind, oder nöthige Veränderungen und Verbeſserungen, so zeigen Sie mir, mein liebster Freund, die Stellen an: ich will ändern, ich will beſsern, so viel mir immer möglich ist. ... Doch müſste es bald geschehen, weil man mir nicht Zeit laſsen will, da schon ein Nachdruck davon erschienen. Vor ein paar Tagen erhielt ich einen Brief von Wielanden, voller enthusiast[isch]er Lobsprüche über den Romeo, den er erst itzt gelesen zu haben vorgiebt; inzwischen tadelt er folgende zwo Stellen. S. 60. Das verwundete Schiff von der gewaltigen Hand eines aufgebrachten Vaters hinweggeschleudert[1] u. S. 80. O daſs Sie mich in eine Zähre der Liebe verwandelten, die der Sonnenstrahl an sich zöge! — Sie wiſsen ja wer meine Sonne ist? etc.[2] „Die Empfindung, sagt er, ist Natur, aber der Ausdruck ist spielender, italiänischer Witz — der sich vielleicht nur dadurch rechtfertigen läſst, daſs Julie eine Italienerinn ist, — ein Umstand, der überhaupt an der Wahrheit des Charakters, den Sie ihrer Leidenschaft geben, viel Antheil hat.“ — Glauben Sie, daſs er Recht hat, so ändere ich diese Stellen: ich zweifle beynahe nicht daran.

Vermuthlich haben Sie Jacobis neues Gedichte an Hn. Gl. gelesen: denn es wird mit Briefen und Boten an die bekannte und unbekannte Welt umher geschickt: es ist ganz artig, nur daſs die Leute von Amor, Venus und Grazien nie zu reden aufhören: aber was Sie beständig mit Feinden, Verfolgern und Lästerern zu thun haben, weiſs ich nicht, da alle Zeitungsschreiber Weihrauch brennen laſsen, und der lezte gar zum Dichter der

---

[1] In der zweiten Auflage (Leipzig 1769) S. 68 geändert in: „Zwischen dem Sturmwinde und der Klippe scheitert das verwundete Schiff vielleicht nicht; zwischen einem aufgebrachten Vater und meinem Verfolger — —“.

[2] Ebenda S. 88 geändert in: „Haben Sie kein Mittel, mir das Leben zu erhalten? kein Mittel, diesen kranken Leib mit seiner Seele wieder zu vereinigen? — Sie wissen ja, wo meine Seele ist. —“

Nation gemacht wird. In demjenigen Briefe, den er an mich beygelegt, schrieb er: er hätte zu viel Ehrfurcht für die Menschlichkeit, als daſs er entdecken sollte, was die Bosheit und der Neid wider ihn auszudenken vermögend wäre. Ich habe am wenigsten Lust gehabt, ihn darum zu befragen oder darauf zu antworten. Unser Leſsing hat die Bahne zu einem neuen Aufruhre in der kritischen Welt gebrochen, und ich bin sehr neugierig, wie er ablaufen wird: eine kleine boshafte Freude habe ich darüber. Man wird wenigstens sehen, daſs es leichter ist, Schläge auszutheilen, wenn Schöpse gedultig stille halten, als zuerwiedern, wenn Gegner mit Leſsingischen Fäusten auf uns lospuffen. ...

Itzt eben erinnere ich mich in der Hamburger so genannten neuen Zeitung in dem Urtheile über den Romeo, das eben nicht vortheilhaft war, die Frage aufgeworfen zu sehen: ob etwann die Stelle: „O Liebe, Liebe, Liebe! wie tief hat dein Saame Wurzel geschlagen! wie bald ist er in die Höhe geschoſst, gereifet; und nun kein Sonnenblick, der mich deine Früchte einerndten läſst!“ [1] ob dieser [!] auch Shakespearisch wär? Vermuthlich wollte man also dran tadeln, daſs er zu gesucht, oder durch die Gradation zu künstlich wäre? ich kann es nicht entscheiden? auf dem Theater habe ich es nicht bemerkt: glauben Sie aber, daſs die Kritik richtig ist, so suche ich sie zu ändern.

33. L. 17. X. 68. *W. beklagt Ramlers Kränklichkeit.* ... Aber nun wieder zu meinem Romeo! sagt Julie. Ewig, ewig werde ich Ihnen für Ihre Bemühungen danken: ich unterschreibe alle Ihre Verbeſserungen und sie sind schon durchgängig in mein durchschoſsenes Exemplar dazu getragen. Bei ein paar kleinen Stellen nur bin ich zweifelhaft, und aus keinem Grunde als weil ich mich dabey der bezaubernden Aktion unserer Schulzin erinnere: überhaupt kann ich gar nicht vergeſsen, daſs Sie diese nicht sehen sollen! Keine süſsere Schwärmerin mit allem was nur eine Stimme schmelzendes, und eine Aktion wohlanständiges und rührendes haben kann, ohne jemals in das Übertriebene zu fallen, kömmt nicht wieder aufs Deutsche Theater: besonders

[1] In der zweiten Auflage (I, 1) S. 9 unverändert, bis auf „geschossen“ für „geschoſst“.

wuſste sie alle kleine Schattirungen auszudrücken, und die Gradationen der Leidenschaften so glücklich zu beobachten, daſs sie sich niemals erschöpfte: doch ich habe ihr Lob Ihnen schon mehrmalen vorgepriesen, und Sie müſsen einen kleinen Enthusiasmus der Eigenliebe vergeben.

Die drey angezeigten Veränderungen in Ihren Oden sind sehr schön: doch thut mir in dem ersten das lustige Gemälde des Lachens weh:[1] bey dem flüchtigen Leichtsinn habe ich noch eine kleine Bedenklichkeit. Leichtsinn scheint blos einen Charackter zu bezeichnen, und nicht eben die Würkung oder Folge der Freude zu seyn: ich fühle den Anstoſs im Lesen noch mehr, als daſs ich gleich die Ursache zu bestimmen wüſste: Sie würden leicht dafür etwas anders finden, aber gewiſs sollten Sie das Lachen in ihrer drolligen Positur nicht stören: überhaupt verdienten Ihre Lesarten alle beygedruckt zuwerden: denn mir gefallen beyde, jede ist wichtig und ich wollte es beschwören, daſs ich nicht zu wählen wüſste. Die zwey versprochenen Bücher von Liedern der Deutschen erwarte ich von Ihnen mit Ungedult. O wenn ich nur Zeit hätte, ich machte noch ein paar hundert, damit Sie ein paar Duzend daraus auslesen könnten! Sie sind wohl der einzige Mann in der Welt, der sich die Mühe nimmt für andrer Ruhm auf diese Art zuarbeiten, Lorbeer zu ihren Kränzen zuzutragen, um dafür Undank einzuerndten.

Seltsam genug ist des bewuſsten Mannes[2] Klage, daſs er in Leipzig verläumdet würde. Wenn er die Ursache dieser Vermuthung angeben sollte, so würde es gewiſs keine andere seyn, als daſs man ihm nicht beständig so den Weihrauchdampf in die Nase bläst, als in der Nachbarschaft geschieht: aber wer nicht mit jener ein Trutz und Schutzbündniſs macht, nicht mit gleichem Geschreye schimpft und lobt, ist Feind und Ver-

---

[1] Die zweite Auflage der Oden (1768) S. 6 hat Vers 13 f. der Ode „an den Apoll" aus:

> Komm, Freude, du Kind der Hebe! komm, Lachen,
> Die Hände gestemmt in keuchende Seiten!

verändert in:

> Komm, munterer Witz, und Muthwill, und Lachen,
> Und artiger Trotz, und fröhlicher Leichtsinn.

[2] Gleims.

läumder. Ganz neuerlich höre ich eine Nachricht, die Ihnen vielleicht sehr unangenehm seyn wird. Pastor Lange in Laublingen läfst wie ich höre, Briefchen *ad modum* — drucken:[1] G.[leim] beschwert sich, dafs auch welche von ihm drunter von 20. Jahren her wären: diese Beschwerde aber scheint mir der Vorrede zum [!] Jacobitischen Briefen zugleichen: es ist ein feiner Kunstgriff, (leider aber nicht neu genug, als dafs man gerade zu glaubt,) sich bey der Welt zurechtfertigen.[2] H. Nicolai

[1] „M. Sam. Gotthold Lange, Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe." Zwei Teile. Halle 1769/70. Im ersten Teile stehen 15, im zweiten 14 Briefe von Gleim.

[2] Gleim erhob erfolglosen Einspruch, dem gegenüber die spätere Veröffentlichung der Spaldingschen Briefe um so verdächtiger erscheint, in folgendem Schreiben an Lange vom 15. II. 1770, welches ich der Güte des Herrn Rektor Hey in Halberstadt verdanke: „Gestern, mein liebster Freund, hatte ich den Besuch eines jungen Gelehrten, der von Leipzig kam. In der Breitkopfischen Buchdruckerey hatte er die schon fertigen Bogen Ihrer Sammlung freundschaftlicher Briefe gesehen, eine Menge von Gleim, sagt' er, fand ich darinn. Zu meiner grofsen Verwunderung aber bemerkt' ich Stellen, die warlich nicht beweisen, dafs Lange von Gleim jemahlen ein Freund war. Nur wenige dieser Stellen konnt' er mir anführen, er hatte sie nur flüchtig durchgesehen. Eine, sagt' er, wäre so beschaffen, dafs sie nothwendig in der Verbindung, in welcher ich stünde, mir Verdrufs zuziehen müfste. Von dem Fresen und Saufen der Dohmherren wäre darinn die Rede — von einer andern Stelle sagt' er, sie enthielte Religionsspöttereyen. Von einer dritten, sie gereiche dem Andenken des seeligen Herrn von Kleist zum Nachtheile. Kurtz mein wehrtester Freund, Sie können leicht ermefsen, wie sehr diese Nachricht mich befremdet hat. Unglaubliche Dinge dacht' ich zu hören. Lange, mein Freund, sagt' ich zu dem jungen Gelehrten, kann ohnmöglich die Absicht haben, mir Verdrufs bey meinen Freunden, und Hafs und Verachtung bey der Welt zu machen, eine andere Absicht könt' er mit Beybehaltung solcher Stellen nicht haben, die Stellen können ohnmöglich beybehalten seyn, und überhaupt was für Briefe könt er der Aufbehaltung würdig schätzen? — Doch wollt' ich gerne seiner Einsicht trauen und mich überreden lafsen, es seyen welche darunter, die von einigem Nutzen für die Jugend seyn könten — aber zugeben, dafs die Briefe so gänzlich wie sie geschrieben sind, beybehalten werden, nein, das kan ich nicht. Man schreibt seinem Freund mit Offenherzigkeit und Einfalt, die nicht für die Welt ist. Die obige Nachricht also sey gegründet, oder nicht, so ist kein anderer Rath, als gerade zu mich an meinen Freund zu wenden, und ihn zu bitten, augenblicklich nach Leipzig den Befehl zu geben, dafs von den bereits gedruckten Bogen kein einziger in irgend jemandes Hände

will wiſsen, daſs auch Briefe von Ihnen, mein bester Freund darunter wären: nun kann ich mir aber keine gröſsere Beleidigung denken, als wenn man eines andern Briefe ohne Vorwiſsen drucken läſst: und dieſs würde doch unfehlbar hier in Ansehung Ihrer geschehen seyn: wer weiſs warum? denn ich will, ohne sie gesehen zu haben, niemanden verurtheilen. Kein Wunder! man schrieb an keine menschl. Seele mehr eine Zeile, wenn die vertrautesten Freunde oder die es doch vormals gewesen sind, einen solchen Miſsbrauch machen, oder man würde gegen alle miſstrauisch. Der H. v. Sonnenfels in Wien hat mir schon ein paarmal die Ehre angethan, Privat-Briefe von mir drucken zu laſsen, und ich weiſs, wie empfindlich es mir gewesen: von Unterredungen und einzelnen Stellen, die man oft wiederfindet, will ich gar nichts gedenken. Sorgen Sie nicht, mein geliebtester Rammler, daſs nur jemals eine Zeile von demjenigen, was Sie mir schreiben über meine Lippen kömmt, eine Furcht die Sie in Ansehung des H. Nic.[olai] zu äusern scheinen! Er ist am wenigsten der Mann, dem ich irgend eine Heimlichkeit nach dem Gebrauche, den er zuverschiedenen malen von meiner Offenherzigkeit und nur neuerlich gemacht, vertrauen möchte. Durch ungestümes Anhalten hat er mir die Namen einiger meiner Mitgehülfen an der Bibl. ausgepreſst: ich habe sie ihm unter der Versprechung, es verschwiegen zu halten, weil sie verschwiegen seyn wollten, entdeckt; und er ist unverzüglich zu ihnen gegangen, und hat Geschenke mit seinen Verlagsbüchern und Verheiſsungen angewandt, um sie von mir abzuziehen und für seine Bibliothek anzuwerben. Wie unedel und wie klein! Warlich würde ich der Freundschaft aller schönen Geister entsagen, wenn es nicht noch einen Rammler gäbe, der durch seine reine und edle Seele jenem Charackter Ehre machte. H. Reich wird Ihre Besorgniſs in Ansehung des

---

gegeben werde, 2) daſs ein Exemplar derselben mit der ersten Post an mich abgesendet, und mir überlaſsen werde, nach Befinden, entweder sämtliche meiner Briefe zu verwerfen, oder doch die anstöſsigen Stellen zu bemerken und den Buchdrucker anzuweisen, daſs die schon gedruckten Bogen umgedruckt werden sollen, oder wie sonst mit den wenigsten Kosten zu machen seyn wird.

Mit der ersten Post erwart' ich meines Freundes Erklärung zuverläſsig hierüber und bin *[die Unterschrift fehlt in dem Konzept]*.

Fortdruckens Ihres Batteux gehoben haben. Der H. v. Hagedorn [1] schreibt mir vor kurzem, daſs er Ihren Pygmalion [2] unserer Churfürstin und dem jungen Churfürsten vorgelesen, und daſs sie ganz entzückt darüber gewesen. Ihre Hymne an die Liebe [3] ist wieder ein reizend süſses Gedicht. An der ersten Zeile bin ich angestoſsen. 1) ist sie zweydeutig; denn man kann es eben so gut verstehen, Götter um Schäfer eintauschen, als Schäfer um Götter 2) würden mir hier Hütten um den Olymp, wegen der folgenden drey Verse beſser, als der Tausch von Personen gefallen. Die Ursachen werden Sie errathen. . . .

Nachdem ich diesen Brief geendiget kommen die Langischen Briefe an: zu Ihrem Troste muſs ich Ihnen sagen, daſs ich keinen darunter von Ihnen gefunden. Sie müſsten also noch in den folgenden Theilen kommen, deren noch 2. angekündiget sind.

H. Leſsing hat bey seinem Hierseyn meine Neugier durch seine auſserordentlichen Lobsprüche auf Gerstenbergs *Ugolino* sehr begierig gemacht. Nun habe ich ihn gelesen — Nein das ist zu tolle shackespearisiret!

34. L. 9. XI. 68. *Empfehlungsschreiben für* „Baron Griedner, ein liebenswürdiger Jüngling, der hier studiert hat.“ *Antworten auf Ramlers Briefe,* „zugleich die verlangten 9. Exemplarien von dem Krispus, das neue Stück der Bibl. und den 2ten Th. der Komischen Opern“ *habe Buchhalter Knoch mitgenommen.* Ich hätte es dem H. Nicolai aufgetragen: aber nachdem er mir vor un-

---

[1] Der bekannte Kunstschriftsteller Christian Ludwig v. H. (1712—1780), Bruder des Dichters. Vgl. Schröder, Lex. d. hamburg. Schriftsteller III, 50 ff.

[2] Pygmalion, Eine Kantate. 1768. [16 SS.] 8°. — Über die Wanderung des Pygmalionthemas hoffe ich demnächst berichten zu können.

[3] Die „Hymne an die Liebe. Breslau, im Augustmonat, 1768.“ (4 Bll.) 4° [auf die Vermählung des Prinzen Friedrich August von Braunschweig] beginnt:

> Liebe, die du Götter oft um Schäfer tauschest,
> Lieber unter Lauben und auf Bluhmen lauschest . . .

Wie diese auch sonst von Ramler gebrauchte „Partikelvermählung“ des ersten Verses von Wieland, obwohl sie ihm „selbst fatal war“, gegen Goethe und seinen Kreis in Weimar verteidigt wurde, mag man bei Böttiger, Litt. Z. u. Zeitg. I, 254, nachlesen. Vgl. ferner Herders Lebensbild I, 2, 115.

gefähr 2. Jahren schon einmal ein Packet eröffnet hatte, in dem mein unversiegelter Brief lag, unter dem Vorwande, dafs man nichts versiegeltes mit hinein bringen dürfte, seit dem habe ich seiner Neugier nicht völlig getrauet. Er konnte gegründet seyn, durfte mir es aber nur vorher sagen, so konnte ich meinen Brief erst herausnehmen: denn ich sehe es eben nicht gern, dafs andre Leute wifsen, was wir einander schreiben. Ich lege Ihnen ein Gedicht bey, das einen Advokaten in der Laufsnitz[1] zum Verfasser hat: der Mann scheint nicht ohne Genie zu seyn: er schrieb mir, er habe in seiner Einsamkeit gehöret, dafs Klopstock eine Tragödie Herrmannsschlacht mit Bardengesängen herausgegeben: er habe dergl. auf eben die Gelegenheit vor vielen Jahren gemacht, und sie itzt wieder hervorgesucht: hätte aber niemanden zu Rathe zu ziehen, ob sie den Druck verdienten? Da ich sie nicht ohne Schönheiten zu finden glaubte, und Klopstocks Tragödie nicht abwarten wollte, weil der Verdacht der Nachahmung gleich auf den armen Mann gefallen wäre: so habe ich sie gleich drucken lafsen. Er meldet mir, dafs er noch einen ganzen Vorrath von kleinen lyrischen Gedichten liegen habe, und will sie mir zuschicken: meynen Sie nicht, dafs er Aufmunterung verdienet?

... Beynahe habe ich Lust des Otway *Orphan* auf unser Theater zu bringen:[2] es würde kein übler Pendant zum Romeo seyn: ich halte es wenigstens mit für das schönste englische Trauerspiel, das nur existiret: ohne Ihr Urtheil möchte ichs aber gleichwohl nicht thun, da die Hauptsituation so beschaffen ist, dafs sie leicht auf unserer Schaubühne beleidigen könnte. ...

35. L. 12. I. 69. Haben Sie Dank, tausendmal Dank, mein liebster Freund für die veränderte neue Auflage Ihrer Gedichte.[3] Bey Ihnen hat jede Ausgabe ihren eignen Werth, und nach 100 und mehr Jahren werden die Kunstrichter sich schön zanken, welches die beste Lesart ist: denn schon itzt zanke ich mich oft

---

[1] Kretschmann. Vgl. unten Brief 35 und 53.

[2] Weifses Übersetzung von „The Orphan: or the Unhappy Marriage: a Tragedy“ (zuerst London 1680. 4°) kam ebenso wenig zu stande, wie die Boies. (Vgl. Weinhold S. 12.) Erst Ch. H. Schmid lieferte eine ungenügende im 4. Bande seines „Englischen Theaters“.

[3] Oden. Zweyte Aufl. Berlin 1768.

mit mir selbst darüber. ... Hier schicke ich Ihnen die Lieder vom Verf. des Rhingulph.[1] Mir gefallen die wenigsten, und diejenigen, die noch die erträglichsten wären, brauchen doch nach meiner geringen Einsicht, einer gänzlichen Umarbeitung. Der arme Mensch, dem ich dieses geschrieben, unterwirft sich auch diesem Urtheile demüthig: nur bittet er mit einem Worte bey jeden anzuzeigen, welche das Verdammungs oder das Verbeſserungs Urtheil verdienen. Ich getraue mir solches nicht so gerade weg zu sagen, ohne einen beſsern Kunstrichter darüber zu Rathe zu ziehen. Ich habe ihm geschrieben, daſs ich Sie um diesen Freundschaftsdienst bitten wollte, und er bittet zugleich. Wollen Sie ihm diese Bitte gewähren, sie durchlesen und nur kurz dazu bemerken: taugt nichts oder muſs geändert werden. Mich dünkt, er verdient, daſs er nicht ganz unterdrücket wird, und wenn Leſsing, wie ich höre, behaupten [!], daſs der Verf. des Rhingulphs nothwendig Klopstocks Herrmannsschlacht müſse gelesen haben, (welches gewiſs nicht wahr ist, denn er hatte nichts davon gehöret, als ichs ihm schrieb,) so muſs er doch ein Genie haben, das die Spuren eines Klopstocks zutreffen weiſs. Für einen Anfänger viel genug.

Nun rücket die Stunde immer näher, da ich Sie, mein bester Freund, umarmen soll: o daſs sie schon da wäre! ... Nur dieſsmal täusche mich nicht, gutes Glück! ich will ja nicht einen König sehen, den man fürchtet, sondern nur einen Freund, den ich über alles liebe, und den ich, wenn du mir auch ungetreu wärest, doch beständig lieben werde! Ich bin ewig Ihr Weiſse.

36. L. 17. VI. 69. *Überschwenglicher Brief nach der Rückkehr von der ersten Berliner Reise;*[2] *eine Stelle wird ihn zur Genüge charakterisieren:* Aber, bester Rammler, warum entriſsen Sie Sich den Abend vor meiner Abreise so geschwind, so unvermerkt meinen Umarmungen? warum nuzten wir nicht noch die wenigen Augenblicke, die uns Gott gab, zur Freundschaft, zu wiederholten Versicherungen unserer ewigen Zärtlichkeit? Doch Sie thaten es aus einem Übermaſse derselbigen: Sie wollten mich nicht weinen sehen, und mich Ihre Thränen nicht sehen laſsen, und ich danke

[1] Vgl. den vorigen Brief.
[2] Vgl. Minor S. 47 f.

Ihnen auch für diesen Beweis Ihrer Liebe: wie mir aber zu Muthe gewesen, als ich es merkte, dafs Sie nicht wiederkommen würden, das kann nur eine so zärtliche Seele, wie die Ihrige sich vorstellen. Ich war stumm, die Thränen rollten mir übers Gesichte und blos die Empfindung der Dankbarkeit gegen Gott, dafs er mir einen solchen Freund geschenket, und mich so viel freudige Stunden mit ihm geniefsen lafsen, brachten mich wieder zu mir selbst. ... Danken Sie in meinem Namen auch allen Ihren übrigen Freunden und Freundinnen für die vielfältigen Zeugnifse ihrer Gewogenheit, einem Krause, Rode, Lamprecht, Moses, und allen Gliedern ihrer Club,[1] und erhalten Sie mir das Andenken dieser würdigen Männer. ... Wie kommen Sie mit dem Nachahmer des Horatz[2] zu Rechte? haben Sie Sich noch oft mit ihm in Gesellschaft gefunden? O wie gut war es, dafs wir uns ungestört geniefsen konnten, wie gut, dafs ich gieng, als er kam! ich will ihm das Glück, Freund aller Minister und Feldherrn zu seyn, gerne gönnen; aber Rammler ist mein Freund, und der geht über Minister, Feldherrn, Prinzen und Könige. ... Ist bald Ihr Bildnifs fertig? möchte doch der Geist der schönsten Malerey dem würdigen Rode selbst die Hand führen, dafs er keinen der kleinsten Züge meines Rammlers verfehlet! ...

37. *Undat. Fragment [Juli oder August 1769].* ... Wenn H. Meil, defsen Freundschaft Sie mich bestens empfehlen werden, bisweilen eine Vignette sticht, so bitten Sie ihn doch für mich um einen Abdruck. Ich kenne keinen Künstler, der so bezaubernd in Erfindung und Zusammensetzung dieser allerliebsten Kleinigkeiten wäre. Ich will Ihnen auf die Mefse gute Abdrücke von den Bildnifsen meiner Bibliothek mitschicken.

Ich weifs nicht, mein liebster Rammler, ob Sie die Klotzische Bibl. lesen? wo nicht, so bitte ich Sie doch, Sich das neuste oder 12te Stück geben zu lafsen: man hat darinnen bey Gelegenheit der neuen Ausgabe des 4ten Bandes, die ich Ihnen auch durch Buchhändler-Gelegenheit überschicken werde, die Recension meiner Schauspiele in der allgem. Bibl. heftig angegriffen. So

---

[1] Des „Montagsklubs"; vgl. meine Dissertation über Ramlers Anfänge (Wolfenbüttel 1886) S. 25 f.

[2] Gleim, der in Berlin mit Weifse zusammentraf.

unzufrieden ich damit bin, weil H. Nicolai und Leſsing glauben können, als ob ich einigen Antheil daran hätte oder mit den Verf. in einiger Verbindung stünde: so möchte ich doch Ihr Urtheil wiſsen, ob sie nicht in gewiſsermaſsen Recht hat. Die hällischen Buben nehmen sich blos meiner an, um mir Leſsingen auf den Hals zu ziehen: ich hoffe aber, daſs dieser den Tölpischen Kunstgriff verstehen wird.... *Nachschrift von Frau „Christiana Weisin"*.

38. L. 16. IX. 69. Ich bin Ihnen auf zwey liebe Briefe die Antwort schuldig, mein bester, süſsester Freund, und o wie vielen Dank für Ihre Korrecturen in meiner komischen Oper!... Nun werde ich, so bald meine Meſsarbeiten vorbey sind, versuchen, ob sich Melpomene wieder von mir will kützeln laſsen: es soll ein Pendant zum Romeo werden: nur schlage ich mich noch mit der Fabel herum: denn es drängen sich etliche in meine Feder, von denen mir bald die eine, bald die andere, bald wieder gar keine gefällt. O! könnte ich meinem Rammler aus dem Fenster zurufen, was soll'ten da noch für Projekte ausgeführet werden.

In Ansehung der von Eberten versprochenen Lieder habe ich mich geirret: es sind keine andern als diejenigen, die für alle Kehlen höchst elend in Musik gesezt sind.[1] Von den angezeigten Liederchen werden Sie die meisten Verfaſser ziemlich getroffen haben. Ich glaubte, unser Gellert habe in seinem Exemplare dieselben überall darunter gezeichnet: aber auch da habe ich mich geirret: Wenn Ihnen aber, m. L., daran gelegen ist, so will ich mich gelegentlich bey Gärtnern in Brschweig als den Sammler der Beyträge und der Vermischten Schriften erkundigen. Die aus den leztern sind meistens von Fuchs: Doch sollten Sie nicht dieses Dichters ganze Sammlung kennen, wo auch jene mit darunter stehen, die in Dycks Verlage unter dem Titel: Neue Lieder mit Melodien von J. F. D. z. Fr. 1750

[1] Die Telemannsche Sammlung „Vierundzwanzig, theils ernsthafte, theils scherzende, Oden, mit leichten und fast für alle Hälse bequemen Melodien versehen von G. P. T. Hamburg, bey Christian Herold. 1741." [4° ?], in der neben Hagedornschen und Stoppeschen Oden die ersten Lieder J. A. Eberts gedruckt sind, kenne ich nur aus einer Anzeige Marpurgs (krit. Briefe über die Tonkunst II [1760] 162 ff.).

herausgekommen sind? Wo nicht, so werden Sie vielleicht noch einige zu Ihrem Gebrauche für die Lieder der D. darinnen finden. Sie haben in Ihrem VI. Buche daraus N. 3 Die Alte und N. 8. Die Heimliche.[1] Das Lied Ich liebte nur Ismenen etc.[2] kenne ich nicht. Ich werde sehr aufmerksam auf alles seyn, was in Ihre Sammlung aufgenommen zu werden verdienen möchte. Mich deucht, es fehlte Ihnen noch an ein paar Anfangsliederchen bey den neuern Büchern: Ich lege Ihnen hier ein paar bey, die ich flüchtig entworfen. Was für ein vortrefflicher Freund sind Sie, dafs Sie mir Ihre hülfreiche Hand bey meiner neuen Ausgabe versprechen! Wenn ich nur weifs, wo ich ändern soll, so ändere ich sehr gerne: aber wenn sich ein Gedanke oder Ausdruck einmal ins Gedächtnifs genistet: so ist er gar nicht wieder herauszubringen. Für die gütige Besorgung der Kupferstiche bey Hn. Schmidt, Rode und Chodowiecki statte ich Ihnen ebenfalls meinen herzlichen Dank ab. . . .

Unser grofser Porträtmaler Graaf, der uns auf einige Monate von Drefsden aus besuchet, hat mich, nach der Aussage aller die es gesehen, bis zum Sprechen gemalet. . . . Im Vertrauen, weder H. Rode noch Ihr H. Landsmann, den ich nicht gleich zu nennen weifs, hatten mich getroffen: es geht meistens so wo die Züge in einem Klumpen Fleisch begraben liegen.

Ich habe diese Woche einen seltsamen Brief von H. Herdern auf der See geschrieben gekriegt,[3] den ein Schiffer von Nantes mit nach Riga gebracht. Können Sie glauben, dafs der seltsame Mann seine Aemter unvermuthet aufgegeben, um in der Welt herumzureisen.

Vermuthlich haben Sie l. Fr. nunmehro Herrmansschlacht gelesen. Was für eine wunderbare Figur machen die abgezeichneten Sylben. Das Stücke selbst — ie nun ja, unsere Vorfahren

[1] Aus Fuchs' „Neue Lieder nebst ihren Melodien componirt von J. F. D.[oles] z[u] F[reiberg]" Leipzig. 1750 (quer-fol.) hat Ramler die Nummern II, 12. IV, 9. 14. 18. V, 16 der „Lyrischen Blumenlese" entnommen.

[2] Vgl. meine Dissertation S. 79.

[3] Unbekannt; wohl die Antwort auf Weifses Brief vom 5. V. 69 (Herders Lebensbild I, 3, 531).

mögen brave kriegerische Leute gewesen seyn: aber ich schaudere vor ihren ewgen Blut und Wunden zurücke. Unser einer dürfte gewiſs nicht mit einem solchen Stücke erscheinen: wie würden die kleinen Kritikaster sich lustig machen.

Gleim hat nun sein Jacobitchen wieder zurück. Der Mann verräth doch itzt seine Blöſse überall. Ich muſs Ihnen doch eine Stelle aus einem Briefe des ehrlichen Heyne aus Göttingen auszeichnen: „Sie haben, schreibt er, wie ich höre, Hn. Gleim in Berlin getroffen. Wie lieſs er sich doch über die itzigen tartarischen Einbrüche im Litterärreiche heraus? Sie sind wohl ein alter Bekannter von ihm? aber ich wage es doch Ihnen meine Gedanken über den Mann zu sagen. Jacobi liegt ihm noch sehr an der Brust, wie ich aus einem Brief von ihm an einen hiesigen Hofmeister H. Boye sehe. So ein Porträt hätte ich mir von Gl. in der Welt nicht gemacht, als ich ihn in diesem mir mitgetheilten Briefe fand. Diesen jungen Menschen von sehr mittelmäſsigen Käntniſsen und Talenten behandelt er als einen Alcibiades, als den feinsten Kunstrichter, den einzigen, den er in der Welt neben Hn. Jacobi erkennen wolle und so eine Reihe so fader ungereimter Schmeicheleyen in steter Rücksicht auf sein werthes Selbst, das ich ganz aus den Wolken fiel!“ Es ist immer gut, daſs die Welt ihre groſsen Geister nach und nach kennen lernet. ...

39. L. 18. X. 69. ... Ich schicke Ihnen Ihr Liederbuch nebst meinem Exemplare zurücke: alle Ihre || Verbeſserungen sind so schön, daſs ich sie schwerlich besser machen werde: die = welche Sie mir überlaſsen, habe ich geschwind, so viel mir das Meſsgeräusche erlaubt, gebeſsert oder verschlimmert? urtheilen Sie selbst, welches von beyden? Die △ mögen, wenn ich sie nicht umschaffen kann, für die Freunde der epigrammatischen Lieder stehen bleiben: doch will ich Ihrem guten Beyspiele folgen, und noch nicht die Feile ruhen laſsen, wenn der Ball wieder zurücke kömmt: die ganz verworfnen will ich durch andre zu ersetzen suchen, wenn gar nichts draus zu machen ist. Gewiſs, mein Liebster, wenn ich noch unter die Primaner auf dem Parnaſse komme, so habe ichs blos Ihnen zu danken. Nichts ist mir erfreulicher, als daſs Sie in Ihre künftige Sammlung ein paar Amazonenlieder mitnehmen wollen: denn die Briefe übers

Neuste[1] haben ihnen beynahe den Kopf ganz eingedrückt, und alles redet itzt blos von Fehlern des Lokalen drinnen. H. Lavater in der Vorrede zur neuen Ausgabe der Schweizerlieder[2] kennet keinen, als den fürstlichen Gleim, der ein Kriegslied zu machen im Stande sey. Beynahe müſste ich also diesem übereinstimmenden Geschrey glauben, wenn Sie, bester Freund, mich nicht überredet hätten, daſs ich eine Rolle mitspielen könnte. Mit H. Reichs Vorschlage, mich in Kupfer vor die Lieder setzen zu laſsen, bin ich nicht zufrieden und habe es ihm vor der Hand abgeschlagen: würde man mir es nicht als eine unverzeihliche Eitelkeit ansehen? ...

Zu einem Pendant des Romeo trage ich mehr als ein Süjet mit mir im Kopfe herum: Aber tausenderley Geschäfte laſsen mich gar nicht dazu kommen: überdieſs schrecken die ungezogenen Spaltungen und Partheylichkeiten, und die strengen und lieblosen Urtheile unserer Kunstrichter mein friedliebendes Gemüthe so sehr, daſs mir immer wieder die Feder aus der Hand fällt, wenn ich einmal ansetze. Die Klotzische Parthie, die ich von ganzer Seele haſse, giebt sich itzt alle mögliche Mühe mich auf unsers Leſsings Kosten zu loben, (*videatur* das neuste Stück der hällischen Bibl. bey Gelegenheit der Hamburg. Dramaturgie.) und ich fürchte, daſs Leſsing auf den unglücklichen Verdacht dadurch kommen kann, als ob ich Antheil daran habe: vielleicht habe ich die Würkung davon schon in der Hamburger neuen Zeitung, wo Leſsing und Gerstenberg mit daran arbeitet, erfahren. Ich habe den H. Nicolai schon gebeten, wenn er an Lessingen schreibt, ihm doch dieses Vorurtheil zu benehmen: denn ich kenne keinen schrecklichern Widersacher, als ihn. Nicolai rieth mir in der Bibl. eine Erklärung deswegen zu thun, aber das wird nimmermehr geschehen. Viel lieber die Hände gelähmt, daſs sie nicht mehr schreiben können. ...

40. *Undat. [Ende 1770, aus welchem Jahre mehrere Briefe fehlen].* Sie sollen mir es nicht umsonst gesagt haben, liebster Herzensfreund, daſs Sie zum Ersatze meines nichtsbedeutenden Verlusts,[3] mir noch ein paar Liederchen wollen verbeſsern helfen. Da ich

[1] XVII Th. S. 1—16. Brief 266 [Nicolai].
[2] Schweizerlieder von J. C. Lavater. Dritte Auflage. Bern 1768. 8°.
[3] Wohl der mit dem 38. Briefe übersandten „Anfangsliederchen".

meine scherzhaften Lieder in einige Bücher abtheilen will und gern vor jedes einen schicklichen Eingang sezen möchte, so habe ich in der gröſsten Eil noch ein paar nach der Idee der verlornen gemacht. Sehen Sie, ob sie gebeſsert oder durchstrichen zu werden verdienen.[1] Für die *Curas posteriores*, die Sie Ihrem Briefe beygefügt, küſse ich Sie. Das Liedchen, Was ich will und nicht will,[2] hatte ich auch schon aufs neue durchgebeſsert: noch habe ich unsere Änderungen nicht verglichen: aber ganz unfehlbar werden die Ihrigen die beſsern seyn. Der geh. Rath v. Thümmel, ein alter Universitäts Freund von mir, hat mich stets geqvälet, ihm etwas von meinen Tändeleyen zuzuschreiben. Er selbst hat es itzt vor einem Gedichte gethan, das itzt unter der Preſse ist und womit ich gar nicht zufrieden bin. Ich habe es ungerne gethan. Wenn es Ihnen miſsfällt, werfe ich es weg: es war erst viel länger; aber ich habe nur den Kopf gelaſsen.

Der Madam Therbusch empfehlen Sie mich aufs nachdrücklichste. Einer von ihren und meinen Freunden in Paris, *Mr. de Marcenay Deghuy* hat mir ganze Briefe zu Ihrem Lobe geschrieben. Wie sehr freue ich mich, meinen besten Rammler auch von ihr gemalt zu sehen. Es soll gut gestochen und mit der gröſsten Sorgfalt gehalten werden.

Wieland ist itzt mit seinem Aufenthalte in Erfurth so übel zufrieden, daſs er sich beynahe den Kopf einstoſsen möchte: aber wo wird der Mann zufrieden seyn? Wer seine Verdienste immer durchs Vergröſserungsglas ansieht, glaubt an keinem Orte weder genug belohnt noch genug geehret zu werden; der wird Europa nicht groſs genug für sich finden.

Das glaube ich, daſs Gl.[eim] und J.[acobi] wahre Farcen spielen. Mich wundert immer, daſs sie noch so lange Freunde sind: aber vielleicht hält die Nothwendigkeit das Band noch zusammen. Ich kann es immer noch nicht von mir erhalten, daſs ich des lezten zusammengedruckte Gedichte[3] recensire. Was nehmen denn beyde gegen Sie für eine Miene an?

---

[1] Vgl. die Beilage III.

[2] Aus den Scherzh. Liedern (3. Aufl., 1763) S. 82 f. mit starken Änderungen in die kleinen lyr. Gedd. I, 81 f. übergegangen. Ramlers Lyr. Bl. IV, 7.

[3] Sämtliche Werke, von Johann Georg Jacobi. Halberstadt 1770. II. Ein dritter Teil folgte 1774.

Helfen Sie mir doch zu einem andern Titel für mein Trauerspiel: die Brüder.[1] Ich möchte sie nicht gerne so nennen, weil wir 2. Komödien,[2] und ein Youngisches Trauerspiel[3] schon unter diesem Titel haben ...

---

[1] Als „Die Flucht" zuerst gedruckt 1780 im 5. Bande der „Trauerspiele".

[2] Ein Lustspiel in 5. Aufzügen von Romanus, nach den Adelphi des Terenz, und?

[3] The Brothers, a tragedy [anonym]. London. 1753.

Beilage III.

Auf dem Rückblatte stehen folgende drei Lieder Weiſses in erster Gestalt mit Ramlerschen Änderungen [= R.], *welche nebst der endgültigen Entscheidung der „Kleinen lyrischen Gedichte" (1772)* [= G.] *in die Anmerkungen gesetzt wurden.*

[I.] Preis der Lieder.

Amor und der Dichter.[1]

Amor.

Guter Dichter! singe mir
Doch zu Ehren kleine Lieder!
Fodre dreuste[2] von mir wieder,
Was du willst, ich geb' es dir.

Der Dichter.

Schmerzen hab' ich nur von dir:
Soll mein Lied dich dafür[3] ehren? —
Aber laſs doch einmal hören:
Welchen Lohn versprichst du mir?

Amor.

Meine Mutter hat ein Paar
Allerliebste Turteltauben:
Sieh ich will dir[4] eine rauben,
Thu' ich es gleich mit Gefahr.

Der Dichter.

Wie? zwey Täubchen, welche sich
So getreu und zärtlich lieben
Durch die Trennung zu betrüben?
Kleiner[5] Räuber, packe[6] dich!

---

[1] G. I, 169—172.

[2] kühnlich R. G.

[3] für die mein Lied dich R. G.

[4] ihr R. G.

[5] [*zuerst:* Wilder R.] Harter R. G.

[6] schäme R. G.

Amor.

Nur gemach! Doch einen[1] Schwan
Von Cytherens Wolkenwagen?
Wagst du den wohl auszuschlagen?
Sieh! auch den biet ich dir an.[2]

Der Dichter.

Einen Schwan? was hätt' ich da?
Niemals fahr' ich durch die Sphären;
Und wie wollt' ich ihn ernähren?
Er friſst ja[3] Ambrosia.

Amor.

Doch sieh[4] meiner Augen Band!
Fühl's,[5] wie weich! macht dir es[6] Freude? —
Von der allerfeinsten Seide
Webt' es Venus eigne[7] Hand.

Der Dichter.

Ja, das war ein schöner Rath,
Mir die Augen zu verbinden?

---

[1] Aber einen stolzen R. G.

[2] Er fliegt mit dir Himmelan. R. G.

[3] Fehlt mir doch R. G.

[4] Nimm hier R. G.

[5] Fühl' R. G.

[6] Macht dieſs dir R. G.

[7] meiner Mutter R. G.

Stets seh' ich ja nach Selinden
Und sieht man sich da wohl satt?[1]

Amor.

Nun, sieh meinen Köcher hier!
Von den bunten Federpfeilen,[2]
Die der Mädchen Herz ereilen,
Geb' ich meinen schnellsten dir.

Der Dichter.

Und er trift? O welch ein Lohn!
Spann den Bogen, gieb[3] geschwinde!
O! er traf — mein[4] ist Seelinde! —
Guter Gott! ich singe schon.

[II.] An die Freude.[5]

O Freude! die du dieses Leben
Mir immer noch erträglich machst!
Und wenn die[6] Stürme sich erheben,
Mit manchem Sonnenblick mir lachst.
Wie preis' ich dich! Schon auf dem Schoose[7]
Der sanften Mutter kannt' ich dich!
Ich riſs von[8] ihrer Brust die Rose,
Und scheute nicht der Dorne Stich.

So bald kein Leitband mich mehr hielte,
Verfolgt ich deine Blumen Spur.
Ich fand sie überall und[9] fühlte
Dich auf der lächelnden Natur[10]

Dich hascht' ich unter Tanz und Sprüngen[1]
Auf Wiesen und am Wasserfall
In Käfern[2] und in Schmetterlingen
Und warf dich in dem leichten Ball.[3]

Kaum hieng am Kinn die Pflaumen Feder
So ströhmtest[4] du in meinem Blut
Durch das sanft schwellende Geäder
Ins junge Herze deinen[5] Muth.
Gab mir das Glück nicht Gold und Ehre
So gab es mir ein Saytenspiel,
Und du gabst mir die weise Lehre:
Zur Freude brauche man nicht viel.

Dich zog[6] ich, hatt ich Wein, im Weine,
Hatt' ich ihn nicht,[7] im Wasser ein.
Du träumtst mit mir im stillen[8] Hayne,
Und scherzest[9] in der Mädchen Reihn.
Raubt ich aus Chloens[10] blonden Locken
Ein Band, entriſs ich Phyllis[11] Brust
Der Hyacinthe Silberglocken,
So hatt ich königliche[12] Lust.

O! laſs mich dich noch ferner[13] fühlen!
Gieb mir ein stets zufriednes[14] Herz!
Und denen, die itzt um mich spielen
Auch meiner Kinderjahre[15] Scherz.
So seh ich mich verjüngt in ihnen
Und tanz', indem die Schläfe mir
Von Kränzen, die sie winden, grünen
Mein Leben durch, geführt von dir.

---

[1] [*zuerst:* Ey! das wär' ein schöner Staat! R.]
Nehm' es, wer es nöthig hat!
Wozu brauch' ich Augenbinden?
Immer seh [seh' G.] ich nach Selinden;
Und noch seh' ich mich nicht satt. R. G.
[*oder:* Gieb mir einen klügern Rath. R.]

[2] wohlbekielten Pfeilen R. G.

[3] Gieb ihn! — — Himmel! wie R. G.

[4] Traf er doch — mein R. Traf er! Mein, mein G.

[5] Der Mann an die Freude. G. I, 217—220. [*In vierzeilige Strophen abgeteilt.*]

[6] ja G.

[7] Schoose (Schoſse G.): Rose *moniert Ramler erfolglos; auch bei L. H. v. Nicolay bessert er diesen Reim. Vergl. den 75. Brief.*

[8] pflückt' an G.

[9] Dich fand ich überall! dich G.

[10] [*darüber:* Zu Hauſse dich und auf der Flur.] Ich auf — G.

---

[1] [*zuerst:* unter Tanzen, Sprüngen R.] mit vergnügten Sprüngen R. G.

[2] Würmchen G.

[3] [*zuerst:* Federball, *so auch* R.] Und in dem leichten Federball. G.

[4] trugest G.

[5] frohen G.

[6] schlurft' G.

[7] Dich zog ich auch G.

[8] träumtest still mit mir im G.

[9] scherztest G.

[10] ihren G.

[11] *zuerst:* ihrer, *so auch* G.

[12] So lacht ich aller Fürsten G.

[13] als Mann noch G.

[14] zufrieden G.

[15] Stets meiner ersten Jahre G.

Dann gieb am Ende[1] meiner Tage
Ein Alter mir ohn' einen[2] Stab,
Ein Sterbeküssen ohne Klage
Ein spät und ein geruhig Grab.
Ja breit' auf dieſs selbst deine Flügel,
Daſs es kein finstrer Gram entweih,
Und meiner Ruhstatt[3] Blumenhügel
Ein Sitz von deinen Freunden[4] sey.

[III.] An die Sittenrichter.[5]

Ihr angenehmen Jünglings Jahre,
Wie bald entfliehet[6] ihr! wie bald!
In kurzem bleichen diese Haare,
Es färbt sich jener[7] Myrrthen Wald.

Getrost! er mag sich immer[8] färben:
Ich wuſste, stets, selbst im[9] Genuſs
Der Freuden, daſs um[10] froh zu sterben,
Man wohl gelebet haben[11] muſs.[12]

[1] Gieb mir am Abend G.
[2] Ein frölich Alter, ohne G.
[3] meines Grabes G.
[4] Die Ruhstatt deiner Kinder G.
[5] Der unschuldige Dichter an die Sittenrichter. R. Der unschuldige Dichter. An die Kunstrichter. G. I, 257 f.
[6] vergrünet R.
[7] Schnell färbt sich dieser R.
[8] Mag doch mein Lebensbaum sich R.
[9] mitten im R. Niemals vergaſs ich im G.
[10] man R.
[11] Zuvor vernünftig leben R.
[12] „*N. B.* Die beiden ersten Strophen an die Sittenrichter fangen mir an noch weniger zu gefallen, nun ich sie geändert habe. Ich habe den Myrthenwald und den Lebensbaum nebst den bleichen Haaren in eins zu bringen gesucht: Aber nicht für ungut, können sie nicht ganz wegbleiben? Mit einer leichten Veränderung geht es an.“ Ramler.

Zwar sang ich[1] Chloen und Selinden:
Doch lebt'[2] ich unschuldsvoll und rein,
Und haſste jene frohen[3] Sünden,
Die uns nach dem Genusse reun.

Ich scherzte[4] gern; doch zu den Scherzen
Die dort ein roher[5] Satyr macht,
Und die des Jünglings[6] zarte Herzen
Vergiften, hab' ich nie gelacht.

Ich träumte[7] viel von Rosenhecken,[8]
Wenn mich gleich manche Dorne stach;[9]
So preſst ich Most an Hochheims Stöcken,[10]
Und schöpfte meinen[11] aus dem Bach.

Darum,[12] ihr strengen Sittenrichter,
Verdammt, von frommen Zorn[13] entflammt,
Nicht unerhört[14] den losen[15] Dichter,
Und wenn Ihr auch sein Lied[16] verdammt.

[1] Ich sang von R. G.
[2] [blieb] R.
[3] die beliebten R. G.
[4] lachte R. G.
[5] jeder Faun und Satyr R.₁ Womit ein Faun uns lustig macht R.₂ G.
[6] der Knaben R. G.
[7] [küſste] R.
[8] stets in Rosenlauben R. G.
[9] Und ward am Schreibtisch wieder wach R. am Schreibetische G.
[10] Ich träumte Most aus Hochheims Trauben R. G.
[11] wirklich R.
[12] Verdammt R. G.
[13] Von tugendhaftem Zorn R. G.
[14] ungekannt R. G.
[15] *oder* „armen“ *Weiſse.* frommen R.₁ muntern R.₂ G.
[16] Wenn Ihr sein Scherzlied gleich R. G.

---

41. L. 15. I. [71]. *W. würde die Überbringer, Reich und Graff, begleiten, wenn ihn nicht sein verantwortliches Amt zurückhielte.* ... Mit Ungedult habe ich diese Messe Ihr Bildniſs von der Madam

Therbusch gemalet, erwartet: vielleicht hat es Ihnen aber an Gelegenheit gefehlet und H. Reich bringt es mit. H. Graf, einer der vortrefflichsten Porträt-Maler, soll Sie auch malen: aber ich fürchte, daſs es mir H. Reich [nicht] zur Bibliothek überlassen möchte, da es sich vielleicht unser Bause, der itzt Geſsnern und mich nach Grafen sticht, zu einem groſsen Porträte vorbehält.... Haben Sie das Urtheil über meine lezten Liederchen gesprochen, so schicken Sie mir es mit.

42. Stötteritz, 8. V. 71. ... Nunmehro soll gleich mit dem Drucke meiner kleinen Lyrischen Poesien der Anfang gemacht werden, aber ich wünschte, daſs Reich sonst etwas thäte, denn ich bin weder halb noch ganz fertig und sehe schon im Voraus, daſs die 5te Ausgabe meiner Kindereyen wieder ganz anders werden wird, wo nicht Ihre Hand mir die Feder geführet hat: doch will ich mich noch diese oder die künftige Woche (denn itzt besinne ich mich, daſs diese wieder bald zu Ende ist) über das Pferdeliedchen hermachen.

Herr D. Müller[1] war mit Ihrer Besserung auſserordentlich zufrieden und hat mir alle Tage einen Brief an Sie bringen wollen. D. Schiebelern kenne ich; aber ich wollte Ihnen doch rathen, daſs Sie ihm von Ihren Änderungen einige Nachricht gäben. Er ist ein wenig bizarr: ist er bey guter Laune, so kann man alles mit ihm machen; auſserdem ist er auch im Stande eine Scurrilität in die Hamburger Zeitung einrücken zu laſsen.[2]

Ihr Döbbelin hat durch die Neugier, womit er unsere Leipziger gereizt, unserm armen Koch viel geschadet. Ich bin Einmal in dem Solymann bey ihm gewesen: denn meine Zeit lieſs mir nicht mehr zu. Indessen muſs ich zu seiner Schauspieler Ruhme sagen, daſs sie sich auſserordentlich zusammennahmen. Ihm kam sehr zu statten daſs vor ihm ein weit elenderer Komödiant Wäser in der Bude gespielt hatte, daſs einige von Kochs Schauspielern krank waren, daſs er endlich einige Stücke spielte,

---

[1] Karl Wilhelm Müller, der rühmlichst bekannte Bürgermeister von Leipzig. Aus seinem „Versuch in Gedichten" (Leipzig 1755) sind in die „Lieder d. Deutschen" aufgenommen: I, 25. IV, 16.; in die „Lyr. Bluhmenlese" II, 31. IV, 20.

[2] Vgl. den 17. Brief. Von Schiebeler stehen in der L. Bl. II, 5. III, 17. 43. IV, 15. 47. 48. (?) V, 7.

die Koch nicht auf seinem Theater hat. Wie sehr wünschte ich, daſs sich dieser an ihm wieder in Berlin rächen möchte: denn ob gleich viel, viel noch zur Vollkommenheit fehlet, so wird es doch noch immer die beste Gesellschaft in Deutschland bleiben.

Mein Aerndtekranz wird erst auf die Woche fertig. Ich überschicke Ihnen indessen das neue Stück der Bibliothek und mein in Kupfer gestochenes Bildniſs. Alle Welt findet es zum Sprechen ähnlich: ich muſs es also auch glauben. ...

Prof. Ebert aus Braunschweig hat uns diese Messe besucht, ein guter freundlicher Mann, der sehr rühmlich von Ihnen gesprochen, und daher leicht auf meine Gunst rechnen konnte. ... Sie urtheilen von Wielands Amadis, wie ich höre, günstiger als unsere Kunstrichter, werden Sie auch so günstig von Gleims Elisen[1] urtheilen? ...

Ein armer junger Studente,[2] von dem ich auch itzt, um ihm zu ein paar Thalern zu helfen, die Ilias des Homer in der Dyckischen Handlung habe drucken lassen, sagt mir, daſs er auch den ganzen Horatz in den horatzischen Sylbenmaſsen übersetzt habe, (eine ungeheure Verwegenheit!) und bringt mir davon beyliegende Proben. Ich lege sie unangesehen bey. Sie nur können davon urtheilen, ob der Mensch Aufmunterung verdienet: sie mögen einmal zurück kommen wenn sie wollen.

43. L. 31. V. 71. Hier haben Sie, mein innigst geliebtester Freund, unsere gute Madame Kochinn, mit ihrem Manne und der ganzen Gesellschaft. Wenn sie auch nicht die gröſste Schauspielerinn ist, so ist sie doch die beste Frau von der Welt, vormals eine groſse Schönheit, wie Ihnen noch die Reste sagen werden, doch stets von einem so unbescholtenen Wandel, daſs ihr auch der Neid selbst niemals etwas böses nachzusagen gewuſst: Er, ein ehrlicher alter Mann, in seinen jungen Jahren einer der gröſsten komischen Schauspieler, die ich jemals gesehen und ein ordentlicher vortrefflicher Hauſshälter, der sich unter den vielen Unglücksfällen, die ihn betroffen, immer durch seine gute Wirthschafft noch erhalten hat, der auch seinen Leuten niemals die geringste Ausschweifung gestattet und dadurch den

[1] Alexis und Elise. Drey Gesänge. Berlin, 1771. [48 SS.] 8°.
[2] Karl Gottlob Küttner. Vgl. Minor S. 308 und Brief 44. 46.

Ruhm erworben hat, daſs seine Gesellschaft eine der gesittesten gewesen, die iemals kann existiret haben. Was die Kunst anbetrifft, so giebt es freylich gute und schlechte Akteurs und Aktrizen unter ihnen: aber vergleichungsweise mag es immer noch für unser bestes deutsches Theater gelten: doch Sie mögen Sie selbst sehen, prüfen und mir Ihr Urtheil sagen. Von Ihnen bin ich überzeugt, daſs Sie, was Sie durch Ihre Empfehlung bey Ihren Landsleuten zum Vortheile der guten Leute ausrichten können, gewiſs thun werden:[1] denn Ihr lezter Brief, woraus ich der Mad. Kochinn eine Stelle vorgelesen, war ein groſser Bewegungsgrund, warum sie sich mit entschlossen haben, nach Berlin zugehen: dieſs ist auch die einzige Ursache, warum ich mich ein wenig für Sie interessire: Denn ich selbst komme oft in $^1/_2$ Jahre in keine Komödie. Wenn ich den Tag über auf meiner Expedition zugebracht, so bin ich froh, den Abend meiner kleinen Familie zu wiedmen.

Hier folget der Aerndtekranz: wie sehr wünschte ich, daſs er Ihnen gedruckt so wohl, als in der Handschrift gefallen möge. Ihre Verbesserungen sind mir vortrefflich zu statten gekommen: ich wünsche, daſs H. Hiller mit seiner Musik bald fertig werden möge, Damit Sie noch in Berlin ihn möchten aufführen sehen.

Mit dem Drucke meiner Lieder ist nunmehro der Anfang gemacht: die Amazonen Lieder hätten hin und wieder noch der meisten Verbesserungen nöthig gehabt: aber sie sind mir beynahe unleidlich, vermuthlich weil ich ein so friedliebendes Herz habe, daſs ich gar nichts vom Kriege und was dem nur ähnlich sieht hören kann. Mein Bildniſs wird Ihnen H. Nicolai ausgeantwortet haben: in einem Buchhändlerballen, der diese Woche abgegangen ist, werden Sie das lezte Stück der Bibliothek[2] nebst einigen Abdrücken Ihres lieben Bildnisses[3] erhalten: ich wünsche, daſs

[1] Das warme Interesse Ramlers für die Kochsche Truppe während ihres Aufenthaltes in Berlin (1771—1775 mit Ausschluſs des Winters 1772/3) beweisen schon die fünf für dieselbe verfaſsten Theaterreden Ramlers (Prolog zur Eröffnung 10. VI. 71 — Rede am 60. Geburtstage Friedrichs II. 24. I. 72 — Abschiedsrede von Berlin 12. IX. 72 — Prolog zur Wiedereröffnung 30. III. 73 — Epilog nach dem Tode Kochs 15. IV. 75).

[2] XII, 2.

[3] Gemalt von der Therbusch, gestochen von Bause; Titelkupfer vor Bd. XII der Neuen Bibl. d. sch. Wiſsensch.

Sie damit zufrieden seyn mögen: aber ich fürchte, meine Künstler haben die Messe über ein wenig geruschelt.

Vermuthlich wissen Sie schon, daſs unser Hofmaler Graf Ihre Madm. Sulzerinn aus Berlin holet? Ich weiſs nicht, ob solches noch bekannt seyn soll; wir können es uns aber wohl ins Ohr sagen. Mir wäre es lieber, Sie, mein liebster, holten ein Sächs. Mädchen: aber ich wüſste freylich keine, die einen Rammler verdiente.

44. [L.] 18. VIII. 71. ... [Tellers] werden Ihnen sagen, daſs ich ein glücklicher Vater von einem jungen Sohne geworden bin. ... Haben Sie denn auch gewiſse Übersetzungen des Horatz von einem jungen Menschen erhalten,[1] die ich Ihnen mit der Anfrage zugeschickt, ob er fortfahren oder sie zu den vielen verunglückten werfen solle? Schicken Sie mir dieselben, womöglich durch Kochs zurücke. ...

45. L. 21. IX. 71. Es wäre des Wunsches noch einmal werth, mein liebster Herzens Freund, daſs ich nebst dem Hn. Ebert bey Ihnen seyn und das Kleeblatt voll machen hülfe. Auch ich liebe den Mann, obgleich nicht so, wie meinen Rammler, und dieser liebt mich doch auch noch ein bischen mehr? denn das sage ich Ihnen, ich bin in der Freundschaft so eyfersüchtig, als in der Liebe, und wer mir bey Ihnen den Vorzug streitig machte, würde meinem Herzen sehr wehe thun. Sie behalten uns also auch unsern Koch zurücke? Es sey darum. Ich gönne Ihnen alles mögliche Vergnügen und mein Theater ist itzt mein Haus. Gern hätte ich es gesehen, daſs Koch vor Ihnen meine Sophia aufgeführet hätte, um Ihr Urtheil darüber zuhören: ich kann auch die Ursache nicht errathen, warum es nicht geschieht. ... [Nicolai] soll Ihnen auch das alberne Ding, der Dorfbalbier, mitbringen: der Vorbericht ist buchstäblich wahr. Man giebt mir schon in öffentl. Blättern schuld, daſs ich durch meine Opern den Geschmack verderbe: sagt man solches nicht bey Ihnen auch? gut, ich will keine mehr machen: es geht einem deutschen Theater, wie dem Müller, der mit seinem Sohne auf den [!] Esel in die Stadt reutet: bald soll er gehen, bald reuten, bald den Esel selber tragen und nichts machet er Recht. ...

---

[1] Vgl. Brief 42. 46.

46. L. 24. IX. [71.] ... Der arme Küttner wird sich sehr freuen, daſs Sie seine übersezten Oden nur zu lesen gewürdiget. Ich hoffe, er soll Ihrem Rathe folgen; er hat schon beynahe den ganzen Horatz übersetzet. Die Übersetzung der Homerischen Ilias von der lezten Messe ist auch von ihm. Ich habe eine groſse Plage mit den hiesigen jungen Witzlingen. Täglich kömmt eine Heerde mit Embryonen ihrer Musen und raubt mir meine schönste Zeit, die Zeit, die mir nur in kleinen Tröpfchen zu Autorgeschäften zugezählet ist, und ich bin so ein guter Narre, daſs ich mir auch diese von andern weghaschen lasse: aber ich denke immer, was hat dein Rammler an Dir gethan?

Des M. Engels Reise nach Berlin ist noch nicht bestimmt. Unstreitig kann er Ihren Freund auf der Theatralischen Laufbahn weit hinter sich zurücke lassen. Er hat Kräffte und Zeit mehr als er brauchet, und ich freue mich mit patriotischen Herzen darüber: bald werden Sie von ihm ein gedrucktes Trauerspiel zu lesen bekommen. Wie glücklich ist der, der itzt erst zu arbeiten anfangen kann! ...

47. L. 18. XII. [71.] Ich habe diesen Morgen Ihr Briefchen erhalten, mein Herzensfreund, und mich unverzüglich hingesezt und ein paar Arien aufs Papier geworfen. Wie sie sind, das weiſs ich nicht: aber Sie können auch was gutes aus was schlechtem machen:[1] ... Künftigen Sonnabend schicke ich mehr und beantworte den übrigen Theil Ihres Briefs. Ist nichts aus den Arien zu machen: so sehen Sie doch meinen guten Willen. ...

48. Undat. [Ende Dec. 1771]. Da haben Sie vollends die Arien,[2] mein süſsester Freund, so, wie ich sie unter dem gröſsten Geräusche der Einnahme, die vorzüglich um diese Zeit von Morgen

[1] Es folgen die zweite („Alle Schönen sollen leben"), dritte („Ich lobe den Krieg") und vierte Arie („Ha! suchet nur den Stein der Weisen") zu Goldonis Kriege (vgl. Minor S. 176), mit Ramlerschen Korrekturen, auf deren Mitteilung ich verzichte, da mir kein Druck der Operette zugänglich ist.

[2] Fünfte („Erst spann ich Flachs an meinem Rädchen"), sechste („Die besten Ehen von der Welt"), siebente („Seh ich einen Officier"), achte („Ich fürchte nicht das Duelliren"), neunte („Der Mensch ist immer unzufrieden"), zehnte (Divertissement; Peter, Lieschen, Dorchen und Hanchen), elfte („Ein Officier hat Ehr im Leibe"), mit vielen Korrekturen im Konzept.

bis Abend dauert, unter Zerstreuungen, die ich Ihnen nicht alle erzählen kann, aufs Papier geworfen habe. Sie und unser Hiller werden das Beste dabey thun. Das Schauspiel selbst muſs noch entsetzlich *castriret* werden, wenn es ausstehlich seyn soll. Mir ist es ein wahres Guckkastenstück.

Die Madm. Steinbrecherinn spielt die Julie! jaja: aber o! Sie hätten die Schulzin sehen sollen! was jene noch leidliches hat, ist dieser abgeborgt: aber nicht allezeit mit Verstande. Daſs sie bey Kochs nichts umlernen wollen, hat mich mehr, als einmal vom Theater gejagt. Ich werde es Ihnen Dank wissen, wenn Sie es einmal dahin bringen, daſs Koch den Krispus aufführet. Aber wie steht es mit der Sophia? Hat mir Koch noch nicht den Gefallen thun wollen, sie in Berlin vorzustellen? Ich gestehe Ihnen, daſs ich es vor mein Leben gern sähe, weil ich Sie gern darüber möchte urtheilen hören, ehe ichs drucken lasse; weil es der Mad. Starkin Triumph ist, weil es das lezte Küchelchen von der Brut ist. Hier führten sie es mit lauter Schweinen auf: niemand, auſser der Starkinn wuſste seine Rolle auswendig und ich war eben so klug, als wenn sie es nicht gespielet hätten. Wenn es Koch aufführen wollte, so wünschte ich, daſs es je eher, je lieber geschähe! ich habe meine guten Ursachen dazu, die ich itzt wegen Kürze der Zeit nicht schreiben kann. Unser Hiller qvält mich Tag vor Tag wieder um eine komische Oper: er spricht, keine Liederchen sezten sich für ihn besser als die meinigen: vermutlich weil sie ziemlich Gedankenleer sind. Ich hätte aber mehr Lust noch ein paar Trauerspiele zumachen: den jungen Conradin, eine Heldentragödie, einen Calas, einen = = doch auch vielleicht keines von allen. Mein Winter ist wenigstens so mit Arbeit besetzet, mit elender Arbeit, die aber mehr Geld und weniger Tadel einbringt, daſs ich vor künftigen Herbst nicht daran denken kann, daſs sie vielleicht mit andern schon gemachten Entwürfen zu Grabe gehen werden. ... Haben Sie tausend Dank für das angenehme Liedchen, das Sie mir noch zu meinen Tändeleyen nachgeliefert haben. H. Reich muſs einen Bogen deswegen umdrucken lassen, da hilft nichts dafür. ... Man sagt mir viel von einer vortreflichen Ode von Ihnen auf unsern lieben Rohde: Theilen Sie mir doch einmal dieselbe mit; sie soll nicht aus meiner Hand kommen. ...

49. L. 25. III. [72.] ... Es ist mir lieb, daſs Sie die Sophia gesehen,[1] noch lieber, daſs Sie sie mit einer Thräne beehret haben. Eine Thräne von Ramlern! welche Belohnung. Nun frage ich nach hundert kleinsichtigen Tadlern nicht. Wenn diese aus moralischen Handlungen nicht Euripidische Sittensprüche herausziehen können, so mögen sie in Basedows Elementarschule gehen. Überhaupt, liebster Rammler, was ist doch der Ruhm für ein elendes Ding in unserm Deutschlande? Man qvälet sich kleine Flecken zu finden und vor Schönheiten drücket man die Augen zu: bey einem kleinen allgemeinen eiskalten Lobe, knaupelt man an einzelnen Worten und Stellen, um einzeln desto bitterer tadeln zu können. Sich allein, Sich und Höchstens ein paar guten, sanften, unpartheyischen Freunden muſs man schreiben, dichten und malen, wenn man von seiner Arbeit ein Vergnügen haben will. Schon seit geraumer Zeit lese ich kein deutsches Journal mehr: denn da jeder Journalist ein Miethling von einem Dichter ist, so weiſs ich vorher, was von ihm und den übrigen Dichtern, die nicht zu seiner Zunft gehören gedacht und gesagt wird. Verlohnt sichs wohl sich um den Preis zu ärgern? O wie schön, wie göttlich schön haben Sie unsern geliebten, bescheidenen Rode besungen,[2] ihn dessen Seele die göttlich schöne Kunst nicht aus Ruhmsucht liebt, nein wie der Weise die Tugend, und möchte ich hinzusetzen, wie mein Rammler seine Laute. Sein Lob wird nun ewig bleiben, wenn ihn sein König gleich zehnmal verkennt und hundert Sklaven mit ihm nach einem bunten kindischen Franzosen greifen, und einen kleinen Gecken von Amor, dem blutenden Cäsar vorziehen.

Auf Lessings neues Trauerspiel[3] freue ich mich: es wird allezeit groſse und mächtige Schönheiten haben. In seiner Farbe,

---

[1] Von Koch zuerst am 4. Febr. 1772 in Berlin gespielt. (Vgl. Brachvogel, Gesch. d. Kgl. Theaters zu Berlin I, 238. Plümike, Entwurf einer Theatergesch. von Berlin, 1781, S. 403. Minor S. 245.)

[2] „An Herrn Bernhard Rode“ zuerst in den „Lyrischen Gedichten“ 1772, S. 48—55:

> Der du dem blutenden Cäsar beym Dolche des Freundes in Purpur
> Das Antlitz hüllest, das den Mörder liebreich straft; ...

[3] Emilia Galotti.

in der Sprache wird es ihm niemand gleich thun. Sein Witz ist unerschöpflich: sein Gefühl — warm, wenn er bitter wird: sonst, (wir können es einander ins Ohr sagen) seine zärtlichen Empfindungen, als Freund, als Vater, als Liebhaber, immer ausstudieret und erkünstelt: immer sieht man da den witzigen, scharfsinnigen, philosophirenden Kopf, aber das Herz — ich weiſs nicht habe ich recht, urtheilen Sie —

Da ich vom Herzen rede, muſs ich eine kleine Bitte in einer Angelegenheit an Sie thun, die ganz von Herzen kömmt.

Sie werden von dem schrecklichen Hunger gehöret haben, der in unserm Erzgebürge wütet. Jedes giebt itzt sein Schärflein hauptsächlich zur Erhaltung der Kinder, denn die Alten sind alle so gut als verloren. Ein Dichter, wie Sie wissen, kann nicht viel geben, und ich wollte doch nicht, daſs die Dichter die lezten wären, um wenigstens zu thun, was sie können. Da habe ich auch gethan, was ich gekonnt habe. Der ganze Gewinnst aus dem Verkaufe dieser beygelegten paar Bogen,[1] das Exemplar *a* 4 *gr.* ist von mir dazu bestimmt; er soll, wie es hier itzt durch unser Intelligenz Blatt geschieht, öffentlich angezeigt werden, und Sie, bester Freund, sollen mir diese 25. Exemplare unter Ihren Freunden, (und Rammler hat viel Freunde in Berlin,) verthun helfen: Tragen Sie aber das geringste Bedenken, so vertheilen Sie diese so. Ich hatte erst den Einfall: ich wollte unsern guten rechtschaffenen Koch bitten: er sollte dieses kleine Stückchen statt eines Nachspiels aufführen (denn es ist in einem Tage gelernt,) und ich wollte ihm etwan ein paar 100. Exemplare schicken, daſs er sie beym Eingange um 4 *gr.* verkaufen lieſs: aber ich möchte doch erst wissen, ob er es thun wollte oder könnte. Ich glaube, es könnte viel Eindruck auf dem Theater machen und ich sehe nicht, warum man allein von den Kanzeln die Herzen der Reichen nur erschüttern sollen. Thun Sie, was Ihnen gut dünket: Sie denken so menschenfreundlich, so wohlthätig als ich, und sind ein weit besserer Richter als ich. Mein Name braucht nicht genannt zu werden, wenn Sie es nicht für

---

[1] „Armuth und Tugend, ein kleines Schauspiel in einem Aufzuge. Zum Besten der Armen.“ Leipzig, 1772. [46 SS.] 8⁰. Vgl. Minor S. 124 f.



gut halten: man möchte sonst glauben, es wäre eine bloſse *Captatio gloriolae,* die mir dabey nicht einfällt. ...

Der Aerndtekranz ist, wie ich höre nunmehr aufgeführet.[1] Wie nimmt er sich auf dem Theater aus? ist man mit der Musik zufrieden? Ich habe nur etliche Arien daraus gehöret. Noch Eins! Wenn H. Koch sich zu Aufführung des obigen Kleinen Stücks entschlieſsen sollte, so wünschte ich, daſs die Personen so vertheilet würden: Kanther und dessen Frau H. Brückner und *Mad.* Starkin, Julie Mlle Huberin, Karl Mr. Klotsch, Fritze die kleine Withöftin,[2] H. v. Warner der Vater Schmelz, der Sohn Herlitz. ...

50. L. 29. V. 72. Der M. Engel hat mir Ihren lieben Brief bey seiner Ankunft übergeben. ... Die überschickten Kupfer, das Geld, die Berechnung, alles hat seine Richtigkeit und ich danke Ihnen tausendmal im Namen der Armen und in meinem eigenen, daſs Sie mir diesen Beytrag verschaft haben: auch unserm ehrlichen Koch erstatten Sie für seine Bereitwilligkeit, meine guten Absichten zu befördern, meinen freudigen Dank ab.[3]

Ihre lyrischen Gedichte,[4] für die ich Sie umarme, habe ich itzt bey dem Buchbinder. Unter den Unruhen einer, mehr als jemals für mich unruhigen Messe habe ich sie nicht lesen wollen: Dieſs soll auf die Woche unter einer grünen Laube auf dem Lande geschehen: da will ich in Gedanken an Ihrer Seite sitzen, und alles fühlen was Sie gesungen haben und alles gedoppelt fühlen, da der edle Dichter der Liebling meines Herzens, da er mein Freund ist: ein andrer mag sie mit der bösartigen Miene eines Bibliothekars oder Hamburg. Zeitungsschreibers lesen, und zur Strafe nichts, nichts als Dornen fühlen, wenn er Ihre Rosen entblättern will. In der That sollte man sich nur gefürchtet machen, wie unser L.[essing]. Es ist eine Lust, zu sehen, wie die

---

[1] Zuerst am 17. II. 72. (Brachvogel 1, 236. Minor S. 171.)

[2] Danach ist Minor S. 125 zu ändern; „Karl, der älteste Sohn, ein junger Mensch von 19 Jahren. Fritze, der jüngste Sohn, ein kleiner Knabe“ nach dem Personenverzeichnis.

[3] Koch gab das Stück „Armuth und Tugend“ am 22. April und 1. Mai 1772 mit bestem Erfolg.

[4] Berlin, bey C. F. Voſs. 1772.

Recensenten um die Emilia herumtanzen und in jedem Flecken ein Schönpflästerchen finden: Eben so machen sie es um die Oden Kl[opstocks]: denn sie wissen, daſs ein Gerstenberg und Herder und — hinter dem Zaune lauren und Achtung geben. Mags doch! Mein Rammler darf niemanden um die Ewigkeit, die sie ertheilen, beneiden.

Ihren vortrefflichen Moses habe ich etliche Stunden gesehen; Sulzern im Geräusche einer groſsen Gesellschaft bey H. Reichen:[1] den H. Nicolai wenig oder gar nicht. Warum er sich diese Messe so sehr von mir entfernet, weiſs ich nicht: so gern ich ihn aufgesuchet hätte, so haben es meine Geschäfte nicht zugelassen. Der pohln. Jude Behr[2] hat mich schon etliche mal besuchet. Er wird hier seine Studien fortsetzen und ich werde ihm dienen, wo ich nur kann: denn er sagt, daſs Rammler sein Lehrer und Freund sey.

Meine kleinen Lyrischen Gedichte wird Ihnen H. Reich überschickt haben: wenigstens habe ich ihn darum gebeten. An der kleinen Dedication habe ich den Kopf gelassen, weil ich Thümmeln gern ein Kompliment über seine Wilhelmine machen wollte: vieles hätte noch den Untergang verdienet: aber die 3. Bändchen sollten ungefähr von einer Stärke seyn und ich muſste alles thun sie auszufüllen. Ins künftige will ich suchen, eins und das andere durch etwas Besseres zuersetzen. Reich hat viel auf das Aeusserliche ohne die geringste Veranlassung von meiner Seite darauf verwendet. ...

51. L. 20. X. 72. ... Haben Sie tausend Dank, daſs Sie meine komische Oper[3] haben durchlesen wollen. Freylich wäre es mir noch lieber gewesen, Sie hätten Ihre züchtigende Feder dabey gebraucht. Ein verändertes Wort wäre mir schon ein groſses Geschenk gewesen: ich will noch bessern so gut ich kann: ich bin aber in Besserung meiner eignen Sachen stocktumm: wenigstens muſs ich sie ganz vergessen und Jahre lang liegen haben: Dieſs sollte auch seyn, aber H. Hiller und unser Koch drängen mich mit Ungestüm und ich bin so ein guter

---

[1] Vgl. Minor S. 48.

[2] J. F. Behr, Verfasser der „Gedichte von einem pohlnischen Juden." Mietau und Leipzig, 1772. Nachahmer Ramlers, den er a. a. O. S. 63 besingt.

[3] Die Jubelhochzeit.

Narr, daſs ich mich drängen lasse. In der Handlung selbst werde ich wenig ändern können: denn alsdann müſste ich das Ganze umschmelzen und das ist mir eine komische Oper gar nicht werth. Ich habe nun einen Theil von Kochs mitgebrachten Schätzen gesehen.[1] Die Schauspieler sind freylich nicht, was sie seyn sollten: aber man muſs schon zufrieden seyn, wenn sie thun, was sie können. ... Sie fragen, liebster Rammler, ob Sie nicht in Ihrem Batteux eine neue Theorie von der Tragödie festsetzen sollten? Ja, aber welche? Wollen Sie sie aus Leſsings Dramaturgie ziehen oder von welchen Stücken wollen Sie dieselben [!] abstrahiren? Gott weiſs es, ich weiſs selbst nicht, was ....[2] haben will? Man lese nur die Frankfurther [Zeitung oder die][2] Recensionen in der N. Hamburger über ....[2] oder die Mauvillonischen Briefe über ....[2] Classification derselben: kurz was Les[sing, Herder, Ger[2]]stenberg u. a. darüber bisher geschrieben haben, und ich will den loben, der mir daraus einen deutlichen Begriff von dem, was man eigentlich verlangt, zusammen setzen kann. Alles läuft dahin aus, daſs sie einen deutschen Shäkespear verlangen: Die Heldentragödie wird gar verdammet: man schwatzt viel vom Intuitions Gefühle, und zur Verwerfung eines Stücks ist es genug, wenn man in Versen schreibt, oder eine gewisse Regelmäſsigkeit beobachtet. Ich habe so alle Lust verloren, daſs mir es gar nicht mehr einfällt ein Trauerspiel zumachen: sollte mir ja einmal wieder der Kitzel ankommen, so

---

[1] Vgl. Frau Koch an Ramler (Leipzig, 26. IX. 72. — ungedr.): „Wir sind den 15. dies. abends um 8. Uhr glücklich hier angekommen, und so auch die ganze Gesellschaft, bis auf H. Löwen, der noch immer das Bette hüten muſs, und Gott weiſs, wenn er es wird verlaſsen können! Es kömmt uns allerseits hier alles recht fremd vor, als wenn wir noch niemals hier gewesen wären. Das groſse, prächtige Berlin hat zu starke Eindrücke auf uns gemacht, als daſs ein kleiner Ort, wie hier, dieselben so leicht verdrängen sollte. Wir haben am 21. dies. unser Theater mit *Emilia Galotti* eröfnet, worauf eine kurze Rede von H. *M.* Engeln folgte; den folgenden Tag gaben wir den Aerndtekranz, den 3ten Tag den Westindier und den 4ten Tag den Deserteur, und also diese Woche 4. Stücke, welche mit vielem Beyfalle aufgenommen wurden. ...

[2] Abgerissen. In der letzten Lücke wird, trotz des „gewissen Gede“ in Weiſses Briefe an Uz vom 28. XII. 72 (vgl. Minor S. 334) nur „Herder“ zu ergänzen sein.

soll es niemand als mein liebster Rammler sehen. Doch das wäre freylich ein Glück für uns, wenn Sie uns eine Theorie von dem Drama nach Ihrer Idee geben wollten: vielleicht wäre das das Mittel die Kunstrichter zu vereinigen und eine Feuersäule aufzustellen, die Melpomenens Schüler erleuchten und erwärmen könnte.

Haben Sie mich nicht bedauert, als Sie die Briefe der deutschen Gelehrten an den verstorbenen Klotz[1] gelesen? Doch wenn Sie sie nicht gelesen haben, so lesen Sie sie nur nicht. Es sind auch von mir welche drinnen und Sie können leicht denken, wie viel es mir Aergerniſs gemacht. Wenn man sich erinnerte, daſs als ich sie schrieb, Klotz selbst in den Augen seiner itzigen Antagonisten ein groſser Mann war, daſs man ihn für einen ehrlichen Mann hielt, daſs er durch die Geschenke seiner Schriften, [durch sei[2]]ne Schmeicheleyen und Auffoderungen zu Gegen ...[2] vertraute Urtheile, zu einer gleichen ...[2]; so wird, was ich geschrieben, ziemlich alles ...[2]: aber wer liest gerne Privatbriefe von sich ...[2]: doch ich muſs mich mit einem Spalding trösten,[3] obgleich eine solche Niederträchtigkeit die ärgste Vermaledeyung verdienet. Es ist eine gute Warnung für die Zukunft. An niemand, als meinen Ramler will ich künftig mit offnen Herzen schreiben.

Die Messe hat uns sonst nichts, gar nichts merkwürdiges mitgebracht. ...

52. L. 2. XI. 72. *Weiſse rät zum Lauchstädter Bade gegen Ramlers Gicht.* ... Unser ehrlicher Cacault[4] ist lauter Dank für den freundschaftlichen Umgang, dessen Sie ihn würdigen. Ganz gewiſs schlägt man itzt seine Landsleute zu sehr nieder, so wie

---

[1] „Briefe Deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz, Erster Theil. Herausgegeben von J. J. A. von Hagen." (Halle 1773.) S. 47—82: Briefe von dem Herrn Weisse.

[2] Abgerissen.

[3] Die von Gleim wenn nicht besorgte, so doch begünstigte Veröffentlichung der „Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim" 1771. o. O. [Halberstadt, bei Groſs] führte zu völliger Entzweiung der Jugendfreunde und zu nachdrücklichen Verwahrungen Spaldings (u. a. im Hamburg. Korrespondenten vom 15. V. 71 und 1. II. 72).

[4] Vgl. Guhrauer, Lessing[2] II, 520 ff. Doch kam Cacault schon im Herbst 1772 über Leipzig nach Berlin.

man sie vormals zu sehr erhob. Verdiente Batteux wohl eine so gar demüthigende Verachtung, als ihm in der allg. Bibl. bey Gelegenheit der Schlegelschen Übersetzung erwiesen wird?[1] Der Rednerton, der darinnen herrschet, ist, dünkt mir, so gar übel nicht gewählt. Das Buch ist für junge Leute geschrieben und würden sie wohl einen Gefallen an den schönen Künsten und Wissenschaften finden, wenn man sie metaphysisch, psychologisch und ästhetisch abhandeln wollte? Wie geht unser Lessing mit den französischen dramatischen Dichtern, wie Herder mit allen ihren Schriftstellern um? freylich ist es dann kein Wunder, wenn alle kleine deutsche Kritikaster ihnen nachschreyen. Aber ich denke noch immer, Ihr Batteux wird noch 20. Ausgaben erleben, ehe eine von mancher noch so tief hervorgeholten Theorie wird verkauft seyn. Wie sehr würden Sie nicht das Verdienst des Buches erhöhen, wenn Sie Ihre Gedanken über die Dramatische Dichtkunst hinzufügen wollten! Sie sind es bey nahe allein, der es thun kann. Sie sind Kunstrichter und Dichter. Ihre Strenge gegen Sich selbst überzeugt jeden, daſs Sie nach einer genauen Prüfung urtheilen, und Ihre Entfernung von allen kritischen Zänkereyen auf dem Parnasse, daſs Sie ein unpartheyischer Richter sind. Kennen Sie schon das groſse neue Werk des Cailhava *sur la Comedie?*[2] Nach dem Auszuge, den ich davon gelesen, muſs, wenigstens über die verschiedenen Gattungen der dramatischen Dichtkunst sehr viel gutes darinnen stehen. Glauben Sie, liebster Freund, ja Rath zu brauchen, (doch den haben Sie gewiſs nicht nöthig) wie wäre es, wenn Sie mir Ihren Aufsatz vorher mitteilten, daſs ich ihn mit Garven und Engeln durchläse? ich wollte Ihnen ein heiliges Stillschweigen auch für diese meine Freunde gewähren. Gott gebe Ihnen nur Gesundheit!

Über die veralteten Wörter in der Übersetzung des Homer haben Sie vollkommen recht. Sie ist nicht von mir, ich hätte es aber wegstreichen sollen und bin böse, daſs ich es nicht ge-

---

[1] Allg. D. Bibl. XVI, 1, S. 17—31: Herdersche Recension der dritten Auflage der Schlegelschen Übersetzung von Batteux' „Les beaux arts reduits à un même principe." (Leipzig 1769 f.)

[2] De l'Art de la Comédie, ou détail raisonné des diverses parties de la Comédie, et de ses différents genres ... Par M. de Cailhava. IV tomes. Paris 1772. 8°.

than, da ich es doch thun wollte: die Bibliothek aber ist mir so zum Eckel, daſs ich nur gezwungen eine Feder ansetze und so bald ich nur noch ein paar Bände herausgewürget habe, soll das Lied ein Ende haben.

Über den übel dienstfertigen Freund, der Ihnen meine Liebe verdächtig machen wollte! Gut, daſs er schweigen muſs, so soll er mit nächsten bey Beurtheilung Ihrer lezten Ausgabe, die noch vielleicht in diesem Stücke erscheinen wird, einen feyerlichen Widerruf des vorigen Tadels finden, und es soll dabey ein Ausfall auf Ihre Feinde geschehen. In dem Register habe ich leider! kein Wörtchen gelesen; das fehlte mir noch, daſs ich die Register läse: aber leider! sehe ich auch hier, daſs man sich nicht auf fremden Verstand verlassen muſs.

Unserm Koch geht es noch sehr wohl. Er hat immer sein gewaltig groſses Haus voll und da er vor Kurzem Miene gemacht uns zu verlassen, weil er den Advent über die lezten paar Wochen nicht spielen darf, so haben ihm die hier studirenden jungen Leute zur Vergütung ein Geschenk mit 130. *Louisd'or* gemacht. Schmelz und seine Frau, Herlitz und Woland sind abgedankt. Er ist mit dem ersten seines schlechten Memorirens wegen unzufrieden, und verspricht einen bessern an seine Stelle; wer es aber ist, können wir noch nicht erfahren. Herlitzen hat er durch einen gewissen M ü l l e r ersetzt. Den *Ricaut* hat dieser in der Minna sehr gut gespielet: aber desto schlechter den Edelmann in der Liebe auf dem Lande. Schmelzen verliert das hiesige Publikum sehr ungern. An den Krispus wird nicht gedacht. Koch hat das unglückliche Principium mit von Berlin gebracht, daſs nichts als Komische Opern gelten: gleich wohl hat er bey uns in Trauerspielen sein ganzes Hauſs voll und man hat ihm seit er wieder hier ist, mit dem gröſsten Ungestüm den Romeo abgefodert und es endlich heute zum ersten male durchgesezt. Ausser der Aemilia Galotti[1] hat er sonst noch Keines aufs Theater gebracht. Meine neue Komische Oper[2] hat mir Hiller und Koch aus den Händen gerissen, ehe ich noch die

[1] Am 21. IX. 72 zur Wiedereröffnung in Leipzig gespielt; vgl. den 51. Brief.

[2] Die Jubelhochzeit, zuerst gedruckt Leipzig 1773.

Aenderungen gemacht, die Sie wünschten: ich habe zwar kleine Abkürzungen versuchet, aber das Ganze ist geblieben. Sie ist schon über die Hälfte komponiret und wenn sie nichts tauget, so weiſs ich mir nicht anders zu helfen, als daſs sie ungedruckt bleibt.

Das wäre freylich ein groſses Glück für mich, wenn ich Ihnen erst den Plan zu einer Tragödie vorlegen können: Aber ich muſs es Ihnen, mein bester Freund, gestehen, daſs ich niemals einen gemacht habe und machen kann. Der kleine Entwurf, den ich mir gemeiniglich in meinem Kopfe mache, geht in der Ausarbeitung, wo sich mir immer neue Aussichten und vortheilhaftere Wendungen zeigen, verloren. Lessing war, als ich ihn das leztemal sprach, sehr wider die Heldentragödie: er behauptete, ie näher ein Stand dem unsrigen läge, desto gröſsere Wirkungen müſste das Tragische hervorbringen: Vielleicht ist das aber nur von gewissen Süjets aus der alten Fabel wahr: auch glaube ich wohl, daſs ein Zufall der mir täglich selbst begegnen kann, mich auf solche Fälle mehr aufmerksamm machet: aber die Helden sind doch auch Menschen und ihre Empfindungen die unsrigen: Dieſs würde mich also nicht abhalten, und ich würde mich an den Conradin machen, wenn ich mehr Zeit zur Lektüre hätte, um den Charakter der damaligen Zeit und der mithandelnden Personen zustudiren. Vor kurzem fiel mir ein, ob ich nicht einen deutschen Fanatismus versuchen und die Geschichte des Calas zum Grunde legen sollte: es liegen in derselben groſse Situationen: nur wüſste ich nicht die Zeiten gut zu vereinigen: ich müſste es denn wie Shakespear machen, und mein Trauerspiel Leben und Tod nennen und den ordentlichen Fortgang der Geschichte wählen.

Bey dem Sylbenmaaſse, wenn ich eines in Versen schreiben sollte, wäre ich immer noch für meine fünffüſsigen Jamben, und ich habe bey Vorstellung des Atreus bemerket, daſs sie wegen des vielfachen Abschnittes und der Freiheit, den Sinn der Rede durch so viel Zeilen, als ich will, fortlaufen zu lassen, bey vielem Wohlklange, doch der Prose am nächsten kommen: Doch Sie haben freylich die Sylbenmaaſse zehnmal besser, als ich studiret und mein weniger geübtes Ohr läſst sich auch leichter als das Ihrige befriedigen: O daſs ich doch unter Ihrer Leitung arbeiten

könnte! Aber ich denke immer, was ich bin, das bin ich und werde nicht viel besser werden. Sollte Ihr Sulzer, in dem Artikel: Abentheuerlich, seines Wörterbuchs, da er von einem deutschen dramatischen Dichter redet, nicht mich gemeynet haben? Ich vermuthe es beynahe, aus Bodmers Beschuldigung vor seinem parodirten Romeo. Es sey darum! Ihr Beyfall und Ihre Liebe halten mich für alles schadlos. ...

53. L. 15. II. [73.] Und wenn die Madam Kochin es auch nicht verlangt hätte, so kann ich doch die gute Frau nicht ohne ein Briefchen an meinen liebsten, besten Freund fortgehen lassen. Ich will ihr auch ein herzhaftes Mäulchen mit auf den Weg geben, das sie Ihnen in meinem Namen überantworten soll. Die Ladung von Neuigkeiten, die sie Ihnen mitbringt, ist nicht groſs und meine Jubelhochzeit wird für die Musikliebenden Berliner ziemlich das beträchtlichste seyn. Sie ist mir von unserm ehrlichen Hiller und Koch, so bald sie von Ihnen zurücke kam, aus den Händen gerissen worden und ich habe sie, ehe sie gespielt worden, nicht wieder zu sehen gekriegt: Sie dürfen Sich also nicht wundern, wenn Sie sie in ihrem ganz natürlichen Zustande, wie ich sie unter tausenderley Zerstreuungen aufs Papier geworfen, finden: und nun werde ich auch die Belohnung dafür haben, brav kritisiret zu werden: denn den lauten Beyfall, den sie hier eingeärndtet, schreibe ich blos wieder der Güte der Musik zu. Von den Liedern habe ich hin und wieder zu 2.—3. Strophen wegstreichen müssen und da sie dem ungeachtet noch zu lang war, habe ich weggenommen, wo nur wegzunehmen war, ohne zu fragen, ob es das beste oder das schlimmste war. Ehe ich noch an Druck gehe, erwarte ich noch Ihre Kritik: ich will gerne noch verbessern was zu verbessern möglich ist: Das Ganze muſs aber nun leider! wohl bleiben. Meine Laufbahn mit der Komischen Oper soll, so bald ich noch ein Stücke zur Erfüllung des 4ten Bandes gefertigt, vollendet seyn, ob es gleich H. Hiller zufrieden wäre, daſs ich alle 4. Wochen eins machte. Und dann, mein liebster Rammler, was dann? Freylich sollte ich noch ein paar Trauerspiele machen. Mein ganzes Gehirn ist auch von tragischen Situationen voll: aber ich sehe noch so bald keine Entbindung vor mir. Eine Menge Berufs und Amtsgeschäfte, Aufträge und Briefe von allen Orten, ein Anlauf von

jungen Dichtern mit witzigen Geburten, von denen unsere Universität wimmelt, und die unverdienter Weise ein vorzügliches Vertrauen zu mir haben, meine Kinder, denen ich wenigstens meine Abende schenken mufs, alles dieses zerstreuet mich auf so eine Art, dafs mir immer wieder übel die Wahlzeit vergeht, was ich zuerst anfangen soll. Hätte ich nur den zehnten Theil der Zeit, wie unser Lessing = = = doch die Welt verliert nichts dabey und ich auch nicht.

Sie wünschten den Krispus? Aber nun, da vollends H. Schmelz abgeht, so ist kein einziger Schauspieler mehr da, der einen tragischen Alten mehr spielen kann und unser H. Koch scheint seine ganze Rücksicht auf die komische Oper zu nehmen, wozu der Berliner Geschmack viel beygetragen hat.

Wielands Alceste werden Sie gelesen haben. Ich rieth schon vor 4. Jahren unserm Kretschmann, bey dem ich viel Lyrisches Genie wahrzunehmen glaubte, zu einer deutschen Oper. Er schickte mir auch den 1ten Akt von einer, worinnen viel Schönes war: warum er nicht fortgefahren, weifs ich nicht. Er dauert mich, denn so bald er hinter her kömmt, ist er unter den Kunstrichtern der Nachahmer, wie es ihm mit dem Rhingulph gieng, den ich doch ein ganzes Jahr vorher gelesen hatte, ehe wir noch von Klopstocks Herrmannsschlacht etwas gehöret hatten.[1] Am Ende ist nicht viel daran gelegen. Man schneidet itzt in Weimar auf deutsche Opern zu, und diese werden die deutsche Komödie vollends ganz verdrängen.

Sie gehen nun, liebster Freund, wieder über Ihren Batteux her: Gott gebe Ihnen Kräfte und Gesundheit dazu. Eine Recension über die lezte Ausgabe Ihrer Gedichte kömmt in mein nächstes Stück der Bibliothek.[2]...

54. L. 6. V. [73.] ... Meine Hoffnung, Sie in Berlin zu besuchen, ist mir durch einen traurigen Zufall vernichtet worden. Ich verlor durch einen Schlagflufs meinen jüngsten Sohn, da er eben mit seiner zärtlichen Mutter auf dem Kanapee safs und spielte. Ihr Schmerz erfoderte eine Zerstreuung. Ich reisete also mit ihr nach Altenburg, wo ich noch eine Schwester habe.

---

[1] Vgl. Brief 34. 35.

[2] Vgl. den folgenden Brief.

Hier aber bekam mein ältester Sohn gleich nach unserer Ankunft ein dreytägiges Fieber und ich muſste seinetwegen 3. Wochen bleiben. Nunmehr aber wieder eine Reise vorzunehmen, erlauben mir weder meine Amts- noch meine häuſslichen Geschäfte. ... *Dafür möge R. nach Leipzig kommen.* Wir haben auch schöne Spaziergänge mit Nachtigallen und allen Arten von Gesangvögeln angefüllet, und man darf sie lange nicht so weit suchen, als Sie in Ihrem königlichen Berlin. Ich kann Sie um desto beqvemer beherrbergen, da ich mit meiner kleinen Familie einen nahen Garten bewohne, (nahe in Leipziger Verstande) und Ihnen alle ersinnliche Gemächlichkeit verschaffen kann. ...

Lassen Sie Sich ja nicht die ungewaschenen Kritiken über Ihre unsterblichen Werke beunruhigen. Sind solche elende Tadler, wie Sie in der Hamburg. Skartecke[1] gefunden, auch nur werth, daſs man einen Blick darauf wirft? Ihr Ruhm wird bleiben, so lange noch ein Funken von wahren Witze und Geschmack mit nur ein bischen allgemeinen Menschenverstande bleiben wird. In meinem itzigen und nächsten Stücke der Bibliothek[2] werden Sie eine feurige Vertheidigung bey nicht sanften Ausfällen auf ihre Widersacher finden. *M.* Engel ist der Verfasser und ich habe nach verschiedenen Unterredungen, mir es als den gröſsten Beweis seiner Freundschaft erbeten. Der Anfang ist bereits abgedruckt. Ich sehe wohl, daſs man bey uns sich eine eiserne Stirne anschaffen muſs, um den Kläffern Trotz zubieten und sich über sie wegzusetzen. Ich überlieſs das Geschäfte Engeln ungern, weil ich am liebsten Ihr Waffenträger selbst gewesen wäre: Aber ich habe der Zeit zu wenig und er hat noch mehr philosophischen Kopf und Zuversicht als ich.

Auf unsers *Cacault* Übersetzung[3] bin ich begierig. Ein gewisser vortrefflicher junger Franzos, der hier etliche Jahre studiret, *M. de Virly* war mit dem, was *Cacault* hier davon übersetzet, nicht ganz zufrieden: hoffet aber, daſs er, nachdem er Ihres

---

[1] „Beurtheilung der Ramlerschen Muse. Hamburg bey Schröder. 1773.“ [39 SS.] 8°. Ramler wird darin „der ärgste Deutschverderber“ genannt, der jemals gewesen sei.

[2] XIV, 2, 294—308. XV, 2, 283—311; mit das Beste, was über Ramler als Dichter geschrieben ist.

[3] Von Ramlers Lyr. Gedichten, erst 1777 erschienen. Vgl. den 76. Brief.

Rathes dabey genossen, vieles werde geändert haben: er selbst hat die Kantate Ino und Pygmalion übersetzet und sie auch Hn. *Cacault* dazu gegeben. Dieser *Mr. de Virly* wird Sie mit nächsten in Berlin besuchen, indem er nach Danzig geht. Er ist erst 18. Jahr, hat aber vor 1800 Franzosen Wissenschaft und Verstand.

Was meine Jubelhochzeit bey den itzt gewöhnlichen Kunstrichtern für ein Schicksal haben wird, kann ich aus dem allgemeinen Geschreye der gelehrten Zeitungsschreiber gegen die Komischen Opern vermuthen. Ohne unsern Hiller und Koch wär keine gemacht worden: ich tröste mich indefsen damit, dafs ich ein paar ehrlichen Leuten dadurch gedienet habe. H. Kretschmann wird und kann auf Ihre Aenderungen stolz seyn.[1] Geben Sie doch die Fortsetzung Ihrer deutschen Lieder[2] unserm Reich. Die Schriftsteller und Buchhändler haben für diesen Verleger mehr Scheu, als für irgend einen andern. ...

55. L. 27. VIII. 73. Nun sind Sie doch wohl wieder in Berlin, mein Herzensfreund? O dafs ich nun doch auch wieder dort wäre![3] Es ist keine Schmeicheley, Gott weifs es! dafs mir mein lezter Aufenthalt in Ihrer prächtigen Stadt nicht den 10ten Theil so reizend, als das erstemal gewesen: überall vermifste ich Sie, und mit Freuden stieg ich wieder auf den Wagen, der mich fortbrachte. So wollte es das Schicksal. Meine einzige Beruhigung wird die Nachricht seyn, dafs Sie mit neuer Gesundheit und Kraft wieder zurücke gekommen sind. ...

Mit Hn. Reich habe ich wegen Ihres 2ten Bandes der Lieder der Deutschen gesprochen. Er will gern alle Ihre Bedingungen auch in Absicht der Verzierungen von Hn. Meil annehmen. Nur fragt er, da er allem Anscheine nach mit der Verlegerinn des ersten Bandes sich nicht werde vereinigen können, ob Sie nicht

---

[1] L. Bl. I, 4. 36. 37. 40. 47. II, 21. 27. 29. III, 6. 35. IV, 42. V, 8. VI, 48 sind von Kretschmann.

[2] Die „Lieder der Deutschen“ (1766) erschienen bei G. L. Winter(s Witwe) in Berlin, die zwei Teile der „Lyrischen Bluhmenlese“ (1774. 1778), von denen der letztere nur eine Umarbeitung der L. d. D. ist, bei Reich. Vgl. die beiden folgenden Briefe.

[3] Zur Zeit von Weifses zweitem Berliner Besuche im Juli 1773 weilte Ramler bei seinem Bruder Johann Gottlieb, Prediger zu Kerstin in Hinterpommern.

ein von jenem abgesondertes Werk daraus machen und statt es den 2ten Th. der L. d. D. zu nennen, es ungefähr Neue Sammlung von Liedern der Deutschen oder dgl. nennen wollten. In der That glaube ich, daſs dieſs keinen Unterschied machen und der Sache zum Vortheil gereichen kann, da man sich in Absicht des Drucks, der Lettern u. s. w. nicht so genau an die Einrichtung des 1tenBandes binden darf. Überlegen Sie es, l. Freund.

Vermuthlich haben Sie schon die Recension von dem lezten Bande meiner Komischen Opern im lezten Stücke der Allg. Bibliothek gelesen.[1] Womit mag ich den Hn. Nicolai beleidiget haben, daſs er eine so gar demüthigende Beurtheilung eingerücket? Alle einzelne Kritiken, über kleine Nachläſsigkeiten würde ich mir gern haben gefallen lassen: aber zu sagen, daſs man mit gutem Gewissen nicht länger bey dem Beyfalle den sie erhalten, schweigen könnte, daſs man es für Pflicht hielte, der Welt laut zu sagen, daſs es nur höchstens mittelmäſsige Stücke wären, die leicht den Geschmack verderben könnten, daſs keine vorstechende Schönheit darinnen wäre, von welcher Art man wollte, keine, die auch ohne Musik das Stück aufrecht erhielte, daſs alle naife und sentimentale Scenen gedehnt und gezwungen wären, daſs mir alles edlere, feinere und empfindungsvolle verunglücke; dieſs, sage ich, würde ich kaum einem, der nicht unter aller Kritik wäre, so öffentlich gesagt haben. Ich weiſs wohl, daſs H. N. sie nicht gemacht hat: aber als Herausgeber steht es ihm frey, die Ausdrücke zu mildern, oder, da er sich für einen Freund von mir ausgiebt, zu untersuchen, ob hier nicht Partheylichkeit mit einflieſst. Ich gestehe, daſs mir diese Recension empfindlicher gewesen, als alles was man jemals wider mich gesagt oder geschrieben, weil ich weiſs, daſs die allg. Bibl. allen unsern kleinern Journalisten und Zeitungsschreibern den Ton angiebt und wer nicht aus Überzeugung einstimmt, thut es aus Furcht. Aller Vermuthung nach ist der Recensent Eschenburg in Braunschweig, der den *Deserteur, Sancho Pansa* und andere elende französ. Operetten für die Ackermannische Bühne übersezt hat. Und dann kann ich den Zusammenhang dieser Recension errathen. Er schickte mir vorm Jahre seine

---

[1] XIX, 2, S. 429—438.

Recension von der Aemilia Galotti, die er in die Braunschweiger Zeitung rücken lassen, mit dem seltsamen Verlangen, daſs ich sie in meiner Bibliothek sollte abdrucken lassen: sie bestund in lauter Ausrufungen von Bewunderungen: dieſs hätte mich aber doch nicht gehindert, sie wo nicht aus voller Überzeugung, wenigstens aus Klugheit aufzunehmen: aber wie konnte ich, da sie schon $^1/_4$tel Jahr vorher gedruckt war? Ich schrieb ihm also bloſs unter allen möglichen Entschuldigungen, daſs ich es nicht wagen dürfte, weil man mich offenbar eines Plagiats beschuldigen würde.[1] Sie sehen also leicht, daſs es eine kleine Rache seyn soll und ich habe schon die Vorboten in der Braunschweigischen Zeitung gehabt. Aber Nicolai — nein, dem kann ich es kaum vergeben. Es ist eine Warnung für mich, meine Autorschaft auf ewig aufzugeben: denn die Ruhe ist meinem Herzen lieber, als das bischen Ruhm, um das mich auf einmal jeder partheyische Zeitungsschreiber bringen kann. Vergeben Sie, lieber Freund, daſs ich Sie von meiner kleinen Empfindlichkeit unterhalten habe: aber es ist ein Trost seine Klagen in den Schoos eines Freundes ausschütten zu dürfen. ...

56. L. 17. X. 73. Wie sehr freue ich mich, mein liebster Herzensfreund, daſs Sie doch von Ihrer langen Reise die Anlage zur Gesundheit mitgebracht haben. ...

Ich gestehe es ganz gern, daſs mir die Recension in der allgem. Bibl. weher gethan, als sie mir thun sollte, da ich weiſs, daſs eines Menschen Urtheil gerade nicht die Stimme des ganzen Publikums ist: aber wer kann für seine Empfindlichkeit! Die strengste Kritik würde mich weniger geschmerzet haben, als der durchgängig herrschende Ton, mit dem man mich zu den elendesten Witzlingen herabsezet. Und wird nicht dieſs Journal von allen übrigen Journalen und gelehrten Zeitungen nachgebetet? Alle diese hätten dasselbe sagen mögen und ich hätte darüber gelacht. Es sey darum. Die Herren haben mir inzwischen die Feder aus der Hand geschlagen und sollen nicht leicht das Vergnügen wieder haben, mich zu demüthigen. Ich habe weder den Kitzel noch den Amtsberuf zuschreiben und will mich an dem

[1] Weiſses Brief vom 16. April 1772 ist mitgeteilt von R. Thiele in der Zs. f. d. Phil. XII, 217 f. Die Vermutung über den ersten Druck der Eschenburgschen Recension (daselbst S. 223, N. 7) ist nach unserem Briefe zu berichtigen.

Ruhme meiner Freunde im Stillen weiden. Sehen Sie, liebster Freund, dieses nicht für die Entschlieſsungen eines erzürnten Autors an. Einem Manne, der in gewissen Amtsgeschäften sitzt, die mit dem Witze in gar keiner Verbindung stehen, sind solche Angriffe weit nachtheiliger, als einem andern.

Ich denke nicht, mein bester Freund, daſs die Foderungen in der Einleitung zur Beurtheilung Ihrer Gedichte in meiner Bibliothek übertrieben sind: Es ist bloſs das Ideal, das unser Freund aus Ihren Gedichten abstrâhiret hat: ich treibe ihn nur, daſs er es bald vollendet: denn unter uns gesagt, er ist faul, so faul als Sie noch keinen Kunstrichter und Dichter müssen gesehen haben: er fängt hunderterley an und vollendet nichts. Wie Schade um den trefflichen Kopf! Jede Zeile muſs man ihm durch Gewaltthätigkeit entreiſsen. Sie erhalten das neue Stück der Bibliothek, das auf die Fortsetzung seiner Recension bis itzt vergebens gewartet hat: Das 2te Stück ist wieder halb abgedruckt und ich warte wieder. Wie bessert man diese Art von Leuten? Bleiben Sie immer noch Ihren Musen getreu. Sie haben keinen einzigen wetteyfernden Dichter, der es Ihnen auch nur in der Entfernung gleich gethan, und wenn man Sie auch oft kalt genug und selten auf die r e c h t e Art gelobet; so hat doch noch kein einziger in Ihnen den groſsen Dichter ganz verkannt.

Haben Sie schon meinen lezten Vorschlag, den 2ten Band Ihrer Lieder der Deutschen lieber bey dem neuen Verlage: N e u e S a m m l u n g v o n L i e d e r n d e r D e u t s c h e n zu nennen, überlegt? Die Revision bey dem Drucke Ihres neuen Batteux will ich mit Freuden hier übernehmen und ich verspreche Ihnen auch alle mögliche Sorgfalt: Was könnte ich weniger für Sie thun? . . .

57. L. 3. I. 74. Mit Freuden werde ich von Ihrem deutschen Batteux[1] so wohl als von Ihrer Bluhmenlese die Revision übernehmen und alle mögliche Sorgfalt dabey beobachten: so habe ich doch auch wenigstens ein klein Verdienst um Ihre Schriften, wenn ich Druckfehler ausmerze: was ist aber dieſs gegen Ihre Verdienste um die Meinigen, da Sie meine poetischen Schnitzer ausbessern! Eilen Sie immer mit Ihrem Batteux. Sie wissen die groſsen Veränderungen, die man itzt in Katholischen Schulen machet:

[1] Vierte und verbesserte Auflage. Leipzig, 1774. IV.

Von verschiedenen Orten, namentlich Wien, Würzburg und München bin ich seit Kurzen von neu ernannten Lehrern und Direktoren angegangen worden ein Lesebuch über die schönen Wissenschaften vorzuschlagen: und was konnte ich bessers empfehlen, als meines liebsten Rammlers Batteux, Herder mag noch so viel Böses wenigstens von dem Originale sagen: man verlangt ihn also überall von mir und dem Verleger: aber krank müssen Sie deswegen durchaus nicht über der Arbeit werden. Viel besser, die Katholische Welt bleibt noch ein Weilchen in ihrer Dummheit.

Sie haben freylich Recht, wenn Sie wünschen, daſs man sich itzt gegen unsere Hyperkriticker mit einer eisernen Stirne waffen [!] sollte. Der milchgebildete und in die Knie sinkende Geschmack der itzigen Barden und Minnelieder, (schöne Beywörter, wodurch Klopstocks Oden von einem Kunstrichter charakterisiret werden!) kann nicht ewig bleiben: aber wenn der Erdpfahl unserer Bemühungen auch ein bloſser Pranger ist, an dem man uns zur Beschimpfung ausstellet, so sehe ich auch nicht den Beruf, den ich habe, mich ausstellen zu lassen: Kurz Lust und Liebe für alle eigne dichterische Arbeiten sind bei mir verschwunden, und Gott weiſs, wann und ob sie wieder erwachen werden? Poetisches Unkraut schieſst genug in meinem Kopfe auf und wenn ich die Bluhmen herauslesen wollte, so könnte ich mir schon noch ein Kränzchen winden, aber die Hand ist mir itzt dazu gelähmet; und endlich glauben Sie nicht, liebster Freund, wie wenig mir Zeit bey meinem Amte und übrigen Verhältnissen übrig bleibt. Sie sammeln Lesarten für meine Tragödien? O daſs ich Sie nicht gleich dafür an mein Herz drücken soll. Sie thun mehr für mich, als ich selbst. Seit ihrem lezten Drucke habe ich keines aller meiner Schauspiele wieder angesehen. Indessen will meine Verlegerinn künftiges Jahr eine sehr saubere Ausgabe aller meiner Schauspiele veranstalten und zwar so, daſs die Trauerspiele, und Lustspiele, jede besonders zusammen gedruckt werden sollten: Alsdann werde ich mich wohl einmal wieder drüber machen müssen: Vielleicht ist es ein Vortheil für sie, daſs ich sie ganz vergessen habe und als eine fremde Arbeit ansehen kann: Man tadelt immer andere noch eher, als sich selbst.

Aber nun, mein bester Rammler; wer ist denn der ungerechte Weltmann und vornehme Aristipp, der einen solchen Ver-

dacht gegen die kritischen Sachsen in Rücksicht auf die preuſsischen Dichter äussern kann? Lassen Sie Sich doch einen einzigen nennen, der jemals einen heimtückischen Dolch wider irgend einen verdienstvollen Musensohn in Ihrem Lande gezogen hätte, keinen einzigen, der einem Kleist, Rammler, Moses, Nicolai u. s. w. nur ein Blatt aus Ihren Lorbeern zu entwenden gesucht hätte. Alle unsere Journale und Zeitungen, schlechte und gute sind für sie durchgängig voll Ehrfurcht und Bewunderung gewesen, und wo irgend einer von Ihnen einen Stachel gefühlet, so ist er immer von Schlangen gekommen, die sie in eignen Busen erwärmet hatten: doch dieser Ankläger soll bald durch die Recension Ihrer Gedichte widerlegt werden. Sie ist nun bereits völlig abgedrucket und es ist vielleicht das beste, was unser E[ngel] jemals gemacht hat. Wir haben unsere Ideen zusammengetragen und ich bin eine Zeitlang alle Abende um 6. Uhr auf Execution gegangen, daſs sie fertig geworden: selbst darinnen, daſs Sie Ihren König zu sehr lobten, haben wir Ihre Parthie genommen: es werden darinnen auch Ausfälle auf andere Kunstrichter gethan, und diese werden vielleicht nicht stille sitzen, aber die Wahrheit behauptet doch noch immer ihre Rechte. Nur zur Vertheidigung unserer ächten guten Schriftsteller gegen die unverschämten Angriffe der neuen Kunstrichterchen wünsche ich meine Bibliothek noch erhalten zu können: aber in die Länge wird es doch nicht möglich seyn. Ich habe zu wenig und zu träge Mitarbeiter. Die einzige Recension von Engel hat die Bibl. um 1. ganzes Stück das vorige Jahr zurückegesetzt.

Ich gehe zu Ihrem zweyten Briefe über. Freylich habe ich ein Abc Buch gemacht:[1] aber ich kann mir vorstellen, wie Sie mein allerliebster Freund, damit zufrieden seyn mögen, da Sie 15. oder gar 20. Jahre an einem gesammelt und ich mit dem Gedanken und der Ausführung höchstens 4. Wochen täglich etwan $^1/_2$ Stunde zugebracht: Wie konnte ich es unter diesen Umständen Ihrer Aufmerksammkeit für würdig achten, oder glauben, daſs unser gröſster Odendichter, ohne Vater zu seyn, sich zu einer solchen Arbeit herablassen würde. Sie sollen bald Onkel werden? Gut, damit gleich das Abcbuch da ist, wenn der kleine Neffe Sie umarmt, so schicke ich Ihnen eines. Hätte ich mir

[1] Vgl. Minor S. 343.

vorgestellt, daſs Deutschland so begierig darüber herfallen würde: (denn es sind schon eine Menge Auflagen, und wenigstens 4. Nachdrücke da,) so hätte ich Sie, meinen treusten Rathgeber gewiſs zu Hülfe gerufen und hätte mit mehr Bedachtsamkeit gearbeitet. Der hiesige Verleger hat selbst 3erley Ausgaben gemacht: die 2te hat weit niedlichere Kupfer: es sind ihrer aber allezeit dreye auf einer Seite: es war gleich kein illuminirtes fertig, weil die Christbescherungen alle weggenommen haben, sonst hätte ich Ihnen auch von dieser ein Exemplar mitgeschickt. Aber warum so viel Geschwätz von dieser Nichtswürdigkeit? — Der Verleger veranstaltet wieder eine neue weit prächtigere Ausgabe. Ihr Chodowiecky in Berlin soll itzt die Zeichnungen und Erfindungen zu den kleinen Bildern und auch zu 14. Stück von den Erzählungen machen, weil seine kindischen Vorstellungen zu dem Basedowischen Elementarbuche so naif ausgefallen sind: ich will einige Besserungen hineinschieben und nun, mein bester Freund, wäre es immer noch Zeit, wenn Sie Sich gemeinschaftlich um unsre kleine Nachwelt verdient machen wollten. Aber ach! der Batteux! der Batteux! — Wenigstens sollen Sie mein durchschoſsenes Exemplar zum flüchtigen Durchlaufen erhalten und ein + machen, wo Sie eine Besserung nöthig finden. Ich habe eine Menge weit besserer, eigener, kleiner prosaischer Erzählungen für Kinder nebst verschiedenen kleinen Dramen, die ich aus den *jeux de petite Thalie* auf deutschen Boden verpflanzt und in Deutsche Sitten gekleidet, liegen: Diese aber habe ich zum Unglück Basedow schon vor 4. Jahren, da ich in Berlin war versprochen, und nun muſs ich mein Wort halten: ich bin ihn schon angegangen, mich meines Versprechens zu entlassen: aber er hält fest, ob es ihm schon gleichgültig seyn könnte: denn er möchte meinethalben das ganze Abc-Buch seinem Elementarbuche einverleiben.

H. Nicolai ist ein sehr saumseliger Besteller. Er hat das erste Stück der Bibl. für Sie schon in der ersten Meſswoche erhalten. Zum Danke für die Höflichkeit in der allgem. Bibl. lasse ich ihn vor das nächste Stück des 16. Bandes in Kupfer stechen. Ins Ohr ein andermal mehr davon.

Die Autorbitte, daſs Koch der Mad. Brücknerinn die Rolle der Frau von Kapellet an *Mad.* Starkinn abgeben soll, hilft nichts: ich habe sie schon hier gewaget: aber umsonst: dieſs kann nur ein Ordensband oder die eigne Groſsmuth der erstern

thun, wenn sie aus gutem Willen abgiebt. Koch ist zu furchtsamm. Und wer soll denn den Hn. von Kapellet machen? vermuthlich der steife Henke? In der That ist ein dramatischer Dichter bey uns übel dran!

Wegen Ihrer Briefe, mein Herzensfreund, seyn Sie auſser Sorgen. Keine Seele auf Erden darf eine Zeile von Ihnen sehen, und wenn ich heute sterbe, so ist schon die Veranstaltung gemacht, daſs alle meine Freunde ihre Briefe versiegelt und mit ihrer Aufschrift wieder in ihre Hände bekommen. Ich habe diese Vorsicht so gar bey kleinen Reisen gebraucht und alle die Meinigen sind von meinem Willen unterrichtet. Endlich ist dieſs bey einer nur halbweg gezogenen und moralischen Familie weit weniger zu besorgen, als wo die Hagen, Riedel und andere solche Herrn die Vormünder von hinterlaſsenen Schriften werden, oder Fremde die Hände in Spiel haben. Auf meine Briefe können Sie kühnlich durchgängig das † setzen und sie zum Feuer verdammen. Ich schreibe äuſserst lüderlich und nachlässig und kein einziger verdienet aufbehalten zu werden: die Ursache ist, weil ich alle meine Briefe unter einer tumultuarischen Einnahme schreibe, wo ich keine Seite hinwerfen kann, ohne 10. Qvittungsbücher zu unterschreiben und die Einnahme in mein Manual zu tragen. Worzu sollten also diese aufbehalten werden? Sie sind weder unterrichtend noch schön und bloſs Nachrichten für meinen Busenfreund.

Sie wünschen zu wissen, wer sich Ihrer in der lateinischen Zeitung angenommen? Vermuthlich (wenn es die Helmstädter ist und ich kenne keine andere,) der Prof. Schirach. ... *Wiederholte Einladung nach Leipzig.* ... Unser Bause hat diesen Winter Ihr Bildniſs unter seinem [!] Grabstichel nehmen wollen: aber Ihr Gemälde beym Hn. Reich ist ihm und Grafen nicht gut genug. Ich hatte, als ich in Berlin und unser Graf zugleich dort war, den Auftrag einen andern Kopf von Ihnen malen zu lassen. Das nächstemal, daſs dieser Künstler nun wieder zu Ihnen kömmt (und aller Vermuthung nach wird ihm sein Schwiegervater[1] nicht lange Ruhe lassen) soll solches geschehen. ...

58. L. 18. III. 74. Ich weiſs es in der That unserm Engel Dank, mein liebster Herzensfreund, daſs er mir auf mein Bitten

[1] Sulzer.



eine Recension Ihrer unsterblichen Gedichte gemacht, mit der Sie zufrieden sind. Es ist immer nichts, als Gerechtigkeit gewesen, und diese hat eigentlich ein jeder Recht zu fodern. Aber unsere kritischen Richterstühle haben itzt statt Wahrheit und Menschenliebe nur Haſs und Neid zu Stützen und die niedrigste Partheylichkeit hält die Wage, die sie mit treulosen Händen regieret.

Sie sind im Febr. 49 und ich im Jänner 48. Jahr alt geworden: Wie kurz ist der Raum, der die Epocken unsers Lebens scheidet! Die Vorsehung erhalte mir meinen besten Freund noch lange und lasse den Lorbeer, der sein edles Haupt umwindet, bis auf die späteste Zeit grünen.

Ihr leztes Vorspiel für unsern Koch[1] ist vortrefflich! Die schönsten Gedanken in den einnehmendsten Ausdruck, in die wohlklingendsten Verse gekleidet! Ihre Muse darf bey solchen Kräften noch lange nicht aufhören! .

An Ihrem Batteux wird fleiſsig gedruckt, und ich erhalte täglich einen Bogen zur Correctur. Ich sehe ihn mit der äussersten Sorgfalt durch und freue mich über den kleinen Dienst, den ich Ihnen dadurch leiste, und der mir durch das Vergnügen, das ich aus Ihren kleinen sorgsamen Korrecturen schöpfe, reichlich belohnet wird.

Haben Sie tausendfachen Dank, daſs Sie die Mad. Starkin zur Mutter der Julie umgeschaffen haben. Ein groſser Vortheil wird es immer für das Stück seyn. Ich will meine alten Papiere alle durchwühlen, ob ich vielleicht noch den ersten Brouillon davon finden kann. Beynahe zweifle ich: denn so bald etwas von mir aus der Feder ist, sehe ich es mit Verdruſs an und vernichte es. Noch habe ich auch an keine Verbesserung meiner übrigen Schauspiele gedacht. Ich habe mancherley Ideen zu Trauerspielen und komischen Opern im Kopfe: aber so bald mir die Lust ankömt, fällt mir Nikolais Recension ein: es fällt mir ein, daſs Wieland in seinem Merkur mich in die Klasse eines Herrmann setzt, und ich fange an mich für einen Thoren zu halten, daſs mir nur noch ein Fünkchen Lust übrig bleiben kann. Es mag vielleicht ein bischen Schwachheit von mir seyn: aber

---

[1] „Das Opfer der Nymphen. Ein Vorspiel. Am Geburtsfeste des Königs von Preuſsen, den 24. Jan. 1774 auf dem deutschen Theater zu Berlin aufgeführet.“ Zuerst im Taschenbuch f. D. u. D. 1774. II, 92 ff.

wenn diejenigen, die doch bey nahe itzt den Ton in der Litteratur angeben, und deren Kritik die übrigen alle nachsprechen, öffentlich sagen, daſs in meinen neuen komischen Opern auch nicht eine erträgliche Scene ist, so sehe ich immer nicht, warum ich mir neue Unruhe machen soll. Wenn mich ja einmal der Autorkitzel anwandelt, so will ich mich in der Stille hinsetzen, meine Arbeit meinem besten Rammler zeigen, sie in mein Pult verschlieſsen und abwarten, was unsere Litteratur für eine Wendung nehmen wird.

Neue Einladung nach Leipzig. ... Ihr General, dem Sie die Unsterblichkeit gegeben,[1] kann unmöglich so undankbar seyn, Ihnen die Erlaubniſs zu versagen. ... Eine Gelegenheit hieher werden Sie leicht finden, und zurück will Sie unser Freund Reich in seinem eignen äusserst beqvemen Reisewagen bringen. Sie sollen Sich nicht krank, aber satt essen und die Liebe und Freundschaft soll alle Frühlingsbluhmen sammeln, und unsere Pfade damit bestreuen. ...

59. Undat. [Mai 1774.] *Dringende Bitte, noch im Frühling mit Dr. Börner zu kommen.* ... Ich kenne und verehre den H. geh. Rath Lamprecht und seine liebenswürdige Frau von Herzen: ich weiſs aber auch, daſs man sich bey einer Reisegesellschaft, der man Verbindlichkeit schuldig ist, selbst einen gewissen Zwang auferlegt, selbst, wenn sie ihn nicht fodern: nun sehe ich im Voraus, daſs es diesen guten Leuten in Leipzig unmöglich lange gefallen kann: denn ich muſs Ihnen im Vertrauen sagen, daſs der Onkel und seine Frau, wo sie abtreten, die bizarreste Familie von der Welt ist, die von aller Gesellschaft ausgeschlossen sind und von jedermann, es müſste denn ein Gevatter Würzkrämer seyn, vermieden werden. ... Daſs ich zu Ende des Junius eine Reise zu dem alten Grafen Solms auf ein paar Wochen thun wollte, nachdem ich es ihm 3 Jahre lang versprochen, sollte ich Ihnen gar nicht sagen. ... Also, wann es noch Zeit ist, so setzen Sie Sich unverzüglich mit D. Börnern auf; sagen Sie Lamprechts: Reich und ich verreisten zu Ende des Junius; und

---

[1] „An den Generalleutenant, Freyherrn von Buddenbrock. [Chef des Berliner Kadettencorps.] Bey Uebersendung einiger heroischen Oden“ (Lyr. Gedd. 1772, S. 131 ff.) und „Auf die Vermählung Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants Freyherrn von Buddenbroock. Berlin, im August, 1768“ (Gött. MA. 1771, 26 f. Nicht in die Poet. Werke aufgenommen).

kommen, kommen Sie in meine Arme, weil noch die Nachtigall schlägt: bleiben Sie dann bis ihre Freunde kommen und reisen Sie mit ihnen nach Dreſsden oder nach Miſsisipi. Ich, meine Frau, meine Kinder, alles bittet Sie. Bause ist mit Ihrem Bildniſs fertig, ein vortreffliches Bild! will es aber nicht eher ausgeben, bis er es Ihnen selbst überreichen kann. ...

60. L. 10. VIII. [74.] Ich freue mich, mein bester Freund, nebst meiner kleinen Familie recht herzlich, daſs Sie wieder glücklich in Ihrer groſsen Königsstadt angekommen sind. ... Ach! ich hörte wohl des Morgens Sie durch den Hof rauschen, meine Frau und ich waren wache; denn wie hätten wir da schlafen können? aber dieselbe Ursache, die Ihnen verbot, uns aufzurufen, verwehrte uns, Ihnen den Abschiedskuſs auf den Mund zu drücken: Ihr hinterlassenes Papier trägt indessen noch die Spuren meiner Wehmuth. Indessen wird die Zeit Ihrer Anwesenheit bey uns ewig eine der glücklichsten Epocken meines Lebens seyn und die süſse Erinnerung der mit Ihnen genoſsenen Augenblicke erwacht allezeit, so oft ich in eine unserer Alleen trete, und wird mich noch lange in den Apelischen Garten begleiten. Es würde in der That der Schmeicheley ähnlich sehen, wenn ich Ihnen sagen wollte, in wie vielen Ehren Sie hier Ihr Andenken gelassen: So viel aber kann ich sie theuer versichern, daſs jeder der Sie hier kennen gelernt, ihr Freund geworden ist und mit einer Art von Enthusiasmus von Ihnen, Ihren Verdiensten und Ihrem Charakter spricht, und unsere Mittewochs Gesellschaft[1] hat Ihrem Andenken noch bey jeder Zusammenkunft ein volles Gläſschen gewiedmet. Mein ehrlicher M. Daſsdorf und der H. von Hagedorn schreiben mir dasselbe von Dresden, und ich weiſs gewiſs, hätten wir hier eine Stelle, die Ihre Berliner überwög, ohne Ihnen mehr Arbeit zu schaffen, Sie sollten bald einen Ruf dazu in Händen haben.

Seiler hat mir erzählt, daſs er das Glück gehabt, Sie noch in Dresden zu sehen: auch, daſs Sie ihm versprochen, Sich seiner Sache bey unserm ehrlichen Koch anzunehmen. In der That glaube ich auch, daſs er bey ihm sicherer als bey Döbbelin geht: denn jener rechnet noch immer in Weimar auf eine bleibende

[1] Wohl die von K. W. Müller gegründete journalistische Gesellschaft, welche von 1754 bis ca. 1800 bestand. (Vgl. Minor S. 17.)

Stätte, da dieser leicht Lust bekommen möchte, das Privilegium zu erschleichen. Sitzt Seiler indeſsen im Hauſse, so ist ihm ein Riegel vorgeschoben: Kochs Freunde haben ihm auch dieses bereits zu Gemüthe geführet.

Da ich Sie nicht mehr habe, mein lieber Freund, so fange ich aus Verzweiflung an, mich ein wenig wieder mit der tragischen Muse zu befreunden. Ich habe einen Versuch gemacht, das Ihnen mitgetheilte Projekt zu einem neuen Fanatismus, oder Calas auszuführen. Der 1te Akt ist fertig und ich schickte Ihnen denselben gar zu gern mit, wenn er ausgeschrieben wäre, Ihr Urtheil einzuholen: denn es kann leicht kommen, daſs, wegen fast unüberwindlicher Schwürigkeit die Arbeit umsonst gethan ist. Indessen soll kein Mensch auf Erden, selbst Engel nicht, etwas davon erfahren; nur Sie sollen mir sagen, wenn ich fertig bin, ob er Beyfall verdienet oder nicht, und dann soll er auch unter fremden Namen aufgeführet und spät, vielleicht nie bey meinem Leben gedruckt werden. ... Ich revidire Ihren Batteux mit der Sorgfalt, die Sie mich gelehret haben und denke, ich will Ihnen Trotz bieten, mir wieder so viel Druckfehler, als in den ersten beiden Bänden aufzufinden. ...

61. L. 18. X. 74. ... Haben Sie tausend Dank für die Verbesserungen, womit Sie mein Abc Buch beschenkt haben. Wer für unsere kleine Nachwelt etwas thut, hat immer etwas Groſses gethan, und das Werk ist desto verdienstlicher, weil ein Mann, wie Sie, indessen mehr für den Ruhm thun könnte. Wie wenig verdiene ich dagegen Dank für die Revision Ihres Batteux, wo immer noch genug dabey für mich zu lernen war. Ohrfeigen möchte ich mir indessen geben, daſs meine Augen nicht hin und wieder heller gesehen haben und so viel Druckfehler mit eingeschlichen sind: aber Sie müssen immer denken, daſs noch weit mehr darinnen würden stehen geblieben seyn, wenn ich es nicht durchgesehen und sich mit dem leidigen Troste trösten: es könnte noch ärger seyn.

Meine Frau dankt ... für Ihre Bluhmenlese.[1] ... Bald will ich Sie spielen und Henriette soll Sie singen, und hinterdrein wollen wir alle zusammen dem glücklichen Verbesserer klatschen.

Endlich ist M. Engel mit seinem Edelknaben fertig gewor-

---

[1] Leipzig 1774.



den: meinen Gedanken nach wird es durch die Vorstellung mehr, als durchs Lesen gewinnen. Die Seilerische Gesellschaft hat ihn wieder belebt, seiner traurigen Stube entrissen, und den Funken, der ganz zu erlöschen schien, wieder aufgefacht: vielleicht erhalten wir nun auch den Vermälungstag von ihm:[1] aber nach Berlin will er nun nicht: Seiler sucht ihn zu bereden, mit auf etliche Wochen nach Gotha zu gehen.

Gern schickte ich Ihnen meinen Calas mit: aber ich habe ihn Eckhofen gegeben: sein Urtheil ist mir wichtig: denn er hat einen gesunden Geschmack und kennt sein Theater und das menschliche Herz: erhalte ich es noch von ihm zurücke, ehe alle Berliner Freunde fortgehen, so folgt es noch: denn Ihr Urtheil ist mir noch wichtiger: niemand aber soll mit meinem Willen den Verfasser erfahren und gedruckt soll es auch noch nicht so bald werden. ...

62. L. 5. XI. 74. ... Ich sehe im Voraus, was ich Ihnen wieder in Ansehung meines Krispus zu danken habe: O geben Sie mir nur bald Anlaſs zur Wiedervergeltung! Aus allem, was Sie mir schreiben, mein Bester, sehe ich, daſs das Stück schwerlich wird aufgeführet werden können. Alle, die Sie vorschlagen, werden einen traurigen Krispus machen. Wäre es also nicht besser, da er so lange gelegen, wir lieſsen ihn noch im Dunkeln, bis das Schicksal Ihrem Theater einen bessern Krispus zuführet. Der erste Eindruck, den ein Stück bey der Vorstellung auf das Publikum macht, bleibt lange hängen, uud wenn nicht einmal eine bessere Schauspielergesellschaft ihn wieder auslöschet, so muſs der Verf. alle die Fehler der schlechtern Vorstellung tragen. Mehr als jemals sehe ich dieſs itzt bei der Seilerischen Truppe, die sich weit mehr für das Tragische und Rührende, als für das Komische gebildet hat. Sie haben uns mitunter mittelmäſsige Stücken als eine *Gabrielle de Vergy,* eine Rhodogüne, einen Orest und eine Elektra, eine Melanide, einen Triumph der guten Frauen und dergl. Stücke gegeben, die sehr leicht Gähnen machen, und wir haben sie mit Entzücken angesehen und gehöret und oft unerwartete Schönheiten gefunden, da wir sie bey Kochen auſser den Scenen, die Mad. Starkin spielte, nicht sehen und

---

[1] Die ersten drei Aufzüge als Fragment in Engels „Schriften“ V (Berlin 1803), S. 189 ff.

nicht hören wollten. Man will, so bald mein Krispus mit den Verbesserungen ankömmt, ihn bey Seilern aufführen und ich dächte, wir lieſsen es itzt dabey, oder warteten noch, wie ich oben geschrieben.

Unser Engel ist itzt ganz Komödie und vergiſst seine Freunde so darüber, daſs er die ganze Zeit über von Seilers hier seyn nicht anders als auf dem Theater zu finden gewesen; auch so gar heute mit Seilern nach Gotha gegangen. Indessen hat uns dieſs den Edelknaben verschafft und mit einem andern Stücke *der Geiſsel* ist er auch bald zu Ende.[1] Sein Edelknabe hat vielen Beyfall erhalten. Die Kritik wird immer genug daran auszusetzen finden: denn so viel ist gewiſs, daſs sich das ganze Stück schon bey der 2ten oder 3ten Scene mit den Worten *Dein Glück ist gemacht* schlieſst: aber das schöne Detail und der Dialog belebt es bis ans Ende. Vielleicht sollte er auch dem Fähndrich und dem Direktor noch einige Worte in Mund gelegt haben: denn der Fürst beschuldiget den ersten einer Unverschämtheit, die man nicht bemerkt, weil Engel fodert, man soll sie aus einer Miene bemerken: und der Direktor bekömmt das Ansehen des Pedanten, den [!] er doch nicht haben soll: doch Sie werden dieſs schon selbst finden. Von ihm erwarten Sie kein Exemplar: ich will es aber Dycken sagen, der Verleger ist: wie wenig sind in ihrer Freundschaft und Aufmerksamkeit für ihre Freunde so feurig wie Sie.

Mit H. Hubern habe ich geredt. Er sagt mir, er habe zu verbessern angefangen und bäte nur noch um einige Zeit Geduld, weil er itzt an Hagedorns Betrachtungen über die Malerey[2] drucken lieſse: dann solle es seine ganze Beschäftigung seyn: der Mann hat freylich den Tag mit Stunden besetzt: ich will aber von Zeit zu Zeit in ihn dringen, daſs er wenigstens das Gröbste nur ausmerzt. ...

Mein neues Trauerspiel[3] habe ich Eckhofen mit nach Gotha gegeben: sie mögen es dort aufführen und mir dann Rechenschaft davon geben. Er als ein groſser Schauspieler kann mir alsdann

---

[1] Später „Eid und Pflicht. Ein bürgerliches Trauerspiel" betitelt (Schriften. Berlin, 1803. VI, 1—160).

[2] Reflexions sur la Peinture. trad. de l'All. par M. Huber. Leipzig 1775. II.

[3] Den Calas.

das Gute und das Fehlerhafte am ersten entdecken: dann soll es unverzüglich sich Ihrer Kritik unterwerfen. ... Meine Frau und Kinder grüssen Sie herzlich: so auch unsere ganze Mittewochsgesellschaft. ... Ich kann zwar ungefähr wissen, was die Rodischen Gemälde der pr[eufsischen] Helden in Ihrer Garnisonkirche vorstellen: weil man aber doch bisweilen falsche Erklärungen macht, so bitte ich Sie, mein Bester, um eine kleine Anzeige für die Bibl. Auch haben Sie mir die Anzeige der umgeänderten nicht, wie Sie wollten, damals zurückegelassen.

63. *Undat. [1774/75.]* In Wahrheit, mein liebster Herzensfreund, Sie geben Sich mit dem Krispus mehr Mühe, als der ganze Bettel werth ist. ... Wird es uns auch die Welt verdanken? Ganz gewifs nicht, am wenigsten bey der itzigen Wendung, den [!] unsere Litteratur nimmt. Unsre besten Köpfe deklamiren gedruckt und ungedruckt wider die Heldentragödie, wider alle dramatischen Regeln, wider den Vers und unsere Schauspieler wagen sich kaum mit einem auf die Bühne, so dafs alle diese Trauerspiele in kurzer Zeit nicht mehr werden genannt werden. — Also, mein Bester, qvälen Sie Sich nicht mehr! Eine Secunde zu Ihrem Leben ist mir lieber, als tausend schöne Verse, mit denen Sie mich schmücken. Ich will ändern, was mir auffält, und dann — Gott befohlen. Fodern Sie mich zu Arbeiten auf, wie Sie wollen: wenn ich fähig bin, so wird es Ruhm für mich: aber ich kann Verse wohl ändern nur nicht bessern, und Ihre Oden sind schon so ausgefeilt, dafs ich immer denke, Sie sollten uns, weil Ihre Kräfte noch dauern, lieber noch ein Duzend neuer Oden *[geben]*, als blofs neue Lesarten, so schön sie auch seyn mögen.

Im Vertrauen mufs ich Ihnen sagen, dafs ich seit Kurzem 2. sehr scharfe Recensionen wider den Seb. Nothanker erhalten habe.[1] Die eine, und beste, mit viel philosophischen Geiste verfertiget, zergliedert ihn so, dafs nicht nur gezeiget wird, dafs das Ganze eine blofse Witzeley, ohne Einsicht in die menschliche Natur, ohne richtige Zeichnung der Charaktere, ohne eine wahrscheinliche und wohlgeordnete Fabel ist, sondern dafs auch der Verf. kein gutes Herz verräth: ungeachtet ich mich nun dadurch sehr

[1] Vgl. Minor S. 323. Die (Bibl. XVII, 2) eingerückte Recension von Blankenburg.

fein rächen könnte (denn ich sehe nicht, wie er die Beweise, die sehr bündig darinnen geführet sind, bey der Welt widerlegen wollte,) so will ich sie doch bey Seite legen, und die schlechtere nehmen, die zwar auch tadelt, aber doch mit vielen Komplimenten noch verzuckert ist. Läſst er seine Recensenten von meinen Kom. Opern sagen, daſs nicht eine gute Scene, nicht eine vorstechende Stelle in allen sey: so kann ich wohl den meinigen sagen lassen, daſs seine Charaktere widersprechend sind: Ein andrer würde die Bedenklichkeit nicht haben, zumal da der Verfasser sich erbietet, daſs ich ihn frey nennen soll. ...

64. L. 20. II. 75. ... Unser Lessing wird Ihnen ein eben so unerwarteter Gast seyn, als er mir war. Ich habe mich innig gefreuet, ihn nach so vielen Jahren einmal wieder zu sehen und unsre alte Universitäts Freundschaft zu erneuern: Schade! daſs er nicht länger bey uns geblieben und ich einiger vertraulichen Augenblicke mehr mit ihm genieſsen können!

Wie väterlich nehmen Sie Sich meiner tragisehen Muse an! In der That, weit mehr als ich. Das kalte Publikum hat auch mich so kalt gegen meine Arbeiten gemacht, daſs ich kaum das Herz habe, sie anzusehen, geschweige sie zu bessern. Indessen habe ich Ihre Verbesserungen treulich und sorgfältig nachgetragen und ich umarme Sie dafür mit der wärmsten Liebe. Die Lesart: Und wo man Gott gedient, itzt Teufeln Weihrauch streun ist unstreitig mehr die Sprache der damaligen Zeit und also weit vorzuziehen, zumal da das sich freun ein wenig gereimt aussieht. Ich selbst habe sonst noch nichts weiter im Krispus geändert. Sehr angenehm ist mir Lessings Donnereifer wider das itzige Göthisiren und Lenzisiren gewesen. Man könnte in der That diesen Herrn die Freude gönnen, mit so leichter Mühe Trauerspiel Dichter zu werden, wenn sie nicht mit so viel Stolz auf alle ihre Brüder herabsähen und den Geschmack des unbefestigten deutschen Publikums ganz nach sich rissen. Ich wünschte, daſs Lessings Eifer einmal loſsbräch: denn er hat noch eine ziemlich auffallende Stimme.

Nichts giebt mir einen gröſsern Beweis von der stupiden Gleichgültigkeit unserer Kunstrichter, als dieser ihr Stillschweigen über Ihre neue Ausgabe des Batteux. Wann ich an Ihre gewissenhafte Bearbeitung, an Ihre Mühe gedenke, die Sie darauf verwandt, an die feinen Anmerkungen und Bestimmungen die Sie

bey dieser Arbeit wieder eingelegt, und sehe, daſs unter den 20. deutschen Zeitungen und Journalen, die ich lese, noch keine einzige sie nur bemerkt zu haben scheint: so gerathe ich, trotz aller meiner Sanftmuth in Grimm, und wünsche mir die Geiſsel eines Juvenals.

Ich hätte Ihnen wohl wieder eine gute Komödie gewünscht. Vor wenig Tagen ist hier Seiler mit dem M. Engel durch und nach Dresden gegangen, um die Erlaubniſs zu erhalten, künftig das hiesige und Dresdner Theater besetzen zu dürfen, da unser Hof eine deutsche Truppe für beständig errichten will. Werden sie einig, so müssen Sie bald wieder zu mir kommen, damit ich Sie mit etwas mehr als einem freundlichen Gespräch und einem hübschen Garten unterhalten kann. ... Alle Leipziger Freunde, H. Zollikoffer, Oeser, Bause, Hiller u. s. w. brennen noch für Sie. ... Ich finde in Ihren Anmerkungen *ad. p. 104* eine kleine Anmerkung als Note unter dem Text.[1] Da aber ein Trauerspiel doch mehr zum Aufführen, als zum Lesen bestimmt ist, können die Kritiker nicht darüber spötteln?

65. L. 24. V. [75.] Ich habe seit kurzem 2. liebe Briefchen mit Verbesserungsbeylagen zu meinem Krispus von Ihnen erhalten. ... *Es folgen die bekannten Tiraden.* ... Mit den 4. Zeilen, die das Gebet enthalten,[2] bin ich noch zweifelhaft. Bey uns würde die Feyerlichkeit desselben gerade den höchsten Eindruck machen, und ich erinnere mich, daſs, wenn in dem Kaufmann von London[3] der Alte sein Morgengebet im Walde verrichtete, aus allen Augen Thränen hervorbrachen: eben so wenig hat man es im Richard[4] anstöſsig gefunden, wenn sich die Mutter im Richard vor ihrer Kinder Gefängniſs mit dem Gebete auf die Knie stürzt: G o t t! d i r b e f e h l i c h s i e z u t r e u e n V a t e r H ä n d e n. Der Situation des Krispus in den lezten Augenblicken seines Lebens, und seinem frommen Charakter ist es auch gemäſs, zumal da man dieſs ganze Stück als eine christliche Tragödie ansehen kann: endlich ist die Frage, ob man nicht durch solche Stellen das Theater ehrwürdiger machet? Vielleicht kann auch

---

[1] In den „Trauerspielen“ II (1776), S. 108 beibehalten.

[2] V Aufz. 3 Auftr. (1768, S. 111 f.) „Ich werfe mich im Staub anbetend vor Dir nieder“ etc.

[3] von Lillo.

[4] Richard III. von Weiſse.

in Berlin nur die Stelle anstöſsig seyn, die es an andern Orten weniger ist: Doch, liebster Freund, ich überlasse es Ihnen und vertheidige sie nur insofern, als ich glaube, daſs sie bey uns nicht nur nicht anstöſsig, sondern weit herzeindringender seyn würde. Vielleicht könnte man sie mit der Anmerkung drunter stehen lassen, daſs wofern ein Direcktor einer Schaubühne diese 4. Zeilen bey einer öffentlichen Vorstellung für zu feyerlich und auffallend hielte, man ihm die Freyheit gäbe, sie wegzulassen.[1] Eigentlich hätte man nicht Ursache zu tadeln, daſs Krispus sterbend noch einen ganzen Auftritt hindurch spricht. Lessing läſst seine Miſs Sara einen ganzen 5ten Akt hindurch sterben: doch ich bin es sehr wohl zufrieden, wenn durch diese Verkürzung der Vorwurf gehoben wird. Noch nehme ich mir die Freyheit, Ihrem Gutachten meinen Romeo zu unterwerfen. Ich bitte um nichts, als eine flüchtige Lektüre, ob Sie meine Aenderungen billigen. Ferner kömmt die Vorrede zu meiner neuen Ausgabe. Ich möchte in derselben weder zu stolz, noch zu demüthig von mir sprechen.... Endlich, mein Freund, schicke ich Ihnen meinen Calas mit. Irre ich mich nicht, so kann dieses Stück, eine groſse Wirkung auf dem Theater thun. Ich habe verschiedene Stellen mit Bleystifft angestrichen, die bey der Vorstellung wegbleiben können. Beym Lesen aber würde man sie vielleicht ungern vermissen, weil sie sich auf die Wahrheit der Geschichte gründen und zur Wahrscheinlichkeit vieles beytragen. ...

Sie haben unserm Koch das unvergeſslichste Denkmal in Ihrem ganz vortrefflichen Epilogen gesetzt.[2] O daſs ich, wenn ich sterbe, einen solchen Grabegesang hätte! Sagen Sie immer, daſs Sie ihn nicht gemacht haben. Auf Erden ist itzt keiner unter allen unsern Dichtern solcher Verse fähig.

Sie haben mir nicht ein Wörtchen von Lessing gesagt: Hat er Ihnen meinen ihm mitgegebenen Brief eingehändiget? Es ist mir dran gelegen, es zu wissen. ...

---

[1] 1776 (II, 109) mit Änderungen beibehalten; dazu die Note: „Findet man Bedenklichkeit, das Gebet in den folgenden vier Zeilen auf dem Theater thun zu lassen, so kann es wegbleiben."

[2] „Abschiedsrede, beym Schluſs des Kochischen Theaters: Gehalten, zu Berlin den 15ten April 1775, von Madam Koch." Taschenb. f. D. u. D. 1775. V, 68 ff. Hamburg. Korresp. 1775, Nr. 65 (vom 25. April).

Sie können mir wohl nicht zu einer kleinen Lebensgeschichte von Ihrem berühmten Kupferstecher Schmidt verhelfen? Wille aus Paris schreibt und dringt in mich, dessen Andenken in der Bibl. zu erhalten, da er sein Mitschüler gewesen und mit ihm zugleich nach Paris gekommen. ... Ich gab Ihnen, deucht mich bey Ihrem Hierseyn, die 6te Scene des 4ten Akts im Romeo zum Vortheil der Mutter verändert mit: sollten Sie jene Veränderungen für vortheilhaft halten, so bitte ich mir sie gelegentlich mit zurück aus, wofern Sie nicht das Blatt cassiret haben: es ist hier von der Seilerischen Truppe unvergleichlich aufgeführet worden. ...

66. [L.] 6. VII. 75. ... Es klingt paradox; aber, was für ein seltsamer Kontrast wird zwischen dem Krispus und meinen übrigen Tragödien werden? Jener von allen Flecken und Unschicklichkeiten gereiniget, poliret: diese selbstgewachsen, wie sie die liebe Mutter Natur zur Welt brachte. Meine einzige Zuversicht ist, dafs keiner unserer deutschen Kunstrichter das feine Gefühl meines Rammler hat, und wenn er es hätte, sich Zeit und Mühe nimmt, Vergleichungen anzustellen. Man hat es bey den Liedern der Deutschen gesehen, die doch von weit kleinern Umfange sind: sie starrten einander an, und wufsten sich das darum nicht zu beantworten, wann sie sich fragten, warum ist es so und so geändert. ...

Bald hätten Sie, lieber Freund, eine sehr ernsthafte Einladung zu uns bekommen können. Unser Clodius war an den Pforten des Todes und die Aerzte hatten ihn bereits aufgegeben. Ich schrieb sogleich an den M. Dafsdorf, dafs ich die Lücke, die unsere Universität dadurch bekommen könnte, durch einen Rammler zu erfüllen wünschte und er sollte diefsfalls mit seinem Principal, dem geh. C. R. Ferber sprechen, der itzt bey uns die wichtigste Rolle spielt. Unverzüglich erhielt ich in einem Briefe voller Entzücken über meinen Einfall zur Antwort. „Unser würdige Freund Ferber, der Ihren grofsen Wunsch als Freund der Wissenschaften und enthusiastischer Verehrer des Hn. Pr. Ramlers segnet, und als Patriot ausgeführet wünschet, läfst Sie durch mich ersuchen, diesen edlen Mann, im Falle des bereits erfolgten Todes, wegen eines Tausches mit Sachfsen vertraulich zu befragen, ob und unter welchen Bedingungen er vielleicht diesen Antrag annehmen würde. Vielleicht ist ihm der Gedanke, den Kreis seiner Wirksammkeit zu erweitern und an

einem Orte zu leben, wo ihn Alles wie hier, verehret, wo ihn die Jünglinge auf den Händen tragen würden, nicht ganz gleichgültig. Schreiben Sie ja bald, und wer weiſs thue ich es nicht selbst, damit man nur weiſs, ob man, wenn der Churfürst, wie Ferber gewiſs hofft, etwas Auſserordentliches zu thun verspricht, auch alsdann auf die Beystimmung desselben gewiſs rechnen kann." — Nur die Möglichkeit, daſs ich mit Ihnen leben und sterben könnte, machte mich halb trunken vor Freude, so viel ich Schwürigkeiten jeder Art von Ihrer Seite vorher sah. Indessen ist Clodius genesen und ich wünsche ihm von Herzen Glück dazu, da er in Ganzem genommen, eine gute Seele ist.

Was sagen Sie denn zu Gleims rothen Buche?[1] Ich muſs es sehr mit ihm verderbt haben: denn, ob er es gleich hier allen kleinen Scriblern mit seiner demüthigen Unterschrift geschickt, so habe ich doch keines bekommen. Hofr. Heyne in Göttingen schrieb mir schon an der Messe, ehe ich etwas davon gehöret hatte. „Wie jämmerlich dreht sich der leere Gl. um ein halb Dutzend aufgefangener, sonst guter Ideen herum, mit aller der Armseligkeit an philosophischen Geiste, die ihm eigen ist." — In der That scheint er sein bischen Ruhm ordentlich niederschreiben zu wollen: Denn noch habe ich nichts so elendes gesehen, es müſste denn die Übersetzung der goldnen Sprüche des Phocylides in Wielands letzten Merkur von demselben V. seyn. Wenn Sie den Schlüssel zu der hochtrabenden Recension des rothen Buchs im Merkur haben wollen, so dienet zur Nachricht, daſs Wieland mit Bertuch 14. Tage bei Gleim in Halberstadt zugebracht. ...

Sie haben den Recensenten des Nothanker errathen: er bittet aber um Verschwiegenheit. Sollte mir unser lieber Rothe nicht eine kleine Nachricht von dem Leben Ihres groſsen Kupferstecher Schmidts verschaffen können?

67. L. 30. IX. 75. Sie hätten schon längst eine Antwort auf Ihre geliebten Briefe von mir erhalten, mein bester Freund, wenn ich nicht 4. Wochen lang abwesend und bey meiner Schwester in Altenburg mit meiner kleinen Familie gewesen wäre. Ich that diese Reise, um mich ein wenig mit meinem Geiste und Körper aus der zu einförmigen Stelle zurücken, auf die mich

[1] Halladat, oder das rothe Buch. Hamburg, 1774 f.



meine bösen Füſse pflanzten. ... In Altenburg habe ich den Gothaischen Hof kennen lernen, der wegen des Landtags zugegen war: ein liebenswürdiger Hof, dessen gröſste Zierde der junge 28. jährige Herzog selbst ist, ein Freund der Dichter und der Künstler, der vorzüglich mein Zutrauen gewann, weil er meinen Rammler unter seinen Lieblingsdichtern nannte und so voll Wiſsbegierde ist, daſs er noch täglich sich ein paar Stunden im Griechischen unterweisen läſst.

Haben Sie tausendfältigen Dank für die kleinen verbessernden Zusätze zu meinem Krispus. Richard und Eduard sind bereits abgedruckt. Ich habe gebessert, wenn das bessern heiſst, daſs ich groſse Tiraden hin und wieder weggestrichen: aber, wie viel, wie viel habe ich wieder zu bessern gefunden, seit sie abgedruckt sind! Wer kann sich helfen! Die Welt dankt es mir ohnediеſs nicht, oder spricht wohl gar am Ende, wie ich es oft von Ihren mühsamen Befeilungen habe hören müssen, daſs die ersten Lesarten weit besser gewesen wären. Bey dem Romeo möchte ich am wenigsten gar zu viel bessern. ... Wie glücklich ist die Reform, die Sie mit dem ersten Auftritte gemacht haben! ... Gehn die Kunstrichter bey ihrer itzigen Erscheinung glimpflich mit ihnen um, so gebe ich vielleicht einen neuen Band Tragödien, das ist die Brüder und den Calas.[1] Ich habe mich in dieser Absicht wieder über die ersten hergemacht, und gehe barbarisch damit um: das zweyte aber müssen Sie auch noch zuvor sehen, ehe es die Welt sieht: darf ich meinem Gefühl trauen, so ist es mein Bestes: aber es kann mir leicht, wie dem Corneille gehen, der immer das lezte fürs beste hielt. ...

Unser Reich ist nun Ehemann und hat eine liebe süſse Frau gefunden: eine Lehre und Beyspiel für Sie: denn er ist noch um 5. Jahr älter und hat noch in Willens Kinder und Kindeskinder zu sehn. Ihre Lieder der Deutschen von 1766 werde ich in der Absicht, die Sie mir vorlegen,[2] durchgehen: o daſs ich Ihnen doch wichtigere Dienste leisten könnte. Wieland wird, wie ich in der Entfernung höre, den Stoſs, den ihm N.[icolai] gegeben, zu erwiedern nicht ermangeln:[3] aber sie mögen sich

[1] 1780 als fünfter Band der „Trauerspiele“ erschienen.
[2] Nämlich: die Fortsetzung der „Lyrischen Bluhmenlese“ zu bilden.
[3] Vgl. R. M. Werner in den Akad. Bll. I, 267 ff.

zanken: der kömmt immer noch besser weg, der einen Stofs mitnimmt, als ob er ihn nicht empfangen hätte, und seiner Strafse ruhig fortgeht, als zu neuer auffodert und endlich Handgemenge wird. Wieland wird mit seinem Merkur aufhören, auch kein grofser Verlust, es müfsten uns denn die Halberstädtischen Beyträge dauern. ...

68. *Undat. [Ende Oktober 1775.]* ... Wie vielen Dank statte ich Ihnen für Ihre Verbesserungen im Romeo ab! Man hat mit dem Drucke angefangen und auch wieder aufhören müssen: doch lassen Sie Sich, mein Liebster, dieses nicht kümmern: ich lasse indessen an Krispus und dann an einer der folgenden drucken: der Verleger mufs auf mich warten.

Sie haben uns unsern Engel entführet? Wenn Sie es Sich zu Gute gethan haben, so kann ich Ihnen vergeben: denn Ihnen trete ich mit das Liebste, was ich auf der Welt habe, ab: sonst, niemanden. Ich misse ihn sehr ungerne, denn ob er mir gleich nicht das ist, was Sie mir sind, so ist er mir doch lieber, als hundert andere, und ich bilde mir wenigstens ein, dafs er mich auch ein wenig geliebt hat. Wenn er will, kann er viel thun. N[icolai] wird herzlich triumphiren, dafs er mir einen zwar langsamen, aber doch guten Mitarbeiter der Bibliothek entrissen hat: Das Beste ist, dafs ich mit jedem Bande aufhören kann. Helfen Sie mir sein Andenken und seine Freundschaft erhalten.

Bald schicke ich Ihnen meinen Calas, wenn ich ihn noch ein paarmal übergangen habe. Niemand aber, als Sie soll ihn itzt lesen und etwas davon wissen. Traue ich meiner Empfindung, so ist es eines meiner besten Stücke. Was für ein wunderlich Ding ist wieder Goethens Reue nach der That.[1] Und wenn noch zehnmal mehr Laune drinnen wäre, so gewinnt doch unser Theater dadurch nichts: denn wer will solche Dinge aufführen.

Man hat mir vor kurzem gesagt, dafs der gute Gilbert[2] gestorben ist. Ich habe in ihm einen Freund von Ihnen und einen redlichen Mann bedauert.

---

[1] Bekanntlich von H. L. Wagner. Über ähnliche Verwechselungen vgl. E. Schmidt, Wagner, Anm. Nr. 3.

[2] Johann Ludwig Dietrich Gilbert, der Freund Knebels und Ramlers, Mitglied des Berliner Montagsklubs seit 1767, machte als Justiz- und Polizeidirektor in Potsdam seinem Leben am 7. Okt. 1775 ein Ende.

Wie geht es itzt mit Döbelin? hat er wieder gute Leute beysammen? Die Akteurs von Kochen kenne ich. Unserm Seiler hat der Herzog von Gotha seine besten Leute weggenommen. Gleichwohl findet er groſsen Beyfall in Dresden, und wenn die Stimme eines Einzigen nicht mehr, als die Stimme des ganzen Hofs gilt, so wird das deutsche Schauspiel die Italiänische Oper verdrängen: immer gut für die deutschen Musen. Sonst war man auch in Gotha ganz französisch: als ich aber vor einiger Zeit den Hof in Altenburg war [!] und der Herzog mich zu sprechen verlangte, fand ich mit Vergnügen, daſs er unsere Dichter alle kannte, gelesen hatte und ziemlich richtig ihren Werth bestimmte. O wie war ich beredt in meines Rammlers Lobe! wie stolz, daſs ich ihn meinen vertrautesten Freund nennen konnte! ...

69. [L.] 13. XII. [75.] Hier haben Sie unsern Engel, mein bester. Nur Ihnen, Ihnen allein in ganz Berlin gönne ich denselben. Aber Sie gehen wohl ein bischen grausamm mit uns um. Ihr König hat uns das Geld genommen und Sie nehmen uns unsere guten Köpfe: denn um diese, weil es deutsche sind, bekümmert sich der König nicht. O daſs wir Ihnen doch einmal dafür den vortreflichen Rammler wegnehmen könnten. Als Clodius auf der Heimfahrt war, war der Plan gemacht.[1]

Haben Sie ein Stückchen Romeo fertig, so können Sie es Engels Reisegefährten mit zurücke geben.

Wissen Sie, was ich itzt mache? Ich kindere im genausten Wortverstande, indem ich ein kleines Wochenblat für Kinder unter dem Namen der Kinderfreund angefangen habe.[2] Binnen 14. Tagen schicke ich Ihnen das 1te Bändchen. Kein Mensch aber weiſs es hier und soll es wissen: Ihnen allein sage ich es ins Ohr. Kinder Augen und Hände sind bald gefüllt: aber der Kunstrichter ihre = = Die Angst unter den Schmerzen meines Fuſses gab mir es ein. Haben Sie einmal so einen kleinen Kindereinfall und wollen ihn mit einwerfen: so werden es Ihnen eine Menge Kleiner verdanken. ...

---

[1] Vgl. den 66. Brief.
[2] Vgl. Minor S. 344 ff.

(Schluſs folgt.)

Beitrag zu einer textkritischen

Ausgabe des Roman du Mont-Saint-Michel

von Guillaume de Saint-Paier;

resp. Ergänzung der Hs. A (= Michelsche Ausgabe)
durch ca. 330 Verse der Hs. B (= Addit. No. 26876 des Brit. Mus.).

(Fortsetzung.)

III. Die Sprache des Romans.

1. Der Versbau.

A. Allgemeines.

Unser Roman ist in dem gewöhnlichen Verse des Kunstepos, dem paarweise reimenden Achtsilbner, gedichtet. Nur einmal, Vers 2633—2635, wo nach dem Reime *chaiet* : *esteiet* (= A 2526) die Hs. B noch das Reimwort *feseit* hinzufügt, reimen drei Verse miteinander; jedoch läſst sich ebensogut annehmen, daſs nach v. 2635 der textkrit. Ausgabe (= 2510 der Hs. B) ein Vers ausgefallen ist. Ferner ist der Ausfall von einem Verse zu konstatieren nach v. 3038 (Hs. B 2907) und nach v. 3059 (Hs. B 2928, s. d. Text). Verse von unrichtiger Silbenzahl finde ich verhältnismäſsig wenig in Hs. A, bedeutend mehr aber in Hs. B. Fast alle lassen sich leicht bessern durch die bekannten Hilfsmittel (vgl. H. Rose, Über die Metrik der Chronik Fantosme's, Straſsb. Diss. 1880). Bei sehr vielen fehlerhaften Versen in Hs. A braucht man nur die Lesart der Hs. B zur Richtigstellung heranzuziehen.

So lassen sich die folgenden Verse, die in Hs. A um eine Silbe zu lang sind, durch Annahme der Lesart der Hs. B berichtigen. Lies also mit B v. 24 u. 986 *encor* statt *encore;* 129 ist *beus,* 307 ist *i* zu streichen; 410 u. 3616 (A 3362) lies *or* st. *ore;* 411 Huber (a. a. O. S. 118) will *soleient* für *soleit* lesen und dann *l'* für *li* setzen. Nun wird aber der Artikel Npl. nie elidiert, und

Hs. B hat *seulent;* es wird demnach wohl das Präs. statt des Impf. einzustellen sein. 478 Huber will mit Kehr (Über die Sprache des Livre des manières von Etienne de Fougères. Bonn. Diss. 1884) lesen *l'ahesment;* wir können jedoch ebensogut die Lesart von B *L'esment* (vom lat. *æstimare*) *e[s]tre trestot ront* annehmen, indem wir *ront* zu *roont* bessern. 570 liest Huber *qui's,* ich nehme dafür die Lesart von B *qui les mena;* 578 lese ich mit Huber *fait* anstatt *faites* (welches beide Hss. haben); 633 (631) streicht Huber *la;* Hs. B hat *vrite* für *verite,* es ist wohl zu bessern *verte.* 675 (fehlt bei Huber) mufs mit Hs. B *ce que il* st. *cen qu'il* gelesen werden; 711 liest Huber *l'oï* st. *soï;* Hs. B hat *ne n'ai oï,* was ich beibehalten möchte. 720 lies mit B *venu* st. *devenu;* 896 ist in beiden Hss. *si* zu streichen; v. 903 (bei Huber nicht) hat Hs. A *Derriere chez le[s] textes alouent,* Hs. B *E par empres la croiz aloient;* keine hat das Richtige, der Vers mufs wohl lauten: *Et par empres* (oder *Deriere cez*) *les* (st. *la*) *croiz alouent;* oder soll man den Vers, wie ihn A bietet, stehen lassen, indem man annimmt, dafs ẹ + *s* Elision zuläfst, was allerdings noch nicht festgestellt und ohne strengen Beweis ganz undiskutierbar ist (vgl. Tobler, Versbau, S. 54; Gött. Gel. Anz. 1877, S. 1606; Boucherie, Rev. des langues rom. 1877, XI, 216 u. XIII, 203). Allerdings führt H. Bächt (Sprachliche Untersuchung über Huon de Bordeaux. Erlangen. Diss. 1884, S. 8) zwei Verse an, wo ẹ, durch folgendes *s* gestützt, unterdrückt wird:

v. 4336. Oedes est ses oncles si dist qu'il l'ocira
v. 6127. Mais n'i est pas adont Geriaumes entré.

Dieses picardische Denkmal fällt jedoch erst in das zweite Viertel des 13. Jhs. und kann also für unseren Text durchaus nicht mafsgebend sein (s. auch Anmerk.). 949 lies mit B *prof* st. *aprof;* 1007 (bei Huber nicht) ist *humilement* zu *humlement* zu bessern, wie v. 620, 1978; B hat *humblement.* 1053 ist mit B *de* wegzulassen; 1114 lies mit B *des or;* 1416 streich mit Huber *molt;* 1852 lies mit B *illuec* st. *illueques;* 1970 ist mit Huber in *qu'huens* resp. *qu'huem* zu bessern; 2406 (Hs. B, s. d. Text) lafs *en* weg; 2408 (B) apostrophiere *De,* und anstatt *r'otrié* lies *otrié* (s. d. Text); 2612 (B) lies *n'a-il mie* st. *ne r'a il;* 2615 (B) *quil'* st. *qui le;* 3069 (B) *si l'* statt *si le;* 3234 (A 3028) will Huber *j'oi* lesen, besser ist *Je[n] ai, fait el ...,* da *el* und nicht das zweisilbige *ele* die gewöhnliche Form in unserem Gedichte ist; B hat *Je ai feit ele.* 3311 (3115) lies *Ne huem*

st. *Ne homme* (in A u. B); 3380 lies *espriz* od. *espirz*(?) [s. v. 2650, 2736] st. *esperit;* 3933 (3792) lies *puet* st. *puent* (B hat *peut*); 4020 (B) lies *Se n'en li* st. *Se n'en ne li.*

Verse, die um eine Silbe zu kurz sind, lassen sich wie folgt bessern: v. 324 lies mit B *qui i esteit* st. *qui esteit* (von Huber nicht angeführt); 382 ist von Huber *si* zu *ainsi* (von mir zu *eissi*) gebessert (s. Hiatus S. 224 u.); 414 ist von Huber richtig in *leu ou oie* gebessert (s. Anmerk.); 432 hat Michel *qu'el,* in der Kollation aber *aver;* Varnhagen liest *quer;* es ist also *que* in den Text aufzunehmen, was auch mit Hs. B stimmt. 475 u. 476 (s. d. Text, S. 47, und Anmerk.) lies *maqu[e]reals;* 619 hat Michel *[et] si refait els,* in der Kollation *si refait a ils,* s. Kehr, a. a. O. These 6; Varnhagen liest *si refait il els,* wozu er bemerkt, daſs *il* erst später übergeschrieben; nach Hs. B ist es jedoch die richtige Lesart. Bei Huber ist über diesen Vers nichts bemerkt. 725 lies mit B *Li jorz esteit* statt mit Huber *[et] li jorz ert;* 740 lies mit B *de loign;* 916 *et* einschieben; 1005 Huber will *eschaalfaut* lesen, ich füge mit B *si* nach *et* ein; 1049 *et* ist an den Anfang des Verses zu stellen; Hs. B hat *O,* verschrieben oder verlesen für *E;* 1052 lies mit B *esteit* st. *ert;* 1069 füge mit B *en* hinter *qui* ein; die Stelle bleibt aber immer noch unklar. 1148 lies mit B *pevent,* d. i. *pueent* st. *puet;* 1178 lies *poëstëis* st. *posteis* in A u. B; 1181 lies mit B *i* st. *il;* 1197 hat B *e ce cesteit,* lies *et ce esteit;* 1341 *et* an die Spitze, ebenso v. 1402; 1437 (1433) fügt Huber *il* ein; damit ist aber die genügende Silbenzahl noch nicht erreicht, darum ist der Vers auſserdem noch durch *et* einzuleiten.* 1719 von Huber berichtigt; 2128 will Huber *meis* an die Spitze stellen; ich setze mit Hs. B *et* vor *nequeden,* das übrigens in B immer *nequedeit* geschrieben wird und nach Burguy *nequedent* geschrieben werden muſs. 2410 (B) *et* an den Anfang; 2436 (B) lies *delez* st. *leiz;* 2597 (B) *jorz* nach *treis* einfügen und *pr[i]mes* lesen; 2599 (B) lies *dereien* st. *desrein;* 2643 (2535) *o[e]ient* (A u. B *oient*); 2743 (2635) *Cen a il* st. *ai;* 2895 (B) soll man lesen *Si com [on]ques nul[s] n'i tocha?* 2901 *mracle* (*i* fehlt im Ms.); 3065 (B) lies *ce ert* od. *cist ert* st. *cert;* 3075 (B) *voleit* st. *vout;* 3153 (2947) lies mit Hs. B u. Varnhagens Kollation *entr'els* statt *entre els;* 3185 (2979) lies mit B *que el* st. *qu'ele,* da *el* fast immer

---

* Kehr a. a. O., These 3, will lesen: *Plusors feiz molt le chastiout.*

für *ele* gebraucht wird und man bei *qu'ele avait* Hiatus hinter *ele* annehmen müſste. 3198—99 (2992) könnte man mit Michel und Huber lesen: *Desqu'endreit ou un mostier veit*, s. Lautlehre Nr. 10. 3222 (3016) lies *Se el* st. *S'ele* (B hat *Se elle*); 3376 (B) lies *veraiement* st. *vreement;* 3383 (B) lies *ro[o]nt;* 3388 (B) *e* am Anfang weglassen und *arcevesque[s]* schreiben; 3389 (B) lies *po[e]ste;* 3402 (B) lies *[de]devant;* 3405 (B) lies *A [li] conter;* 3695 (3443) lies *qui i esteit.*

B. Silbenzählung.

Unser Dichter gebraucht höchst selten ein und dieselben Wörter mit verschiedener Silbenzahl; wo es geschieht, tragen in fast allen Fällen die Kopisten die Schuld. Die Hs. A bietet auch hier wieder durchgängig den besseren Text. So bildet der protonische Vokal in unserem Denkmal immer eine Silbe, in Hs. B jedoch ist er öfter ausgelassen. Hier einige Beispiele: *poste* st. *poeste* in v. 164, 3389, 3821, 3924; *ro[o]nt* 176, 478; *païsant* (v. 265) ist in B nur zweisilbig, weil im Verse *maigniet* st. *mest* steht; *prive[e]ment* 64, 592, 1863; *arest[e]u* 955, 1233; *vrai[e]ment* 1161; *ser[e]ment* 1635; *Loüis* st. *Loys* 1575; 2539 (2476) *sei[e]lees;* 2796 (2688) *më[i]smement;* 3688 (3547) *esleeça* st. *eslessa;* 3376 (B) lies *veraiement* statt *vreement.* Auch in Hs. A kommen einige derartige Stellen vor, die Michel jedoch schon berichtigt hat. Die Fremdwörter behalten ihre Silbenzahl: 380 *Gedeon,* 875 *ornaverunt,* 993 *Kiriele,* 3229 *omnipotent,* 3693 *Apocalipse,* 4088 *Criator.* Die Endungen *ien* = *ianus* und *ion* (*ions*) = I. Pl. Impf. Ind. sind immer zweisilbig, ebenso die III. Sing. Präs. Ind. *prie* lies *preie* 3366 (3161), 3885 (3597). Dagegen hat *prie* (zu bessern *prei*) I. Sing. Präs. Ind. v. 629, 1979 nur eine Silbe. Da diese Verbalform in anderen Denkmälern im Reime niemals mit *e* erscheint, so wäre *pri* zu setzen, welches jedoch als Reim nur im ältesten Normannischen vorkommt (s. Thierkopf, Der stammhafte Wechsel im Norm. Halle. Diss. 1880, S. 43 u. 65). Allerdings treffen wir *pri* v. 69 im hl. Georg (cf. C. Weber, Über die Sprache und Quelle desselben, Zs. V, 501), welches Gedicht seinem Dialekte nach in die Nähe der Normandie zu setzen ist; ferner reimt die jüngere Marie de France *pri* : *ci,* Y. 405 (s. Warnke, Lais S. XI). Man könnte deshalb versucht sein, *pri* in den Text aufzunehmen; ich setze jedoch *prei* (und III. Sing. *preie*), da, wie

wir später erkennen werden, unser Dichter *ẹi* für *ẹ* + i-Element ausgesprochen hat. — Mit verschiedener Silbenzahl hat unser Dichter angewendet die Verben *juner* und *gesir,* z. B. *juneront* 2863, *june* 2870, *jëune* 2597, *jëuna* 3546, *jëungent* 3513, *gëust* 1970, *jut* 2180, 2340; aber das Subst. *junement* hat immer nur diese Form. Zweisilbig ist *esperit* 187, also *esprit* zu lesen, ebenso 3380 (B); eine andere zweisilbige Form : *espirz* findet sich 2736 (2628) und 2650 (2541), wo B jedesmal *esperit* hat; *esperital* ist viersilbig 3614; *verite* ist dreisilbig 1265, 2007, 2972 und zweisilbig 633, also in *verte* zu bessern, für welches B *vrite* schreibt; *lie* (*lætus*) ist immer einsilbig, *lie* (*ligatus*) zweisilbig. Die Adverbien der Art und Weise sind immer mit der erforderlichen Silbenzahl aus dem Femininum der Adjektive gebildet; einige jedoch zeigen doppelte Bildungen. So hat z. B. *isnelement, novelement* immer vier Silben; mit Anlehnung an die Adverbien, abgeleitet von Adjektiven einer Endung, treffen wir aber auch *isnelment* (B mit Auflösung des *l*) 749, 3892 (3604). Vers 3631 (3379) lese ich lieber mit Hs. B *Isnelement* st. *Et hisnelment;* v. 3885 (3597) haben beide Hss. *que isnelment;* besser ist wohl *qu'isnelement. Novelment* (das auch *noval-, noveal-, noviaument* geschrieben wird) ist dreisilbig v. 2292, 2971 (2810), 3663; 1007 *humilement* (B *humblement*) ist zu bessern in *humlement,* wie 620, 1978; *vilement* 1722 ist zweisilbig, also *vilment* zu schreiben wie 3164 (2958). Neben viersilbigem *veraiement* erscheint *vereiment* 1157, 1161, das dann wohl besser *vraiement* geschrieben wird. Das Adverb von *lie* (*lætus*) mufs *lieement* heifsen, wie auch beide Hss. 575 haben, folglich sind danach zu bessern 975, 1104, 1118, 2040, 3997 (3709). Die Adverbien *ore* und *encore* können ein- und zwei-, resp. zwei- und dreisilbig sein, also auch *or* und *encor* lauten; *neies, neis, nis* wird in den ersten Hälften der beiden Hss. gewöhnlich einsilbig, in den zweiten Hälften jedoch gröfstenteils zweisilbig gebraucht; *neent* (*neient*) hat immer zwei, *meismes* drei und *meismement* vier Silben. Die Negationspartikel *mie* (*mica*) ist immer zweisilbig, *mie* (*medius*) einsilbig und *mei* zu schreiben. *soron* (B *solonc*) 1087 ist hier zweisilbig, 2454 jedoch einsilbig und demnach mit Mall, Comp. 18 vielleicht in *som* zu bessern; *com, comme* (in A auch sehr viel mal *cum, cume* geschrieben) kann je nach Bedürfnis eine und zwei Silben haben. Ähnlich verhält es sich mit *el, ele,* das jedoch in den allermeisten Fällen nur einsilbig und folglich *el* zu schreiben ist; auch

v. 3234 (3028), wo beide Hss. *ele* haben, würde ich *Je oi, fait el* vorziehen. In v. 3888 (3600) mufs aber *ele* den Wert von zwei Silben besitzen, ebenso der Plural *eles* 3455 (3202).

C. Reim.

Über die männlichen und weiblichen Reime (s. Zs. VIII, 156 ff.) sowie über den reichen Reim (s. Freymond, Zs. VI, 18 ff., 83 f. und derselbe Artikel als Separatabdruck, Strafsb. Diss. 1882) ist schon das Nötige gesagt worden (s. über die Abfassungszeit S. 28).

Wenn ich die älteren Bezeichnungen beibehalte, so finde ich

Leoninische Reime: auf *ité* 35, 629, 3092; *esté* : *apresté* 677; *geterez* : *meslerez* 1997; *espleitié* : *meitié* (B *espleté* : *mité*) 3854 (3564); *venir* : *tenir* 433; *raison* : *maison* (nur in B, das *reson* : *meson* hat) 3398; *acheison* : *leison* (1. Plur.) [Hs. B hat *e* anstatt *ei*] 3448 (3195); *savon* : *avon* 611, 2563.

Homonyme Reime: *l'archangle* : *angle* 2640; *archevesque(s)* : *evesque(s)* 1013, 2269, 2463, 2486; *Engleterre* : *terre* 3464; *ressemble* : *ensemble* 479; *contredit* : *maldit* 1847; *ai* : *metrai* 1055, : *veillerai* 2672, : *vendrai* 2227, : *dirrai* 3420; *mis* : *tramis* 109; *vint* : *devint* 103; *sus* : *desus* 583; *aise* : *mesaise* 589; *fait* : *forfait* 2740; *as* : *perdras* 3126; *a* : *forja* 3804.

Identische Reime: *est* : *est* 1527, 1927, 3928; *vile* : *vile* 2405, 2419; *a* : *a* 1455, 2836, 2998, 3076, 3298, 4040; *ai* : *ai* 3758; *cuer* : *cuer* 343; *unt* : *unt* 617, 1245, 2315, 2854, 2966.

Ungenaue Reime sind:

a + *l* + ... : *a* + *l'* + ... *scandales* : *pailes* 1227 (in beiden Hss.). — Vok. + *ñ* + ... : Vok. + *n* + ... *essoigne* : *moine* 101. — Vok. + *l* + ... : Vok. + *r* + ... *apostoile* : *memoire* 2283.

r ist nicht berücksichtigt in:

sages : *larges* 2263, *melage* : *large* 2509, *forez* : *deserz* 727, *trestoz* : *jorz* 2441 (B),* *plusors* : *vos* 709, *secors* : *estros* 3894. Das *r* wurde sehr schwach oder wohl gar nicht mehr gesprochen. Derlei

* Die Hs. B schreibt *jors*, auch an anderen Stellen; A jedoch immer *jorz*. Da nun der Schreiber von B auch anderwärts sich nicht scheut, sogar im Reime das *z* in *s* zu verwandeln (cf. 301 *esfans* : *ouvrans*, : *sachanz* 3788, : *resemblant* 3932 [3642]), und da der Dichter nie *z* mit *s* reimt, so setze ich *jorz* anstatt *jors* (s. auch Stammauslaut S. 275).

Reime finden sich in allen Dialekten sehr häufig, sie sind deshalb auch kaum als ungenaue (s. Mall, Cp. 29, 30), noch als verderbte (s. Förster, Chev. II, esp. LX) anzusehen (vgl. Birkenhoff, Brandan-Legenden 28; Vising, Étude sur le dialecte anglo-norm. 87; Rom. Stud. IV, 370, 592; Metzke, Herrigs Arch. Bd. 65, p. 86; Richter, Lai du Corn. S. 10).

s vor *t* ist stumm: *escrit* : *fist* 2485, *traist* : *vait* 1763.

v ist nicht beachtet: *escrire* : *livre* 2800, 3047.

Die folgenden ungenauen Reime lassen sich so bessern:

dedu[e]ient : *aveient* 1713, *païsanz* (anst. *païsans*) : *mananz* 265, *enfant* (st. *ans*) : *sachant* 3788 (B), *trove[z]* : *ale[z]* (wie B hat) 2131, *alee* : *renomee* 3034 (B) anst. *ales,* da es nsg. femin. ist. In Bezug auf die Personennamen ist zu bemerken, daſs der Acc. in den Nom. schon hinübergenommen wird (s. die Deklination). Einige Reime lassen sich aber noch bessern, indem man *z* für *t,* das die Hss. haben, setzt, so *Richarz* : *leubarz* 1643, *Duranz* : *vaillanz* 1933 (1929), umgekehrt aber *t* für *z* schreibt: *Richart* : *part* 2293.

Assonantisierende Reime, die Huber a. a. O. S. 137 als nicht vorhanden erklärt, haben wir in *braz* : *parz* 3780, *tantost* : *hors* 2620 (s. über dieselben Mall, Cp. 29; Tobler, Versbau 93; Settegast, Benoît de Sainte-More 8—9; Beispiele aus Wace von Tobler, citiert in Gött. Gel. Anz. 1874, S. 1033, aus Gerbert de Montreuil bei Birch-Hirschfeld, Sage vom Graal S. 112, aus Richars li Biaus, ed. Förster, Einl. XI, aus Guillaume de Palerne von Mussafia, citiert in Zs. III, 248, aus Roman de Troie in Rom. Stud. III, 486; Zingerle, Raoul de Houdenc S. 10; Link, Über die Sprache der Chronique rimée des Phil. Mousket, S. 65; Rolfs, Die Adgarlegenden in Rom. Forschungen I, 201).

D. Hiatus und Elision.

Als Regel gilt, auch für die ganz alte Zeit, daſs *ẹ* am Ende mehrsilbiger Wörter elidiert werden kann. Nichtelision findet nur unter gewissen Bedingungen statt, und zwar kann dieses *ẹ* den Hiatus tragen in den von Mall (Cp. S. 31) angeführten Fällen, die auch für unser Denkmal ihre Gültigkeit behalten. Der Dichter vermeidet den Hiatus gern, wie die Hs. A beweist; die Hs. B neigt bei weitem mehr dazu, doch sind die betreffenden Stellen meistens durch die

Nachlässigkeit des Kopisten entstanden und leicht — durch die Annahme der Lesart von Hs. A — zu bessern.

Beide Hss. stimmen überein: 1) in dem Falle, wo ę = lat. Endung *at* ist, v. 423 *semble ou,* 2465 (2402) *don(n)e et,* v. 3366 (3161) *pr[e]ie et* (hierher gehört auch v. 6 *demande en* aus Hs. B; üb. v. 1—26 der Hs. B s. S. 38 u. 42); 2) in denjenigen Fällen, wo ę aus anderen lat. Endungen entstanden ist: 81 *Astre out,* 830 *la cendre out,* 901 *Li chandelebre ou.* Der Hiatus steht ferner bei *comme il* (wo B jedesmal nur *com* und A einmal v. 2597 *cume* schreibt), in 382, 2579 (2516), 3517 (3263), 3405 (B) und bei *comme huem* 2189 (wo B *com home*). Die betr. Verse können jedoch alle gebessert werden, indem man v. 382 *eissi* (Huber: *ainsi*) anstatt *si* schreibt, v. 2579 indem man *tuit* nach *com* (nicht *come*) einschiebt, v. 3517 indem man mit B *Si come cil* anst. *Si come il* liest, v. 3405 (B) indem man *li* zwischen *A* und *conter* einfügt, nachdem man im vorhergehenden Verse *il* für *li* gesetzt hat, und schliefslich, indem man v. 2189 die Lesart von Hs. B annimmt, nämlich *com home* anst. *comme huem,* wodurch denn auch der Reim: npl. *com home sage* : osg. *barnage* richtiggestellt wird. Der Hiatus ist ebenfalls vorhanden in 3165 (2959) *pere out,* wie B richtig hat. Die Hs. A schreibt *peres,* was jedoch als Nsg. kaum vom Dichter gebraucht worden ist, da sogar Marie de France diesen Nsg. noch nicht kennt (s. Warnke, Lais. S. 34), und da auch v. 1277 (1275) *Il esteit pere as orfenins,* wie beide Hss. haben, für Nsg. *pere* beweisend ist. Um den Hiatus zu vermeiden, könnte man *molt* nach *out* einfügen; desgleichen läfst sich der Hiat in v. 3205 (3000) *arriere et* dadurch aufheben, dafs man mit Huber a. a. O. S. 119 *la* vor *tirout* einschiebt.* Nimmt man die Korrekturen als richtig an, so bietet unser Text kein einziges Beispiel mit Hiatus nach einf. Liqu.

Die Hs. A ist zu bessern durch die Hs. B, indem man mit B liest: 131 *qu'il,* 142 *les viles* st. *viles,* 170 *Tant qu'il li,* 455 *les autres* st. *le,* 649 *evesquės en* st. *evesque,* 1078 *De l'apostoile et puis del rei* (also *puis* einschieben), 2212 *qu'il avait,* 1012 (1010) *assemblé*

* Es ist jedoch nicht durchaus notwendig, den Hiatus zu tilgen, da er auch in anderen Denkmälern auf einfache Liquida (*re, le*) folgt; siehe *conjure et,* Warnke, Lais XXV; vgl. *apele um,* Münch, Br. 21; Förster, Zs. f. d. ö. Gym. 1874, S. 138; Zingerle a. a. O. 13; Link, Mousket S. 7; Tobler, Vb. S. 53.

iluec st. *emsemble* (Huber S. 120 will *qu'ensemble od lui* lesen); setze mit B *et* an den Anfang der Zeile 1049 (wo B *O* für *E* verschrieben) und 1400 (1396), und schliefslich 2257 *li apostoiles ensement* anstatt *apostoile*.

Die Hs. B ist zu bessern durch Hs. A v. 60 *roont* st. *ront,* 397 hat B falsch *que unques pot;* 440 hat B *tot* vor *greve et* ausgelassen; zur Vermeidung des Hiatus ist mit Hs. A das Nominativ-*s* bei den betr. Substantiven anzufügen in v. 85, 493, 532, 1287, 1407, 2049, 2111, 2198, 2343, 4082 (3752); setze ferner mit Hs. A *la* vor *chartre* 2387; lies mit A *vereiment* (besser *vraiement*) anst. *vreiment,* um dem Hiatus *comme en* 1157 zu entgehen.

In Hs. B allein haben wir die folgenden falschen Hiate, die durch Anfügung des Nominativ-*s* an die betr. Substantive beseitigt werden: 2864 *li pueple[s] ert,* 2891 *li pueple[s] od,* 3388 *archeves-que[s] en,* 3799 *cuivre ou;** v. 2404 füge ich *et* nach *bois* ein, und 2440 lese ich *march[e]andise et.*

Die Elision des Vokals in einsilbigen Wörtern unterliegt den allgemein bekannten Regeln. Auch in diesem Punkte ergänzen sich unsere zwei Hss., so dafs, falls je eine Abweichung stattfindet, fast immer eine der Hss. die richtige Lesart aufweist. Stets der Elision unterworfen sind die Pronomina: *je, me, te, se, le, la, ma, ta, sa* und der Art. fem. *la.* Einige Ausnahmen sind allerdings zu konstatieren, so lies v. 26 *je ai,* 1510 *je espeir,* 2206 *je ai* (wo A *j'ai* nach der Kollation Varnhagens hat; in seiner Ausgabe druckt Michel auch *je ai* und bemerkt in seiner Kollation nichts dazu), 3424 (3171) *je esteie.* 4066 (3736) haben beide Hss. *je espeir,* wo jedoch ebenfalls zu elidieren ist. Oder dürfte man etwa überall, wo Hiatus stattfindet, *jen* statt *je* einsetzen? Die Form *jen* kennt der Dichter, nur ist nicht zu ersehen, ob er sie blofs vor Vokalen angewendet wissen will, da die Hs. A sie einigemal vor Vokalen und Konsonanten ohne Unterschied anwendet. Wenn die Acc. *le* und *me* einem Im-

* Selbstverständlich haben wir keinen Hiatus anzunehmen (da *h* aspiriert ist) bei *le haut* 66, *qui le huast* 141, *de hauteice* 421, *a honte* 462 etc. und ähnlichen; s. Tobler, Versb. 89. — In Bezug auf *cuivre ou* ist zu bemerken, dafs v. 3799 so zu lesen ist: *O seit de fin coivre o d'arain,* wie aus v. 3800 hervorgeht (s. auch die Deklination). — Noch habe ich hier anzufügen, dafs zur Vermeidung des Hiatus v. 2443 (B) nach *igleise* nicht *a,* sondern *r'a* stehen mufs.

perative folgen, so wird *e* nicht abgeworfen: 307 *Aporte-le isnelement* (so lese ich mit Hs. B, es ist demnach das *i [ibi]* in Hs. A auszustoſsen), und 3889 (3601) *Secor-me oie* (B hat *Secorez moy).*

Der Artikel *li* Npl. steht ausnahmslos im Hiatus; für *li* Nsg. gilt in den allermeisten Fällen dieselbe Regel, nur vor *en* (= *homo*) wird er regelmäſsig in beiden Hss. apostrophiert, z. B. v. 45, 46, 57, 137, 138, 469, 1134, 1251 etc. Ausnahmsweise steht *l'* vor *angles* 172, 365, 682, 1167, 4023 (B). vor *archangles* 500 (498), vor *escriz* 770, vor *abés* 2983 (2822) und 2930 (2769).

Der Dat. Sing. *li* kommt apostrophiert nur vor *en* vor, z. B. 20, 1750, 2578 (2515).

Das Relat. Pron. *qui* kann Hiatus bilden (was meistens geschieht), in der Verschleifung stehen und elidiert werden. Das letztere findet statt bei *qu'ert* 136, 852, *qu'est* 3743 (3491), *qu'iluec* 3580 (3327), *qu'i* 3199 (2903), bei welchen Stellen die Hs. B die ganze Form *qui* (oder auch *que* dafür) in der Verschleifung stehen läſst; v. 3403 (B) schreibt auch B *qu'il* für *qui il.* Ich ziehe demnach die Lesart von A vor, hebe also die Verschleifung, wo sie vorhanden sein sollte, auf und setze den Apostroph auch bei den folgenden Versen: 202 *qu'iluec,* 2903 (B) *qu'i,* 3058 (B) *qu'iluec,* da die kürzere Form *luec* in unserem Denkmal nie gebraucht wird, und 3859 (3579) *qu'est,* obgleich beide Hss. *qui est* lesen.

Das Relat. Pron. und die Konj. *que* können nach Bedürfnis im Hiatus stehen oder Elision erleiden. Es muſs also *que* in allen den Fällen elidiert werden, wo es in der Verschleifung in beiden Hss. steht, demnach v. 33, 90, 278, 290, 390, 501, 846, 1030, 1203, 1281, 1325, 1475, 1629, 1970, 2092, 3095 (2889), 3157, 3332, 3422 (B), 3440 (3187), 3540 (3287), 3885, 3989 (3701), 3990.

Wie mit *que* so verhält es sich auch mit *si* (= und), *se* (= ob, wenn) und *ne* (= *nec*). *Se* verliert seinen Vokal 222 *s'il,* 589 *s'ert,* 2451 (B) *S'aucuns,* 3312 (3106) *Et s'unc,* 3347 (3138) *s'el,* 3811 (B) *S'arain.* 3222 (3016) liest A *S'ele,* B *Se elle;* richtig ist wohl *Se el.* 1996 liest A *S'ainces ...,* B aber *Se ainces n'en ai traval grief,* mit Weglassung des *molt* vor *grief;* ich ziehe B vor. *ne* (*nec*) büſst den Vokal ein 3501 (3248), wo A und B *n͜ea,* also *ne* in der Verschleifung stehen haben. 3311 (3105) schreibt ebenso Hss. A und B *Ne͜homme.* Soll man *ne* in der Verschleifung stehen lassen? Ja, denn *e* zu unterdrücken, ist gegen die Schreibungen von beiden

Hss. zu gewagt. — Ebenso fragt es sich, ob man in 147 *ce͜espeir* das Pron. mit Verschleifung lesen soll, da *ce* in beiden Hss. sonst nie seinen Vokal verliert; denn diejenigen Stellen, wo A oder B *c'* schreibt, sind immer in *ce* zu bessern. Weil es das Versmaß verlangt, so muß man wohl auch hier die Überlieferung unangetastet lassen. *Ce* ist sehr oft hiatusbildend. Zur Vermeidung des Hiat schreibt A (namentlich im Anfange) gern *cen* statt *ce,* so 76, 96, 322, 458, 881, auch noch 3674, 3714. Es wäre nun in Erwägung zu ziehen, ob man nicht überall in den betr. Fällen *cen* für *ce* in den kritischen Text setzen soll. Ich ziehe einstweilen vor, mich an die Überlieferung der Hs. A zu halten. — Desgleichen würde *nen* (= *non*) statt *ne* vor Vokalen zu schreiben sein, und nicht *n'en,* wie Michel oft hat. Belege für *nen* sind in A und B vorhanden, so 349 (B *nen ai*), 668 (666), 893 (891), 2497 (2434), 2764 (2656), 3119 (2913), 3894 (3606); cf. Perle, Über die Negation im Altfrz., Zs, II, 1 ff.; s. auch die Verbesserungsvorschläge bei Kehr, a. a. O. These 4 u. 6.

Aphärasa findet statt bei *en* in *qui'n* 474, 1173, *si'n* 3244, 3766, *ci'n* 3653 (3401); cf. Rose, Rom. Stud. V, 320.

Inklination zeigen die Pron. und Artikel *le* und *la,* und zwar werden dieselben enklitisch gebraucht nach den Präpositionen *de, a, en* (*del, des, al, as, el; es* 1211, 1383); nach den Pron. *je, qui,* (*jel* 420, 1166, 1366 etc.; *jes* 1574, 2569 etc.; *quil* 1532, 2615 [B], *quis* 80, 570, 2048 etc.); nach *que, si, ne* (*quel* 1531, 1636, 1944 etc.; *ques* 1769; *sis* 613; *nel* 222, 711, 1240, 1436 etc.; *nes* 79, 476 etc.); cf. Mall, Cp. 35; Heiligbrodt, Gorm. u. Isemb. in Rom. Stud. III, 531; Zs. II, 496; Zs. III, 306; Romania No. 29, Janv. 1879; Gengnagel, Die Kürzung der Pronomina hinter vokalischem Auslaut im Altfrz., Halle, Diss. 1882.

2. *Die Lautlehre.*

Nachdem Huber a. a. O. die Sprache unseres Dichters, namentlich aber den Lautbestand, ausführlich behandelt hat, beschränke ich mich im folgenden nur auf die wichtigsten Erscheinungen der Laut- und Flexionslehre, wie dieselben von beiden Hss. im Reime dargeboten werden. Das gewonnene Resultat wird alsdann als Norm bei Feststellung des kritischen Textes dienen.*

* Wie schon im Vorwort bemerkt, verzichte ich auf die Herstellung des ganzen kritischen Textes aus den dort angegebenen Gründen.



A. Vokale und Diphthonge.

1) *a.* Die Reime auf *-a, -asse, -ace, -able, -age* sind alle rein. (Über *age* : *arge, scandales* : *pailes* s. S. 222.) *-vadit* giebt im Reime nur *vait,* nie *va.* Das Suffix *alis* wird nach beiden Hss. *al* oder *el: leal[s]* : *parrochial[s]* 1335 (B), *continuels* : *mortels* 1661. *talis* wird immer *tel.* Auffallend ist der Reim 4026 (B) *altel* (*altare*) : *neil.* Die Hs. hat: *Cirge n'i art ne lampe neil.* Da, umgekehrte Schreibung auch angenommen, an ein *niel* (= *nigellum*) des Genus und des Reimes wegen nicht zu denken ist, denn *altel* kommt nur im Reime mit *tel* vor, so bessere ich *ne el* (= *nec aliud* oder *al(i)um* nach Förster, Cliges LVI) und lese: *Cierge n'art ne lampe ne el.* — Wir finden in der protonischen Silbe *feelment* : *lealment* 2177, was wohl kein leoninischer Reim sein soll. Übrigens würde *leal* : *feal* ganz richtig reimen, da die wenigen lateinischen Adjektiva auf *ēlis* sich denen auf *alis* assimilierten (s. Zs. I, 565; Förster, Ches. II, esp. XXXV.; Rom. Stud. III, 445; Zingerle a. a. O. S. 16. — *mălum* wird nie *mel,* vgl. *mal* : *val* 3154 (2948), *male* : *pale* 2714. Hierher gehören noch die Reime *Guillalmes* : *realmes* 1491, *Guillalme* : *realme* 2503, *eschalfaut* : *haut* 1005, *Teibalt* : *l'asant* 1601. Die Hs. B hat das *l* überall aufgelöst; für den kritischen Text ist es jedoch herzustellen, da der Dichter nie *a* + *l* + Kons. : *au* + Kons., sondern nur immer mit *a* + *l* + Kons. reimt. — Die Erbwörter auf *ance,* die Participien und Gerundien auf *ant* weisen nur reine Reime auf (vgl. H. Haase, Das Verhalten der picardischen und wallonischen Denkmäler etc. in Bezug auf *a* und *e* vor gedecktem *n.* Halle. Diss. 1880); zu ihnen gesellt sich das schon im Alexis (S. 111) vorhandene *serjant* (: *grant* 2814). — Die von den Participien abgeleiteten Adverbien sind natürlich *antment* und nicht *aument,* wie Michel und die Hs. B haben, zu schreiben, also *acordantment* 1099, *soufeisantment* 1029, *teisantment* 1309, *despeisantment* 2451, da die Schreibung *au* erst nach vollzogener Auflösung des *l* in *u* angewendet wurde (s. Koschwitz, Überl. u. Spr. 20 ff.).

2) *an* und *en* stehen nie im Reime miteinander; wir haben also zwei verschiedene Laute (*ă* und *ĕ*) anzunehmen, denn die Nasalierung war für unser Denkmal schon eingetreten (s. die Nasallaute). Von den von Suchier, Rp. 69 aufgeführten, zwischen *ant* und *ent* schwankenden Wörtern kommt in unserem Texte nur *talent* vor, das

immer so geschrieben wird und nie mit *an* reimt. Wir fügen aus unserem Roman noch hinzu *sullent* (: *neient*) 291, das nicht etwa in *suant* zu ändern ist, wie Andresen, Rou I, 3620 gethan hat und wie die Hs. B fälschlich schreibt; auch ist es nicht als Part. passé, sondern vielmehr als eine Bildung mit dem Suffixe *-lentus* (= *sucidolentus,* Huber a. a. O. 140) aufzufassen (vgl. *pullent, rouvelent,* citiert von Förster, Zs. I, 157). Hier ist gleich der Reim *anciens* : *je pens* 4082 (3750) einzuschalten, wo wir für beide Wörter nicht die Aussprache *ã*, sondern *ẽ* anzunehmen haben, da sowohl *pens,* das nach Förster, Rom. Stud. III, 176, zweifachen Lautwert haben kann, mit : *encens* 905, : *tens* 481, 1803, 2237, 2942 (2780), 3276 (3070), also mit Wörtern, die in unserem Denkmal nie die Aussprache *ã* haben, reimt, als auch *chrestiens* 1499, *mien* 1027, *Siphorien* 67, die dieselbe Bildung wie *anciens* haben, nur im Reime mit *bien* stehen. Die lat. Endung *anus* hat also *ains* und nicht *ans* ergeben, vgl. Mussafia zu Vollmöllers Brut, Zs. I, 404. — Ferner möchte ich bemerken, daſs wir *anciens* : *pens* nicht als ungenauen Reim *ie* : *e* anzusehen haben, da *iens* nur *i-en,* nicht *i-ien* sein kann (s. Settegast, Benoît S. 28; Storck, Rom. Stud. III, 467). Die hierher gehörige Litteratur hat Link, Amis-Sage 14 am ausführlichsten zusammengestellt, zu welcher jedoch noch hinzuzufügen ist: Jahrbuch XIV, 396; Bonnardot, Romania II, 247; Kehr, Die Sprache des Livre des manières 40; Förster, Aiol et Mirabel XXXVII f.; Spieſs, Lyrische trouvères belges 12; Fleck, Der betonte Vokalismus einiger altfranz. Denkm. 19; Apfelstedt, Lothringer Psalter XI; Breuer, Sprachliche Untersuchung des Girard de Rossillon 17; Herrigs Arch. Bd. 64, 397; Förster, Cliges LV; P. Richter, Lai du Corn. 14.

3) Zu erwähnen ist noch der Reim *Notre-Dame* : *ame* 1509, wo lat. *ó* : *a* reimt (s. Lücking, Mundart. 110).

4) *e.* Wie bei Wace und Marie de France reimen auch in unserem Roman die drei verschiedenen *e* nicht miteinander. e^3 = lat. *a* in offener Silbe, das nach Böhmer, Rom. Stud. I, 599 und Rom. Stud. III, 605 offen, nach Koschwitz, Üblf. u. Spr. 21, Lücking, Md. 91, G. Paris (Romania VII, 125), Suchier (Jenaer Litt.-Zeit. 1878, No. 21 u. Zs. III, 137) geschlossen, und nach Ten Brink (Dauer u. Klang) erst offen,* dann seit Ende des 12. Jh. geschlossen

* In unserem Denkmal war also die Aussprache noch eine offene; vgl. No. 8 u. 12.

gesprochen wurde, wird in unseren Hss. durch *e* und *ei* dargestellt. Die erstere Schreibart überwiegt bei weitem. So ist die Endung *er* (= lat. *are, arem, arum*) in beiden Hss. in cirka hundert Reimpaaren vertreten, wird jedoch in B niemals *eir,* in A nur in fünfzehn Reimen *eir* geschrieben, wobei noch zu bemerken ist, daſs dieselben Wörter an anderer Stelle mit *er* im Reime auftreten. Die Endung *é, ex* (= lat. *atem, atus*) wird in zweihundert Reimpaaren immer *e* geschrieben; in B finden sich nur zehn, in A vierzig Reimwörter mit *ei,* für welche dann jedesmal B (resp. A) *e* schreibt. Die Endung der 2. Plur. *ex* kommt in dreiundzwanzig Reimpaaren vor, deren Reimwörter in B alle und in A, mit Ausnahme von elf Wörtern, ebenfalls alle mit *ex* geschrieben werden. Dasselbe Verhältnis ist auch bei den noch übrigen Endungen *ée, ées, erent, ert* zu konstatieren. Überdies findet eine Mischung von *er* : *eir* (= lat. *ĕ, ĭ*) nie statt, was darauf hindeutet, daſs *ei* (aus lat. *a*) doch höchstens *ẹi* und nicht *ęi* gelautet haben könnte, wenn wirklich lat. *a* ein *ei* ergeben hätte. Ferner bestätigen die Reime mit den lateinischen Wörtern *ite* (: *fine* 1097), *atollite* (: *plente* 822), weiter die Reime *De* (osg. A immer *De,* B einmal *Deu* und einmal *Dei,* sonst immer *De*) zu Part. passé 321, 1751, 2335, 3434, 3598, 3968, 4050, und mit *eié* 2247, daſs der Dichter *e* und nicht *ei* gesprochen hat. Die Orthographie unseres Textes wird sich also hiernach zu richten haben. In den normannischen Denkmälern derselben und früherer Zeit haben sich auch (s. G. Paris, Al. 50; Mall, Cp. 54; Andresen, Rou II, 492; Storck, Rom. Stud. III, 451) die Imperfektformen *ere, eret, ert, erent* zu e^3 geschlagen; dasselbe ist in unserem Roman der Fall. Beispiele: *erent* : *demanderent* 587, : *alumerent* 861, : *assemblerent* 2023; *ert* : *apert (apparet)* 317 und : *Autbert* 153. Dieser Personenname scheint eine doppelte Aussprache gehabt zu haben, da er auch reimt : *sert* (3. Sing. Ind.) 1371, : *covert* 1961 und *Autberx* : *cerx* 177, also mit e^1. Das Imperfektum *ert* unterscheidet sich vom Futurum, das in beiden Hss. auch *ert* geschrieben wird, z. B. 166, also nicht; es kommt auch keines im Reime vor. Es würde mithin gewagt erscheinen, gegen die Überlieferung *iert* für das Futurum in den Text, wie es sonst wohl geschieht, einzusetzen. — Zu erwähnen sind noch zwei auffällige Reime in Hs. B: 3806 *garde* : *le* (pron. fem. abs.) und 2415 *Rochelé* : *pré (pratum).* Zum ersteren siehe unten No. 8 den Reim *milie* : *lie* 3770 (3516). Was den zweiten Reim (*Rochele* : *pre*)

anbetrifft, so ist in *Rochele* entweder irgend ein Ortsname auf *cé* (*cey*) versteckt — ich vermute *Roncey* (s. Anmerk.) — oder der ganze Vers ist verderbt; eine Lücke ist jedoch nicht vorhanden (vgl. oben S. 41).

5) e^1 (= lat. ĕ odet æ) und e^2 (= lat. ē, ĭ) reimen nach dem Böhmer-Darmsteterschen Gesetz nie miteinander, sondern nur mit sich selbst. Der Osg. und Npl. der Endung *-ellus* lautet immer *el*, der Nsg. und Opl. aber *eals*, was in Hs. B in *eaus*, *iaus* oder *eax* aufgelöst ist; der v. 473 der Hs. B ist also zu bessern in *maquereals* : *beals*. e^2 haben wir 615 *cels* : *entr'els*, dann in den identischen Reimen mit *evesque(s)* und ferner *hauteice* : *estreice* 421, *espeisse* : *messe* 1313, *richece* : *leece* 3096 (2890), wo ich einer konsequenten Schreibung zulieb überall *e* statt *ei* schreibe, da auch B immer *e* hat.

6) *i* (= lat. ī). Die Reime sind alle rein. Über die Mischung *i* : *ui* wird bei *ui* das Nähere gesagt werden. Lat. ī u. ĕ + *i* treffen nicht zusammen, wie das bei Christian von Troyes der Fall ist. Die Attraktion des epenthetischen *i* in den Endungen *-ius*, *-a*, *-um* hat sich gänzlich vollzogen; dieselbe ist unter den betr. Diphthongen näher besprochen. (Über die Litteratur vgl. Uhlemann a. a. O. 567.) Wir treffen also in unserem Denkmal dieselbe Erscheinung wie in Waces Rou (s. Andresen, 495). Nur in *letanie* (: *oïe* 823), *symonie* (: *abëie* 2349), *compagnie* (: *Normendie* 2245) etc. ist nicht Vok. + Liq. + ĭe vorhanden, sondern das Suffix *ía* (s. Mussafia, Zs. I, 406, Mall, Comp. 54). Bemerkenswert ist der Reim *mile* (*milia*) : *navile* 1387 (vgl. hierzu *navirie* in Waces Rou v. 1065 und *milie* im Oxf. Ps. und in den Büchern der Könige bei Suchier, Rp. XXV). Unter zwanzig Infinitiven auf *ir*, die miteinander reimen, begegnet einmal *fuier* (in Hs. A) 2718 (2609), das ich in *fuir* zu bessern kein Bedenken trage. — Über Infinitiv *sofiere* v. 516 s. unten No. 12: ę + *i* : ǫ + *i*.

7) o^1 (= das tiefe geschlossene) und o^2 (= das hohe offene) stehen nicht im Reime miteinander. o^1 wird in der Schrift von beiden Hss. (von B durchgängig) fast nur durch *o* ausgedrückt. Die Reime auf *or* (= lat. *orem*) sind weder in A noch in B jemals mit *u* geschrieben, auch im Innern des Verses behalten die betreffenden Substantive das *o* bei. Die Hs. B schreibt nicht selten *ou* dafür, doch im Reime weist es — mit einer einzigen Ausnahme — nur immer *o* auf. — Von den Substantiven auf *-on* (= lat. *onem*) sind

dreiundfünfzig Reimpaare vorhanden, darunter sind nur zehn Wörter mit *um* oder *un* geschrieben, und unter diesen sind wieder vier Ortsnamen. Die Hs. B hat immer *-on*. Der Plural *-ons* erscheint nur einmal *-uns* unter fünfzehn Reimpaaren. In den kritischen Text ist also immer *-or* oder *-on* (*ons*) zu setzen. — o^1 haben ferner *jor, tor, redor, secors* : *estros* 3894 (3606), *sort* (*surgit*) : *secort* (*succurrit*) 1599, Tobler, Gött. Gel. Anz. 1872, S. 887, *demore* : *secore* 107 (Rom. Stud. III, 178), *crote* (*crypta*) 399; *mot* (*muttum*) : *tot* 647, 1777, 4078 (Mall, Cp. 51 und Kehr, a. a. O. S. 49), *son* (*summum*), *som(m)e* (*summa*), *Quokelonde* : *monde* 51.

Die lat. Adjektive auf *-ōsus* werden *-os* und *-ous* im Reime. Sie reimen mit *vos* 945, 1767, 3936 und mit *estros* 1187. Da nun *vos* hinwiederum mit *plusors* 709 und *estros* mit *secors* 3894 im Reime steht, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daſs der Dichter *-ōs* gesprochen hat. Auch bei Wace, Conc. u. Nich. treffen wir fast überall *-os* (s. Uhlemann, S. 104). — *o* und nicht *u* werden wir auch schreiben in der Lautgruppe lat. und germ. *o* + *m (n)* + Kons., da B stets und A in den meisten Fällen *o* hat. So liest A fünfmal *munt,* aber einundvierzigmal *mont* im Reime; ähnlich verhält es sich mit *roont, cont* (1. Sing. Ind.), *respont* etc.

Die Verbalendungen der 1. Pl. und 3. Pl. Ind. Präs. und Fut. werden in Hs. B fast ausnahmslos *on, ons* und *ont,* in Hs. A jedoch auch, neben diesen Schreibweisen, *um, un, uns, unt* geschrieben. Der Gebrauch schwankt für die 1. Pl. hauptsächlich zwischen *on* und *ons,* je nachdem es der Reim erfordert. Im Versinnern setze ich überall die Endung *-on* für *um, un,* und *-ons* für *uns;* im Reime lasse ich die wenigen Wörter *um* : *on* bestehen, da dieselben zu beweisen scheinen, daſs der Kopist den Nasallaut aussprach; ebenso scheint nach v. 387 *Judicum* : *leçon* der Dichter die nasale Aussprache schon angewendet zu haben. Welche Form dem Dichter angehört hat, läſst sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da *om* (*on*) und *ons* lange Zeit nebeneinander im Normannischen existierten, zu welchen auch noch *um* aus dem Anglo-Normannischen trat (siehe G. Paris, Al. 119). Die Schreibung mit *u* kann durch den Kopisten von Hs. A erst eingeführt, sie kann aber auch schon zur Zeit unseres Dichters neben derjenigen mit *o* gebraucht worden sein. Da jedoch der Buchstabe *o,* und nicht *u,* überwiegend in beiden Hss. zur Bezeichnung des Lautes o^1 dient, so ist zu schlieſsen, daſs der Dichter

auch *o* geschrieben hat,* und ich setze deshalb auch für die 3. Pl. Ind. Präs. u. Fut. immer *-ont* in den kritischen Text, obgleich die Hs. A für diese Verbalform *unt* vorzieht.

Schliefslich ist noch zu konstatieren, dafs gestütztes o^1 (= lat. *ō, ŭ*) namentlich vor Labialen *ou* wird: *goute* : *doute* 3906 (3618), vgl. G. Paris, O fermé in Romania X, 36—62). Obgleich dieser Reim in beiden Hss. überliefert ist, so erscheint er mir doch nicht als Beweis dafür, dafs der Dichter wirklich *ou* geschrieben hat, da andererseits *crote* (*crypta*) : *tote* reimt, welch letzteres als Reimwort nur immer in dieser Gestalt vorkommt, während es sonst im Innern des Verses von Hs. B sehr gern *toute* geschrieben wird. Es spricht also keinesfalls gegen die Reime, auch hier o^1 durch *o* in der Schrift darzustellen.

Bei o^2 ist nur zu bemerken, dafs *foris* nicht *fuers,* sondern *fors* (Hs. B hat gewöhnlich das jüngere *hors*) wird, immer mit *cors* (*corpus*) und einmal mit *tantost* reimend, genau wie bei Christian von Troyes (s. Förster, Cliges LVII).

8) Ursprüngliches lat. *ŏ* reimt nur mit sich selbst. Die beiden Hss. stellen es im Reime durch *o, ue, eu* und *ou* dar. Der Diphthong, falls er in B erscheint, wird gewöhnlich *eu* geschrieben. Es ist demnach wohl zu beachten, dafs B ihn gerade im Reime (*cuer* : *cuer* 343) unangetastet läfst. Im Innern des Verses wird der Laut von Hs. A am häufigsten durch *ue* dargestellt, wofür dann B wiederum fast stets *eu* schreibt (vgl. auch die Zusammenstellung bei Strauch, Lat. *ŏ* in der norm. Mundart. Halle. Diss. 1881. S. 20 und 71 ff.). Da nun der gleichzeitige Wace in seinen allerdings ein wenig älteren Gedichten Conc. u. Nich. (s. Uhlemann, a. a. O. S. 109) betontes *ŏ* regelmäfsig zu *ue* werden läfst, da ferner der jüngere Guillaume, Le Clerc de Normandie (nach Seeger, Über die Sprache des Guillaume etc. Halle. Diss. 1881. S. 12), noch den Diphthong *ue* oder *oe,* nicht den einfachen Vokal sprach, und da endlich nach Suchier, Reimpredigt XVI, das einfache *o* für *ue, oe* als ein Charakteristikum des Anglo-Normannischen anzusehen ist, so habe ich überall für betontes *ŏ* *ue* in den Text gesetzt. Der Diphthong *ue* ist in unserem Denkmal ein steigender; Beweis *velt* : *selt* 601, 1375. — *ŏcum* wird *eu;* so reimt z. B. *lŏcus* = *leu* : *Deu* siebenmal. Ferner steht es (in

* Zu demselben Resultate gelangt Kehr für das Livre des manières.

Hs. B allein) 2457 : *feu*. Die Hs. liest nach Varnhagen: *Cia* p *fei honeste lieu;* ich möchte als richtige Lesart annehmen: *S'il a por ce* (vgl. 2455 *por ce*) *honeste fieu* (= *feudum*, = verliehenes Recht nach Sachs u. Littré). Ich ändere *fieu* in *feu*, da dies von Hs. A 332, 342, und von beiden Hss. 340 *feu* geschrieben wird, da der Dichter reine Reime liebt und das *ieu* wohl vom Schreiber herrührt, der ja auch noch an anderen Stellen *ieu* hat, z. B. 704, 3276 (3070) *lieu*, 3788 *gieu* (*jŏcus*) und *fieu* (= *A feu*) 332 u. 342. Bei dem Kopisten von B sind solche Entstellungen, wie ich schon oben gezeigt habe, ganz gewöhnlich, scheut er sich doch sogar nicht, den Reim mehrfach anzutasten (s. die Beispiele oben S. 45); so schreibt er z. B. auch 2932 (2771) *evesqué* : *lieu* anstatt *evesquié* : *lié* (*lætus*), aus welchem Reime hervorzugehen scheint, daſs für ihn zwischen *ié* und *ieu* kein groſser Unterschied in der Aussprache bestand. Dasselbe gilt von dem Kopisten der Hs. A, denn er reimt 3770 (3516) *milié* : *lie* (pron. fem. abs.). Ob der Dichter wirklich die volkstümliche Form *lie* für *lieu*, *leu* gebraucht hat, wie Huber a. a. O. 176 meint, dürfte doch fraglich sein, da die Hs. B *mileu* : *ley* liest und da ferner *leu* (*lŏcus*) nur so von beiden Hss. sowohl im Reime : *Deu*, als auch im Versinnern (wo B nur zweimal *lieu* schreibt) überliefert wird. Jedenfalls gehört *mileu* dem Dichter an; s. auch 849 (847) *mileu* (B *milleu*). Es entsteht jetzt die weitere Frage: Wie hat der Dichter das Pron. fem. abs. ausgesprochen, *lié* oder *lei* (auch *ley* in B geschr.) oder *le*? Denn wir haben auch einen Reim in Hs. B 3806 *gardé* : *le*. Die Hs. A giebt immer die Form *lie*, die Hs. B in den allermeisten Fällen *le*, dreimal *lei*, nie *lie*. Die Reime entscheiden für *le*, sowohl der Reim *gardé* : *le*, als auch der Reim *mileu* : *le(i)*; denn so gut *leu* : *Deu* und *Dé* mit den Participien auf *é* reimt, ebenso richtig reimt *mileu* : *le* : *gardé*. Entgegen Hubers Ansicht (a. a. O. S. 177) ist es demnach durchaus nicht sicher, daſs der Dichter *lie* im Reime angewendet hat, wenn er auch diese Form gekannt haben mag. Gestützt auf die Reime und auf die Hs. B lasse ich vielmehr *le* resp. *lei* (: *mileu*) im Reime stehen, das ja auch in den südwestlichen Dialekten so lautet (vgl. Tendering, Das poitevinische Katharinenleben und die übrigen südwestl. Denkmäler. Progr. Realgym. Barmen 1885. S. 7, wo *le* : *clamé* und : *comandé* reimt). Jedenfalls geht aus den Reimen als sicher hervor, daſs Guillaume die Form *li*, wie z. B. Marie de France sie hat, nicht gekannt hat. Die Form *lie* mag

er vielleicht gekannt haben. Wenn dieselbe sich auch nicht streng durch den Reim belegen läfst, so scheint doch die Schreibung der Hs. A entschieden darauf hinzuweisen; denn dafs der Kopist, der doch seine Vorlage so gewissenhaft behandelte, konsequent *ie* anstatt *e* geschrieben haben sollte, ist wohl nicht anzunehmen. Der Widerspruch löst sich folgendermafsen. Zunächst ist festzuhalten, dafs dem Kopisten von Hs. A nicht die Original-Hs., sondern eine Hs. x (s. oben) zur Vorlage diente, in welcher also die betr. Schreibungen schon vorhanden sein konnten. Doch ebenso gut können dieselben vom Kopisten von Hs. A selbst herrühren, denn, wie ich oben S. 35 schon gesagt habe und unter No. 12 und No. 20 weiter ausführen werde, stammte derselbe höchst wahrscheinlich nicht aus dem Avranchin, sondern aus einer nördlich davon gelegenen Landschaft, vielleicht aus dem Cotentin. Dort aber kannte man die Formen *lie* für Pron. fem. *le, lei, lieu* und *lie* für *leu, dieu* und *die* für *deu;* s. Maitre André de Coutances, Le Roman de la résurrection de Jésus-Christ, éd. Reinsch, Herrigs Archiv 64, u. Recension dazu von Gröber, Zs. VI, 154 ff. — Im Avranchin jedoch wurde, wie in Ille-et-Vilaine (Bretagne) [s. Kehr, Livre des manières, S. 43] und in den übrigen westlichen Dialekten (s. Görlich, Frz. Stud. V, S. 87), $ẹ + I = ei$, e (s. unten S. 239 ff. $ẹ = i : ϱ + i$), also auch *illæ* + *i* = *ei, e*. Unser Dichter hat demnach richtig gereimt *mileu* : *lei* (nicht *milie* : *lie*) und *garde* : *le*.

Wie *lŏcum* nie *leu*, so bildet *fŏcum, jocum* nie *feu, jeu;* es ist also v. 3788 (B) *jeu* für *gieu* zu ändern.

9) In Bezug auf den Vok. *u* (lat. *ū*) ist nichts zu bemerken. Die Reime sind alle rein. Einen Reim *ū* : *ō*, wie im Rou S. 504 und im Münch. Brut. XXVI (s. ferner Suchier, Aub. 5; Rom. Stud. III. 168, 462, 578; Zs. II, 343; Vising, a. a. O. 72; Förster, Venus 50) kennt unser Text nicht. Selbstverständlich ist *euée* : *toluée* 1487 (für welches Michel *colvée* hat), nach der Hs. B in *eue* : *tolue* zu ändern; ebenso verhält es sich mit 3302 (3096) *creuee* : *avenuee* (s. v. 3858 [3568] *creue* : *venue*).

10) *ai* und *ei*. Die Reime auf *ai* im Auslaut sind alle korrekt. Beide Hss. schreiben oft *ei*, B sogar manchmal *e*. Ebenso sind rein die Reime *ai* + ein- und mehrfacher Kons. Die Reime auf *ai* und *ei* waren für den Dichter noch geschieden, beide Lautgruppen standen auch nicht im Reime : *e*[1]. Ausnahme machen nur einige Reimpaare,

so *forest* : *pest* (*pascit*) 447, *destre* : *estre* 1355. Mischung von *ei* : *ai* finden wir nur noch in *sereins* : *plains* 725. Die Reime mit weiblichen Ausgängen sind ebenfalls alle tadellos; nur *ai* + *n* .... : *ei* + *n* .... reimen immer miteinander, so *plaine* (*plana*) : *areine* 53, 449, 933; *areine* : *seine* 3930 (3640), 3960 (3670);. : *humeine* 427; : *peine* (*pœna*) 3600 (3346). Es ist also hier dieselbe Erscheinung zu konstatieren, wie bei Wace; Andresen, a. a. O. 513; Marie de France XXIX; Estienne de Fougières (siehe Kehr, a. a. O. S. 42); Chrestien von Troyes (Förster, Cliges LXI) und auch noch bei Guillaume le Clerc (Schmidt, Rom. Stud. IV). Auch die Reime *ai* + *l̃* und *ai* + *ñ* sind alle genau, wenn man 785 *plaignes* = *planias* annimmt und 2281 (2277) mit Hs. B *enfraigne* schreibt; *infringere* ist also *infrangere* geworden (vgl. dazu *attingere, impingere* bei Suchier XVIII, Mall, Cp. 59). Die Sprache hat somit vom Compatus und Reimpredigt an, in denen nach Warnke, Zs. IV, 240 die Bindung *ain* : *ein* noch nicht vorkommt, in Bezug auf diese Diphthonge keine wesentliche Entwickelung erfahren.

Schliefslich mufs ich noch auf den Reim 3198 (2992) *eit* : *est* aufmerksam machen. Die Hs. B liest *et* : *esteit.* Beides ist also falsch. Michel (und nach ihm auch Huber) ändert *eit* in *veit,* wodurch auch noch kein genügender Reim entsteht. Kehr in seiner vierten These schlägt diese Lesart vor: *Desqu'a un mostier fait arest.* Dagegen spricht die Hs. B. Ich möchte demnach lesen: *Desques endreit un mostier veit* : *De saint Estievne qu'i esteit* (vgl. 369 *veit [vidit]* : *esteit,* 515 : *dreit* etc.).* — Die Hs. B hat ferner den Reim 2866 *conseit* : *avait.* In *conseit* haben wir die 3. sing. subj. prés. vom Verb *conseiller* zu erkennen, eine sonderbare Form allerdings, die nicht bei Burguy I, 245 verzeichnet ist; *avait* ist in *aveit* vom Verb *adviare* = *diriger, indiquer la route* (Burguy, Gloss.) zu ändern.

Was nun die Schreibung der Diphthonge *ai* und *ei* in unserem krit. Text betrifft, so habe ich, gestützt auf die Reime, jedes handschriftliche *e* oder *ei* in *ai* resp. jedes *e* in *ei* verwandelt; *ein* für *ain* ist jedoch beibehalten worden, wenn nicht eine der Hss. die richtigere Form *ain* bot. — Inlautendes *añ* wird im Reime folgendermafsen dargestellt:

* Die Hs. B liest ... *Esteenne qui i esteit.* Für den krit. T. ziehe ich vor: *Estievne* (vgl. *Estienvre* 65) und *qu'i* (s. Hiatus) zu schreiben.

durch *aigne* zehnmal in Hs. A, und fünfmal in Hs. B
„ *agne* dreimal „ „ A, „ fünfmal „ „ B
„ *aine* dreimal „ „ A, „ keinmal „ „ B
„ *enne* keinmal „ „ A, „ zweimal „ „ B

Ich habe demnach durchgängig die Schreibung *aigne* adoptiert. Inlautendes *eñ* wird mit wenigen Ausnahmen immer *eigne* geschrieben. *Areigne,* das achtmal im Reime erscheint, wird bei B siebenmal so, bei A aber nur einmal so geschrieben, überdies reimt es nur mit lat. *-ana.* Wir haben also für die Sprache des Dichters gewiſs kein *ñ* aufzunehmen, weshalb die Schreibung *areine* überall einzuführen ist. — Die 2. Plur. Präs. der 2., 3. und 4. lat. Konjugation reimen zahlreich mit der 2. Pl. der 1. lat. Konjugation; die Endung *ez* ist, wie schon oben unter *e* gezeigt wurde, mit *e* und nicht mit *ei* zu schreiben. Dasselbe gilt von der 2. Pl. Fut., denn dieselbe reimt nicht nur mit sich, sondern auch einmal *voldrez* : *algiez* 1899 (1895), was Huber a. a. O. 144 übersehen hat; vgl. dazu *aveiz* : *fondez* (*fundatus*) 3426 (3173). Es ist demnach auch nicht viel geholfen, wenn Huber gegen beide Hss. *crereiz* (anstatt *creiez*) : *feiz* 2566 (2503) einsetzen will; auch muſs ja dem Sinne nach der Imperativ *creiez* stehen. Es ist also ein nicht ganz reiner Reim anzunehmen, oder aber der Dichter hat, wie auch Estienne de Fougières, die ältere Aussprache *eiz* noch gekannt. Doch darf auch hier *-ez* nicht in *-eiz* geändert werden.

Die 3. Sing. u. Plur. Impf. u. Condit. der Verba der 2., 3. und 4. Konjugation haben immer *eit* und *eient;* einigemal *oient,* aber nur in B hauptsächlich. A und B reimen *chantoient* : *enluminoient* 2650, was natürlich in *ouent* zu bessern ist, da die Verben der 1. Konjugation im Impf. immer so konjugieren. Die übrigen fehlerhaften Reime sind schon von Michel und Huber gebessert worden.

Reimpaare auf *-eit* sind im ganzen 153 vorhanden, von denen 116 in beiden Hss. und 141 in Hs. A *eit* geschrieben werden. Der Kopist von Hs. B setzt in 21 Wörtern *et* und in einem *oit* dafür ein; derjenige von Hs. A schreibt *et* nur, wenn der Verbalstamm auf einen Vokal auslautet; er schiebt alsdann scheinbar zur Vermeidung des Hiatus ein *i* zwischen Stamm und Endung, so in *poiet* 83, 397, 3156, 3266, 3904, 3922, *haiet* 1581, *chaiet* 2633, *oiet* 3300; andere Schreibungen sind *poieit* 323, 3272, 3504, 3982; *traieit* 2778, 3204; *veieit* 145, *seieit* 65. Da die bei weitem gröſste Zahl der Reime für

eit entscheidet, da ferner die Hs. B für die letztgenannten Wörter *poeit* (oder *poet, povet*), *traeit, veeit, seoit* (lies *seeit*) schreibt, so setze ich überall den ursprünglichen Stammvokal mit der Endung *eit*, also: *poeit, haeit, chaeit, seeit* etc.* (hingegen *veie* [für *voie*]: *seie* 1. sbj. 3032 B). — *eit* ist ferner zu schreiben für *eiet* in *esteit* 2633, 3862, *Beneit* : *saveit* 2107, *beneeit* 3740. — *pueit* 3480 ist in *poeit* zu ändern. — Ebenso ist *Veier* 339, 927 und *poier* 1453 in *Veeir* und *poeir* zu bessern. Zu wesentlich demselben Resultate in Bezug auf *ę* in offener Silbe gelangt Huber a. a. O. S. 145—157. — *ę* + I-Element giebt immer *ei*, wie die zahlreichen Reime von *dreit, endreit, espleit, destreit* : Impf. auf *eit* beweisen. Vgl. ferner *toleite* : *destreite* 3722 (aus lat. *ĕctum*); s. Förster, Zs. III, 105; Mussafia, Zs. III, 267—270; G. Paris, Romania VIII, 629.

11) *oi* und *ui*. Wir unterscheiden mit G. Paris, Al. 75 und Mall, Comp. 60 drei Laute: 1) *ui* (= lat. *ū* + *i*); 2) *oi* (lat. *ō* + *i*), 3) *oi* (= lat. *ǫ* + *i*). In einigen Wörtern geht *ǫ* + *i̯* in *ui* über, es reimt alsdann lat. *u* + *i* : lat. *ǫ* + *i*, z. B. *tuit* : *deduit* 799, : *destruit* 3334 (3128); *puix* : *reduix* 1142; *cuit* : *vit* 923. Daſs dieser Diphthong ein steigender war, beweisen zahlreiche Reime, z. B. *lui* : *senti* 2712 (2603), : *confundi* 3490 (3236); *tuit* : *petit* 779, : *predit* 3512 (3258), : *dit* 3660 (3406), 3676 (3422); *destruist* : *assist* 1417 und *cuit* : *vit* 923. (Über *cuidier* s. Lücking, Md. 157; Havet, Romania III, 330). Hingegen kann weder aus den Reimen noch aus dem Innern der beiden Hss. festgestellt werden, daſs der Dichter *i* für *ui* gesprochen hat (s. Huber, a. a. O. 172). Das einzige von Huber angeführte *condit* 615 ist mit Hs. B in *conduit* zu ändern, da es ja höchst wahrscheinlich, wie Huber richtig bemerkt, dem Kopisten von A angehört. Die Hs. B schreibt immer *ui*, nur einmal reimt *li* : *senti* 2712 (2603), und auſserdem kommt *li* noch neunmal im Innern des Verses vor. Daraus ist aber nicht einmal zu schlieſsen, daſs der Kopist von Hs. B *i* für *ui* wirklich gesprochen hat, denn es läſst sich ganz gut annehmen, daſs er das Pron. abs. *lui* mit dem Pron. conj. *li* verwechselt hat. Auſser den genannten drei Wörtern *tuit, cuidier* (mit seinen verschiedenen Formen) und *reduix* weisen die Reime für *ǫ* + *i* nur *oi* auf; ebenso wird *-ǫria* und *-ǫria* zu *oire;* vgl. die Beispiele bei Huber, a. a. O. S. 171 u. 180.

---

* Siehe das über den stammhaften Wechsel Gesagte unter No. 16.

Über *ivoire* : *trifiere, moire* : *bautestiere, Guernerie* : *oie* siehe unten unter No. 12. Dieser Diphthong (*ọi*) hatte nach G. Paris, Romania XI, 604 im 12. Jh. noch nicht die Aussprache *wè* (*oè*), sondern war nach Stock, Rom. Stud. III, 463 fallend — *ói* — auszusprechen. In beiden Hss. wird dieser Laut gewöhnlich durch die Orthographie *oi* bezeichnet; wo sich also *ui* oder *oe* dafür findet, ist *oi* in den Text zu setzen, so in Hs. B z. B. statt *cuivre* 3775, 3799, *cuievre* 3811, *angoesse* 291, *estoere* : *memoere* 5 etc., in Hs. A statt *buissonnez* 734. Lat. *ọ* + *i* konnte also mit lat. *ū* + *i* im Reime stehen (bei einigen Wörtern), niemals jedoch reimt in unserem Denkmale einer dieser Diphthonge mit *ǫ* + *i*, wie das bei Marie de France der Fall ist; letzteres wurde weder *ọ́i* noch *ui*, wie wir gleich sehen werden.

12) *ǫ* + *i* : *ę* + *i*. Um den Lautwert von *ǫ* + *i* genau bestimmen zu können, müssen wir zunächst ermitteln, welchen Laut der Dichter für *ę* + *i* sprach, da *ǫ* + *i* nur mit *ę* + *i* im Reime steht. Ich mufs hier ganz besonders auf die ausführliche Untersuchung Hubers, a. a. O. S. 178—201, und ebenso auf Görlich, Die nordwestl. Dialekte der langue d'oïl in Franz. Stud. V, Heft 3, Seite 31—34 u. 49—51, hinweisen. Zunächst konstatiere ich mit Huber S. 198 und Schulzke, a. a. O. S. 22 u. 29, dafs der von Förster (Rom. Stud. III, Schicksale des franz. *ŏ*, u. Zs. III, 502) angenommene Triphthong *iéi* : *uéi* für unser Denkmal nicht zu erweisen ist, weder aus den Reimen, noch aus der sonstigen Orthographie unserer Hss. Für *ę* + *i* kommt nur ein einziges Mal *iei* (*lieis* 419), und zwar im Reime vor; für *ǫ* + *i* wird *noiet* 435 und *oie* (*hodie*) 2507 (2443) im Reime geschrieben; ferner erscheint *oie* noch viermal, *oiele* dreimal und *vuiel* zweimal im Innern der Hs. A; die Hs. B kennt die Schreibungen *iei, œi* (oder *oie*) gar nicht.

Wenden wir uns zunächst *ę* + *i* zu. Es sei noch einmal gesagt, dafs die Form *lie* (= *illæ* + *i*) für unseren Dichter durchaus nicht feststeht, wie Huber S. 182 u. 189 meint. Dem unter No. 8 Gesagten füge ich noch folgendes hinzu. Das Pron. fem. abs. erscheint aufser im Reime in Hs. A siebenmal *lie,* einmal *le* und einmal *lei* v. 460, also ganz im Anfang der Hs. A; in Hs. B sechsmal *le* und dreimal *lei*. In Hs. B mufs man wohl überall *lei* lesen, schon aus dem folgenden Grunde. Der Kopist setzt nicht nur *e* für *ai* und *ei* (= *ẹ, ĭ*), sondern auch für *ie* aus lat. *a* und *ĕ* *(æ)*; es ist also keineswegs ausgeschlossen, ja sogar höchst wahrscheinlich, dafs er

auch *e* für *ei* = *ẹ* + I-Element geschrieben hat. Andererseits wendet er auch wieder *i* und *ui* für *ẹ* + *i* an, so im Reime *prise* 1253, *respit* 453, *deluit* 73. Kurz, die Hs. B ist auch in diesem Punkte viel ungenauer und inkonsequenter als A, und diese wiederum bietet auch keine einheitliche Orthographie dar. Es entsteht jetzt die Frage, wie bringt man in den Wirrwarr der Schreibungen ein leitendes Princip? Nach Huber S. 189 u. Görlich S. 31—34, 87 ist *ie* die eigentliche Form für *ẹ* + *i* in der Basse-Normandie: Jersey, Guernesey, Cotentin, Bessin, Bocage, Auge, Lieuvin, also in dem Gebiete nördlich von Avranchin; *ei* aber (und dafür jüngeres *e*) ist für die westlichen Dialekte (nach Görlichs Untersuchungen üb. d. südwestl. u. nordwestl. Dial., Frz. Stud. III u. V), also für die im Süden vom Avranchin gelegenen Gegenden festgestellt. Im Avranchin mufsten demnach die Sprachwellen aufeinander stofsen und die Unsicherheit in der Aussprache des Lautes *ẹ* + *i* erzeugen. Möglichenfalls kannte unser Dichter neben *ei* (*e*) auch die Aussprache *ie*, aber beweisen läfst es sich nicht. Die einzigen entscheidenden Reime sind *mileu* : *ley* 3770 (3516), wofür Hs. A *milie* : *lie* hat, und *gardé* : *le* 3806 (siehe oben No. 8), aus welchem folgt, dafs der Dichter nur *e* oder, wenn man einen nicht ganz reinen Reim *leu* : *lei* annimmt, *ei* gesprochen haben kann, und zwar *ẹi*, und nicht etwa *ę̣i*, da er es sonst gewifs mit den sehr zahlreichen Reimwörtern auf *ęi* und nicht mit *garde* (*mileu*), wo e^3 damals (i. J. 1160) und auch noch heute nach Joret u. Fleury *ẹ* lautete, gebunden haben würde (s. oben No. 4 u. Huber, a. a. O. S. 129). Was speciell *lei* anbelangt, so sprechen noch heutigestags die Anwohner der Bai des Mont-Saint-Michel *lẹi*, wie Le Héricher, Mém. de la soc. des Ant. de Normandie XXIV, 80 ff. berichtet. — Die Sprache unseres Denkmals würde demnach in diesem Punkte, entgegen der Ansicht Hubers und in Übereinstimmung mit Kehr, S. 45, u. Görlich, Frz. Stud. V, 32, zu den nordwestlichen Dialekten zu zählen sein. Da nun (s. u. A. Neumann, Über einige Satzdoppelformen etc., Zs. VIII, 365) *ẹi* die älteste Entwickelung für *ẹ* + *i* ist, da ferner das jüngere Livre des manières *ẹi* und noch nicht *ẹ* im Reime gebraucht, und da endlich die um ungefähr hundert Jahre später aufgesetzten Urkunden aus dieser Gegend (s. Görlich) auch noch immer *ẹi* neben *i* und *e* anwenden, so wird wohl unser Dichter für gewöhnlich *ẹi* ausgesprochen haben; daneben jedoch kannte er auch schon die Aussprache *ẹ*, wie der Reim *le* : *garde* beweist.

Wie verhalten sich nun die Hss. zu dieser Annahme? Nach genauer Prüfung derselben habe ich gefunden, daſs die Schreibung *ei* in beiden Hss. gegenüber *ie* und *e* bei weitem überwiegt, nur daſs Hs. A sehr oft *ie*, Hs. B aber ebenso oft *e* setzt, woraus zu folgen scheint, daſs der Kopist von A seine Heimat nördlich, derjenige von B die seinige südlich vom Avranchin hatte. Der letztere kann jedoch auch seine Kopie auf dem Mont-Saint-Michel angefertigt haben (s. S. 32 u. 35), denn zu seiner Zeit (i. J. 1340) sprach man gewiſs nicht mehr *ẹi*, sondern *ẹ*. — Was die Schreibung *i* und *ui* anbetrifft, so ist dieselbe als centralfranzösische Orthographie in den Hss. überall auszumerzen.

Mit *ei* werden geschrieben die Verbalformen von *preier* (= *precare*). Dieses Verb erscheint in beiden Hss. zusammen ungefähr siebzigmal, worunter es ca. sechzigmal mit *ei* (in der betonten und unbetonten Silbe), einigemal mit *e* und *i* in der unbetonten und zweimal mit *ie* in der betonten (aber nur in A, wofür B *prei* = *prẹco* 629, 1979) vorkommt. — Das Verbum *exire* zeigt in der betonten Silbe *eis* (*exis*) : *rois* 2748 (2639), und zwar in beiden Hss., und *eissent*, wo A *iessent* hat. In der unbetonten Silbe erscheint neben *eissit*, *eissist*, *eissiex*, *eissu* auch *issu*, *essu*, *iessu*. Jedenfalls gehört *ei* unserem Denkmal an, da auch *æc-sie* immer *eissi* (in A unter vierzehnmal neunmal *eissi*, fünfmal *issi*, in B unter sechzehnmal zehnmal *eissi*, fünfmal *einssi* und einmal *ainsi*) wird. — Ähnlich verhält es sich mit den Verbalformen von *lẹgere*. Die 1. Sing. Präs. Ind. *lieis* (B *leis*) reimt : *pois* 419; auſserdem erscheint dieselbe als *liex* (B *leis*) 711; *lexit* wird *leist*, *lectum* und *lectos* haben in A dreimal *ei*, einmal *ię* (B hat dafür die andere Form *leu*, die einigemal durch das Versmaſs gesichert wird und also stehen bleiben muſs); ebenso giebt modernes *lit* (= Bett) *leit* in B im Reim : *noit* 155, und Plur. *leiz* 3182 (2976), wofür A beidemal *ie* hat. Die 3. Plur. Präs. Ind. hat *esliesent* (B *esleisent*) 2199. In der unbetonten Silbe begegnen wir *leison* viermal, wofür A einmal *liüson*, B zweimal *leson*. Die 2. Pl. *esliesiex* wird zweimal in A und B so geschrieben, die 2. Pl. Fut. ist in A *eslierex*, in B *esleirex* 1987. Ferner ist noch in B *leiseit* 3044 vorhanden. Der Infinitiv lautet in beiden Hss. *liere* 3761 (3509), wie der von *suffẹcere* in A *sofiere*, in B *sofere* 516 lautet. Dagegen finden wir 1029 *soufeisanment* in A und *soufesanment* in B. — *Neient* wird in A fast nur so geschrieben, in B meistens *neent*.

Medium wird in A gewöhnlich *mie,* in B *me,* nachdem es im Anfang der Hs. zweimal als *mei,* dann viermal als *mi* erschienen ist. — *pectus* < *peiz* 1234, *decem* < *deiz* 1123, 1627 (einmal *dez* in B), *sex* < *seis* : *truis* 1383, *pretium* < *preis* (in A *pries*) 2048. — Für *igliese, iglise, iglisie* schreibt B ca. fünfzigmal regelmäſsig *iglese,* wahrscheinlich für älteres *igleise.*

Die gegebenen Beispiele mögen genügen. Es folgt wohl auch aus ihnen, daſs der Dichter für *ę* + I-Element, sowohl in betonter als auch unbetonter Silbe, *ęi* gesprochen hat. Es ist demnach *ei* überall für *ie* und *i* in A und für *e, i* und *ui* in B einzusetzen. Dieses *ęi* wurde später zu *è,* welches die regelrechte Entwickelung im heutigen Patois ist. Allerdings treffen wir in der gegenwärtigen Mundart des Avranchin auch einige Formen mit *iѐe,* wie *diѐe, siѐe* (*decem, sex*), die nicht auf *deiz, seis* zurückgehen können (s. Huber S. 189). Diese Verschiedenartigkeit erkläre ich durch die Annahme, daſs die betreffenden Formen erst später vom Norden her in das Avranchin eingedrungen sind.

Nachdem ich glaube, den Lautwert von *ę* + I-Element bestimmt zu haben, gehe ich zur Besprechung von *ǫ* + *i* über. Zur genauen Orientierung stelle ich die betreffenden Reime der beiden Hss. nebeneinander.

Hs. A.	*Hs. B.*
ę + *i* : *ŏcum*	
lie (= *illæ* + *i*) : *milie* 3770 (A 3516)	*ley* : *mileu*
ę + *i* : e^3 (= lat. *a*) [fehlt]	3806 *le* : *garde*
ę + *i* : *ę* + *i*	
igliese : *priese* (*prętiat*) 1253)	*iglese* : *prise*
ę + *i* : *ǫ* + *i*	
deliet (*delectus*) : *noit* 75	*deluit* : *nuit*
liet (*lectum*) : *noit* 155	*leit* : *nuit*
respiet : *noit* 435	*respit* : *nuit*
lieis (*lexi**) : *pois* 419	*leis* : *puis*
seis (*sex*) : *truis* (*trosco*) 1383 (1379)	*sies* : *truis.*
eis (*ęxis*) : *rois* (*rosco*) 2748 (2639)	*eis* : *reis*
igliese : *nuise* (*nǫceat*) 1031	*iglese* : *nuise*
bautestiere : *moire* (*mǫriat*) 1465	(fehlt)
ǫ + *i* = *ǫ* + *i*	
puis : *truis* 1497	*puis* : *truis*

pois : *trois* 2513 (A 2449)	*pois* : *truis*
ennoi : *hoi* 1991 (A 1987)	*ennui* : *hui*
Guerrnerie (*Grenerǫdium*): *oie* 2507 (2443)	*Guernerei* : *hue*
ivoire : *trifiere* (*trifǫrium*) 1235	*ivere* : *trifiere*.

In den voranstehenden Reimwörtern mit *ę* + I-Element ist also *ei* überall für den Laut *ęi* zu schreiben. Da nun *ǫ* + *i* mit *ę* + *i* (*ęi*) reimt, so muſs ersteres in der Sprache des Dichters *oęi* oder *ǫ̈i* gelautet haben. Ich entscheide mich für den letzteren Lautwert. Allerdings würde der Förstersche Triphthong *ięi* : *uęi* die Reime korrekter gestalten, aber derselbe ist eben nicht nachzuweisen, ebensowenig *oęi*, denn nur Hs. A schreibt einigemal *oie* und einmal *uie* (s. oben), die man nicht willkürlich in *oei* umstellen darf, wie es Romania IV, 192 geschieht, sondern mit Huber (S. 196) als besondere Schreibungen ansehen muſs. Diese verschiedenartigen Schreibungen können in Anbetracht der Zeit der Anfertigung unserer Hss. nicht wunder nehmen, da sie sich auch in den um dieselbe Zeit abgefaſsten Urkunden des nordwestlichen Frankreichs befinden (s. Görlich, Franz. Stud. V, Heft 3, S. 49). Sie repräsentieren sämtlich nach Görlich den Laut *oę́* oder *ę*, nach Huber *üę́* (*öę́*). Diese Aussprache können jedoch nur die beiden Kopisten gehabt haben, da nach Görlich, (a. a. O. S. 50) *oę́* erst nach Mitte des 13. Jh. erscheint, vorher aber nur *ǫ́i* existierte. Für dieses *ǫ́i* kann unser Dichter nur *ǫ̈i* gesprochen haben. Sowie *ọ́i* frühzeitig ein *ọ̈i* entwickelte, wie die Reime *voire* : *faire*, *air* : *valoir*, *engoissent* : *lessent*, *passoit* : *fet* (*facit*) beweisen (s. Förster, Zs. f. d. ö. Gym. 1874, S. 136; Vollmöller, Münch. Br. XXIX; Ulbrich, Zs. III, 389; Rossmann, Französ. *oi* in Rom. Forsch. I), so entwickelte *ǫ́i* analog ein *ǫ̈i*. Die Sprache unseres Denkmals ist also in ihrer Entwickelung des *ǫ* + *i* bei demjenigen Laute stehen geblieben, den Havet (Romania III, 321 u. Rom. IV, 119) als Zwischenstufe für die Entstehung des gemeinfranzösischen *ui* aus *ǫ* + *i* ansieht. Dieses *ǫ̈i* wurde dann später (schon im Livre des manières) *ęi* (oder auch *ǫ̈*), welches *ęi* auch der Kopist von B noch schreibt in *reis*, *Guernerei*; die weitere, endgültige Entwickelung ist alsdann das im modernen Patois vorhandene *ę* oder — nördlich vom Avranchin, z. B. im Cotentin, auf Jersey (s. Joret, Romania X, 260) — *ię*, das wiederum ein früheres *ieu* (*iœ*) voraussetzt. Dieses *iœ* sieht Joret in den Schreibungen *oie*, er will deshalb in den Reim

setzen: *Guernerïé* : *iœ*. Einen solchen Reim jedoch könnten nur die Kopisten gemacht haben, da zur Zeit unseres Dichters *ǫ̂i* noch ein fallender Diphthong war, wie ich oben gezeigt habe. — Allerdings läſst sich die Entwickelung des *ǫ* + *i* zum heutigen *ę* auch so denken: *ǫ* + *i* < *oęi* < *oę* < *ę;* das würde jedoch die Sprachstufe unseres Romans nicht berühren, da ja *oę*^{i}, das für uns nur in Betracht kommen könnte, erst später, d. i. um die Mitte des 13. Jh., eintrat.

Wie entstanden nun die graphischen Verschiedenheiten? Zunächst müssen wir uns vergegenwärtigen, daſs die Kopisten einen Laut darstellen muſsten, den sie nicht mehr kannten; sie sprachen denselben Dialekt anders, als ihn der Dichter gesprochen hatte, und doch wollten auch sie reine Reime herstellen; dazu kam ferner, daſs sie auch der centralfranzösischen Mundart, die immer mehr Boden gewonnen und namentlich zur Zeit des Kopisten von Hs. B ihre Herrschaft weit ausgebreitet hatte, gerecht werden wollten und darum die Formen mit *ui* einführten. Ich denke mir nun die Sache so: In der Original-Hs. stand *oi* (Aussprache = *ǫ̂i*). Der Kopist von A (1280) sprach *oę*, welches er durch *oe* darzustellen suchte und deshalb noch ein *e* an das in seiner Vorlage befindliche *oi* (*ui*) hing, daher *oie, uie*. Der Kopist von B (1340) sprach *ő*, das er in der Schrift durch *eu* ausdrückte, daher bei ihm *eul* (= *œil*), *eule* (*huile*), *veul* (*veux*) neben *œle, oile, voil*. Beiden Schreibern scheint eine im Norden entstandene Kopie vorgelegen zu haben, oder es war, wie ich schon oben bei *ęi* vermutete, der Kopist von A aus dem Cotentin oder einer anderen nördlich vom Avranchin gelegenen Gegend, daher vereinzelt *ie* in A: *trifiere, Guerrnerie, apriesmier* 3234, *ie* und *ue* in B: *trifiere, fiel* (= *folium?*) 3793, *ieux* (= *yeux*) 1280, 4034, *hue* (= *hodie*). — Was aber *ui* anbelangt, so ist dies selbstverständlich zu tilgen und stets durch *oi* zu ersetzen.

Als Resultat ergiebt sich: Überall ist für *ǫ* + *i* das ursprüngliche *oi* wieder herzustellen, und zwar in der betonten wie unbetonten Silbe. Die Orthographie des kritischen Textes würde sich danach in diesem Punkte wenig von der älteren Hs. unterscheiden, da in dieser *oi* gegenüber *ui* — und bezeichnenderweise namentlich in der ersten Hälfte der Hs. — bevorzugt wird.

13) *ie*. Wie unrichtig es war, die Mischung von *ie* : *e* als Charakteristikum des normannischen Dialektes anzusehen, hat Mall,

Comp. 68 nachgewiesen. Nicht nur franco-normannische Dichter, wie Wace, Garnier, Marie, sondern auch *agn*, wie Phil. de Thaün, halten *ie* und *e* streng auseinander. Dasselbe thut auch unser Dichter. Allerdings finden sich einige Ausnahmen, wie bei Wace (s. Andresen), Benoît (s. Settegast u. Stock, Rom. Stud. III, 430), Marie de France (s. Warnke, Zs. IV, 233, u. Ausgabe der Lais, S. XXX); dieselben sind jedoch sehr gering; finden wir ja doch selbst im 13. Jh. bei Guillaume le Clerc nur wenige Bindungen *ie* : *e* (s. A. Schmidt, Rom. Stud. IV, 501). — Die sehr zahlreichen Reime auf *ie* entsprechen also durchgängig den Lautgesetzen. So wird das Bartschsche Gesetz genau befolgt. Ausnahmen dazu sind:

commencier : *demoreir* 199, was richtig in *ier* zu bessern ist, da auch *demorier* : *mostier* 4042 (3711) und da in beiden Fällen Stamm + *-arium* anzunehmen ist (s. Diez, Gr. II, 354); ein ganz ebenso gebildetes Substantiv ist *destorbier* : *preier* 2571 (2509), : *repairier* 3452 (3200), : *mostier* 3256 (3050), 3312 (3106), das als Verb *destorber* lautet. — Für *estorier* (: *amender*) 3372 (3168) setze ich mit Hs. B *estorer*, für *detirier* (: *plorer*) 3336 (3031) *decirer*, da Hs. B *dessi* .....* schreibt (= modernes *déchirer*). Huber läfst dafür fälschlich *t* bestehen. Eine wirkliche Ausnahme ist also für den Dichter nicht zu konstatieren, denn auch der in Hs. B allein vorkommende Reim 3830 *aider* : *traiter* ist in *aidier* : *traitier* zu ändern, da der Kopist von Hs. B unzähligemal *e* anstatt *ie* schreibt (s. über dieses Wort Rom. Stud. III, 441, Romania VIII, 420).

Das Feminin der Part. Perf. hat *iée*; in A treffen wir *íe*, in B *ée* mehreremal dafür. Zu den Beispielen bei Huber S. 125 füge ich noch 3120 (2914) *liée* : *desconseillée*, für welches Varnhagens Kollation *desconsellie* liest. Sicher ist, dafs diese verkehrten Schreibungen nur dem Kopisten angehören (vgl. dazu Fiebiger, Über die Sprache der Chevalerie Ogier von Raimbert von Paris. Halle, Diss. 1881, S. 31. — Görlich, Die nordw. Dial., a. a. O. S. 15 ff. — Die übrige Litteratur bei Rolfs, Rom. Forsch. I, 214).

Ebenso sind die anderen von Huber angeführten (S. 125) Verstöfse auf Rechnung des oder der Kopisten zu setzen. Er führt z. B. an (aus Hs. A) *volez* : *poiez* 1989, *oiez* (*audatis*) : *fermez* 2315,

---

* Hinter *dessi* ..... ist etwas wegradiert. Die beiden *ss* deuten darauf hin, dafs *c* anstatt *t* in Hs. A gelesen werden mufs.



: *letrez* 2934, : *jostez* 3782, : *assez* 3684; *entree* : *veiee* 3090. In allen diesen Fällen hat die Hs. B nur *e;* allerdings kennt sie auch *ie,* z. B. *trovez* : *oiez* 2904. Bedenkt man aber, dafs auch die übrigen *ie* (wie z. B. in *greie* 2092) an anderen Stellen im Reime als *e* erscheinen (s. *graé* 1082, 2057), und weiter, dafs der Kopist von Hs. A die Buchstabengruppe *oie* zur Bezeichnung des Lautes *oę* gebrauchte, so wird man wohl nicht fehlen, wenn man überall das eingedrungene *i* wieder entfernt.

Als alleinige Ausnahme bleibt dann blofs übrig *voldrez* : *augiez* 1899 (1895).

Zweifelhaft scheint es auch, ob der Dichter *ie* oder *e* in den folgenden Ortsnamen gesprochen hat: *Hochingnié* : *donné* 2395, *Laingnié* : *alé* 547, *Torignié* : *trové* 19; aus Hs. B: *Marrigné* : *Soligné* 2423, *Dummanei* : *Cormerei* 2425. Zunächst steht fest, dafs in dem vom Dichter benutzten lateinischen Mss. No. 80 (= No. 210 in dem neuen Katalog) und No. 30 der Bibliothek zu Avranches *Solinnei, Dummannei, Curei* für *Cure* in Hs. B 2424 und *Mannei* für *Magné* in Hs. B 2425 geschrieben wird. Ferner geht auch *Torignie* auf *Torinnei, Hochingnie* auf *Uchinnei* zurück. Es ist nun sehr wohl möglich, dafs der Dichter diese älteren Formen für den Reim beibehalten hat, ja der Reim *Dummanei* : *Cormerei* 2425 (B) macht es höchst wahrscheinlich, da derselbe unversehrt vom Kopisten gelassen worden ist; denn da dieser *Magné* 2425 (= *Mannei*) setzt, warum sollte er nicht auch *Dummagné* (= *Dummannei*) geschrieben haben? Ferner spricht indirekt auch der Reim *Torigné* : *aligné* 17 (B) dafür. Da die Verse 1—26 der Hs. B kaum vom Dichter herrühren, wie ich oben nachzuweisen versucht habe, so kann auch dieser Reim nicht für des Dichters Aussprache herangezogen werden. Vielmehr war die Sache so: Der Kopist von B (oder aber auch schon seine Vorlage) sprach ein *ñ*, und nun wollte er einen reinen Reim machen und nahm dazu *aligné* anstatt das ursprüngliche *trové*. Auch der Kopist von Hs. A kannte schon den *ñ*-Laut; um denselben zu bezeichnen, fügte er wahrscheinlich das *g* in *Laingne, Hochingnie* ein. Kurz, wenn es auch nicht ganz streng nachzuweisen ist, so ist es doch durchaus nicht unwahrscheinlich, dafs der Dichter noch *né(i)*, nicht *ñé* sprach. Die Reime kann man zum Beweise nicht heranziehen, da ja die Eigennamen auch in anderen Denkmälern eine exceptionelle Stellung einnehmen. Der Umstand jedoch, dafs Guillaume

sonst immer gewissenhaft und sorgfältig auf reine Reime achtet, läfst entschieden vermuten, dafs er auch in den gegebenen Beispielen richtig reimen wollte. Es würde demnach *nné* für *gné* in den kritischen Text zu setzen sein, wenn dadurch die Schreibungen der Hss. nicht gar zu sehr aufser acht gelassen würden. Nur aus diesem Grunde behalte ich *gné* bei, ohne jedoch damit für den Dichter den Reim *ié* : *é* zugeben zu wollen.

Somit wäre denn festgestellt, dafs keine Mischung von *ié* : *é* stattfindet, — mit der alleinigen Ausnahme von dem obigen *voldrez* : *augiez*.

Die Reime auf *-ianus* sind ebenfalls rein, denn dasselbe ist *-i-ens* in dem Reime *anciens* : *je pens* 4082 (3753) [s. oben unter No. 2 *an* u. *en*] und *i-iens* in *Simphorien* 67, *mien* 1027, *chrestiens* 1499, die mit *bien(s)* reimen, und in *meien* (*medianus*) : *dereien* (*deretrianus*) 859; so setze ich in den krit. T. mit Hs. B anstatt *-aien*. — Ähnlich verhält es sich mit den zahlreichen Reimen *ié* : *ié*, z. B. *mucié* : *lié* 235, *dediez* : *piez* 667, 683 . . . ., *gracié* : *herbergié* 641, : *repairie* 3984, *otrié* : *meitié* 2407 etc. etc., wo also auch *ié* = *i-ié* anzunehmen ist. — *-miez* (: *dediez*) 1121 ist ein durch Ausfall der inlautenden Dentalis entstandenes Part. Perf. von *meitier* (*moitier*), cf. Burguy III, 239.

grief reimt immer mit *chief*. Es gehört jedoch nicht unter das Bartschsche Gesetz, denn es entwickelt sich durch Einflufs des vorangehenden *r* und durch Anlehnung an sein Gegenteil *levis* (s. schon Diez, Wtb.), nicht aber an *brevis*, wie Schoppe, Üb. Metrum u. Assonanz der Chanson de geste „Amis et Amiles", S. 23, sagt.

ie entsteht ferner durch Attraktion des posttonischen *i* in den Endungen *arius, a, um, erius, a, um*. Dieselben reimen gegenseitig miteinander. Nur bei *baustestiere* 1466 ist wohl *eire* zu schreiben (s. oben No. 12 *ẹi* u. *ọi*); andere Reime auf weiblichen Ausgang sind nicht vorhanden.

reguler (: *aler*) 1759 ist nach Mall, Cp. 71 von *regularis* und nicht von *-arius* abzuleiten.

Die Reime auf *ie* aus lat. *ĕ* (*æ, œ*) sind ebenfalls alle ganz korrekt; sie werden mit *ie* aus lat. *a* gebunden. Die Hs. B schreibt oft *e* dafür, so durchgängig in dem Namen *Michel*.

Häufig erscheint mit *ie* das Präs. *piert* (= *paret*), vielleicht zum Unterschiede von *pert* (= *perdit*).

(Über das speciell normannische *ie* = *a* s. Förster, Zs. f. nfrz. Spr. I, 88; Vising, Über frz. *ie* für lat. *á* Zs. f. r. Ph. VI, 372 ff.; Havet, La Prononciation de *ie* en français, Romania VI, 324, wogegen Schuchardt, Zs. II, 188, u. Ulbrich, Zs. II, 529 f.)

14) *ou.* Dieser Diphthong kommt regelmäfsig im Impf. der 1. Konj. vor, und zwar steht die 3. Sing. mit sich selbst achtundzwanzigmal, mit der 3. Sing. Perf. zwölfmal im Reime, wie z. B. zu *pout, sout, vout, desplout.* — Das Perfektum *out* erscheint im Reime : Impf. oder Perf. dreizehnmal, mit *pout* viermal 1785, 2824 . . ., mit *plout* fünfmal, mit *sout* fünfmal 331 . . .; *-vout* : *out* 1793, 2327, aber *volt* : *out* 3220 (3014), *Norgout* : Impf. 2914 (2753), *Folcout* : *out* 2175. *-habuit* kommt im Reime in Hs. A nur als *out,* nie als *ot* vor; die 3. Pl. Perf. von *habere* wird gar nicht als Reimwort gebraucht; im Innern des Verses hat dieselbe neben *ourent* auch *orent;* von *sapere* giebt es *sourent* und *sorent.* In den krit. Text ist die diphthongische Form aufzunehmen, da es die ältere ist (siehe Mall, Cp. 66; Suchier, Zs. II, 255; Neumann, Zs. VIII, 372) und im Sing. durch Reime ganz sicher belegt wird; denn dafs sich die 3. Plur. anders entwickelt haben söllte als die 3. Sing., ist nicht denkbar. — Die 3. Plur. Impf. der 1. Konj. hat im Reime (bei A) neunmal *oent,* viermal *ouent,* einmal *auent;* Hs. B schreibt *oent, oient, event* (= *euent*), sogar *éent,* niemals *ouent.* Da die ältere Hs. A die ältere Form *ouent* im Reime zeigt 3534, 3521, 3640, 3644, da wir sogar *coltivauent* 1678, *atornauent* : *raprestauent* 883 antreffen, so schreibe ich, auch der Analogie zur 3. Sing. wegen, immer *-ouent,* welche Form übrigens auch sehr oft im Innern des Verses angewendet wird.

ou geht auch hervor aus *o* + *l* + Kons. Zwar erscheint hier und da noch — aber nur in Hs. A — das *l,* z. B. *Riol* 1521, *Raoul* 1761, 1774, *Raols* 2350 etc., die Mehrzahl der Eigennamen jedoch, die ursprünglich ein *l* hatten, haben dasselbe in *u* aufgelöst, so *Fulcout* (*Fulcoldus*) 2172, *Goout* (= älteres *Geolt*) 2512, *Norgout (?)* 2914, 2992, *Herout* 1614, 1619; doch beweisen die Reime, dafs das *l* in der Auflösung begriffen war (s. weiter unten üb. d. Liquida).

ou verdankt seine Entstehung auch häufig dem Einflufs eines nachfolgenden — verschwundenen oder noch bestehenden — Lippenlautes (*v, f, b, p*), so in *lous* (= *lupus*) 93, 125, *soupris* 1394, *troubla* 1184, *gouverna* 1537, *souplement* 2591, *oublia* 3190, *acouta*

(von *accubitare*) 4035 etc. etc. (s. andere Beispiele bei Vok. *o* unter No. 7). Dieselben Wörter werden aber auch mit *o* geschrieben. Da nun *ou* durch den Reim nicht zu erweisen ist (s. oben S. 233), es also zweifelhaft erscheint, ob die Labialis wirklich in *u* aufgelöst worden ist, so setze ich in den krit. Text die Formen mit *o;* nur *lous* (= *lupus*) lasse ich bestehen, da hier wohl *ou* aus *u-u* hervorgegangen ist. — Aus ähnlichen Rücksichten setze ich *douze* (zwölf) und den Accus. *dous* (zwei), *ou* (= *ubi*), aber *o* (= *aut*) und *od* (= *apud*) — die letzteren drei zur Unterscheidung voneinander — in den Text, da diese Schreibungen ja auch durch die Hss. gerechtfertigt werden.

15) *au, eu, — iu, ue.* Über diese Diphthonge ist wenig zu bemerken. *au* entstand aus *a* + *l* + Kons.; s. darüber den Vok. *a,* S. 228, u. den Kons. *l,* S. 233. — *eu* reimt in *Deu* : *leu* siebenmal, dann *leu* : *feu* 2457 (B) und *Deu* : *leu* (= gelesen) 1851; s. den Vok. *e,* S. 229, und Vok. *ǫ,* S. 233 ff. — *iu* und *ue* kennt unser Dichter nicht.

16) Über die unbetonten Vokale und Diphthonge will ich nur noch wenig zu dem hinzufügen, was ich schon an geeigneter Stelle gesagt habe. Wo vortoniges *a* noch nicht zu *e* geworden, lasse ich es, wie Mall, Cp. 56, gelten, z. B. *raout* 976, *graé* 2062 etc. — *a* ist erhalten im Lehnwort *paradis* 651, 1213 etc. — *chascuns* wird oft (namentlich in Hs. B) *chescuns* und *checun* geschrieben; dem Dichter hat wohl die erstere Form angehört. — *a* entsteht aus „vortonigem *e* unter dem Einflusse des Nebentones" (s. Uhlemann, Über die agn. Vie de Saint-Auban, Rom. Stud. V, 565) in *manace* 1735, 1739; *barnage* 1505, 1545, 2189 etc. — *a* wird, namentlich von B, gern geschrieben in *anor, anemis* (cf. Kehr, S. 16), wofür in den krit. Text das gebräuchlichere *enor, enemis* aufgenommen worden ist. — *mangier* wird häufig auch, vorzugsweise aber von B, *mengier* geschrieben; jenes, als das ältere, war dem Dichter eigen (s. unten die Nasallaute). — *raisneblement* 2317 ist in *-ablement* zu bessern, da *-able* immer im Reime nur so erscheint; auch finden wir *veablement* 3736 (3484).

Unbetontes *e* erhält sich im Auslaut in *ore* (*encore*) und *cume,* wo es auf lat. *a* beruht; beide Wörter können jedoch auch einsilbig sein. Dies schon im Alexis u. Computus. — Euphonisches *e,* das sonst vor *s* impurum auch abfallen kann, ist stets bewahrt. — Ortho-

graphisches *e* nach *g* und *u* treffen wir in unserem Texte nicht an; dieser zeigt immer *angle, avrai, savrai,* — und *menja* 95, *manjout* 150; aber *mangié* 111, 1111, und *mangier* 1103, ein Hinweis darauf, dafs auch *forja* anstatt *forga* 3814 (B) zu schreiben ist. — Protonisches *e* ist meistens erhalten. Es steht für *a* in *éu, séu, méu* etc., für *i*, z. B. *senefie* 3416, *crucefis* dreimal im Reime 827, 4036, 4106, *premier, chrestien.* Bei manchen Wörtern sind beide Hss. schwankend, z. B. bei *anor* — *enor, anemi* — *enemi* (s. oben), *sarmon* — *sermoné* u. s. w. — Das vortonige *e* wird manchmal *ei*, namentlich in den Verbalformen, geschrieben, und zwar von Hs. A sowohl wie von B, nur dafs die letztere ihrer Gewohnheit gemäfs mehr *e* setzt, z. B. *enveier* — *enveast, enveiout* — *enveout* etc. Wir haben es hier mit einer Erscheinung zu thun, die von Suchier (am Schlufs seiner Ausgabe von Auc. u. Nic.) zuerst als „stammhafter Wechsel" bezeichnet wird (s. hierüber Diez, Gr. I, 196; Mall, Cp. 57, und besonders P. Thierkopf, Der stammhafte Wechsel im Normannischen. Halle, Diss. 1880). In unserem Denkmal tritt der Wechsel in der grofsen Mehrzahl der Verben mit den Stammvokalen *a, ĕ, ē, ĭ, ŏ* ein; es wechselt demnach: *apert* (stammbetont) mit *pareit* (endungsbetont), *sais* mit *savum, crient* (B *creint*) 1188 mit *cremeit, fiere* mit *aferir, griet* mit *greva, requiert* 1203 mit *requereit* (A *requiereit*) 1810, *viengent* mit *devendrons, truevent* mit *trova, seit* (A *siet*) 489 mit *seeit* (A *seieit*) 66, *veie* : *seie* 3032 (B) mit *veeient* 1913, 2646 etc. etc. Wo demnach eine der beiden Hss. den stammhaften Wechsel nicht mehr befolgt, ist er überall wieder herzustellen, d. h. bei denjenigen Verben, die ihn durch die Hss. in genügender Weise belegen. So kannte jedenfalls der Dichter das Futurum *deviendrons* (A 1910) noch nicht; ich schreibe deshalb mit B *devendrons* u. s. f. Bei den Verben auf *-icare* hat sich die Spaltung in *eier* und *ier* schon vollzogen. Wir treffen somit beim Dichter schon Schwanken; er reimt *otrie* (3. Sing.) : *abéie* 2437 (B) und *otrei* (1. Sing.) : *rei* 2211. Ich ändere in diesen und ähnlichen Fällen an der Hs. nichts. — Dafs unbetontes *i* in *issi* überall in *ei* zu ändern ist, wurde schon oben unter *ẹi* erörtert. *i* ist erhalten in *dignité, digression, histoire, livraison* etc. Anstatt *diable* begegnet in der Hs. A das auch sonst in franco-normannischen Hss. häufige *deable* und *deablie* 1443. Ich behalte die durch Hs. B belegte ältere Form *diable, diablie* bei (cf. Suchier, Rp. XXIII; Jahrb. IV, 313; Zs. I, 317). — Über *o* in

der unbetonten Silbe ist aufser dem schon Gesagten nichts weiter zu bemerken; dasselbe gilt von den Diphthongen. Oben (S. 236) hatte ich gesagt, dafs, da Scheidung zwischen *ai* und *ei* stattfindet, wie auch noch bei der späteren Marie de France (s. Warncke, Lais XLV), ich jedes handschriftliche *e* und *ei* in *ai* resp. *ei* verwandle, also *faiseit, laissa, sairement* etc. schreibe; Schwierigkeit bietet nur die Endung *-ationem*. Soll man da *-aison* oder *eison* lesen? *-aison* erscheint siebenmal, *eison* einundzwanzigmal und *eson* (nur in B) dreimal im Reime. Es reimt dreimal mit *peisson(s)*, ferner : *veneison* 55, 795, : *livraison(s)* 335, : *leison* 3445 (3196 A). Beabsichtigte der Dichter leoninische Reime? Wenn dies auch nicht der Fall sein sollte, so ist doch die Aufnahme beider Schreibungen (d. h. *ai* und *ei*) in den krit. Text in der Orthographie der Hs. begründet, da ja auch *eisun* die gewöhnliche Schreibung eines viel älteren, allerdings anglo-normannischen, Denkmals des Computus (S. 59) ist, und da unzweifelhaft das vortonische *ai* schon zur Zeit unseres Dichters so viel von seinem ursprünglichen Lautwerte eingebüfst hatte, dafs es mit *ei* verwechselt und wie *ei* ausgesprochen wurde. Auch bei Wace ist in einzelnen Fällen *ei* für *ai* eingetreten (s. Uhlemann, Grammatisch-kritische Studien über Wace's La Conception Nostre Dame u. St. Nicholas. Jenens. Diss. 1878, S. 26 u. 27). — Das *eson* der Hs. B ist also überall in *eison* zu ändern.

17) Nasallaute. Zu dem, was ich unter Vok. *a* von den Reimen *an* : *en* gesagt habe, füge ich noch das Folgende hinzu. Wenn auch die genannten beiden Endungen im Reime regelmäfsig geschieden werden, so haben wir doch einige Anzeichen in unseren Hss. dafür, dafs die im franco-normannischen Dialekte früh (schon im Roland) eintretende Nasalierung auch in unserem Texte sich zeigt. Zunächst erwähne ich hier noch einmal den schon unter Vok. *a* besprochenen Reim *anciens* : *pens* 4082; ferner gehört wohl auch hierher *estrange* : *eschange* 135. Angefangen hat der Übertritt von *en* : *an* im tonlosen Anlaut (s. Lücking, Mundarten S. 109), und so treffen wir auch am häufigsten die Verwechselung der Präfixe *en* und *a* für ein und dasselbe Wort in derselben Bedeutung, z. B. *aveiout* 83 — *enveout* 106, 383; *atendu* 102 — *entendu* 167; *assummet* 1418 — *ensommet* 1460; *ama* 2378 (A) — *enmei* 2932 (A) etc. (s. ebenso im Livre des manières, Kehr, S. 11); ferner *emsemblé* 1012 neben *assenble* 213 und *assemblee* 752; *enpres* 215 neben *emprès*

839, 1507; *anviron* und *environ, angien* und *engien* etc. etc. — Weiter *menja* 95 neben *mangié, estrenglei* 95 neben *estrangle* in B, *estandre* neben *estendre, enfenter* 3536 (A) neben zahlreichem *enfant* im Reime mit Part. Präs. auf *-ant;* neben *Normans* : *vallanz* 2098 (in A u. B) in beiden Hss. nur *Normendie;* neben *Roan* auch *Roein* und *Roen,* letzteres namentlich in Hs. B, welche überhaupt gern *en* für *an* schreibt. Wenn man nun auch für die Ortsnamen einen Übergang von *ã* zu *ẽ* annehmen kann (vgl. H. Haase, Das Verhalten der picardischen u. wallonischen Denkmäler des M. A. in Bezug auf *a* und *e* vor gedecktem *n.* Halle. Diss. 1880, S. 11—12), so steht doch auf Grund der gegebenen Beispiele fest, daſs die Kopisten für *ã* — *an* und *en* schrieben, daſs sie also für *en* schon *ã* sprachen. Für den Dichter ergiebt sich aber aus dem Reime *anciens* : *je pens* höchstens, daſs er für *en* — *aĩ* sprach. Es ist demnach in den krit. Text die ursprüngliche etymologisch begründete, zum Teil auch durch den Reim gesicherte Schreibung wieder herzustellen, also z. B. zu schreiben *enfanter, estrangler, assembler, entendu* etc. Ebenso nehme ich *Roan* und *sans* (= lat. *sine*) auf, da diese Schreibungen in Hs. A am meisten gebraucht werden. Desgleichen ist in *l'en* (= *homo*) und *volenté, volentiers* für unseren Dichter höchst wahrscheinlich die Aussprache *ã* (oder *aĩ?*) anzunehmen (s. Förster, Cliges LXVII; Neumann, Zs. VIII, 256); ich möchte jedoch in Übereinstimmung mit der Orthographie beider Hss. hier nicht *an* schreiben. — Bei den Endungen *um, un, om, on* war der Nasallaut schon gänzlich durchgedrungen, wie die Reime beweisen. Beispiele: *savum* : *baston* 837, *digression* : *volum* 417, *Judicum* : *leçon* 387, *non* : *guium* 81 (vergl. andere Beispiele bei G. Paris, Alex. 83 u. 102; Mall, Cp. 75 ff.; Andresen, Rou 526, Suchier, Rp. LII, wo er *am* : *an, im* : *in, aim* : *ain, um* : *un* (lat. *ū*), auſser dem bekannten Reime *om* : *on,* belegt; ferner P. Meyers Aufsatz üb. „*an et en toniques*“ in d. Mém. d. l. Soc. de linguistique de Paris, I, 244 ff.; Engelmann, Üb. die Entstehung der Nasallaute. Halle, Diss. 1882).

B. Konsonanten.

18) Liquide. Es fragt sich zunächst, ob *l* schon aufgelöst war. Die Beantwortung dieser Frage ergiebt sich aus den folgenden Reimen. a) *a* + *l* + Kons. reimt nur mit sich selbst (s. die Reime

unter Vok. *a*). b) *e* + *l* + Kons., welche Verbindung immer *l* beibehält (s. Vok. *a* u. Vok. *e*), nur *-ellus* und *-ellos* scheint in Auflösung begriffen zu sein, da es in Hs. A gewöhnlich *-eals* geschrieben wird. Hs. B hat aber *mangreaus* : *biaus* 473 (B), das in *-eals* zu ändern ist. Für den krit. Text bleibt demnach diese Schreibung bestehen, obwohl kein beweisender Reim vorhanden ist, wie z. B. bei Marie de France: *chevals* : *beals* (s. Warnke, Lais XXXI). c) *ī* + *l* + Kons. Hier vokalisieren die nordwestlichen Dialekte des *l* (siehe Görlich, a. a. O. S. 59); in unserem Denkmal aber fällt es, wie auch sonst im Normannischen.* d) *u̯é* + *l* + Kons. reimt wieder nur mit sich selbst: *velt* : *selt* 601, 1375, wo A einmal *veut* : *seut*, B aber beidemal so schreibt. e) *o* + *l* + Kons. Nur hier haben wir einige beweisende Reime für die Vokalisierung des *l*, nämlich *vout* : *out* 1793, 2327, *volt* : *out* 3220 (3014), *Folcout* : *out* 2175, *Norgout (?)* : Impf. auf *out* 2914 (2753). Das *l* muſs demnach einen dunklen, dumpfen, dem *u* ähnlichen Laut gehabt haben; der Übergang zum *u* selbst war dann der nächste Schritt, daher auch die Thatsache, daſs gerade nach dem tiefen Vokal *o* die Auflösung zuerst erfolgte, wovon Spuren schon bei unserem Dichter; später wurde dann *als* < *au* (beim Kopisten von A) und schlieſslich *els* < *eus* (beim Kopisten von B), wie der Reim *mortiex* : *continuez* 1661 beweist.

Durch die Reime gestützt, führe ich also in den krit. Text das *l* wieder ein, auch in der Verbindung *o* + *l* + Kons., da die ältere Hs. A in vielen Wörtern es beibehält (s. die Beispiele bei Huber, Herrigs Archiv, Bd. 76, S. 316), was hier gewiſs nicht der Fall sein würde, wenn es nicht in der Vorlage gestanden hätte; übrigens sind auch nur drei wirkliche Fälle für *o* + *l* + Kons. : *o* + *u* + Kons. vorhanden, da die Eigennamen gewiſs auch hier eine Sonderstellung einnehmen; endlich nimmt auch Warnke für die jüngere Marie de France noch lautendes *l* an (s. a. a. O. XXXI). Ich schreibe also *ou* für *ol* nur da, wo es der Reim erfordert; lasse es auch gelten in den Eigennamen *Folcout, Norgout, Goout,* da dieselben handschriftlich gesichert und als Ausnahmen zu betrachten sind. *Filz* schreibe ich immer ohne *l*.

Übergang von *l* in *r* zeigt sich in *aire* (= *aile*) : *faire* 1320 und

* Bei Wace findet sich allerdings auch zweimal *fiux* für *filz*. — In unserem Denkmal aber reimt *filz* : *Saint Liz* 1485, : *serviz* 3142 (2936), : *aporriz* 3328 (3122).

mehrmals in *angre,* auch in *epistre* 997 etc. (s. Huber). Für *apostoile* und *navile* erscheint nicht *apostoire* und *navire,* wie bei Wace (siehe Andresen, a. a. O. 528) und bei Guillaume, Le clerc de Normandie (s. Ad. Schmidt, a. a. O. 500). Aber der Reim *apostoile* : *memoire* 2280. — *l̃* wird im Inlaut ausgedrückt durch *ill, lli,* und in B fast durchgängig durch *ll.* Da die erste Schreibweise in A überwiegt, so nehme ich sie in den krit. Text auf — *l̃* im Auslaut kann nur *il* werden (s. Förster, Cliges LXXI). Beispiele: *conseillie* 262, *faillant* 7, *molliee* 373, *vallanz* 1757, *apareil* : *conseil* 226 (s. ferner Huber). Ich schreibe also auch *pailles* wie v. 879 für *pailes* 1228, obgleich es im Reime mit *scandales* steht (s. oben S. 222). — Die lateinische Gemination hat ihre lautliche Bedeutung eingebüßt; Beweis: *navile* (B *navire*) : *mile* 1387. Bemerkenswert sind auch die Reime in Hs. B: *Briquevile* : *Flamevile* 2405 und *Mundrevile* : *Bretevile* 2419, da *vile* in Hs. B sonst gewöhnlich *ville* geschrieben wird. Ebenso zieht die Hs. B *ll* vor in *elle, celle, mille, illuec* etc., welche Schreibweisen für die früheren *ele, cele* etc. ja im 14. Jh. wieder eingeführt wurden (s. Faulde, Über Gemination im Altfranzösischen. Breslau, Diss. 1881, S. 29). In den krit. Text ist also das einfache *l* aufzunehmen, mit Ausnahme derjenigen Fälle, in denen *ll* auf romanischer Assimilation beruht, wie z. B. *vallez* 763, *mellez* 831 (vgl. Warnke, Lais p. L.; s. ferner Huber, a. a. O. S. 317), wofür *vaslez, meslez* zu schreiben ist (s. unten Kons. *s*).

Metathese des *r* findet sich im Plur. Präs., Impf. u. Part. Präs. von *prendre,* z. B. *mespernant* 8, *esperneit* 2518 (A) etc. — Übergang des *r* in *l* : *altel, pelerin, palefrei.* — Verstummung des *r* in *sages* : *larges* 2263, *melage* : *large* 2509 (s. oben S. 222 andere Beispiele). Das *r* im In- und Auslaut war also schon in des Dichters Sprache kaum hörbar, deshalb behalte ich auch die Schreibungen der Hss. bei, die oft *pa* für *par* und *que* für *quer* (z. B. 3043 [B]) setzen, auch einigemal *r* in dem Verb *herberger* auslassen, so z. B. *herbegerez* 625, *herbeja* 2826 (2717). — Assimilation des *r* an *l* findet sich in beiden Hss. durchgehends in dem Eigennamen *Kalles.* Alles wie in den nordwestlichen Dialekten (s. Görlich, a. a. O. S. 63). — In Bezug auf die Gemination des *r* scheint es sich ebenso oder doch ähnlich zu verhalten in unserem Denkmal wie bei *l.* Der Reim *demore* : *secore* sichert einfaches *r,* auch wird es im Innern der Hss. für ursprüngliches lat. *rr* oft gefunden; andererseits aber reimt *terre* : *guerre*

445, 2379, 3152, 3482, was zwar nicht beweisend für *rr* ist, immerhin aber als zweifelhaft erscheinen läſst, ob man wirklich überall *r* für lat. *rr* einführen soll, — namentlich auch deswegen als zweifelhaft, wenn man bedenkt, daſs dasselbe *terre* im Reime gebunden wird mit *guerre* 653, 593, 1347, 1411, 1679. Hier — bei *guerre* — fragt es sich nun wieder, wie das sekundäre frz. *rr* vom Dichter gesprochen wurde, einfach oder doppelt? Der Reim *pierre* : *chiere* 2920 (in B) und *arriere* : *fiere* 138 spricht für einfaches *r*; *rr* ist also hier nur Schreibung des Kopisten. — Zu unumstöſslicher Gewiſsheit kann man also durch die Reime nicht gelangen; es wird demnach am besten sein, sich soviel als möglich an die Hss. zu halten und nur da das ursprüngliche lat. und das erst später im Französischen entstandene *rr* (s. Förster, Cliges LXXI) gelten zu lassen, wo es durch die Reime oder durch konsequente Schreibung in den Hss. gesichert erscheint. — Als ganz feststehend ist jedoch das *rr* im Futurum und Condit. zu betrachten, z. B. *encorreit* 221, *morreient* 529, *porreient* 1967, *dorrei* 1027, *verrai* : *morrai* 2569 (2505) etc. — Die Hs. A reimt auch *disra* : *ira* 1865 und *dirrons* : *irons* 597; aus diesem Reime und der Hs. B, die *dira* und *dirons* schreibt, geht hervor, daſs der Dichter die Form mit *rr* nicht gekannt hat. Übrigens gebraucht der Kopist von A gern *sr* für *rr* in B, so z. B. *esrei* — *errei* 539, *esré* — *erré* 1827, 1823, 2035, *esrer* — *errer* 1023 etc. In diesen Fällen setze ich *r* in den krit. Text. — Über *sorre* (= lat. *supra*) s. oben S. 33.

m und *n* fallen im Auslaut zusammen; s. die Beispiele unter No. 17, Nasallaute; daher manchmal *m* für *n*, z. B. *chamdelebre* 899, *chascum*, wofür ich *chandelebre, chascun* schreibe.

m(p)s < *ns* in *tens* (A), wofür Hs. B ihrer etymologisierenden Schreibweise gemäſs immer *temps* gebraucht.

mn wird zu *mm* und *m* in *homme* und *home, nommer* und *nomer*. Aus den Reimen *dame* : *ame* 1506 folgt, daſs der Dichter einfaches *m* sprach. In *somme* : *homme* 123, 2497 (2433) wird von Hs. B *home* geschrieben, ein Beweis, daſs dies in der Vorlage stand; auch Hs. A schreibt sehr oft *home*; neben *nommer* haben beide Hss. *nomer* (ebenso in den davon abgeleiteten Verbalformen); immer aber wird *dame, fame* geschrieben. Ich setze demnach *m* sowohl für primäres als auch sekundäres *mm*.

Desgleichen schreibe ich auch immer *n* für handschriftliches *nn*,

z. B. in *doner, sermoner, avironer, soner, enorer* und deren Ableitungen; übrigens kommen die Formen mit einfachem *n* ebenso oft vor wie diejenigen mit *nn*. — Auslautendes *n* nach *r* fällt ab, wie zahlreiche Reime von *jor, tor* mit *seignor* etc. beweisen. — Übergang des *n* in *r* ist vorhanden, z. B. in *Estievnre* 65, *ordre* 894 etc.; in *l*, z. B. *Damle-Deu*, was Michel immer *Dam-le-Deu* drucken läßt, indem er vielleicht *le* für den Artikel ansah? — Wechsel zwischen *n* und *m* findet außer in den Endungen *om, on* auch noch in der Lautverbindung *em, en* statt, so z. B. *enpensé* 1055 und *empenser* 1539, *assenble* 213 neben *assembler*. Ich lasse dies *m* vor Labialen bestehen, auch in *em puisse* 2226, *emperil* 2236, da die Mehrzahl der Fälle dafür spricht; vor *f* und *v* jedoch ziehe ich mit den Hss. *n* vor in dem Präfixe *com*, z. B. *conforter* 2817 (A). — Inlautendes *ñ* drücke ich durch *-gne* aus (vgl. Diphth. *ai* No. 10); auslautendes *ñ*, das in den Hss. *n, g, ng, gn* geschrieben wird, durch *-gn*, da diese Schreibweise am gebräuchlichsten bei unseren Kopisten ist. Die Wiedergabe des *ñ* ist also dieselbe wie in den nordwestlichen Dialekten (s. Görlich, a. a. O. S. 611 f.) — Bei dem Determinativpronomen *ce* tritt sehr oft ein *n* hinzu: *cen*, aber nur in Hs. A; ebenso erscheint auch vereinzelt *jen* für *je*. Nach Hubers Darlegungen (a. a. O. Seite 319 ff.) ist dieses *cen* (*jen*) als eine Eigentümlichkeit der älteren Sprache der Normandie anzusehen; ich werde demnach dasselbe in den von der Hs. A überlieferten Fällen beibehalten.

19) Dentale. Da nach G. Paris, Romania XIII, p. 129 die inlautende isolierte Dentalis schon gegen Ende des 11. Jh. gefallen war, so treffen wir sie selbstverständlich in unserem Denkmal nicht an; zahlreiche Reime beweisen es (vgl. auch noch Rœth, Über den Ausfall des intervokalen *D* im Normannischen. Halle, Diss. 1882). — Über loses und festes *d* und *t* im Auslaut s. G. Paris, Alexis 95 ff.; Mall, Cp. 80; Suchier, Rp, 19 ff. — Loses *d* fällt in *fi* (: *merci*) 939, *sie* (*sedes*) : *clergie* 2483 (2420). Es ist in Hs. A erhalten in *ad* (= lat. *ad*) 253, 254, *cired* 1242, *pitied* 1218, wo es natürlich nur vom Schreiber herrührt und demnach zu tilgen ist. — *od* (= lat. *apud*) steht nach G. Paris u. Mall nicht unter denselben Bedingungen; es erscheint in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle immer so geschrieben (auch in B sehr oft noch), nur manchmal *o* oder *ou*. Ich behalte es zum Unterschied von *o* (= *aut*) und *ou* (= *ubi*) bei. — *d* im Auslaut nach Kons. wird, wie in anderen afrz.

Texten zu *t*. Einige beweisende Reime sind: *Mainart* : *part* 2133, *grant* : *enfant* 143, : *quant* 3492; 1. Sing. Präs. Ind. *entent* : *parlement* 2916, *commant* : *poant* 2265; 3. Sing. Präs. Ind. *art* : *part* 2694, 4016, *atent* : *isnelement* 307, *porprent* : *s'estent* 487, *rent* : *hastivement* 509, *entent* : *premierement* 1835; 3. Sing. Konj. Präs. *guart* : *part* 2222, 2275 etc. — Loses *t* fällt: 1) in der 3. Sing. Präs. Perf. u. Fut. auf *at*, z. B. *ja* : *a* 921, *la* : *a* 2001, 2962, *la* : *crolla* 287, : *merveilla* 358, : *atocha* 935, *pleira* : *va* 1775 (1771). Zu dieser 3. Sing. Präs. Ind. *va* vgl. aus Brandan *la* : *va* 423 bei Suchier, a. a. O. 22. — *vadit* ergab für unseren Dichter aber auch *vait*, wie der Reim mit *hait* 631 (629) beweist, folglich konnte das *t* hier je nach Belieben laut oder stumm sein. Für den krit. Text ist demnach die verschiedene Schreibung der Hss. beizubehalten. — 2) In den Part. Perf. u. Subst. auf *e* (= lat. *atus, a, um, atem*). Beweisend sind: *atollité* : *plenté* 821, *ité* : *finé* 1097. Andere Part. Perf. im Reime : *De* 321, 1751, 2335 etc.; *Vesse* : *doné* 2409 (B); *Torignie* : *trove* 19 etc. — 3) In der 3. Sing. Präs. Ind. der 1. lat. Konj. und in 3. Sing. Präs. Konj. der 2., 3., 4. lat. Konj. auf *at*; z. B. *demande* : *grande* 1938, *face* : *menace* 1736, *die* (*dieat*) : *vie* 2106 (s. and. Beispiele bei Huber). Ausnahme dazu ist *ait* (= *habeat*) : *forfait* 2728 (2620). — 4) In den Part. Perf. der Verba auf *ir*; z. B. *degnerpi* : *marri* 1753, : *establi* 2089, *bani* : *garni* 3522, *envaï* : *endormi* 3558, und der beweisende Reim *reconta* : *oï a* 277. — 5) In der 3. Sing. Perf. der Verba auf *ir* in den folgenden beweisenden Reimen: *respondi* : *eissi* 1771, *confundi* : *lui* 3490 (3238). Andere Perfekte hingegen reimen mit festem *t* (s. unten). — 6) In den Part. Perf. und Subst. auf *ut*, die in beiden Hss. nur *u* geschrieben werden. Beweisend jedoch ist nur *Deu* : *leu* (= gelesen) 1851. — 7) Hieran schließt sich die 3. Sing. Perf. Fut. Dies reimt als *fu* neunzehnmal mit Part. Perf. auf *u*, und nur einmal wird es von Hs. A *fut* (: *comméu*) 1397 geschrieben, wo natürlich auch *fu* stehen muß. Andererseits aber erscheint *fut* im Reime zu anderen 3. Sing. Perf. (und diese selbst) immer mit Dentalis geschrieben in neun Reimpaaren: *fut* : *jut* 459, 2117, 2339, : *dut* 675, 2053, : *encrut* 1749, : *aparut* 3658, : *estut* 2545, : *morut* 1507; also mit festem *t*. — 8) In den folgenden Stämmen: *segrei* : *sei* 1963, *dei* (*digitus*) : *sei* 2620. — Loses *t* ist erhalten: 1) In *et* (und), was in Hs. A durchgängig so geschrieben wird. — 2) In der 3. Sing. Präs. Ind.: *contredit* : *maldit* 1847 und

in *vait* : *hait* 631 (s. oben). — 3) In der 1. Sing. Präs. Ind.: *cuit* 923, da es mit *vit* reimt, und da dieses letztere nach Mall, a. a. O. S. 81 feste Dentalis hat, was jedoch noch nicht allgemein angenommen wird. — Festes *t* würden dann auch die folgenden 3. Sing. Perf. auf *it* haben, da dieselben im Reime mit *vit* gebunden werden; *vit* : *esbahit* 129, 223, : *espandit* 849, ferner *dit* (*dictum*) : *vestit* (3. Perf.) 870 und *dit* (3. Perf.) : *combatit* 3612 (3360). Überhaupt wird die 3. Sing. Perf. der Verba auf *ir* vorzugsweise in beiden Hss. so geschrieben; so erscheint *it* in zehn Reimpaaren und nur einmal (in Hs. A) *vesqui* : *servi* 3088 (2882). Dies alles deutet darauf hin, daſs der Dichter wohl nur ausnahmsweise das *t* nicht sprach, daſs der Abfall des *t* in der 3. Sing. Perf. auf *it* zu seiner Zeit erst begann, wie die oben angeführten Reime : *lui* u. *confundi* beweisen. — Festes, d. h. durch Kons. gestütztes *t* im Auslaut zeigen folgende Reime: *noit* : *leit* 155, : *deleit* 75, : *respeit* 435; *petit* : *escrit* (*pt*) 1165, 1451, : *dit* (*pt*) 779; *tuit* : *dit* (*pt*) 3512 (3260), 3360, 3676 3425), : *destruit* (*pt*) 3334; *vit* (3. Sing. Perf.) : *dit* (*pt*) 4062 (3732). Es haben also auch festes *t* im Auslaut: *petit, tuit* und, wie oben schon gesagt wurde, *vit* (vgl. G. Paris, Al. 271; Mall, Cp. 81; Mussafia, Zs. I, 412; Andresen, Rou II, 538).

Das Ergebnis meiner Untersuchung über den Abfall der isolierten Dentalis im Auslaut ist also kurz dies: *t* ist gefallen in den Endungen *et* (= *atus, a, um, atem*), in den Verbalformen auf *at,* in den Subst. u. Part. Perf. auf *ut,* in den Part. Perf. auf *it* der Verba auf *ir;* im Abfall begriffen ist es in den 3. Sing. Perf. auf *it* und *ut.* Bei diesen zuletzt genannten Perfektis hat man also behufs Herstellung des krit. Textes den Reimen und der Orthographie der Hss. zu folgen, die *it* und *ut* mit und ohne *t* schreiben; im Innern des Textes habe ich überall die Formen mit *t* vorgezogen, in allen übrigen Fällen unterlag es keinem Zweifel, daſs *t* getilgt werden muſste. — Über *tr* = *rr* oder *r* s. oben unter *r* No. 18. — Wie bei den schon besprochenen Konsonanten findet auch bei ursprünglichem *tt* Vereinfachung in *t* statt.

s und *z*. Die Hauptfrage, die uns hier zunächst beschäftigt, ist, ob der Dichter das *s* vor Kons. noch sprach. W. Köritz (Über das s vor Konsonant im Französischen. Straſsb. Diss. 1885) sagt in seinen Hauptresultaten unter anderem: „Die Verstummung des s vor Liquiden und vor f ist älter als die Verpflanzung der franzö-

sischen Sprache nach England, die kontinentalfranzösische Verstummung des *s* vor Muten erfolgte später, aber vor dem Ende des 11. Jh." Das soll wahrscheinlich heifsen „des 12. Jh."; denn der um das Jahr 1150 lebende Dichter des Münch. Brut (s. S. 18), sowie Wace, Benoît und der spätere Chrestien (Chev. au lyon) sprachen das *s* gewifs vor Muten noch, wenn auch einige Reime vorhanden sind, in denen Vok. + Kons. : Vok. + *s* + Kons. reimt (s. die Beispiele bei Andresen, a. a. O. S. 540). Und so werden wir wohl nicht fehl gehen, wenn wir auch bei unserem Autor lautendes *s* vor Muten annehmen. Huber (a. a. O. S. 324) meint zwar, dafs *s* vor Kons. im Inlaut schon verstummt sei, und führt als Beweis die folgenden Reime an: *escrit* (*pt*) : *fist* 2485 (A 2423) und *vit* (*vidit*) : *dist* 2703 (2595). Die Hs. A schreibt *dit;* warum das falsch sein soll, ist nicht einzusehen, denn *dit* könnte ja auch Präs. sein. (B kommt hier nicht in Betracht, da es ganz andere Lesart, nämlich *soleit,* bietet.) Es bleibt also nur ein Reim übrig, auf den Huber seine Ansicht stützen kann und dem gegenüber als beweisender Reim *Jesus-Christ* : *dist* 2728 (2625) angeführt werden mufs. Ferner ist zu bedenken, dafs Hs. A fast immer, sowohl im Reime wie auch im Innern des Verses, *s* vor Kons. schreibt, die Hs. B dagegen es gewöhnlich fallen, im Reime aber bezeichnenderweise oft stehen läfst. So finden sich in A und B elf Reimpaare auf *-ast* 3. Sing. Impf. Conj.; drei Reimpaare auf *-ist* 3. Sing. Impf. Conj.; 3. Sing. Perf. : 3. Sing. Impf. Conj. sechs Reimpaare, z. B. *dist* : *venist* 269, 159 etc.; 3. Sing. Perf.: 3. Sing. Perf. in zweiundzwanzig Reimpaaren, z. B. *fist* : *dist* 197, 847, 1473 etc.; 2. Pl. Perf. *volsistes* : *desistes* 3152 (2926); 3. Sing. Präs. Conj. *repost* : *ost* 2375 (—71); 3. Impf. Subj. auf *ust* : *fust* 1221, 1969, *eust* 355, 1419 . . . ., *leust* 1585, *peust* 87, 237, *pleust, seust* etc.; 3. Sing. Präs. Ind. *est* : *est* 1527, 1927, 3928; im Infinitiv *estre* : *destre* 1355; in den folgenden Subst.: *evesque* : *archevesque* 1013, 2269, 2463, 2489; *feste* : *teste* 1359, : *tempeste* 1301; *forest* : *pest* 447.

Ich behalte also, gestützt auf die Hss., das *s* vor Muten bei. Vor Liquiden jedoch war es bei dem Kopisten der Hs. A stumm, wie wohl die fälschliche Anwendung desselben am besten beweist, so z. B. in *mesra* (: *voldra*) 2475 (2412), *disra* 1865, wo Hs. B *metra* und *dira* schreibt. — Über *esrer* s. oben. — Durch Angleichung an die 2. Pl. entstand *fundasmes* : *orasmes* 3110 (2904) und *veïsmes* :

oïsmes 2559 (2495), welche Formen ich in Übereinstimmung mit Hs. B ohne *s* schreibe. — Ob für den Dichter auch das *s* vor Liquiden stumm war, läfst sich aus dem Mangel an beweisenden Reimen nicht feststellen; wir sind also einzig und allein auf die Orthographie der Hss. angewiesen. Wegen der grofsen zeitlichen Entfernung der Hs. B vom Original kann dieselbe als Beweismittel nicht herangezogen werden, und doch müssen wir konstatieren, dafs auch sie noch Formen mit *s* + Liqu. enthält, z. B. *meslez* 843 (841), *isnelement* 989, *meslée* 1625 (1621), *s'esfreia* 2696 (2588), wo A *effreia* hat; *desferma* 2858 (2750) und *desfermé* 2853, wo A wiederum *ff* schreibt; *caresme* 2942 (= A 2780); *esleisent* 2199 u. s. w. Viel häufiger findet sich dies *s* jedoch in Hs. A, und in den wenigen von Huber angeführten Ausnahmen hat B das *s* bewahrt. Es hatte also wahrscheinlich beim Dichter noch keine Assimilation des *s* an den folgenden Konsonanten (*f*, *l*) stattgefunden. Ich stelle demnach das *s* überall wieder her, was ja auch Förster und Warnke bei den späteren Dichtern Chrestien und Marie thun. — Das tonlose *s* wird im Anlaut durch *s*, im Inlaut durch *ss* wiedergegeben, welches auch für primäres und sekundäres *ss* zu setzen ist, z. B. in *asez* 77, *asemblei* 1542, *mesage* 1795, *espeicement* 3216 (3011), wo übrigens die Kollation *ss* für *c* liest, etc. — *-asse* und *-ace* (für welches Hs. B auch *ase* und *asse* schreibt), *-esse* und *-ece* werden im Inlaut voneinander geschieden; *-c-* lautet *tz* (s. unten Kons. *c*). — Im Auslaut steht zur Bildung des Plurals *s*, für welches nach gewissen Konsonanten *z* geschrieben wird.

z hatte bis Mitte des 12. Jh. den Lautwert von *ts* nach Chabaneau (Revue d. lang. rom. V, 330 ff.), dann reduzierte es sich zu *s* gegen Ende des 12. Jh. (s. Horning, Über *z* in den mouillierten Wörtern der oïl-Sprache. Rom. Stud. IV, 637) in den Wörtern auf *-lz*, *-nz*, wie in allen anderen Wörtern, die sich auf *z* endigen. Schon in den Hss. des Alexis, also im 12. und 13. Jh., erhielt *z*, aufser seinem ursprünglichen Lautwerte, auch denjenigen von ein- und mehrfacher Konsonanz + *s*, namentlich in der Flexion (siehe G. Paris, a. a. O. S. 99; Mall, Cp. 91). Da nun unsere beiden Hss. aus dem 13. und 14. Jh. stammen, so finden wir das *z* in der erwähnten ausgedehnten Anwendung. Für den Dichter war *z* (*ts*) noch nicht zu *s* geworden, denn es reimt bei ihm nie Vok. + *z* : Vok. + *s*; nie findet sich die 2. Pl. auf *ez*, der Nsg. und Opl. der Part. Perf. auf *ez*, *iz*, *uz*, noch der Npl. und Opl. der Subst. auf *ut* in den

überaus zahlreichen Reimen gebunden mit *es, is, us*. Guillaume reimt also ebenso korrekt, wie Wace und Marie (s. Warnke, Über die Zeit der Marie de France, in Zs. IV, 243). Nach Kons. jedoch wird die Regel öfter durchbrochen, so im Nsg. und Opl. der Subst., Adj. und Part. Präs. auf *ant*, ebenso bei den Subst. und Adj. auf *ènt* (s. die Deklination), doch kann in den meisten Fällen gebessert werden. Bei der Herstellung des krit. Textes ist demnach das allgemeine Gesetz zu befolgen, und sind die Ausnahmen nur im Reime zu gestatten. — Ferner ist mit *z* geschrieben der Nsg. und Opl. *toz* 50, 481 etc., *tanz* 475..., *sainz* 224, 261..., *mainz* 183...; die Formen mit *s* (die namentlich in Hs. B häufig sind) waren hiernach zu bessern.

z steht für *c* oder *t*, wenn es = *ci;* z. B. *braz* (*bracium* für *brachium*) 3780 (cf. Diez, Gr. I³, 265), *berz* (*berciolum* — Du Cange) 304, 311, 321, *voiz* 360, *croiz* 845; in den folgenden Zahlwörtern *tierz* 1475..., *unze* 302, *deiz* 1123, *douze* 707, 708.... — Die Hs. A schreibt im Reime *clerzon* 885, 920, aber auch *clerjon* 1252; B immer *clerjon;* überwiegend wird auch in Hs. A *sanz* für *sine* + *s* gesetzt. In den krit. Text sind demnach *clerzon* und *sanz* aufzunehmen; sonst steht hinter einfachem *n: s*, z. B. *tens, encens* etc.

z wird benutzt anstatt *s* hinter *l̃* in *mielz* 1782, 1785..., *filz* : *gentiz* 3150, : *Saint-Liz* 1485 und hinter *ñ* in *enoiz* : *loigz* 1203 (cf. Schuchardt, Romania III, 285; Tobler, Gött. Gel. Anz. 1872, S. 588; Thomsen, Mém. d. l. Soc. d. Ling. III, 118 f.; Horning, Rom. Stud. IV, 627 ff.; Förster, Cliges LXXIII).

20) Gutturale. Die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert es, dafs ich den Laut *c* eingehender behandle.

Die Untersuchungen G. Paris' (Al. S. 85 ff.) und Malls (Cp. 92 ff.) sind wesentlich erweitert worden von Joret („Du C dans les langues romanes"), dessen Ausführungen sich angeschlossen haben: Andresen (a. a. O. S. 544), Koschwitz (Überl. u. Spr. S. 65 ff.), Darmesteter (in seiner Recension des Joretschen Buches in Rom. III, 393), Lücking (Md. 132 ff.); sie alle stellen das Normannische in seiner Behandlung des *c* zum Picardischen. — Eine andere Ansicht vertreten G. Paris (Al 85 ff.), Mall (Cp. 92), nach welchen beiden das *c* im Normannischen und Centralfranzösischen übereinstimmend behandelt wird; in Rom. VII, p. 111 ff. behält G. Paris seine Al. 85 ff. ausgesprochene Meinung bei. — Suchier (in „Mundart des Leodegarliedes"

in Zs. II, 255 ff.) sieht das *h* nach *c* nur als ein diakritisches Zeichen an; seiner Ansicht pflichtet im allgemeinen Schuchardt (Rom. III, 282 ff.) bei, und Varnhagen (Zs. III, 161 ff.) begründet dieselbe näher; so wird z. B. *ch* für *k* gebraucht in Brandan (s. Koschwitz, a. a. O.) und in den Congés de Jean Bodel p. p. G. Raynaud (Rom. IX, 216 ff.). — Eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Meinungen giebt Buhle, Das C im Lambspringer Alex., Oxf. Rol. u. Lond. Brandan. Greifswald, Diss. 1881, S. 5—17. Das Resultat seiner Untersuchung über das altnormannische *c* in den betr. Denkmälern ist nach ihm (S. 54) folgendes:

1) Lat. *c* vor erhaltenem oder verwandeltem *a* incl. *au* = *o* hat einen Laut aus der Lautreihe *k'*..... *č(s)* entwickelt.
2) Lat. assib. *c* (*ti* + Vok.) besitzt höchst wahrscheinlich den Laut *ts*.
3) Lat. *p* + Hiat = *i* ist durch ein *ch* dargestellt, dessen Lautwert nicht sicher zu bestimmen ist.

Frühere Arbeiten, in denen über afrz. *c* und *ch* gehandelt wird, sind noch: Joret, Le Patois normand du Bessin in Mém. Soc. Ling. III, 227 ff.; Tobler, Vrai aniel XXI; Knauer, Zur afrz. Lautlehre. Leipzig, Progr. 1876; Vollmöller, Münch. Brut. S. 36; Neumann, Zur afrz. Laut- u. Flexionslehre, S. 80 ff.; Böhmer, Rom. Stud. 1, 600.

Mehr Klarheit in die ganze Sache hat entschieden Jorets Buch: „Des Caractères et de l'Extension du Patois Normand. Paris 1883" gebracht, in welchem er einerseits seine auch von Suchier (Zs. II, S. 291) und von Schulzke (Betontes *ĕ* + *i* und *ŏ* + *i* in der normannischen Mundart. Halle, Diss. 1879) gemachte Annahme einer Teilung des Normannischen in Nord- und Südnormannisch zu begründen, andererseits in Übereinstimmung mit Lücking (Md.) seine Behauptung, „daſs die Behandlung der Gutturalen im Neu- und Altnormannischen dieselbe sei", zu beweisen sucht (a. a. O. S. 113 ff.). Daſs diese Behauptung in der That unumstöſslich ist, daſs nämlich „die heutige pic.-norm. Gestaltung der Gutturalen schon im 13. Jh. in der nordwestlichen Normandie vorhanden war", belegt Huber (a. a. O. S. 330) durch Urkunden aus jener Zeit.

Nach Joret bildet die Grenzlinie zwischen Nord- und Südnormannisch die Eisenbahn von Grandville nach Paris; genauer bestimmt er dieselbe in seinem Buche, S. 123 ff. La Manche, die uns am meisten interessiert, wird also in zwei Teile geteilt, deren süd-

licher und kleinerer Teil — das Avranchin — zum südnormannischen, die nördlich davon gelegene Landschaft Cotentin aber zum nordnormannischen Dialekte gehört. Im Norden der gezogenen Linie herrschen die eigentlichen normannischen Formen der Gutturalen vor, im Süden derselben die französischen. Dies kann für das Avranchin nicht auffällig sein, da die dortige dünn gesäte Bevölkerung germanischen Ursprungs von dem romanisierten keltischen Elemente aufgesogen wurde.

Das Kennzeichen des nordnormannischen wie auch des picardischen Dialektes (s. hierüber schon Diez, Gr. I³, 129) ist nun, daſs das velare *c* vor *a, o, u* den Laut *k* behält; wird jedoch der Vokal diphthongiert oder entwickelt sich *i* vor demselben, dann wird velares *c* zu palatalem *k'*, welches seinerseits entweder bleibt oder zu *tch* wird. Palatales *c* vor *e* oder *i* wird *ch* (cf. Joret, a. a. O. S. 119 ff.).

Da nun unser Dichter ein Südnormanne von Geburt war und auf dem Mont-Saint-Michel als Mönch lebte, so werden wir also wohl eher die französische Behandlung der Gutturalen als die normannisch-picardische zu erwarten haben. Und in der That überwiegt in unserem Roman die Schreibung *cha* für *ca* bei weitem, und *c* + *e, i, y, æ, œ* wird fast stets assibiliert wie im Centralfranzösischen, so zwar, daſs die Hs. B sehr oft *s* für *c* darbietet.

Die Thatsache, daſs Hs. A vielfach *ca* für *cha* und *che, chi* für *ce, ci* gebraucht, bestätigt von neuem die oben (S. 35) gemachte Annahme, daſs der Kopist von Hs. A ein Nordnormanne war, wohingegen der Umstand, daſs Hs. B durchgängig die centralfranzösische Orthographie anwendet, für die mehr südlich (vielleicht auch im Avranchin selbst) gelegene Heimat des betr. Schreibers spricht (siehe oben S. 35). Wir finden in Hs. B hin und wieder auch einmal *ca* für *cha*. Da dieses *ca* weder aus der Original-Hs., noch aus der Hs. A in die Hs. B hineingekommen sein kann, denn B wurde ja nicht von A abgeschrieben, so muſs zur Erklärung die schon oben S. 42 vermutete Hs. Y angenommen werden.

Auf Grund dieser Untersuchung ist somit das ursprüngliche *cha* für *ca* und *c* für *ce(i)* und *ti* + Vok. im krit. Text wieder herzustellen. Für das letztere sprach der Dichter die Affrikata *ts* (siehe G. Paris, Al. 85); der Kopist von Hs. B aber kannte dafür nur den Laut der tonlosen Sibilans, denn er verwechselt immer *c* mit *s;* so schreibt er sehr oft z. B. *sil* für *cil, se* für *ce* etc. etc.

Die von Huber (S. 326, § 84, No. 4) angeführten Beispiele: *cantent* 917, *canoines* 1036, *cances* 1225, *candelabres* 2145, *casse* 2512, *cantée* 2732, schreibt Hs. B mit *ch.*

Wirkliche Ausnahmen von der allgemeinen Regel liegen in den folgenden Fällen vor, da die beiden Hss. hier konsequent in der Orthographie übereinstimmen:

1) Bei Bezeichnungen von kirchlichen Personen, Gegenständen und religiösen Handlungen, z. B. *cardinal* 1818 (1814), *Incarnacium* 1072, *calices* 2150 (2186), wo B *galices* schreibt. Manchmal wird dann auch *k* gesetzt, so: *Kalendes* 1125 (und auch *Kiriele* 991), das ich bestehen lasse.
2) Anders jedoch verhält es sich mit dem Personennamen *Charles,* der in Hs. A immer als *Kalles* 1461, 1482, 1493, 1498, 1634 etc., in Hs. B jedoch durchgängig als *Challes* erscheint. Da die Form *Kalles* aus der lat. Abkürzung *kl* in die französischen Texte herübergenommen worden ist (siehe G. Paris, Rom. VII, p. 139) und durchaus kein Grund vorliegt, an der Aussprache *Challes* zu zweifeln, so nehme ich dieses in den krit. Text auf.
3) Auch in einigen Länder- und Flufsnamen hat sich *ca* erhalten, so in *Campaigne* (d. i. die römische Campagna) 504, 566, 567, 1133, zum Unterschied von der französ. Provinz *Champaigne* 1653; ferner in *Toscane* 562, für welches Hs. B *Tosquane* schreibt (dieses *qu* für *c* findet sich häufig, s. Görlich, a. a. O. S. 65); in *Caux* 541, das noch heute *pays de Caux* heifst, und in dem Flufsnamen *Canse* 2402, wofür nicht *Causé* (= heutiges *Chausey*) zu lesen ist, wie Le Héricher und Huber wollen (s. die Anmerkungen).

Wenn das *c* in Verbalformen, z. B. bei *commencier,* vor dunkle Vokale tritt, so schreibt A gern *ch,* B aber *s,* so z. B. *commencha* (*sa*) 413, 1155 .... Der Dichter sprach *ts,* für welches sich bei dem Kopisten von B *s* erhalten hat; der Klarheit wegen versehe ich dieses *c* durchweg mit einer Cedille.

Andererseits wird *c* vor hellen Vokalen in A auch *ch* geschrieben, so in *commenchier* 254 (B ... *sier*), *chierge* 902 (B *cirge*), *merchie* 364 (B ebenso) etc. In solchen Fällen ist zu untersuchen, ob *chie* aus lat. (od. germ.) *ca* oder aus lat. *ce, ci, ti* + Vok. entstanden ist; dort wird man *ch* beibehalten müssen (wie in *merchie*), hier wird man

die Schreibung *c* adoptieren, da nicht nur B *s* und *c* darbietet, sondern dieses *c* auch die häufigste Schreibung in A ist. Manchmal wird auch ursprüngliches *ti*$^{\text{Vok.}}$ durch *ti* wiedergegeben, so in B *relation* 3053, in beiden Hss. *election* 2478 (2415), oder durch *ci,* so in *beneïcon* 528, *estacion* 956, *peticion* 1208, 2093, *devocion* 1154, 1369, *constitucium* 1084, *presumpacion* 2730. Alle diese Substantiva mit der zweisilbigen Endung *tion* (*cion*) sind gelehrte Bildungen und als Fremdwörter zu betrachten. Vgl. hiergegen *sopeçon* 1955, 2005, *contençon* 1039, 1669, *façon* 3768 (3516). Doch möchte ich die Schreibung *-cion* beibehalten.

Statt *c* setze ich *z,* wie es die Hss. thun, im Auslaut der Wörter auf *-cem, -cim, -tium,* z. B. *feiz* (*vicem*) 180, *viaz* 221, *croiz* 845 etc. (s. andere Beisp. unter *z,* und namentlich bei Huber).

c wird *g,* z. B. in *segrei* 1964, *segunt* 2132, *galices* (nur in B) 2150 (46), *segresteins* 2637 (2529), 2648, *aigue* 3485 (3232), 3503, 3906 (3618), wo B immer *eve* hat.

c ist immer erhalten vor *o* und *u.* Beisp. sind überflüssig.

c bleibt vor Konsonanten in Fremdwörtern, die schlecht assimiliert sind, z. B. *diacres* 2097, *delectable* 1172, *election* 2195, 2478. *-octo* und *October* sind nach frz. Lautgesetzen zu *oit* und *Oittouvres* (B *Octovres*) 1122 umgebildet worden; in den krit. Text gehört *Oitovres.*

qu. Das *u* in *qu* hat wahrscheinlich noch gelautet; denn wir finden lat. *cui* sowohl *cui* 1380, als auch *qui* in beiden Hss. geschrieben; nur zieht A hier *c* dem *q* vor, während B es umgekehrt macht. In den krit. Text setze ich *qui;* ebenso schreibe ich für lat. *cogitat* *-quit,* wenn auch einigemal *cuit,* z. B. 924, vorkommt, da *qu* ebenfalls für *cu* in *quens* (*comes*) 1469 (1465), 1555, 1605 etc. steht und von beiden Hss. konsequent so geschrieben wird. — *qu* bleibt erhalten in allen Formen von lat. *quærere,* in *quer* (= *quare*), in Pron. u. Konj. *qui* und *que,* in *quinte* 1096, *quant* 3493 (3240). — Die verlängerten Formen von *anc, iluec, idonc* haben *-ques.* Bei Wace hingegen treffen wir sehr oft *ki, ke, ker, kes* (s. Andresen, a. a. O. S. 548). — Zur Erzielung einer einheitlichen Orthographie setze ich überall *qu* (nicht *cu*) in den krit. Text.

Lat. *aqua* wird einigemal — aber erst am Ende der Hs. A (s. die Beisp. unter vorhergehendem *c*) — zu *aigue;* im Anfang derselben steht *eve* und *eive;* die Hs. B schreibt immer *eve.* In den nordwestlichen Dialekten (s. Görlich, a. a. O. S. 21) und im Livre

des manières (Kehr, S. 20) lautete es *eve, eive, aive, aigue;* noch heute wird es nach Ménière (Gloss. angevin etc. in Mém. de la société académique de Maine-et-Loire, p. 389) *aive* gesprochen. Unser Dichter hat demnach wohl nur die ältere Form *aigue* gekannt.

Mit Hs. B ist v. 60 *Quidalet* anstatt *Ridalet* zu lesen, vgl. Roman d'Aquin, éd. F. Joüon des Longrais. Einl. S. LXXIV.

Auslautendes *qu* wird *c* in *cinc* 1496, *donc* 313, *onc* 931 etc.

g. Das gutturale *g* wird wie im Lateinischen ausgesprochen. In Verbindung mit *u* wird es gebraucht, um germanisches *w* wiederzugeben, wie z. B. in *Guillalme, guez* 482, *guerpie* 1386, *guerreia* 1395, in *guerre, esguardez* 621, *guarirent* 1348, *orgueil* 3233 etc. Sehr oft wendet die Hs. A auch bloſs *g* an, was die Hs. B konsequent thut. Ich ziehe für den krit. Text die ältere Schreibweise *gu* vor.

gu wird ebenfalls für gutturales *g* geschrieben (in beiden Hss.) vor *e* und *i* in Wörtern lateinischen Ursprungs, so in *longue, longuement* 103, 120.

Auslautendes *g* wird *c* z. B. in *lonc* 236, 2789 (2680).

Palatales *g* wird durch *g* und *j* ausgedrückt, ohne daſs sich ein bestimmter Einfluſs des folgenden Vokales auf die Schreibung erkennen lieſse; beide Hss. zeigen hierin dasselbe Schwanken.

Einige Beispiele: *jaiant* (B *geant*) 460, *jut* (*geut*) 460, *joieanz* (B *joianz*) 3582 (3329), *joouent* (*joient*) 148, *esturgons* (*esturjons*) 470, *jujout* (*jugout*) 1262, *jugast* (B =) 1264, *encharga* (B =) 1799, *herberja* (B =) 2827 (2720), *menja* (B =) 95, *manjout* (B *mengiet*) 150; *jeseit* (*geseit*) 149, *geseit* (B =) 1270, *porjesant* (*porgesant*) 462, *jetez* (*getez*) 832, *genoillons* (B =) 575, 582, 621, in beiden Hss. immer *genz* und immer die Endung *gier, gié* etc. Um eine einheitliche Schreibung in den Text zu bringen, habe ich, gestützt auf die gegebenen Beispiele, überall *j* für *ǵ* vor *a, o, u* eingeführt, mit Ausnahme derjenigen Fälle, wo Auflösung des *ǵ* in *i* stattgefunden hat. Ferner schreibe ich *g* für *ǵ* + *e, i,* mit Ausnahme derjenigen lateinischen Wörter, die noch keine völlige Assimilation erfahren haben, wie z. B. *jeuner* und seine Ableitungen: *junement* 2082 (78), *junable* 2938 (2777), *jéuna* 3516, *jeungent* 3513 (3260).

h. In beiden Hss. herrscht groſse Unsicherheit in Bezug auf die Behandlung des *h;* die Wörter lat. Ursprungs werden mit und ohne *h* geschrieben; sehr oft auch wird ein *h* gesetzt, wo es gar keine Berechtigung hat, wie z. B. *hesmeit* 478 (B *esment*), *hisnelement*

(B ohne *h*) 3631 (3380). In einem Punkte jedoch sind die Hss. immer einig: sie schreiben stets *h* bei allen aus dem Germanischen stammenden Wortformen, also z. B. *honte* 462, *hautcice* 421, *hait* 630, *herbergement* 638, *huesel* 516, *haient* 1530, *herbergier* 2719.

Die Wörter lat. Herkunft werden wohl am besten das *h* behalten; in den meisten Fällen bewahren auch die Hss. dasselbe, so beispielsweise immer in *huem, home, heriter, humble* etc., nur *enorer* und seine Ableitungen sind grofsen Schwankungen unterworfen. Ich habe es für das beste gehalten, das etymologisch berechtigte *h* wieder herzustellen; jedoch lasse ich es mit Förster (üb. Th. Müllers Ausg. des Rol. L. Zs. II, 165) u. mit Andresen (a. a. O. S. 551) nach einem elidierten *e* oder *i* aus, so z. B. in *l'en* (= *homo*), das stets nur so erscheint.

Ohne *h* werden auch immer geschrieben: *aveir, ore, produem* (vgl. auch Heiligbrodt, Gorm. et Js., Rom. Stud. III, 539).

21) Labiale. Die Labialen bieten wenig Anlafs zu Bemerkungen. Dieselben sind im Anlaut erhalten. Im Inlaut wurde *p* und *b* zu *v*, z. B. *ovec, Avrenches, oitovres* etc.; bewahrt blieb *p* in *sepeliz* 1215 und *ensepelir* 2980, wofür B *v* schreibt. Andererseits hat B die etymologisierende Schreibung *corps, temps, septante, seipt,* wo A das *p* ausfallen läfst.

Das im Auslaut zu *f* gewordene *v* (z. B. *grief* : *chief* 172) ist ganz geschwunden in *briement* 385, 871, *griement* 1137; *f* fällt auch vor *s* (s. die Flexion).

f entsteht aus *p* in *prof, emprof,* aus *v* in *neif;* es ist noch nicht vorhanden in *sei* (*sitis*) 1160 (B hat *seif*). *f* (germanisches) ist nach *l* nirgend erhalten. Die Namen *Riol, Raol, Ernol* werden nur so geschrieben, während bei Wace noch *Aernolf* und *Ranolf* anzutreffen sind.

Ein anderer bemerkenswerter Unterschied von dem nordwestnormannischen Wace ist der, dafs germanisches *w* kein einziges Mal durch *w,* sondern nur durch *gu* und *g* ausgedrückt wird, wohingegen der norm.-picard. Dialekt sehr häufig *w* schreibt (s. Andresen, a. a. O. S. 553, u. Link, Mousket S. 27).

f wird *v* in *Estievne* 65; oder soll man mit B *Estienne* lesen, worauf auch *Esteigne* (B *Esteenne*) v. 3199 hinweist und wie Diez, Gr. I³, 285 hat? Auch in dem nordw. Dialekt (s. Görlich, S. 66) kommt diese Form, geschrieben *Etienve,* vor.

Die Gemination *pp, bb* ist, wie bei den anderen Kons., vereinfacht, so z. B. in *apeler, apareil, abé* etc.

3. *Flexionslehre.*

A. Deklination.

Substantiva. Da Wace, Marie, Garnier, Chrétien und sogar die Vie de St. Grégoire (ums Jahr 1200 verfaſst, s. Weber, Über die Sprache u. Quelle des afr. hl. Georg, in Zs. V, 498—520) die Deklinationsregel mit wenig Ausnahmen streng befolgen, so dürfen wir dasselbe auch wohl von Guillaume de Saint-Paier erwarten. In der That beweisen die Reime und das Versmaſs, daſs unser Dichter eine ausgedehnte Anwendung des Accusativ für den Nominativ noch nicht gekannt hat. Die Mehrzahl der Verstöſse gegen die allgemeine Regel sind erst durch die Kopisten in den Text geraten und daher wieder zu entfernen. Allerdings finden sich, wie überall (schon in Reimpr. XXXIV), auch in unserem Denkmal Ausnahmen, die als solche, wenn durchaus keine Besserung möglich war, stehen geblieben sind.

Es ist vorauszuschicken, daſs bei der folgenden Untersuchung fast nur die durch den Reim und das Metrum gedeckten Formen berücksichtigt worden sind.

Ich teile nach Suchier (Auc. u. Nic.) und Lebinski (Die Deklination der Substantiva in der oïl-Sprache. Breslau, Diss. 1878, S. 2 ff.) die ganze Flexion der Substantive und Adjektive in zwei Hauptgruppen: in die Deklination der Masculina und in die der Feminina. Hierbei ist zu bemerken, daſs beim Übergang aus dem Lateinischen in das Französische die Neutra Plur. gewöhnlich weibliches, die Neutra Sing. aber männliches Geschlecht angenommen haben (s. Mall, Cp. 102; Mussafia, Jahrb. VIII, 127; Tobler, ib. IX, 116; Förter, Chev. II, esp. 414; Schneider, Die Flexion der Subst. in d. ältest. metrischen Denkm. des Französ. u. im Charlemagne, Marburg, Diss. 1883, S. 37 ff. u. 45; Horning, Zur altfranzös. und altprovençal. Deklination in Zs. VI, 439 ff.).

Als einziger Überrest eines latein. Neutrums ist Opl. *mile* (= *milia*) : *navile* 1387 anzusehen.

Die Deklination der Masculina wird in zwei Gruppen eingeteilt, von denen wieder jede in zwei Klassen zerfällt:

a) Die erste Klasse der ersten Gruppe besteht aus den Gleichsilbigen der lat. 2., 3. und 4. Deklination mit *-s* im lat. Nom. sing.; ausgenommen sind also die lat. Subst. auf *-er*. Die hierher gehörenden Subst. haben im Nsg. *-s;* Osg. - —; Npl. - —; Opl. *-s*.

Einige Beispiele: Nsg. *paisanz* : *mananz* (Nsg.) 265, *fresteals* : *chalemeals* 783, *mostiers* : *ovriers* Opl. 395, *respons* : *gresillons* Opl. 995, *aversiers* : *milliers* Opl. 1409, *chrestiens* : *biens* Opl. 1499, *guaranz* : *vaillanz* Opl. 2355, *serjanz* : *apendanz* Nsg. 4028 (B). — *covenz* : *talenz* Opl. 2447 (B). — *evesques* : *aravesques* Nsg. 2269, *arcevesques* : *evesques* Opl. 2489, *Loüis* : *enemis* 1575, 1603, : *vis* 1529, *amis* : *pais* Osg. 1701. — *jorz* : *trestoz* Opl. 2440 (B). — *dus* (*dux*) : *plus* 1887, 2375, *druz* : *vertuz* Opl. 701. — Nsg. *abés, Deus, Damle-Deus,* wofür auch oft *Dex* geschrieben wird, haben sich dieser Gruppe angeschlossen.

Ausnahmen, wo für den Nsg. der Osg. steht, sind: Nsg. *talent* : *apertement* 2567 (2504), : *novelement* 3830 (3542); *junement* : *ensement* 2081 (—77). — Nsg. *mont* : *sont* 3432 (3180). Die genannten Ausnahmen sind höchst wahrscheinlich dadurch zu erklären, daſs der Dichter diese betr. Subst. als Osg. sehr vielemal im Reime gebraucht, oder daſs *talent* in der unpersönl. Redensart *Il m'est pris talent* als Osg. anzusehen ist (s. Huber, a. a. O. S. 122). Endlich Nsg. *escu* : Npl. *nu* 3394 (B).

Von den Eigennamen männlichen Geschlechts deklinieren regelmäſsig: Nsg. *Michiels* : Opl. *ciels* 157, 2233, 3592, 3748; *Guillalmes* : Opl. *realmes* 149, *Normanz* : *vaillanz* (Nsg.) 1761, 2897.

Zu bessern sind: *Durant* : *vaillant* 1933, *Richart* : *leubart* 1643 und *Autbert* : *cert* 177, wo für das *t* immer *z* einzusetzen ist.

Als Ausnahmen sind vorhanden: *Richart* : *art* (3. Sing. Ind.) 1589, : *Bernart* (Osg.) 1609, *Bernier* : *mestier* (Osg.) 2113, *Mainart* : *part* (Osg.) 2133 und *Norgout* : *-out* 2914 (2753). Im Innern des Verses erscheinen die Formen mit *-s* überhaupt sehr selten, was ganz mit dem Gebrauche bei Wace übereinstimmt (cf. Andresen, a. a. O. II, 559). Doch habe ich für den krit. Text den Nsg. mit *-s* wieder hergestellt und den Osg. für den Nsg. nur im Reime gelten lassen.

Osg. Beweisende Reime sind z. B.: *baston* : *savum* 837, *sen* : *Amen* 1087, *sens* : *tens* (über diese und andere Doppelformen cf. Lebinsky, a. a. O. S. 18), *parlement* : *j'entent* 2916, *serpent* : *ment* (3. Sing.) 3604, *mostier* : *demorier* 4042, *cisel* : *bel* (Npl.) 3814, *Dé* : Part. Perf. 321, 1751, 2335 etc. siebenmal, *Deu* : *leu* (= *locum*) 97, 569, 1943 etc., *Deu* : *leü* (= gelesen) 1851, *escu* : *etendu* (Npl.) 3784, *aire* : *faire* 1320, *rei* : *sei* 1035, 1077, : *otrei* (1. Sing.) 2215, *dei* : *sei* 2610, *deduit* : *tuit* (Npl.) 799 etc. etc. Der Reim *areins* (*æramen*) :

certains (Adv.) 3799 (B) ist zu bessern in *arain* : *certain,* da v. 3799 so zu lesen ist: *O seit de fin coivre o d'arain,* wie aus dem folgenden Verse hervorgeht. Das Adverb *certain* ist also ohne *s* zu schreiben; die gewöhnliche adverbiale Form ist in beiden Hss. *certes.* — In v. 3811 in Hs. B — *S'arain ne r'est, coivre o laton* — sind die betreffennde Subst. nicht als Nsg., sondern als Osg. zu betrachten, da hinter *Se* dem Sinne nach die Präposition *de* aus dem vorausgehenden Verse zu ergänzen ist.

Npl. Beweisende Reime sind z. B.: *vilain* : *vain* (Adv.) 289, *heir* : *Bel-Veeir* 339, *clerzon* : *procession* (Osg.) 885, 1251, : *gresillon* (Osg.) 919, *pelerin* : *chemin* (Osg.) 957, 775, *maruglier* : *jonchier* (Inf.) 971, : *mostier* (Osg.) 877, *abé* : *conferm锓 1085, *moine* : *testemoine* (Osg.) 1379, 2411, : *chanoine* (Osg.) 907, 2551, 3462, : *testemoine* (3. Sing.) 2387 etc. etc.

Opl. Von beweisenden Reimen sind vorhanden: *messages* : *sages* (Nsg.) 603, *chasteals* : *beals* (Nsg.) 723, *dons* : *donrons* 1045, *milliers* : *aversiers* (Nsg.) 1409, *trestoz* : *jorz* (Nsg.) 2441, *esperiz* : *seriz* (Nsg.) 2644 etc.

Vokativ. Für den Vokativ war nach Beyer, Zs. VIII, 23 u. 38 bis ans Ende des 12. Jh. resp. bis ins 13. Jh. hinein der Nominativ im Gebrauch. So wird auch in unserem Denkmal der Nsg. *Dex,* wofür ich *Deus* schreibe, als Vokativ angewendet v. 3026 (2865), 3257 (3051). Demnach bessere ich auch den Reim *Michiel* : *ciel* zu *Michiels* : Opl. *ciels* 3888 (3600). Allerdings kommt, wie in Waces Brut u. Rou (s. Beyer, a. a. O. S. 34), auch schon der Accusativ als Vokativ vor, so durch das Metrum erwiesen: *arcevesque* 3466 (3173), 3708 (3456). — Der Vok. Plur. begegnet nicht. — Über den Vok. 3. Dekl. mask. s. unten.

Die zweite Klasse besteht aus den Gleichsilbigen der lat. 2. und 3. Dekl. auf *-er* mit dem Typus: Nsg. -—, Osg. -—, Npl. -—, Opl. *-s.*

Ein beweisender Reim für Nsg. ist nicht vorhanden; wohl aber spricht das Versmaſs in v. 1277 — *Il esteit pere as orfenins* — entschieden für die Form ohne *s.* Es ist somit zu bessern Nsg. *prestres* 80, 129, *meistres* 90, *peres* 1280, 1544, 1572, *eires* 1870 u. s. w. — Der Osg. ist vertreten in *Novembre* : *membre* (3. Ind.) 1125, *eire* (*iter*) : *proveire* 121, 3294 (3089). — Als Npl. führe ich z. B. an: *proveire* 3520 (3267); der Opl. erscheint öfters.

b) Die zweite Gruppe umfaſst die Ungleichsilbigen resp. die

Subst. mit wandelbarem Accent. Je nachdem sie im Nsg. ein *s* annehmen oder nicht, zerfallen sie in zwei Klassen wie die Gleichsilbigen. Horning, Zs. VI, 439 ff. sieht den Grund, warum im Altfranzösischen nur gewisse Subst. der lat. 3. Dekl. einen direkt auf den lat. Nom. und Acc. zurückgehenden Nom. und Acc. haben, während die meisten sowohl im Nom. als im Acc. die Form des lat. Acc. zu Grunde legen, darin, dafs infolge eines eigenartig ausgebildeten Sprachgefühls jene bedeutende Veränderung der Wortform, wie sie in *empereór* im Gegensatz zu *emperére* vorliegt, nur Bezeichnungen von lebenden Wesen, insbesondere von Personen, zukommen konnte.

Die erste Klasse ist im Nsg. nicht im Reime vertreten. Es gehören hierher *enfes* 1491, 1580, 1588 etc., *garz* 801. Für den Osg. bieten sich folgende Reime dar: *enfant* : *grant* (Adv.) 143, : *apareissant* (Npl.) 685, : *vivant* (Osg.) 1549, : *avant* 1631. — Npl. *enfant* : *sozlevant* (Partic.) 313, : *rendant* 329 (Npl.). — Opl. *enfanz* : *ovranz* (Opl.) 301, : *resemblanz* (Nsg.) 3932 (3644). — Zu bessern ist Vers 3788 (B) *esfans* : *sachanz* (Npl.) in *enfant* : *sachant*.

Von der zweiten Klasse findet sich der Nsg. nicht durch den Reim belegt; wohl aber ist durch die Silbenzahl gesichert der Nsg. *sire* 3323 (3115). — *Homo* wird in beiden Hss. *huem, huen, huens, hom, hon, hoem, hons;* ich habe *huem* in den krit. Text aufgenommen. — *Latro* wird 1239 *lerres* geschrieben; ich setze *lere* dafür ein. — Zu bessern ist v. 79 *home ne fame ne's visitout,* da *huem* durch das Metrum erfordert wird; anderenfalls dürfte man in der Wendung *home ne fame* die Accusativform beibehalten, weil dieselbe nicht selten begegnet (s. Zs. VIII, 483; Zs. X, 164).

Osg. *traitor* : *jor* 937, : *pastor* 1259, : *seignor* 2367, : *Criator* 4088. — Im Innern des Verses schreibe ich für *larrum* (B *larron*): *laron* 2770 (2662). — *home* 2729 (2620), 3041 (B), 3882 (3595).

Npl. *ancesor* : *jor* (Osg.) 411, : *seignor* (Osg.) 2217, *baron* : *procession* (Nsg.) 913, (Osg.) 947, : *prison* (Osg.) 1628, : *contençon* 1670, : *peticion* (Osg.) 2093, *compaignon* : *sopeçon* (Osg.) 2005, : *maison* (Osg.) 3008, *home* : *some* (Osg.) 123, 2497 (2434). Im Innern des Verses: *porteor* 705, *chanteor* 991, *pescheor* 2890 (B), *home* 1423, 1659, 1673 etc. Mit Hs. B ist demnach zu lesen 2189: Npl. *com home sage* : Osg. *barnage*.

Opl. *barons* : *Bretons* (Opl.) 753, *larons* : *maisons* 2830. Im Innern : *homes* 1473, 1797 etc.

Vokativ. Durch das Metrum ist der Nom. für den Vok. festgestellt Nsg.: *sire* 3414 (B), 3466 (3173), 3708 (3456), 3888 (3600). — Nsg. *fel* 296. — Im Plur. schreiben beide Hss. *seignors,* wofür ich jedoch, dem Sing. entsprechend, *seignor* setze: 625 (623), 595 689, 1020, 1055, 1764, 1896, 2769, 3975, 4083.

Die männlichen Adj., Part. Präs., Part. Perf. und adjektivischen Pronomina werden wie die Substantiva flektiert; aber die allgemeine Deklinationsregel wird hier öfter verletzt.

Adjektiva. Zu bessern ist Nsg. *cert* 177, *vaillant* 1933, *sage[s]* : Nsg. *barnage[s]* 1511. Ausnahmen sind: Nsg. *dreit* : *descendeit* 2876 (B), Nsg. *novel* : Osg. *cisel* 3802 (B), Nsg. *cert* : *à descovert* 3396 (B). Gleichsam eine doppelte Ausnahme bildet Nsg. *graignors* : Nsg. *plors* 1293; denn erstens steht die Accusativform an Stelle des Nom., wie auch Nsg. *greignor* 3840 (3552) und Nsg. *menor* 3301 (3095), und zweitens erhält dieselbe noch ein *s,* welches die Komparativa noch nicht annehmen; vgl. aufser den oben genannten *greignor* und *menor* noch *meildre* 3788 (B) und durch das Metrum belegt *pesme* (das allerdings hier weiblich ist) 1554. Ich möchte deswegen auch bessern: v. 1293 *graignor* : *plor,* indem ich letzteres als Npl. ansehe. Da aus diesem Reime folgt, dafs der Dichter den Acc. für Nom. gebrauchte, wenn es der Reim erforderte, so behalte ich auch *menor* für *meindre* 3301 und *graignor* 3840 bei. — Andere Komparativa sind Osg. *noaudre* (von *nugulis*) 3241 (3035), Opl. masc. *meillors* 2837 und Opl. fem. *meillors* 3080 (2875).

Bei dem Part. Präs. kommen als Ausnahmen vor: Nsg. *vivant* : Osg. *gant* 2047, Nsg. *poant* : 1. Sing. Ind. *comant* 2265 (—61), Nsg. *reflambeiant* : *autretant.* — Zu bessern ist: Npl. *sachanz* 3788 (B) : *enfant* (s. oben).

Die Part. Perf. verändern sich regelmäfsig, wenn sie mit *être* konjugiert werden. Die bessernde Hand ist anzulegen bei: Nsg. *aplanie[z]* : *laissie[z]* Opl. 257, Nsg. *coméu[z]* : *revestu[z]* 2886 (B), Nsg. *passez* ist für *passes* 2871 (B) zu setzen. — Npl. *mesle(z)* : *jete(z)* 831, Npl. *enveie(z)* : *damagie(z)* 1681, Npl. *destorbe(z)* : *devile(z)* 1683, *esbahi(z)* : *hardi(z)* 2616 (B), Npl. *gari(z)* : *dormi* 2902 (B). — Ausnahmen sind: Nsg. *trove* : *Torignie* 19, : *abe* 2131, *esmaie* : Osg. *conseillie* 261, *lie* : Partic. *apareillie* 649, *venu* : Osg. *véu* 720, : Osg. *escu* 3746 (3494), : *fu* 4038 (B), *ne* : *antiquite* Osg. 2203, *monte* : Npl. *ensele* 2975 (2815), *demostre* : Osg. *Damle-De* 3435 (3183),

méu : *fu* 3953 (3664). N pl. *assemblez* : 2. Plur. Impér. *escoltez* 1022, *agenoilliez* : Opl. *bailliez* 620, *alez* : *assez* 659, *jostez* : *oez* 2. Plur. Ind. 3782 (3530).

Mit *avoir* konjugiert erleidet das Part. Perf. ebenfalls die regelmäfsige Veränderung, gleichviel ob der Acc. vor oder hinter dem Part. steht. Als Ausnahme ist zu betrachten: Opl. *tendu* : Osg. *foillu* 790.

Beim reflexiven Verb wird das Part. in den Nom., manchmal auch in den Acc. gesetzt, z. B. Nsg. *corone* : Osg. *poeste* 2505 (2442), Nsg. *emaie* : Osg. *trove* 2764 (2655), Nsg. *esperdu* : Osg. *véu* 3870 (3582), Npl. *asséurez* : Nsg. *alez* 3541 (3288).

Die Deklination der Feminina. Die weiblichen Subst. lassen sich (nach Lebinski, S. 5) ebenfalls in zwei Gruppen teilen: in Gleichsilbige und Ungleichsilbige.

a) Die Gruppe A zerfällt je nach dem Auslaut in zwei Klassen, deren erste auf Vokal auslautet und die Subst. der 1. und 3. lat. Dekl. und die Neutra Plur. umfafst. Die hierher gehörenden Subst. haben im Nsg. -—, Osg. -—, Npl. -*s*, Opl. -*s*. Beispiele finden sich auf jeder Seite; es ist also nicht nötig, welche anzuführen. In Hs. A 1081 reimt Opl. *rentens* : *ventes*, was nach Hs. B in *rentes* umzuändern ist; vgl. dazu *rentes* : *ententes* 3158. Von den Masc. auf *a* treffen wir nur Opl. *ermites* : *merites* 183 im Reime an.

Der zweiten Klasse, welche konsonantlich auslautet und bei der es sich hauptsächlich darum handelt, ob im Nsg. ein -*s* vorhanden ist, gehören folgende Subst. an:

Nsg. *honeste* : Osg. masc. *loe* 1774, *fraternite* : Neutr. *conferme* 2085, *poeste* : Npl. masc. *nome* 2491 (2428), *volente* : Npl. masc. *trespasse* 3192 (2986), *adversite* : *trespasse* 3856 (3569), *procession* : Npl. *baron* 913, *enor* : Osg. *seignor* 39, *dolor* : Osg. *enor* 2371. — Wo das Subst. *gent* das Verb im Sing. bei sich hat, betrachte ich es als Nsg., so z. B. Nsg. *gent* : *senglement* 1147, : *premierement* 2900 (B), : *sostenement* 3730 (3478); doch auch da, wo das Subst. *gent* vom Verbum im Plur. begleitet ist, mufs es als Nsg. angesehen werden, z. B.: Nsg. *gent* : *espessement* 1257, 1291, 3216, : *plorement* 1560, : *aspertement* 2792, 3016 (2855), : *veablement* 3736 (s. Tobler, Verm. Beiträge zur Grammatik des Französ., Zs. VIII, S. 482). — Durch diese Beispiele wird genügend bewiesen, dafs die Feminina 3. lat. Dekl. kein -*s* annehmen. Dies ist nach allgemeiner Annahme ein Charakteristikum der älteren Sprachstufe (s. G. Paris, Al. 113;

Lebinski, S. 39). So hat z. B. auch die Reimpredigt (s. Suchier, Rp. XXXIV) noch die ursprüngliche Form ohne *s;* bei Wace treten die Formen mit *s* schon häufiger auf (s. Andresen, Rou II, 558 ff.); bei Benoît (s. Settegast, a. a. O. S. 40) halten sich beide Formen ungefähr das Gleichgewicht; Garnier schreibt nur *s* (s. Warnke, Zs. IV, S. 246); und Guillaume le Clerc (im ersten Drittel des 13. Jh.) kennt wiederum nur die Form ohne *s* (s. A. Schmidt, Rom. Stud. IV, 493 bis 542). Andere Zeitgenossen der genannten Dichter wenden den Nsg. nur mit *s* an, so Marie de France (Lais ed. Warnke XXXIV) und Chrétien (s. Förster, Cliges p. LXXV); u. Förster a. a. O. sieht dies *s* als ursprünglich an. — Welches war also die ältere, ursprüngliche Form des Nsg. 3. Dekl. fem.? — Sicher ist, daſs für unseren Text das *s* keine Geltung hat; auch im Innern der Hss. wird *s* nicht geschrieben, nur *gent* begegnet in A hier und da als *genz,* in Hs. B als *gens,* so gleich am Anfang der Hs. B: *Les bonnes gens;* ich setze überall *gent.*

Osg. *gent* 77, 1100, 1619, 1636 etc., *procession* : Npl. *clerzon* 1252. Npl. *successions* : *trovuns* 1067. Opl. *vertuz* : Nsg. *druz* 701.

b) Von der zweiten Gruppe, welche die Ungleichsilbigen resp. die Subst. mit veränderlichem Accent in sich begreift, kommen keine Beispiele im Reime zur Verwendung; nur im Innern des Verses 1404 (1400) befindet sich als einzige hierher gehörige Form *nonain,* die ich jedoch als Nsg. ansehe und in *none* bessere.

Die weiblichen Adj. und Participien deklinieren wie die Substantiva. Die Adjektiva, welche im Nsg. kein *e* annehmen, verschmähen auch wie die Subst. das *s,* z. B. Nsg. *grant* : Npl. masc. *vielant* 770, : Npl. masc. *plorant* 970, : *quant* 3492 (3240), Nsg. *plorant* : *avant* 3361 (3156). Als Ausnahme figuriert Nsg. *mortels* : Opl. *continuels* 1662 (—58). Zu bessern ist Npl. *aportez* : *alumez* in *ées* : *ées* 1242. Eine Ausnahme macht Fem. Osg. *conté* : Npl. masc. *assemblé* 214. (Über Nichtkonkruenz im Geschlecht s. Tobler, Zs. VIII, S. 483.)

B. Adjektiv und Adverb.

Als Regel ist festzuhalten, daſs die Adj. einer und zweier Endungen nur eine Form für beide Geschlechter haben, wie die eben genannten Beispiele *grant, plorant, mortels* zeigen. Allerdings macht der Dichter ausnahmsweise auch schon von der Form mit *-e* Gebrauch, so z. B. *grande* : *comande* (3. Ind. Präs.) 891, : *demande*

(3. Ind. Präs.) 1941; *fortes* : *portes* 2775 (2667). — *tele* erscheint zwar nicht im Reime, es wird jedoch im Verse durch das Versmaſs oft erfordert, so z. B. v. 136, wenn man hier, wie beide Hss. haben, *qu'ert* für *qui ert* stehen läſst (s. die Elision), und *teles* 350 etc. — Zwei Endungen haben die Adjektiva auf *eis* und *ent,* doch treten im Reime keine Beispiele auf. — Die Part. Präs. nehmen verhältnismäſsig bald ein *-e* an; bei Benoît ist es schon ganz allgemein (siehe Settegast, a. a. O. S. 43); in Waces Rou erscheint einmal *sanglante* 13671 im Reime (s. Andresen, S. 562); unser Dichter kennt dieses *-e* jedoch nicht, er reimt Nsg. fem. *plorant* : *avant* 3360 (s. oben).

Wenn das Adj. oder Part. sich auf das neutr. Pron. *il* bezieht, dann bleibt die urspr. neutrale Form ohne *-s* erhalten, z. B. *avenu* : *tu* 3109 (2903); es ist demnach zu bessern: *avenuz* : *deçéuz* 181, *achevez* : Npl. *assemblez* 2922 (2761), *créuz* : Npl. *descenduz* 3742 (3490).

Die von Adj. und Part. abgeleiteten Adverbien zeigen nur da ein *-e,* wo dasselbe schon in dem zu Grunde liegenden Femininum vorhanden war. Beispiele: *forment* 533, 1641, 1733 etc. fünfmal im Reime; *feelment* : *lealment* 2177, *briement* 385, 871 etc. viermal im Reime; *griement* 1137, 2796, *regillerment* 1733, *acordantment* 1099; demnach ist auch zu schreiben: *sofeisantment* 1029, *teisantment* 1309, *despeisantment* 2451, *grantment* (anstatt *grament*) 2741 (2633), 3447 (3194). — Neben *comunement* 217, 1515, 1907, 3542 erscheint *comunealment* 1103. An letzteres schlieſsen sich an: *isnealment* (i. d. Hs. *isnaument*) 749 und *novealment* 2970, deren Adjektiva auf *ellus* sich an Adjektiva auf *alis* angelehnt haben und folglich hier kein *e* brauchen (cf. G. Paris, Romania IX, 608). Die gewöhnliche Form ist jedoch *novelement* 13, 3830 etc. und immer *isnelement.* — *dolcement* kommt fünfmal im Reime vor.

Andere Adverbien im Reime sind: *bien* 67, 497, 627, 997, 1025 etc., *meien* : *dereien* 859, *certain* 3798 (B), wie zu bessern ist aus *certains* (s. oben Dekl. Masc.), *enuiz* 1706, 3947, *enoi* : *hoi* 1991, *anceis* 1449, *demaneis* 1231, *volontiers* : Nsg. *chiers* 2908, 3766.

C. Stammauslaut.

Über die Funktionen, welche *z* zu erfüllen hat, ist schon in der Lautlehre gesprochen worden. In der Deklination steht es stets für *ts*. Beispiele: *paisanz* : *mananz* 265, *piez* (Opl.) : *dediez* 667, 683,

vertuz : *druz* 701, *forez* : *deserz* 727, *puis* : *reduiz* 1141, (Opl.) *vestimenz* : *genz* (Adj.) 2147, *faiz* (= *factus*) : *paiz* (*pacem*) 2468 (2404), *covenz* (= *conventus*) : *talenz* (Opl.) 2447 etc. etc.

z steht für und nach *ñ* und *l̂*, z. B. Nsg. *enoigz* : *loigz* 1203, *filz* : *gentiz* 3150; überhaupt geht aus den Reimen hervor, daſs lat. *filius* — *fiz* wird (s. die Reime S. 253, Anmerkung). — *z* für *ns* in *jorz* (Nsg.) : *trestoz* (Opl.) 2442, *seriz* (*serenus*) : *esperiz* 2644 (2536). Auf Grund dieser Reime bessere ich *cors* (= *cornu*) 781 und schreibe übereinstimmend mit der Hs. A Opl. *anz* 1384, 1500, 1661.... Die Muten fallen vor *s*: *pensis* : *avis* 351, : *empris* 357, *poëstëis* : *paradis* 1043, 1177, *dus* : *plus* 1887, 2375, *anuis* 1701...., *enemis* 1603...., *crucefis* 827, 4036, 4106, (Nsg.) *escriz* : Opl. *diz* (von *dictum*) 3390 (B). Im Innern des Verses: *bries* 519, 622, 632, 1797, 1805...., *chies* 890, *bues* 781, *tres* (*trabes*) 790 etc.

D. Pronomina.

Zu dem, was bei der Elision gesagt worden ist, füge ich noch das Folgende hinzu. Die 3. Person Pron. Pers. Konj. wird *el* häufiger geschrieben und durch das Versmaſs erfordert als *ele*, z. B. 931, 935, 941 etc. Ich habe also überall an denjenigen Stellen, wo das Metrum die zweisilbige Form nicht verlangt, *el* eingesetzt. — Als Cas. obl. findet sich statt *me* auch *mei*, z. B. *laissiez-mei* 1992. — *Li* wird Cas. obl. sowohl für Masc. als Fem. gebraucht; wo *lei* dafür geschrieben wird (v. 496 z. B.), ist zu ändern.

Die disjunktiven Personalpronomen stehen gewöhnlich nach Präpositionen. 1. Sing. *od mei* : *rei* 1035, im Innern 2. Sing. *par tei* 3894 (3606), 3. Sing. mac. *lui* : *dui* 305, : *senti* 2712 (2604), : *fui* (1. pf.) 3402 (B), : *confundi* (3. pf.) 3490 (3287). — Die 3. Sing. fem. habe ich als *lei* (resp. *le*) nachgewiesen (s. oben S. 234 u. 239 f.) — *od sei* : *rei* 1077, : *dei* 2610 (B), : *segrei* 1963.

Von den adjektivischen Possessiven werden im Texte gebraucht: Masc. *mis*, *mon*, *mi*, *mes*, — *ton* —, *sis*, *son*, *si*, *ses*; Fem. *ma*, *ta*, *sa*, *mes*, *tes*, *ses*.

Von den absoluten erscheinen: Masc. 1. Osg. *mien* : *bien* 1025, 3. Nsg. *li suens* 1268, 3390; Osg. *suen* 2433 etc.; Fem. *meie* 1994..., 3. *soe* 409..., *seie* 2446 (B), *soes* 3591. — Über die Etymologie von *mien* s. Diez, Brachet, Littré Wtb., Böhmer, Rom. Stud. I, 609;

Förster, Zs. II, 91 ff.; Gröber, Zs. III, 157 ff.; Mussafia, Zs. III, 267; Cornu, Romania VII; Neumann, Zs. VIII, 248.

Die Demonstrativa haben gewöhnlich die kürzere Form, hin und wieder auch die längere, z. B. *icel,* 99. Sie deklinieren: Masc. *cil, cel, cil, cels* : *entr'els* 615; Fem. *cele, celes,* nie *cels.* — Masc. *cist, cest, cist, cez* (Hs. A schreibt dafür manchmal *chez,* so z. B. 903, hinter welches Michel in seinem Glossar ein ? gemacht hat). Das Fem. ist *ceste,* das Neutr. *ce* (*cen*) oder auch *ice, icen,* z. B. 189, 227... (siehe oben Elision).

Die Relativa und Interrogativa haben im Nsg. und Npl. für Masc. und Fem. *qui.* — Den Cas. obl. *cui* 1380 schreibe ich *qui.* — (Über die Elision des Rel. pron. s. oben S. 226.) Die neutrale Form ist *que,* nach Präpositionen *quei,* z. B. *sor quei* 667, *par quei* 1435, *de quei* 1746.

Über den Artikel ist das Nötige oben bei der Elision gesagt worden. Die Hss., namentlich B, schreiben oft *le* für *li,* was natürlich zu ändern ist.

E. Numeralia.

Im Reime begegnen nur *dui* : *lui* 305, *mile* : *navile* 1387, *milliers* : *aversiers* 1409. — Im Innern: Nom. *dui* 1538, 1638, 1752, 1920...., *ambedui* 2488 (2425), 3287 (3081); Acc. *dous* 482, 1070, *andous* 3285 (3079), *treis* 3260 (A), *quatre* 3771, *cinc* 1661, 2520, *seis* 1384, *seit* 1071, 1296 (B schreibt *seipt*), *oit* 1071, *deiz* 1123, *douze* 707, 708, *vint* 2519 (2456), *cinquante* 1070, *seisante* 1384, *seitante* 1296; — *segont* 2132, Masc. *tierz* 3270 (A), Fem. *tierce* 3221 (3015), *quinte* 1096.

F. Verbum.

Personalflexion. Die 1. Sing. Präs. Ind. hat regelmäßsig kein *s* und in der 1. Konjugation auch kein *e.* Beispiele: *quit* : *vit* 923, *pens* : *encens* 95, : *tens* 481, 1803, 2237, 2942, 3276, : *anciens* 4082, *cont* : *mont* 3442, 3790, *espeir* : *veir* 4066, *comant* : *poant* 2265, *otrei* : *rei* 2215, *ment* : *serpent* 3605 (3352), *entent* : *parlement* 2916, *di* : *altresi* 3755 (3503). Da in Hs. B v. 3032 1. Sing. *preie* zweisilbig ist, während es sonst nur einsilbig vom Dichter gebraucht wird (cf. *prei* 629, 1979), so rühren die Verse 3032—3033 wahrscheinlich vom Kopisten der Hs. B her. — Die 3. Pers. Sing. hat *t.*

Wenn dasselbe mit stammhaftem *t* oder *d* zusammentrifft, so findet Ausfall des einen *t* statt: *repent* 2317, *apent* 2253, 2970, *ment* 3604, 3692, *art* 1407, 1589, 2694, 4016, *rent* 509, *atent* 307, *porprent* : *s'estent* 487, *sort* 1599 etc.

Die 1. Pers. Plur. hat am häufigsten *on* und *ons,* seltener *um* und *uns.* Da der Vokal *o*[1] (s. denselben) immer durch *o* dargestellt wird, da ferner die Endung *-on* sowohl in den Reimen als auch im Innern des Verses vorherrscht, so schreibe ich überall *-on* und lasse *-ons* nur im Reime gelten, namentlich aber in den beweisenden Reimen *donrons* : Opl. *dons* 1045, *trovons* : Npl. *successions* 1067, *leirons* : Opl. *oreisons* 3998. — Die 2. Pers. Plur. nimmt für alle Konjugationen *-ez* aus der 1. Konj. an; manchmal wird *-eiz* geschrieben, wofür ich *-ez* setze: 595, 613, 625, 1021, 1997 etc. Der Reim *feiz* : *creiez* 2565 (2502) ist als dichterische Licenz anzusehen und beweist somit nichts für die Aussprache *eiz* in der Endung *-ez.* — Die 3. Pers. Plur. hat immer *ent,* nie *ant.*

Modi. Der Konj. Präs. der 1. Konjugation hat kein *e*: 3. Sing. *guart* 2109, 2275, 2221, 2287, *repost* : *ost* 2375, *dont* : *mont* 15, 661, 2313, *conseit* (*conciliare*) : *aveit* (*adviare*) 2866 (B), *laist* 1944 (s. G. Willenberg, Üb. d. Konj. Präs. der 1. sw. Konj. im Frz., Rom. Stud. III, 373 ff.). — *e* ist organisch in der 3. Sing. *fiere* : *ariere* 137, : *biere* 1239, *face* : *manace* 1735, 1739, : *place* 2732, *noise* : *igleise* 1031. — Die erweiterte Form mit *iam, eam* findet sich in allen Konjugationen, einmal nur im Reime *augiez* 1900, sonst 3. Sing. *aut* 3716 (3464), *algent* 306, 1885, 3284 etc., *quierge* 387, *touge* 1031, *viengent* 2033, 814, *deviengent* 1879, *tiengent* 1061 etc.

Die Formen des Konj. Impf. sind regelmäfsig gebildet: 1. *leissasse* : *amasse* 3238, *veïsse* : *traïsse* 2571; 3. *oïst* : *venist* 3330 (160, 270 etc.), *quersist* 1873, *desist* 2558 (2495); mit *s* schreibe ich *mesist* : *deservist* 1727, und ebenso *ocesist* : *destruisist* 1583, wo Hs. A fälschlichen Schwund des *s* aufweist (cf. A. Risop, Die analogische Wirksamkeit in der Entwickelung der frz. Konjug., Zs. VII, S. 54).

Den Imperativ Sing. haben wir in *eis* (*exis*) : *rois* 2748 (2640), den Plural: *escoltez* : *assemblez* 1021, *oez* : *assez* 3974 (3686).

Über die Part. Perf. *toleite* : *destreite* 3722 (3470) und *beneeit* : *seit* 3740 (3488) s. Diez II³, 245; G. Paris, Rom. VII, 624; Förster, Zs. III, 105. (Ferner J. Ulrich, Formelle Entwickelung der Part. Präs. etc. Winterthur 1879. — Romania VIII, 448, 462. —

Mussafia, Zs. III, 267.) — Das eine Silbe bildende protonische *e* in dem Part. auf *u* ist immer erhalten (s. auch die Silbenzählung). Im Reime kommen vor: *ëu* zweimal, *vëu* neunmal, *mëu* siebenmal, *crëu* viermal, *sëu* zweimal, *decëu* zweimal, *apercëu* zweimal etc. Alleinige Ausnahme ist *leu* (= gelesen) : *Deu* 1851, wo sogar *e* den Ton trägt.

Tempora. Präsens. Wie wir oben gesehen haben, hat die 1. Sing. in der 1. Konjugation weder ein *-e,* noch in den anderen Konjugationen ein *-s;* jedoch *rois* (= *rosco*) : *eis* 2749 (2640) und *trois* (*trosco*) 1383, 1497, 2513 etc. — Über diese Formen s. Diez II³, 236; Delius, Jahrb. IX, 226; Burguy I, 244; Förster, Rom. Stud. III, 181; Freund, Üb. d. Verbalflexion in den ältesten franz. Denkmälern. Marburg, Diss. 1878, S. 21; Willenberg, a. a. O. S. 431; dazu Recension von Suchier, Zs. III, 463; G. Paris, Rom. VII, 623; VIII, 299 ff.; Schulzke, a. a. O. S. 9 u. 21; Horning, Rom. Stud. V, 710 ff. — Die 3. Sing. hat nach Analogie von *fait, trait* — *vait* : *hait* 631, : *trait* 1763 (cf. H. Flechtner, Die Sprache des Alexander-Fragments. Strafsb., Diss. 1882, S. 73). — *c* bleibt als *s* in *plaist* : *taist* 693. — Für die 1. Plur. kommen stammbetonte Formen nicht vor, wohl aber für die 3. Plur., so z. B. *sont, ont, font, vont* (s. über dieselben das unter Vok. *o*¹ Erwähnte).

Imperfektum. Die 1. Konjugation endigt auf *oue;* wo *aue, oe, oie, eie* stand, habe ich es in *-oue* verwandelt, so: *atornoauent* : *raprestauent* (B *eie* : *oie*) 883, *coltivauent* (B *eie*) 1678, *chantoient* : *enluminoient* (B *eie* : *eie*) 2650 (2540), *desloient* : *donnoient* (B *oouent* : *ouent*) 2579 (2516). Die 3. Plur. kommt vierzehnmal im Reime vor, darunter neunmal mit *oent,* viermal *ouent* und einmal *auent* (in A). Die Hs. B schreibt oft *oient* und *eient.* Da die 3. Sing. fast immer *out* hat, mit den Perfektis auf : *out, pout, sout, desplout* im Reime gebunden wird und es auch die ältere Form ist, so habe ich *ouent* als der Sprache des Dichters angehörig betrachtet. — Für die anderen Konjugationen lautet das Imperfektum *-eie.* Bei *haient* 1531 und *poient* 3544 (3291), wie beide Hss. haben, ist *e* vor *i* einzufügen.

Perfektum. Die schwachen Perfekta gehen regelmäfsig; von den stammbetonten sind alle Klassen vorhanden. Es reimt in der ersten Klasse mit Infinitiv auf *-re:* 1. Sing. *dis* 451, 3400, 3044; 2. Sing. *quéis* 2748; 3. Sing. *dist* 159, 269, *fist* 1873, 2557, *requist* 925, 3368, *fist* : *dist* 197, 847, 1473, : *tramist* 1181, : *prist* 4092, : *conquist* 1493, 2806, *dist* : *Christ* 2728 etc.; 2. Plur. *desistes* 3133

(2927). — Es kann nicht wunder nehmen, daſs der Kopist der Hs. B fast immer *prins* für *je pris* und Part. *pris* anwendet, da ja dieselben seit dem 14. Jh. sogar im Reime auftreten (cf. Risop, Zs. VII, S. 65). — Zweite Klasse auf *-oir,* z. B. 1. Sing. *vi* : *oubli* 3702 (3450); 3. Sing. *vit* 129, 223, 849, 923 etc., *assist* 1418; 1. Plur. *veïmes* : *oïmes* 2559 (2496), so lese ich mit Hs. B nach Entfernung des von Hs. A fälschlich eingeschobenen *s.* — Dritte Klasse mit Inf. auf *-ir.* Es kommt im Reime nur *servit* 3089 (2883) vor. Hs. A schreibt hier unrichtig *servi.* — Vierte Klasse. Verben mit lat. Perf. auf *ui* (s. Suchier, Zs. II, 255; Neumann, Zs. VIII, 369). a) *habui*-Gruppe: *soï* : *di* 711, *sout* 331 etc. fünfmal, *plout* 43, 495 etc. fünfmal, *pout* 1785, 2824 etc. viermal, *out* dreizehnmal. An *avoir* schlieſse ich gleich das Perf. von *être* an: 1. Sing. *fui* 3402 (B), 3. Sing. *fut* sehr zahlreich im Reime. — *tacere* hat schwachen Inf.: *teisir* : *venir* 3408 (B). — b) *debui*-Gruppe: *jut* : *fut* 2339, : *eslut* 2117, *dut* 675, 2054, *encrut* 1750, *estut* 2546, *reçurent* : *furent* 1673, *durent* : *furent* 23, 1205, 1377, *s'esturent* 579. — c) *volui*-Gruppe: *vint* : *devint* 103, *vout* : *out* 1793, 2327, *venis* 2746, *volsistes* 3132. — d) *valui*-Gruppe: *falli(t)* : *merci* 985, *morut* 1507, *aparut* 3659 (3407); 1. Sing. *toli* : *ci* 3248 (3042).

Der Konj. Impf. von einigen starken Verben kommt in den folgenden Reimen vor. Zu den schon oben (unter den Modis) angeführten Formen zähle ich diese auf: *ëust* : *mëust* 355, : *fust* 1221, : *aconsëust* 1419, : *fust* 187, 1427, 2631, 3080, 3098, *s'estëust* : *pëust* 87, *lëust* : *fust* 1585, : *plëust* 2828, : *sëust* 3232, : *gëust* 1969, *pëust* : *tëust* 237, *ëussent* : *fussent* 1381, *asolsist* 3368 (3164).

Futur und Konditional. Es wird durchgängig *rr* in beiden Hss. geschrieben, und zwar 1) wenn es durch Assimilation einer Dentalis oder Liquida entsteht, z. B.: *verreit* 201, *verras* 363, *verra* 388, *verrai* 2569, 3138, *verront* : *auront* 3625 (3372), *lerrai* 491, *lerra* 3808 (aber *leirons* 2529 [2467], 3998 [3708]), *porras* 2750, *porreit* 2578, 3221, 3340, 3872, *porrunt* 1057, *porreient* 1967, *orront* : *mont* 3760 (3508), *metrai* 1028, daneben *merra* 1043 und *mesra* (B *metra*) 2475 (2412), wo ich überall die Form mit *rr* einsetze; *dorrai* 1028, *dorra* 2080, aber auch *donrons* 1045, das ich stehen lasse; 2) wenn es durch Ausfall des *e* oder *i* und Metathese des *r* in der Infinitivendung *-rer* und *-rir* hervorgeht, z. B. *soferrai* 1990, wo jedoch Hs. B *sofrerai* hat, was dem Reime : *ferai* mehr

entspricht, weshalb ich auch die Lesart von B vorziehen möchte; *morrai* : *verrai* 2570 (2506), *morrai* : *enmei* 3139, *morreient* 560, *encorreit* 221, *guarreit* 1200 etc. Schliefslich werden auch die verschiedenen Formen des Verbums *dire* mit *rr* geschrieben, in Hs. A mehr als in Hs. B. Doch möchte ich der Schreibung *r* den Vorzug geben, da die Reime *dirrons* : *irons* (B *dirons*) 597, *disra* (B *dira*) : *ira* 1865 dafür sprechen. — *rr* lasse ich also hier nur gelten, wo es auf romanischer Gemination beruht. — Eingeschobenes *e*, wie in *averai, saverai, renderai*, kennen weder der Dichter noch die Kopisten.

G. Hauptresultate.

Da ich in einigen wichtigen Punkten zu anderen Ergebnissen als Huber (Herrigs Arch. Bd. 74, S. 333) gelangt bin, so möchte ich am Schlusse der vorstehenden Untersuchung nicht verabsäumen, dieselben mitzuteilen.

Wenn Huber zunächst sagt, dafs der Dichter sich nicht scheute, mundartliche Formen seiner Heimat in sein Werk aufzunehmen, so befindet er sich damit in einem allerdings entschuldbaren Irrtume, da er ja nur die Michelsche Ausgabe resp. die Hs. A kannte. Bei genauerer Vergleichung der Hs. B mit Hs. A, und namentlich auf Grund der vorhandenen Reime, habe ich jedoch die folgenden Resultate gewonnen:

1) Die sog. schriftsprachlichen Formen auf *ui* aus *ọ* + *i* und *u* + *i* werden nicht zu mundartlichem *i;* dies ist nur Eigentum des Kopisten von Hs. A und für den Dichter nicht nachweisbar.

2) Ebenso verhält es sich mit *lieu* = *locum, milie* = *medium locum, dieu* = *deus* und ähnlichen Formen, die für unseren Dichter keine Geltung haben, sondern aus der Heimat des Kopisten von Hs. A, d. h. aus einer Gegend nördlich vom Avranchin, stammen.

3) *ę* + *i* wird nicht *ię*, wie in der nördlichen Manche, sondern *ęi (e)*, wie in allen westlichen (d. i. in den von Görlich untersuchten süd- und nordwestlichen) Dialekten, z. B. im Katharinenleben und im Livre des manières. Der von Huber als echt aufgestellte Reim *lie* (= *illae* + *i*) : *milie* (= *medium locum*) gehört nur dem Kopisten von Hs. A an, aber nicht unserem Dichter.

4) *ǫ* + *i* wird nicht, wie bei Wace, Marie, Benoît, *uí*, auch nicht *óę́*, *ûę́*, wie Huber will, sondern *ǫ̈i* und reimt mit *ęi* = *e* + *I* (vgl. zu Punkt 1—4 Huber a. a. O.).

5) Das aus lat. *a* hervorgegangene *e* sprach unser Dichter mehr offen als geschlossen aus.

6) Lat. *al* < *al* und *el*.

7) *en* und *an* sind streng geschieden.

8) Lat. geschlossenes *ẹ* wird nur *ei*.

9) Lat. geschlossenes *ọ* wird *ọ*, auch vor *m* und *n*.

10) Lat. offenes *ǫ* wird *ue (oe)*.

11) *l* ist in der Auflösung begriffen in der Verbindung *o* + *l* + Kons., aber noch nicht in der Verbindung *a* + *l* + Kons.; nach *i* fällt es aus und geht nicht in *u* über.

12) Das Suffix *ellus, ellos* wird *eals,* nicht *iaus*.

13) Die Behandlung der Gutturalen ist nicht die normannisch-picardische, sondern die centralfranzösische.

14) Das Imperfektum auf *abam* < *oue*.

15) Die Perfekta *habuit, sapuit* < *out, sout* etc.

16) Das Präs. Konj. bevorzugt die Formen auf *-ge*. (Vgl. zu Punkt 5—16 Görlich, Franz. Stud. V, 3. Heft, S. 87.)

Als Gesamtresultat ergiebt sich, daſs Guillaume de Saint-Paier nicht zu den eigentlichen normannischen Dichtern, wie Wace, Benoît, Marie, Guillaume le Clerc etc., gehört, sondern daſs er in einem Dialekte schrieb, der den übrigen westlichen Mundarten (d. h. den sog. süd- und nordwestlichen mit Ausnahme des normannischen) zugezählt werden muſs. Das von Suchier und Joret so benannte Südnormannische, als dessen Repräsentanten wir z. B. unseren Roman zu betrachten haben, unterscheidet sich also, namentlich in der Behandlung der Diphthonge *ę* + *I*, *ǫ* + *I* und der Gutturalen, wesentlich von dem eigentlichen normannischen Dialekte.

(Schluſs folgt.)

Bamberg. A. Ullrich.



Über das H und die verwandten Laute.

Von
G. Michaelis.

(Schluss.)

Nr. 2. Der graduelle Gegenſatz.

Durch die von Seelmann unter Nr. 1 als deutſche aufgeſtellten Bildungen des Kelkopfreibelautes *h* und des festen exploſiven Vokaleinſatzes ist nicht ausgeſchlossen, dass nicht auch noch andere Bildungen eines Hauchlautes und des Vokaleinſatzes möglich ſeien, namentlich einfache nakte Hauche mit kontinuirlicher Annäherung der Stimmbänder one die wärend des *h* innegehaltene spezifiſche Glottisverengung, reſp. one den vorangehenden Glottisverſchluss.

Allerdings wird ein Hauch, welche Stärke er auch haben mag, um überhaupt hörbar zu werden, immer irgendwo einen Widerſtand finden müssen, an welchem durch ſeinen Anprall oder durch Reibung ein Geräuſch erzeugt wird, namentlich wird ſowol im Kelkopf wie im *isthmus faucium* jedem durch den Mund ausſtrömenden Hauche auch ein gewisser Widerſtand geleistet werden. (Vgl. oben Valentin und Merkel.)

Es entſtehen für diſe Hauche vornemlich zwei Fragen: die über die Unterſcheidung nach der Stärke, und dann die: wie weit ſolche Hauche dem Vokal vorangehen, oder mit ihm gleichzeitig erzeugt werden können?

Eine Unterſcheidung von Sprachlauten bloß nach der Stärke hat immer etwas bedenkliches. Czermak (Über den *spir. asper* und *lenis* und über die Flüsterſtimme, Wiener Sitzungsber. LII [1866], Geſ. Schriften I, II, 756) ſagt in diſer Beziehung: „Brücke hat mich aufmerkſam gemacht, hier, wo ich von der Modifikation der

h-Laute durch den Exſpirationsdruck ſpreche, ausdrücklich hervorzuheben, dass nicht alles, was phyſiologiſch möglich ist, auch linguistiſch in Betracht komme, indem der Exſpirationsdruck für den Accent frei veränderlich bleiben muss, und deshalb die verſchidenen Arten des *h* weſentlich nach dem Zuſtande der Stimmritze und des oberen Kelkopfraumes zu unterſcheiden ſind.“ (Vgl. Brücke[2] 78.)

Indes wenn wir einen leiſen Hauch linguistiſch zugeben, werden wir auch einen ſtärkeren Hauch zulassen müssen. Ein ſolcher dem Vokal vorangehender leiſer Hauch ist von Purkinje aufgeſtellt.

Brücke ſagt hierüber (S. 9, [2]11) nach Beſprechung des *h* und des arab. *Hha:* „Außer diſen Arten des Hauches hat, ſo vil ich weiß, Purkinje zuerst noch eine andere Art, den leiſen Hauch, unterſchiden, von welchem er glaubt, dass er dem *Aleph* der alten ſemitiſchen Sprachen, dem *spir. lenis* der Griechen, dem *h non aspiré* der Franzoſen und dem gelinden *h* am Anfang viler engliſchen Wörter entſpreche. Er bezeichnet ihn näher als den Hauch, der jedem Vokal vorhergeht, welcher mit anfangs offener Stimmritze geſprochen wird. ... Man kann den Vokalton bei zum Tönen verengter Stimmritze entſtehen lassen, indem man den Ausatmungsdruck allmählich ſteigert. Dann geht ihm ein ſer leiſes Geräuſch vorher, das die Luft beim Ausfließen aus der Stimmritze macht, ehe die Stimmbänder in Schwingungen geraten ſind. Dis ist, wie mir ſcheint, der leiſe Hauch von Purkinje. Als beſonderes qualitativ charakteriſirtes Sprachelement füre ich ihn deshalb nicht auf, weil er nicht für ſich allein hervorgebracht werden kann, one bei raſcherem Ausfluss der Luft je nach dem Zuſtande der Stimmritze in die Flüſterſtimme oder den Stimmton oder in das *h* überzugehen.“

Auch bei uns treten im Flusse der Rede ſtatt des *h* der Nr. 1 einfache dem Vokal vorangehende Hauche auf.

Seelmann ſtellt nun aber als ſeine Nr. 2 Hauche auf, von denen er ausdrücklich ſagt, dass wärend irer ganzen Dauer bereits der in der Schrift nachfolgende Vokal tönt.

Über die Art, wie nach Seelmanns Anſicht Hauch und tönender Vokal gleichzeitig gebildet werden ſollen, werden wir von ihm verwiſen auf „eine gewisse Konſtellation der Organe des Kelkopfs“.

Was haben wir uns darunter zu denken?

Die Glottis zerfällt in zwei Teile: den vorderen, die Bänderglottis, und den hintern Teil, die Knorpelglottis. Es ist nun, wie Czermak nachgewiſen hat, möglich, dass, wärend die Bänderglottis zum Tönen verengt ist, die Knorpelglottis ſo weit offen ſteht, dass ſie einen Teil des Luftſtromes als Hauch durch ſich hindurchlässt, änlich wie bei einer gewissen Art des Flüsterns die Bänderglottis geſchlossen ist, wärend die Knorpelglottis offen ſteht. (Vgl. v. Helmholtz, Tonempfindungen [4]176 — Techmer, Zur Veranſchaulichung der Lautbildung, Fig. 5‴.)

Czermak (Über den *Spiritus asper* und *lenis,* Geſ. Schriften I, II. 756) ſagt darüber: „So lange die Knorpelglottis in irem hintersten Abſchnitt unverſchlossen ist und ſo lange nicht wenigstens die Spitzen der gegeneinander gezogenen Arytänoidknorpel in Berürung kommen, ſpricht der Ton in der Tat ſchwer an. Nichtsdestoweniger gelingt es, wie die laryngoſkopiſche Unterſuchung zeigt, auch unter diſen Umſtänden die Stimmbänder in tönende Schwingungen zu verſetzen. Dabei tritt das merkwürdige Phänomen ein, dass man ſo zu ſagen ein tönendes *h* hört. Zwar ligt die Tonloſigkeit im eigentlichsten Weſen der *h*-Laute, indem dieſelben dadurch zuſtande kommen, dass die Luft, indem ſie an den Rändern der verengten Stimmritze vorbeiſtrömt, ein Reibungsgeräuſch, nicht aber tönende Pulſationen hervorbringt; wo leztere entſtehen, hören die phyſikaliſchen Bedingungen zur Entſtehung der ersteren auf (vgl. Joh. Müller, oben S. 60). — Allein wenn die Knorpelglottis nach hinten mer oder weniger klafft, wärend die freien Ränder der Stimmbänder durch die einſpringenden Spitzen der *Processus vocales* einander hinreichend genähert ſind, dann kann, wie der Verſuch und die laryngoſkopiſche Beobachtung leren, in der Stimmritze gleichzeitig ein Ton und ein *h* entſtehen. Der Teil der hervorgetribenen Exſpirationsluft nämlich, welcher durch die Bänderglottis geht, wird in rhytmiſche Pulſationen verſetzt und erzeugt einen Ton, der Teil hingegen, welcher durch die ſtarre Knorpelglottis hervorſtrömt, veranlasst ein bloßes Reibungsgeräuſch — einen Spiritus von größerer oder geringerer Asperität. Man kann alſo ebenſowol ſagen, dass auf diſe Weiſe ein Stimmritzenton entſteht, welcher durch ein *h* verunreinigt ist, als dass ein *h* unter Mittönen der Stimme zuſtande kommt.

Allerdings ist es nicht ganz leicht, die Bedingungen ſo herzu-

ſtellen, dass das Or Ton und Reibungsgeräuſch gleich deutlich warnimmt, denn beim Klaffen der Knorpelglottis ſpricht der Ton ſchwer und leiſe an, wärend der Ton leicht das Reibungsgeräuſch verdeckt, wenn die Bedingungen der Tonbildung günstiger ſind. Immerhin lässt ſich das Phänomen bei einiger Übung mit überzeugender Deutlichkeit hervorbringen.“

Man wird wol zugeben, dass es von vornherein als ſer fraglich erſcheint, ob ein ſo ſchwirig herzuſtellendes gleichzeitig mit einem tönenden Vokal gebildetes Knorpelglottis-*h* in einer Sprache zur Herſchaft gelangt ſei. Es ſcheint dis doch mer ein Kathederexperiment zu ſein, als eine wirklich verbreitete Lautbildung.

Grützner bezweifelt ebenfalls das wirkliche Vorkommen eines ſolchen *h*. Er ſagt S. 224: „Ein tönender Reibungslaut des Kelkopfes ist ebenfalls zu erzeugen. Er ſtellt eine matte hauchende Stimme dar, die aber meines Wissens nicht als ſprachliches Element auftritt. Um ihn zu bilden, muss man die *glottis intercartilaginea* offen halten und die Stimmbänder in Schwingungen verſetzen.“ (Vgl. Sievers [3]27.)

Ich bin nun aber nicht ſicher, wie ſich Seelmann die Bildung ſeiner gehauchten Vokale der Nr. 2 gedacht hat. Villeicht hat er dabei nur an die Antizipation der Mundſtellung des Vokals gedacht.

H. Sweet, Handbook of Phon., unterſcheidet die Vokaleinſätze nach dem Momente des Beginns des Kraftimpulſes der Exſpiration.

§ 195. Vowels may be begun in various ways.

1) The glottis is gradually narrowed, passing through the various positions for breath and whisper till voice is produced. This gives the *'gradual'* beginning ([H] a), which is the ordinary way of beginning a vowel.

2) The breath is kept back till the glottis is closed for voice, which begins at once without any introductory breath. This is the *'clear'* beginning ([ʌ] a), well known to singers, who are always taught to avoid the 'breathy' gradual beginning.

In both cases the stress, or force-impulse, of the syllable begins on the vowel.

If the stress begins on the glides they are at once recognised as independent elements, [H] giving (H), the ordinary *'aspirate'*, or letter *h*, while [ʌ] developes into (X), the *glottal catch*, which is practically a stopped consonant, just as (H) is an open consonant, or consonant glide.

Es entſprechen ſich danach im weſentlichen:

Seelmanns Nr. 1 = Sweets (H) und (X),
" Nr. 2 = " [H] und [Λ].

Nemen wir aber neben Seelmanns Nr. 1 als Nr. 2 einen ſtärkeren und einen ſchwachen Hauch als vorhanden an, ſo ist doch noch zu bemerken, dass es durchaus nicht als notwendig angeſehen werden kann, dass in einer Sprache immer nur entweder der in Nr. 1 aufgeſtellte weſentliche Gegenſatz oder der der Nr. 2 entſprechende graduelle Gegenſatz auftreten müsse. Es kann ſer wol neben der in Nr. 1 für *h* aufgeſtellten frikativen Bildung die in Nr. 2 aufgeſtellte ſchwach gehauchte Bildung des anlautenden Vokals ſtattfinden, oder auch der ſtärkere Hauch der Nr. 2 neben dem festen Einſatze der Nr. 1.

Mit andern Worten: denken wir uns einmal den von Seelmann in Nr. 1 aufgeſtellten weſentlichen Gegenſatz als das urſprüngliche, ſo könnte der Übergang zum einfachen graduellen Hauche entweder bloß für das urſprüngliche *h* eingetreten ſein, oder bloß für den urſprünglichen festen Einſatz, oder endlich für beides.

Es ſind danach nicht bloß zwei, ſondern vier Kombinationen möglich:

1. Reibelaut (H) — Exploſive (X)
2. Reibelaut (H) — ſchwacher Hauch [Λ]
3. ſtärkerer Hauch [H] — Exploſive (X)
4. ſtärkerer Hauch [H] — ſchwacher Hauch [Λ].

Man würde übrigens den ſchwachen Hauch als nicht bloß vom ſtarken Hauch, ſondern auch als von dem Reibelaut graduell verſchiden anſehen können. Die Exploſive dagegen bildet einen ſpeziſiſchen Gegenſatz ſowol zu dem Reibelaut, wie zu dem ſtärkeren Hauch.

II.

Die lateiniſchen Aſpirationen.

Seelmann nimmt für das Lateiniſche den von ihm unter Nr. 2 beſchribenen graduellen Gegenſatz in Anſpruch aus folgenden Gründen:

1) Die lateiniſchen Grammatiker, ſoweit ſie phonetiſch die Buchſtaben abſchätzen, betrachten das *h* gemeinhin nicht als Einzellaut,

ſondern als einfaches Aſpirationszeichen des folgenden Vokals, als '*nota aspirationis*'.

2) Das durch den Verlauf der ganzen Latinität ſich zeigende Schwanken der Schreibung von Wörtern mit und one *h*, ſpeziell bei HA oder A. Im Spätlatein und namentlich im vulgären Latein ſei das Bewusstſein, was zu ſchreiben oder zu ſprechen ſei, überhaupt verloren gegangen.

3) Das Gemeinromaniſche kenne in der Ausſprache überhaupt keine Gegenſätze und ſpeziell jenes romaniſche *h* nicht: ein ausgeprägtes *h* gebe es nur in der Theaterſprache und in einigen Grenzdialekten; umgekert werden auch die ſog. reinen Vokale gewönlich nicht nach deutſcher Art mit momentanem Kelkopfverſchluss hervorgebracht, als dass ſie als abſolut aſpirationslos gelten könnten.

„Sämtliche angefürte Momente — ſagt Seelmann — ſprechen übereinſtimmend dafür, dass das Latein andere Aſpirationsverhältnisse hatte wie unſere Sprache, dass ſeine ſämtlichen Vokale im Anlaut mer oder weniger gehaucht waren, dass das *h* ſpeziell die ſtärker gehauchten Laute kennzeichnete, wärend die ſchwächeren mit meist unwarnembarem Hauch unbezeichnet bliben."

Was zunächst die anlautenden Vokale betrifft, ſo ligt mir, abgeſehen von der Frage der Gleichzeitigkeit der Hauches mit dem Vokal, kein Anlass vor, ein Bedenken gegen die von Seelmann aufgeſtellte Bildung geltend zu machen. Wir dürfen wol für die one *h* anlautenden Vokale im Latein den leiſe gehauchten Einſatz annemen, wie er uns in den romaniſchen Sprachen entgegentritt.

Dagegen ſcheinen mir gegen das von Seelmann über das lat. *h* aufgeſtellte doch Bedenken obzuwalten. Das Bedenken gegen die Gleichzeitigkeit von Hauch und Vokal hat ſchon Ed. Böhmer in ſeiner Anzeige des Seelmannſchen Werkes, Berl. philol. Wochenſchrift 1886, Nr. 21, hervorgehoben. Er ſagt: „Davon, dass *h* am Wortanfange nicht einen dem Vokal vorhergehenden, ſondern einen den Vokal begleitenden Hauch meine, hat der Verf. uns nicht überzeugt, insbeſondere würde man aus der Tatſache des Wegfalls diſes Hauches im Romaniſchen eher ſchließen, dass er nicht ſo eng mit dem Vokal verbunden geweſen ist."

Ich möchte hierzu aber noch einen andern Umſtand hervorheben. Gerade die lateiniſchen Grammatiker, auf welche Seelmann ein beſonderes Gewicht legt, geben für *h* eine Beſchreibung, welche

mir eher auf ein dem Vokal vorangehendes, beſtimmt lokaliſirtes Reibegeräuſch hinzuweiſen ſcheint, als auf einen den Vokal durchdringenden Hauch, indem ſie ausdrücklich eine Verengerung der *fauces* für die Bildung des *h* in Anſpruch nemen. So heiſst es (vgl. Seelmann p. 263) bei Terentianus Maurus:

Nulli dubium est faucibus emicet quod ipsis
H littera, sive est nota quæ spiret anhelum etc.

Bei Marius Victorinus: profundo spiritu, anhelis faucibus, exploso ore fundetur.

Beim Anonymus (Keils Spl. p. 307): *h* conrasis paululum faucibus † ventribus exhalat.

Dazu als Quelle Martianus Capella, lib. III: H contractis (corrasis) paululum faucibus ventus exhalat. (Cf. Mart. Capella, rec. Eyssenhardt, p. 63. — Juergensen, Commentationes philologicæ, Lips. 1874, p. 74.)

Die genannten Grammatiker heben danach als Bildungsſtelle des *h* übereinſtimmend die *fauces* hervor.

Es fragt ſich nun, was diſe dabei unter *fauces* verſtanden haben?

Über den gemeinen lateiniſchen Sprachgebrauch bemerkt Lepsius (Arabiſche Sprachl. S. 103), dass *fauces* jede Enge in der Region des Halſes vom Anfang der Luftröre bis gegen den harten Gaumen bedeuten könne, namentlich weiſe es auf den Doppeleingang zwiſchen der Luft- und Speiſeröre.

Die heutige Anatomie gebraucht *fauces* in der Regel nur in der Verbindung: *isthmus faucium* für das Tor zwiſchen der Mund- und Rachenhöle, wärend die Rachenhöle ſelbst allgemein als *pharynx* bezeichnet wird (deutſch Schlundkopf oder Rachenhöle), doch findet ſich dafür auch zuweilen der Ausdruck *fauces*.

Sollte man den Ausdruck *fauces* bei den genannten lateiniſchen Grammatikern auf die Enge zwiſchen den Stimmbändern, die Stimmritze beziehen können, ſo würde ſich in Bezug auf die Bildung des *h* bei inen ſchon eine inſtinktive Hindeutung auf die beſonders durch Czermak geltend gewordene Anſicht finden. So exakte Kentnisse von den Funktionen der Stimmbänder, wie wir ſie heute haben, konnten natürlich die alten Grammatiker noch nicht haben; ſie mochten ſich eben den Kelkopf (*guttur, larynx*) als Zubehör zu dem Schlundkopf (*fauces, pharynx*) denken.

Man würde allenfalls auch an den *isthmus faucium* denken

können, da auch bei difem (vergl. oben Merkel) bei der Bildung des *h* ein das Kelkopfgeräufch verftärkendes Engegeräufch einzutreten pflegt, wie auch Seelmann anerkennt. Otfrid ad Liutb. fagt: „utuntur K ob fautium sonoritatem".

Andrerfeits wird allerdings das *h* bei den Römern vilfach einfach als *nota aspirationis* bezeichnet; fo namentlich von Priscian (um 500 n. Chr.). Bei difem heißt es (ed. M. Hertz, Keil II, 6, 23): „Litera igitur est nota elementi et velut imago quædam vocis literatæ, quæ cognoscitur ex qualitate et quantitate figuræ linearum. hoc ergo interest inter elementa et literas, quod elementa proprie dicuntur ipsæ pronuntiationes, notæ autem earum literæ. abusive tamen et elementa pro literis et literæ pro elementis vocantur." — 9, 5: „Ex his vocales dicuntur, quæ per se voces perficiunt vel sine quibus vox literalis proferri non potest, unde et nomen hoc præcipue sibi defendunt; ceteræ enim, quæ cum his proferuntur, consonantes appellantur." — 12, 20: „*h* autem aspirationis est nota et nihil aliud habet literæ nisi figuram et quod in versu scribitur inter alias literas ..." — 13, 3: „neque enim vocalis nec consonans esse potest. vocalis non est *h*, quia a se vocem non facit, nec semivocalis, cum nulla syllaba Latina vel Græca per integras dictiones in eam desinit, nec muta, cum in eadem syllaba cum duabus mutis bis ponitur ut *Phthius, Erichthonius*. nulla enim syllaba plus duabus potest mutis habere iuxta se positis, nec plus tribus consonantibus continuare." — 18, 15: „Aspiratio ante vocales omnes poni potest, post consonantes autem quattuor tantummodo more antiquo Græcorum *c, t, p, r* ... ideo autem extrinsecus ascribitur vocalibus, ut minimum sonet, consonantibus autem intrinsecus ut plurimum ..." — 35, 24: „H literam non esse ostendimus, sed notam aspirationis, quam Græcorum antiquissimi similiter ut Latini in versu scribebant: nunc autem diviserunt et dextram ejus partem supra literam ponentes psiles notam habent, quam Remmius Palæmon exilem, Grillius vero ad Virgilium de accentibus scribens levem nominat, sinistram autem contrariæ aspirationis, quam Grillius flatilem vocat."

Aus allen difen Stellen erfehen wir indes nichts beftimmtes über die Artikulationsftelle des lat. *h*, und die ganze Auffassung desfelben fcheint fich aus dem Einflusse zu erklären, den die griechifche Bezeichnung auf die lateinifchen Grammatiker ausgeübt haben mochte, indem man von vorn herein davon aus-

ging, dass die lateinische Aspiration nicht von der griechischen verschiden war.

Seelmann macht für seine Ansicht eines bloß graduellen Unterschides geltend, dass Quintilian I, 4, 9 meine, dass man konsequent wie im Griechischen beide Grade oder keinen zu bezeichnen habe: „an rursus aliæ [literæ] redundent (præter illam notam aspirationis, quæ si necessaria est, etiam contrariam sibi poscit).“

Allein mir scheint dis nichts über die Natur des Gegensatzes zu beweisen. Wo für die Modifikationen eines Lautes n Fälle möglich sind, brauchen nur (n—1) Fälle besonders bezeichnet zu werden; wo zwei möglich sind, also nur einer, mag der Gegensatz sein wie er wolle, nur graduell oder spezifisch (vgl. Brücke[1] 124). Schon C. Mayer (s. oben S. 57) hat bemerkt, dass selbst wir für unsere Kelkopfexplosive keinen besonderen Buchstaben brauchen, weil der Stoßlaut bei uns der gewönliche Vokaleinsatz ist. Und ursprünglich haben ja auch die Griechen nur den einen Fall durch das H bezeichnet.

Seelmann sagt S. 263: „Auf die mit dem stärkern Hauchgrade verbundene schwächere Tonkraft der Vokale spilt Priscian (s. oben 18, 15) an. — Noch vil entschidener hebt Charisius [Keil I, 265, 18 ff.] hervor, dass, wie der Akzent, so auch die Aspiration nichts isolirt für sich bestehendes sei, sondern dem jedesmaligen Vokale anhafte: „fit immutatio et per sonos, cum aut acutus pro gravi aut gravis pro acuto vel alio quolibet ponitur. sonus in pronuntiatione invenitur. similiter aspiratio ad sonum pertinet, tametsi nos *h* quasi literam ponimus.“

Aber auch aus disem Anhaften folgt keine Gleichzeitigkeit, die Aspiration kann dem Vokal vorangehend oder nachfolgend anhaften.

Bei Gellius II, 3 heißt es: H literam sive illam spiritum magis quam literam dici oportet, inserebant eam veteres nostri plerisque vocibus verborum firmandis roborandisque, ut sonus earum esset viridior vegetiorque. Atque id videntur fecisse studio et exemplo linguæ Atticæ. — Sic *lachrimas,* sic *sepulchrum,* sic *ahenum,* sic *vehemens,* sic *incohare,* sic *helluari,* sic *halucinari,* sic *honera,* sic *honustum* dixerunt. In his enim verbis omnibus literæ seu spiritus istius nulla ratio visa est, nisi ut firmitas et vigor vocis, quasi quibusdam nervis additis intenderetur.

In der Übersetzung von Weiß: „Damit der Klang mancher Buchstaben frischer und lebhafter hervortreten sollte, setzten unsere

Alten zur nachdrucksvollen Verſtärkung einiger Wortlaute den Buchſtaben *h* zu, der villeicht lieber Hauchlaut als Buchſtabe genannt werden ſollte, und man ſcheint das geflissentlich nach dem Beiſpil der attiſchen Mundart getan zu haben. ... Bei allen diſen Wörtern dürfte wol für den Zuſatz diſes Buchſtaben, d. h. Hauchlautes kein anderer Grund vorgelegen haben, als dass gleichſam durch die Vermerung gewisser Spannmittel die Stärke (Dauer) und Lebhaftigkeit des Wortlautes geſteigert werden ſollte.“

Gellius ſah danach in dem *h* einen gewissen das Wort belebenden ſpannenden Zuſatz.

Herder (Sämtl. Werke, herausgeg. von B. Suphan, Bd. II, S. 85) bemerkte hierzu: „Das *h* ist überhaupt die Grenze zwiſchen Laut und Mitlaut: es gibt nach Gellius' Bemerkung dem Worte Haltung und dem Schalle Munterkeit: es nimmt dem Vokale etwas vom Laute und gibt dem Mitlaute etwas dazu: es verhindert die gar zu große Öffnung des Mundes bei den Vokalen und die Zerrung bei den Konſonanten.“

Herder hat dabei wol an eine gewisse Verengung im Sprachkanale gedacht, wodurch es eine mittlere Stellung zwiſchen den Vokalen und den übrigen Konſonanten einneme.

Allein durch alles das erfaren wir nichts beſtimmtes über die Art, wie die Römer das *h* artikulirt haben, und im allgemeinen blib die Anſicht, dass das lat. *h* eine bloße Aſpiration geweſen ſei, die vorwigende, und durch falſche etymologiſche Anſchauungen wurden die Anſichten über die Natur des *h* immer mer verwirrt.

Dass im Lateiniſchen ſchon vom 1. Jarh. v. Chr. ab Schwankungen in der Schreibung der Wörter mit und one *h* im Anlaute ſtattgefunden haben, wird vilfach bezeugt, ſo in Catulls Spottgedicht auf Arrius (carm. 84):

> Chommoda dicebat, si quando commoda vellet
> dicere et hinsidias Arrius insidias etc.

Später geht dis immer weiter. Vgl. die Hörfeler *ac* ſt. *hac, habeam* ſt. *abeam* im tir. Psalterium, ed. O. Lehmann. p. 14.

Diez, Gramm. I,[4] 275, ſagt: „Dem Römer bedeutete der Buchſtabe H noch tiefe Aſpiration: *profundo spiritu, anhelis faucibus etc.* ſagt Marius Victorinus. Allein in ſeiner Anwendung ſchwankte man ſchon in guten Zeiten. — Im Romaniſchen ist *h* fast allgemein erloſchen, wiewol es graphiſch in mereren Sprachen fortbeſteht. Auch

der *spiritus asper* ist im Neugriechiſchen ein ſtummes Zeichen.“ — S. 464 heißt es über das Franzöſiſche: „*h* ist teils ſtumm, teils hörbar; in lezterem Falle ein gelinder Hauch, ſchwächer zumal als das deutſche *h*, wie ſchon Beza erinnert: Aspirationem Franci quantum fieri potest emolliunt, sic tamen ut omnino audiatur, at non aspere ex imo gutture efflata, quod est magnopere Germanis observandum.“ — S. 320: „Im Franzöſiſchen hat ſich die [deutſche] Aſpiration erhalten, eine Folge des überwigenden Einflusses, welchen diſe Sprache von der deutſchen erfur. Im Anlaute findet dis *h* one Ausname ſtatt (Beiſpile im Etym. Wb.).“

Heute wird aber auch diſes *h* im Franzöſiſchen meist nicht mer geſprochen. Aber aus diſen Tatſachen lässt ſich nichts ſicheres über die Art der Artikulation im Lateiniſchen ſchließen. Die Verſtummung und der unorganiſche Gebrauch von *h* konnten ebenſo leicht eintreten, mochte das *h* im Sinne von Seelmanns Nr. 2 gebildet ſein, oder im Sinne von Nr. 1; auch das deutſche *h* ist im Franzöſiſchen ſchließlich verſtummt.

Wir werden daher wol nur ſchließen können, dass das lat. *h*, wie es den Romanen überkommen ist, nur ein verhältnismäßig ſchwach gebildeter Laut war, änlich wie das *h* im Engliſchen im allgemeinen ſchwächer gebildet wird als im Deutſchen. Wer ſollte dabei nicht an Hallers *„aere de laxa glottide leniter eliso“* denken!

Dass gerade beim Vokal *a* das *h* als Kelkopfreibelaut am leichtesten ſchwand oder ſich unorganiſch einſchob, mag villeicht ſeinen Grund darin haben, dass bei diſem am leichtesten anſprechenden Vokal eine weniger ſtarke Annäherung der Stimmbänder aneinander erforderlich zu ſein ſcheint als bei den übrigen Vokalen. (Vgl. meine Abh. über das mittlere A, Techmers Zeitſchr. II, S. 269 ff.)

III.

Die griechiſchen Spiritus.

Noch mer als über das lat. *h* ist über die griech. Spiritus geſtritten worden. Ein Teil der darüber aufgeſtellten Anſichten ist ſchon in unſerm ersten Abſchnitt berürt. Wir wollen auch hier von dem ausgehen, was Seelmann darüber aufgeſtellt hat. Er hält die griech. Spiritus, änlich wie die lat. Hauche, für nur graduell ver-

ſchiden. Er ſagt S. 262: „Die Ausdrücke *spiritus asper* und *lenis* oder das πνεῦμα δασύ und ψιλόν geben nichts kontradiktoriſch verſchidenes, ſondern nur gewisse verſchidene Grade der (in jedem Falle einmal empfundenen) Aſpiration an. Der Umſtand, dass die ſpäteren Griechen das Zeichen für den Hauch über den Vokal ſtellen, deutet an, dass er mit demſelben zugleich auftrat. Dass ſie es für notwendig befanden auch da, wo wir keinen Hauch zu ſprechen gewont ſind, z. B. in ἄνεμος, ein beſonderes Zeichen, den *lenis*, zu ſetzen, beſtätigt von neuem die Anname, dass alle anlautenden Vokale gehauchte waren."

Da entſcheidende direkte Zeugnisse über die Bildung der *spiritus* aus dem griechiſchen Altertum nicht vorligen, ſo müssen wir die Frage aus innern Gründen und aus dem, wie die Römer die Sache auffassten, zu entſcheiden ſuchen.

A. *Spiritus asper.*

Was zunächst die Geſchichte des Zeichens betrifft, ſo ging aus dem urſprünglichen Zeichen ⊟ das Zeichen H hervor, und aus diſem, welches im Joniſchen den Wert des langen *e* angenommen hatte, durch Teilung Ⱶ, welches anfangs noch in die Reihe der übrigen Buchſtaben geſtellt wurde. (Vgl. Kirchhoff, Studien zur Geſch. des griech. Alphab.[3] 146 f.) Daraus ist dann ſpäter das über den Vokal geſetzte ʽ entſtanden.

Was dann die Benennung: πνεῦμα δασύ betrifft, ſo möchte es ſich doch fragen, ob nicht der Ausdruck δασύ (dicht, rauh, vgl. lat. *densus*, G. Curtius, Griech. Etym.[5] 233) gerade auf ein ſpezifiſches Reibegeräuſch hindeutet.

Wallin (1865) ließ die Aſpiration an den Stimmbändern entſtehen (vgl. oben S. 64). A. a. O. S. 62 ſagt er darüber: „Nach Analogie anderer untergeordneter Laut- und Tonmodifikationen deuteten die Griechen diſes Geräuſch nur mit einem oberhalb des Vokals geſetzten auswärts gebogenen Halbzirkel an und nannten es den dicken, d. h. mit ſpirirendem Geräuſch herausſauſenden Hauch, πνεῦμα δασύ."

Czermak (1866) erklärte den griech. *spiritus asper* für unſern Kelkopfreibelaut, freilich aus Gründen, welche wol nicht als ausreichend angeſehen werden können, indem er von vorn herein annam, dass überhaupt nur der eine Gegenſatz des Kelkopfreibelautes und der Exploſive möglich ſei.

Rumpelt (1869, ſihe oben) ſah dagegen den *spir. asper* als reine Aſpiration one Kelkopfgeräuſch an, doch weist er S. 105 darauf hin, dass diſer reine *spir. asper* durch Verengung der Stimmbänder und der Rachenhöle bis zum *Hha* geſteigert werden könne.

Wie das lat. *h,* ſo ſcheint auch der griech. *spir. asper* ſchon früh verhältnismäßig ſchwach gebildet geweſen zu ſein und wurde daher im Joniſchen anfangs unbezeichnet gelassen.

G. Curtius, Griech. Etym.[5] 683, bemerkt darüber: „Wenn das ioniſche Alphabet, das zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges nach Athen gebracht und 403 v. Chr. dort in den öffentlichen Gebrauch eingefürt ward, den Hauch gänzlich unbezeichnet ließ, ſo dürfen wir daraus gewiss ſchließen, dass von jener Zeit an der *spir. asper* überhaupt ſchwächer vernommen und eben deshalb den eigentlichen Konſonanten gleichgeſtellt zu werden nicht für würdig befunden wurde.“

G. Meyer, Griech. Gramm.[2] (1886) S. 241, ſagt: „Der tonloſe Kelkopfſpirant, *spir. asper,* ist das Reſiduum eines vorgriechiſchen anlautenden *s* oder *j.* Er ist ſoweit wir ſehen können in allen Dialekten ſeit zimlich früher Zeit im Schwinden begriffen, one dass aber die nähere Geſchichte diſes Prozesses mit wünſchenswerter Genauigkeit zugänglich ist.“ — S. 242: „Die Schreibung *hs* für *χς* ist zugleich ein Beweis gegen Seelmanns Auffassung des *spir. asper.* Umgekert ist *χ* für den *spir. asper* geſchriben in *Χαρμονίδα* etc.“

Aus der früh erfolgten Abſchwächung des *spir. asper* erklärt ſich der nicht ſeltene Übergang in den *spir. lenis* (vgl. Curtius[5] 681). Die Frage aber, ob der *spir. asper* urſprünglich mit oder one Innehalten einer beſtimmten Stimmbänderverengung gebildet wurde, wird dadurch nicht entſchiden. Das eine konnte ſo gut wie das andere der Abſchwächung unterligen.

Die lat. Grammatiker haben allgemein angenommen, dass ir *h* mit dem *spir. asper* gleich ſei. (Vgl. oben Priscian.) Auch wir werden dis annemen können. Wäre hierin ein Unterſchid geweſen, ſo dürfte ſich doch wol irgend eine Andeutung darüber bei den Römern gefunden haben, wie z. B. in Bezug auf den Unterſchid des griech. Φ und des lat. F.

Seelmann ſiht namentlich darin, dass in beiden Sprachen ein Sinken der Aſpiration eingetreten ist, ein Anzeichen irer urſprünglichen Gleichheit. Er ſagt S. 262: „Die ſprachhiſtoriſchen Verände-

rungen — um von gewissen griechiſchen Grammatikerzeugnissen zu ſchweigen —, beſonders das frühzeitige Schwanken des Hauchgrades und die allmähliche Reduktion der urſprünglich ſtark aſpirirten Laute zu ſchwach aſpirirten: alles das ſtellt eine Parallelität griechiſcher und lateiniſcher Aſpirationsverhältnisse außer Frage.“ Doch würde das allein die Frage wol nicht entſcheiden.

Dürfen wir aber die phyſiologiſche Gleichheit des griech. *spir. asper* mit dem lat. *h* annemen, ſo gilt von ihm das, was wir im vorigen Abſchnitte über das lat. *h* bemerkt haben, und wir dürfen auch ihn für einen urſprünglichen Kelkopfreibelaut halten, der indes bald an Stärke einbüßte.

B. Spiritus lenis.

Schwerer noch ist es, über die Bildung des *spir. lenis* zu entſcheiden, und es haben darüber vile Kontroverſen ſtattgefunden.

Der Name ψιλόν deutet nicht auf eine beſtimmte Art der Artikulation, ſondern ist nur die N e g a t i o n von δασύ und lässt danach die Frage über die Natur des *spir. lenis* vollkommen offen.

P u r k i n j e erklärte den *spir. lenis* für einen leiſe eingeſetzten Hauch.

G. V a l e n t i n, Lerbuch der Phyſiologie des Menſchen, Bd. II (1844), S. 291, kam auf die Frage der rein n e g a t i v e n Natur desſelben. Er ſagt darüber: „Manche Schriftſteller ſehen den *spir. lenis* der Griechen als den ersten Anfang eines Konſonanten an. (K. M. R a p p I, 53.) Sie beziehen ihn nämlich auf den neuen Anſatz der Stimme, den wir, z. B. wenn wir das Wort *erinnern* als *er-innern* ausſprechen und ſo eine Art von ſer ſchwachem *h* mittönen lassen, warnemen. Nach diſer Anſicht könnte man ihn daher als einen E x p l o ſ i v l a u t ſchwächster und kürzester Art betrachten. Da jedoch die Griechen diſes Zeichen nur an dem Anfang der Worte, welche mit einem Vokal beginnen, gebrauchen, beim ſchnellen Sprechen dagegen kein ſolcher Halt ſicherlich gemacht worden, ſo ſcheint es noch ſer die Frage zu ſein, ob nicht überhaupt der *spir. lenis* ein n e g a t i v e s Zeichen, d. h. ein Merkmal, dass hier keine *h*-Aſpiration ſtattfindet, geweſen ſei.“

W a l l i n, S. 63, bemerkt über den *spir. lenis:* „Analog der Bezeichnungsart des nidrigsten Kelſpiranten *h* erhielt auch diſer Laut bei den Griechen keinen eigenen Charakter, ſondern wurde

ebenfalls nur mit einem über den Vokal geſetzten Halbzirkel bezeichnet, der aber rück- und einwärts gebogen wurde, um die innere Natur, die in den Stimmbändern ſelbst entſtehende und aus inen nicht heraustretende Artikulation diſes Lautes im Gegenſatz zu der auswärts gehenden Natur des Spiranten anzudeuten. Auch diſe Artikulation ist ein Hauch, eine *spiratio*, aber keine *adspiratio*; ſie ist der nakte, d. h. aller Aſpiration, alles ſpirirenden Geräuſches, alles Mitſummens bare Hauch, *πνεῦμα ψιλόν*, welcher Benennung der *spiritus lenis* der Römer, wie es mir ſcheint, nur ſer unvollkommen entſpricht."

Mag er aber der Knacklaut oder ein leiſer Hauch geweſen ſein, ſo musste er doch immer von innen nach außen gehen, wie jeder Laut der exſpiratoriſchen Sprache. Die Erklärung des Zeichens aus der Richtung des Luftſtroms ist auch ganz unnötig, da ſich die Zeichen einfach aus der Teilung des H erklären. Endlich ſcheint mir auch die Benennung der Römer: *spiritus lenis*, eine durchaus der Sache entſprechende zu ſein.

Lepsius, Standard Alphabet (1863) erklärte ſich für die Kelkopfexploſiva.

Steinthal, Geſch. der Sprachwissenſchaft der Griechen und Römer (1863) bemerkt: „Das Wort *ψιλόν* bedeutet: einfach, nakt, enthält alſo bloß eine unbeſtimmte Negation, welche einen wirklichen Sinn erst durch die Poſition erhält, der ſie entgegengeſetzt ist. Danach bezeichnet *ε ψιλόν* den Gegenſatz zum Diphthongen *αι*, der eben in jener Zeit wie *ε* ausgeſprochen ward; *υ ψιλόν* ist dem *οι* entgegengeſetzt (K. E. A. Schmidt, Beiträge S. 70 ff.), und die Konſonanten, welche *ψιλά* heißen, werden hiermit im Gegenſatze zu den *δασέα* und *μέσα* als hauchlos bezeichnet."

Welches alſo ist der wirkliche Sinn des Gegenſatzes zu dem *πνεῦμα δασύ*?

Czermak, Über den *spir. asper* und *lenis* (1866), Geſ. Schriften I, 761, nam an, es gebe nur eine Art des Gegenſatzes der Aſpiration, nämlich den Kelkopfreibelaut und die Kelkopfexploſive; diſe leztere müsse alſo der *spir. lenis* geweſen ſein: „Haben ſie doch den *spir. lenis* als *πνεῦμα ψιλόν* dem *spir. asper* als *πνεῦμα δασύ* entgegengeſetzt. Es gibt aber gar keine anderen weſentlich und gegenſätzlich verſchidenen Formen des vokaliſchen Anlautes als die exploſive und die aſpirirte. Inſofern nun der *spir. asper* ganz beſtimmt die aſpirirte

Form des Vokalanlautes ist, kann dem *spir. lenis* nur die explosive Form entsprechen."

Dem entgegnet nun Seelmann: „Czermak geht davon aus, dass *spir. asper* und *lenis* Gegensätze der Aspiration bezeichnen, und zwar denkt er unwillkürlich an kontradiktorische Gegensätze, wie sie die deutschen Aspirationsverhältnisse darbieten — die Anname gradueller lent er von vorn herein ab. Aber gerade dise Ansicht war zu erhärten, das abgelente zu widerlegen. Czermak hat nicht einmal einen Versuch dazu gemacht, und überdis konnten hier nur die sprachhistorischen Momente zur Entscheidung herbeigezogen werden."

Allerdings war Czermaks Argumentation nicht ausreichend und es blib nach wie vor zu untersuchen, ob nicht andere Gegensätze möglich seien. Doch fand Czermaks Ansicht vile Anhänger.

Rumpelt (1869) erklärte den *spir. lenis* für die Explosive.

Brücke, Grundz.[2] 11, trat Czermak bei: „Beim vokalischen Anlaut kann man plötzlich und one allen vorhergehenden Hauch den Ton in seiner ganzen Stärke erscheinen lassen. Das geschiht, wenn man die Stimmritze vorher verschließt, so dass die Stimmbänder sofort, wenn sie vom Luftstrom durchbrochen werden, ansprechen. Es geschiht das im Deutschen regelmäßig bei jedem rein vokalischen Anlaut. Diser Stimmritzenverschluss ist das *Hamze* der Araber und, wir haben allen Grund dis vorauszusetzen, auch der *spir. lenis* der Griechen, wenigstens ist es der *spir. lenis* unserer Schulaussprache."

Auch G. Curtius, Griech. Etym., erklärte den *spir. lenis* für den Explosivlaut und machte dafür noch ein besonderes Argument geltend. Es heißt bei ihm [5]43: „Die einzige indogermanische Wurzel, welche aus einem einzigen Laute zu bestehen scheint, die Wurzel *i* (gehen) hat vor dem Vokal den *spir. lenis,* welchen Laut man bei sprachlichen Untersuchungen verkerterweise meist ganz unberücksichtigt lässt. Die deutsche Alliteration zeigt am deutlichsten, dass der *spir. lenis* selbst dem ungelerten Sprachgefül nicht unbewusst war. Die Berücksichtigung des *spir. lenis* als wirklicher Laut erweist sich vilfach als wichtig, so bei der Vertauschung mit dem *spir. asper* im Griechischen, bei der mit *j* und *v* in den slawischen Sprachen."

Wir werden aber doch wol mit den Indern *i* als rein vokalische Wurzel annemen können, one der Wurzel als solcher ein konsonantisches Element zuzuschreiben; die Art des Einsatzes mochte der Entwickelung der einzelnen Sprachen anheimfallen.

S i e v e r s, Grundzüge der Lautphyſiol. (1876) S. 78, ſagte über ſeinen festen Einſatz: „Es geht hier dem eigentlichen Vokallaut ein tonloſer Exploſivlaut des Kelkopfs voran, ein eigentümliches Knacken, das man namentlich beim Flüstern leicht beobachten kann, und diſes ist offenbar nichts anderes als der *spir. lenis* der Griechen.“

Indes ſchon K r ä u t e r, Anz. f. d. A. III (1877), trat der Anſicht C z e r m a k s entgegen, dass der *spir. lenis* die Kelkopftenuis ſei und dass der Vokal nicht one vorangehendes konſonantiſches Element geſprochen werden könne, und ſuchte die beſondere Bezeichnung des *spir. lenis* zu erklären: „Der *spir. lenis* der Griechen bezeichnete nicht die Kelkopftenuis, ſondern das b l o ß e F e l e n des *h*-Lautes; in den Inſchriften findet er ſich nicht; er kommt erst in der ſpäteren Zeit auf, wo die Sprache das *h* entweder bereits wie das Neugriechiſche eingebüßt hatte, oder denſelben wie der heutige engliſche Pöbel und zum teil das Altlateiniſche willkürlich bald vorſetzte, bald wegließ, wo alſo die Gelerten das Bedürfnis empfanden, wenigstens in der Schrift eine Erinnerung an den klassiſchen Sprachgebrauch festzuhalten. Da ſeit der Verwendung des H für den langen E-Laut das *h* unbezeichnet gebliben, konnte z. B. EN ſowol *en* als *hen* geleſen werden. Um diſe Zweideutigkeit ſicher zu vermeiden, wurde nicht bloß die Aſpiration, ſondern auch die Nichtaſpiration ausdrücklich bezeichnet. Die Grammatiker erfanden dann Regeln über den Gebrauch der beiden Spiritus im Innern einfacher Wörter; ſie konnten dabei irer Einbildung freien Lauf lassen, da zu irer Zeit der *asper* ebenſogut wie der *lenis* ein lerer Name war. Als Zeichen für *hamza* konnte ᾿ den Modernen nur ſo lange gelten, als man wänte, ein anlautender Selbstlauter müsse notwendig ein *q*ʿ vor ſich nemen.“

Nachdem man das Zeichen H in ſeiner urſprünglichen Bedeutung hatte fallen lassen und es ſeiner veränderten Bedeutung wegen nicht wider aufnemen konnte, musste man ſich anderweitig zu helfen ſuchen.

B l a s s, Über die Ausſprache des Griechiſchen ([2]1882), ſiht ebenfalls den *spir. lenis* nur für ein Zeichen der Abweſenheit des Hauches an.

S i e v e r s ſagte dann in der 2. Aufl. (1881) S. 110 über den Exploſivlaut: „Der f e s t e Vokaleinſatz (*check glottid* Ellis, *glottal catch* Sweet) des Kelkopfs oder Exploſivlaut entſpricht zweifelsone

dem *aleph* der semitischen Sprachen (ar. *hamze*), warscheinlich auch dem *spir. lenis* der Griechen.“ — „Purkinje unterschid bereits neben dem gewönlichen *h* einen leisen Hauch, welchen er dem griech. *spir. lenis* gleichsetzt; derselbe ist nach ihm der Laut, ‘der jedem Vokal vorhergeht, der mit anfangs offener Stimmritze gesprochen wird’ (Brücke 11). Hiernach ist diser Laut wol zu identifiziren mit dem, was die englischen Phonetiker *gradual glottid* nennen und als die gewönlichste Art des Vokaleinsatzes bezeichnen (Ellis IV, 1129, Sweet 63). Die Stimmritze durchläuft dabei die Stellungen für tonlosen Hauch und Flüsterstimme, ehe der Stimmton beginnt, der eigentlich kräftige Impuls der Exspiration aber beginnt erst in dem Momente, wo die Stimme selbst anhebt.“

In der 3. Auflage hat dann Sievers schon bestimmter gegen Czermaks Auffassung des *sipr. lenis* Stellung genommen. S. 131: „Der feste Vokaleinsatz oder Explosivlaut entspricht zweifelsone dem *aleph* der semitischen Sprachen (arab. *hamze*), nach einer jezt geläufigen Anname auch dem *spir. lenis* der Griechen. — Purkinje unterschid bereits neben dem gewönlichen *h* einen leisen Hauch, welchen er villeicht mit Recht dem griech. *spir. lenis* gleichsetzt etc.“

Trautmann und Vietor halten noch an Czermaks Ansicht fest.

Man siht, dass sich die beiden möglichen Ansichten über den *spir. lenis* der Griechen noch so zimlich die Wage halten, doch scheint hierin Seelmanns Ansicht gegen die Czermaks in neuster Zeit an Boden zu gewinnen; auch mir scheint sie, abgesehen von der Gleichzeitigkeit, die warscheinlichere zu sein; für sie spricht namentlich der häufige Übergang des *spir. asper* in den *lenis*, ferner die häufigen Elisionen und Synaloiphen zur Vermeidung des Hiatus.

Von den vier möglichen Ansichten über den Gegensatz des griechischen *spiritus asper* und *lenis:*

1. Reibelaut — Explosive (Czermak),
2. Reibelaut — schwacher Hauch,
3. Stärkerer Hauch — Explosive (Rumpelt),
4. Stärkerer Hauch — schwacher Hauch (Seelmann),

scheint mir Nr. 2 das warscheinlichere zu sein, änlich wie für das Lateinische.

Dass die aus den älteren Zeichen Ⱶ und ⊣ abgeleiteten Zeichen ‘ und ’ über den Vokal gesetzt wurden, braucht keineswegs auf

Gleichzeitigkeit von Vokal und Spiritus hinzudeuten; man mochte dem Laute als nidriger artikulirtem auch nur ein Nebenplätzchen neben dem Zeichen des tönenden Vokals einräumen. Immer aber musste der Hauchlaut dem Vokal vorangehen, ſowol der *spir. asper,* mochte er Kelkopfreibelaut oder bloßer Hauch ſein, wie der *spir. lenis,* mochte er Kelkopfexploſiva oder leiſer Hauch ſein. Für das Vorangehen des Hauches ſpricht auch das urſprünglich dem Vokal vorgeſetzte H.

Es mag hier noch eine kurze, die griechiſchen Aſpiraten betreffende Bemerkung folgen. Th. Gomperz hat in ſeiner Schrift: Über ein bisher unbekanntes griech. Schriftſystem aus der Mitte des 4. vorchristl. Jarh., Sitzungsber. der phil.-histor. Klasse der kſl. Akad. d. Wiss. CVII (1884), warſcheinlich zu machen geſucht, dass in dem in Rede ſtehenden Kurzſchriftſysteme die Doppelkonſonanten ψ, ζ, ξ beſondere Stellen erhalten haben, wärend die Aſpiraten φ, ϑ, χ durch ein Hilfszeichen an π, τ, κ bezeichnet ſeien. — Paul Mitzschke, Eine griech. Kurzſchrift etc., Leipzig 1885, ist der entgegengeſetzten Anſicht: „War der Schriftbildner durch die geringe Menge verfügbarer Darſtellungsmittel vor die Wal geſtellt, entweder die Doppelkonſonanten oder die Aſpiraten von einer einfachen Bezeichnung auszuſchließen, ſo konnte er, wenn er ſich ſelbst treu bleiben wollte, nichts andres als die Aſpiraten beibehalten. Die Zuſammenſetzung derſelben aus Tenuis und nachſtürzendem Hauch, für welchen die Griechen jener Zeit überhaupt kein Schriftzeichen beſaßen, bildet doch gewiss eine vil größere und innerlichere Einheit als die Verbindung von Tenuis mit nachfolgendem σ zu der äußeren graphiſchen Einheit ψ oder ξ etc." — G. Meyer, Griech. Gramm.[2] 209 tritt für ψ, ξ, ζ Gomperz bei und meint, dass in dem Kurzſchriftſysteme des Anonymus die Zeichen der Tenues one weiteres für die Aſpiraten ausgereicht haben möchten. „Die nichtaſpirirten Tenues wurden von früher Zeit an in jeder Stellung und in den verſchidenen Mundarten, beſonders häufig wie es ſcheint im Attiſchen, änlich wie die Tenues im norddeutſchen Sprachgebiet, mit ſo ſtark gehauchtem Abſatz geſprochen, dass ſie mit den entſprechenden Aſpiraten zuſammenfielen. Hieraus erklärt es ſich, dass in dem merkwürdigen Verſuche eines Schriftſystems, das von Gomperz beſprochen worden ist, die Aſpiraten nicht beſonders bezeichnet ſind."

Für Meyers Anſicht könnte noch ſprechen, dass man auch in den älteren lat. Inſchriften für die griech. aspirata regelrecht die lat. tenuis geſetzt findet. Vgl. Seelmann S. 259; W. Schmitz, Beitr. p. 125 ff. — Ich möchte aber doch hier die Gomperzſche Anſicht für die warſcheinlichere halten. Zu einer Zeit, welche den *spiritus asper* in der Schrift unbezeichnet ließ, mochte man ſer wol die aſpirirten Konſonanten mit einem Hilfszeichen neben den tenues andeuten, welches dann gelegentlich, wo es nicht zur Unterſcheidung nötig ſchin, fortgelassen werden konnte.

Zu einer wirklichen Anwendung und zu einer weiteren Entwickelung ist das Schriftſystem des Anonymus ſchwerlich je gekommen; die ganze Anlage ſtand dem entgegen, und die Entwickelung der griechiſchen Kurzſchrift hat, ſo vil wir urteilen können, einen ganz anderen praktiſcheren Verlauf genommen.

IV.

Benennung der Kelkopflaute.

Die techniſche Benennung der Laute hat ſich möglichst genau an die anatomiſchen Benennungen der bei inen tätigen Organe anzuſchließen. Wenn auch diſe Benennungen zum teil aus einer Zeit nur unvollkommener anatomiſcher Kentnisse herrüren und zum teil wenig passend ſind (vgl. Henle, Hyrtl, Lerb. der Anat.[11] 28), ſo wird die Lautphyſiologie doch dieſelben anerkennen müssen, ſo lange die Anatomie ſie beibehält.

Im Mittelalter ſchloss man ſich meist an Galen (geb. 131 n. Chr. zu Pergamus, geſt. warſcheinlich zu Rom zw. 201 u. 210, vgl. Haeſer, Geſch. der Medizin I[3], 347 f.), und ſpäter daneben an den berümtesten Arzt der Araber Avicenna (Ibn Sina geb. 980 zu Afschena in der Provinz Bochara, geſt. zu Ispahan 1037).

Das erste uns bekannte, auf eigenen Unterſuchungen beruhende Lerbuch der Anatomie ſchrib Mondini de Luzzi (eigentl. Raimondo de Liucci, Mundini) Son eines Spezereihändlers, geb. zu Bologna um 1275, Prof. der Medizin in Bologna (geſt. 1326), im Jare 1316. So unvollkommen dasſelbe war, ſo ſtand es doch bis in das 16. Jarh. im größten Anſehen; es ist 25 mal gedruckt, teils unter dem Titel Anatomia Mundini, teils als Anathomia omnium corporis humani interiorum

membrorum, teils one Holzſchnitte, teils mit ſolchen, zuerst in Venedig 1478, zulezt 1580 — eine Ausgabe von Joh. Adelphus, Straßb. 1513. Mondini braucht neben griechiſchen und lateiniſchen Benennungen noch einige ganz obskure arabiſche. Für den Kelkopf (*guttur*) hebt er beſonders die *epiglottis* hervor. (Vgl. Hæſer I³, 737 f.)

Jaques Dubois (Sylvius), Professor der Anatomie in Paris (geb. zu Amiens 1478, geſt. 1555) machte in der Vorrede zu ſeinem Werke: Jacobi Sylvii Ambiani in linguam gallicam Isagωge, una cum ejusdem Grammatica latino-gallica ex hebræis, græcis et latinis authoribus, Par. 1531, einen Verſuch zur Herbeifürung einer mer phonetiſchen Schreibung des Franzöſiſchen. (Vgl. Jac. Sylvii Vita, Opera medica, ed. R. Moreau, Col. 1630. — A. F. Didot, Observations sur l'Orthographe, 2 éd. p. 181. — Gerberding, Die orthogr. Reformverſuche der ältesten franz. Grammatiker, Berl. 1868.) In ſeinem Hauptfache, der Anatomie, ſuchte Sylvius die Nomenklatur im Anſchluss an die Griechen genauer festzuſtellen. Für den Kelkopf nam er das griech. *larynx* an. In dem nach ſeinem Tode zu Paris 1555 erſchinenen Werke: In Hippocratis et Galeni physiologiæ partem anatomicam Isagoge f. 54 (Opera med. Col. 1630, p. 124) heißt es: „Totus autem larynx præcipuum vocis est organum: beneficio musculorum in myotome dictorum: quam tamen acutam vel gravem præcipue facit arytenoides, adiuta cartilagine epiglottide, arytenoidem magis minus claudente, laxatis aut contractis duobus musculis ipsam relevantibus, adiuta quoque gargareone, caruncula de palato summo et intimo pendente, vocem ipsam plectri ritu modulante." — Über die ſchon bei Galen ſich findende Vergleichung des Zäpfchens mit einem *plectrum* vergleiche man meine Bemerkungen zu Otfrid ad Liutbertum (Archiv Bd. 73).

Grundlegend für die neuere Anatomie wurde das große Werk des berümten Schülers und ſpäteren Gegners des Sylvius, Andreas Vesalius (geb. zu Brüssel 1514, geſt. nach einem Schiffbruch auf der Inſel Zante 1564), De corporis humani fabrica libri septem, Basil 1543, zu welchem Joh. Stephan von Calcar, ein Schüler Tizians, die Zeichnungen liferte.

Auch Vesal brauchte nicht den lat. Namen *guttur,* ſondern den griechiſchen *larynx.* Er ſagt ausdrücklich: „Caput quidem arteriæ laryngem potius quam guttur mihi appellandum putaverim." Bei diſer Benennung ſind die Anatomen von Sylvius und Vesal ab gebliben.

Hier. Fabricius ab Aquapendente de locutione 1602: „Organum vocis *larynx* est. — *Pharynx* fauces, *larynx* guttur latine interpretari debent."

Casp. Bauhin, Prof. der Anatomie in Basel, der sich um die anatomische Terminologie ser verdient gemacht hat, sagt Theatrum anatomicum 1621, p. 527: „Asperam arteriam divisimus in fistulam, quæ ex cartilaginibus semicircularibus et membrana costet, et in caput ipsius, quod *laryngem* vocamus. Dicitur græcis λάρυγξ, nonnullis, sed improprie, φάρυγξ, cum proprie de faucibus intelligi debeat, pharynx enim ante laryngem consistit."

Dagegen hielten sich die Grammatiker meist an *guttur*.

Bei Th. Beza, De francicæ linguæ recta pronunciatione 1584, heißt es: „ex imo gutture" (sihe oben S. 293).

Joh. Wallis brauchte 1653 zuerst *gutturalis* für eine Abteilung der Vokale. Vgl. meine „Anordnung der Vokale" (1881) S. 12.

W. Holder 1668 nannte *h: a guttural aspiration* (vgl. oben S. 51). Doch wurde der Begriff von *guttur* bald nicht mer als etwas anatomisch bestimmtes festgehalten, indem die Rachenhöle und der hintere Teil der Mundhöle mit hineingezogen wurden.

Bei Wachter, Glossarium germanicum, Lips. 1737, heißt es dann: „*Gutturales* appello, quæ in regione gutturis formantur, sive simplici adspiratione, ut H. sive aspera adspiratione, ut CH. sive explosione spiritus ut K. sive attractione spiritus ut J vel *Jod.* Quæ sint linguæ partes in his literis procreandis, nemini, qui naturam paulo attentius contemplatur, ignotum esse potest. Quando pronunciamus H. tunc lingua placide quiescit in ore, et liberum spiritui transitum relinquit. At quando pronunciamus CH. vel. K. tunc posterior pars linguæ retrahitur ad fauces, arctatque meatum spiritus, ut cum asperitale vel vi erumpere possit. Et quando pronunciamus Jod, tunc medium linguæ effertur ad fastigium palati et spiritum tumore pressum densatumque attrahit, attractumque cum vocali expellit. — Ad gutturales adhuc spectat G. quod certe nihil aliud est quam K. mitigatum aut leniter protrusum."

Hier ist der Begriff von *guttur* selbst von dem großen Lateiner schon über die Gebür erweitert.

Hellwag (1781) hielt noch den richtigen Gebrauch von *gutturalis* fest. Seine *gutturales* sind *h* und seine litera innominata. (Vgl. oben S. 53.)

Es folgte die Benennung Lungenlaut (*pulmonalis*) bei Meiner, Adelung, Chladni.

Purkinje (1836) unterſchid nach den Organen: I. Stimmritzenlaute (*soni glottidis*), II. Keldeckel-Schlundlaute (*epiglottido-pharyngei*) etc. (Vgl. Brücke[2] 157.)

Rapp (1836) brauchte *guttural* richtig für *h* und den *spiritus lenis*, miſchte aber auch noch *χ* unter die *gutturales*. (Vgl. Trautmann § 274.)

Ganz verfelt war es, wenn Schmitthenner (vgl. dessen deutſches Wörterb., 2. Aufl., 1837, S. 5) *h* zu den Zungenlauten ſtellte.

Schleicher (1848) brachte ebenfalls *ch* und das arabiſche *Kaf* unter die *gutturales* und ſtellte ungehörig *h* als media neben *ch* als tenuis. Denſelben Feler beging Max Müller, ſihe oben.

Das Wort *guttural* richtete durch den Missbrauch, der fort und fort mit ihm getriben wurde, vil Verwirrung an. Durch die Verdeutſchung „Kele“ wurde wenig geholfen, da man auch diſes in ebenſo unbeſtimmtem Sinne gebrauchte wie *guttur*.

Lepsius, der noch den herſchend gewordenen Gebrauch von *gutturalis* für die am hinteren Gaumen gebildeten Laute beibehielt, nam in ſeinem allgemeinen linguistiſchen Alphabet (1855) für die im Kelkopf gebildeten Laute den Namen *faucales* an.

Brücke (Grundzüge 1856) griff darauf zu *gutturales veræ* und trat 1862 in Kuhns Zeitſchr. XI, S. 256 ff. gegen Lepsius' Benennung auf. Er ſagt daſelbst: „Der Name ſchin mir deshalb passend, weil *fauces* in der Regel den Schlundkopf, d. i. den Raum zwiſchen dem Kelkopf und Gaumenſegel bezeichnet, alſo den Raum, der ſich im Munde an den weichen Gaumen, wo die Gutturalen gebildet werden, nach hinten anſchließt und in welchen der Kelkopf, der eigentliche Bildungsort diſer Klasse, unmittelbar einmündet.“

Bei Plinius (11, 179, vgl. Lepsius a. a. O. p. 456) heißt es: *„summum gulæ fauces vocantur, extremum stomachus“* — *„gula* ist die Speiſeröre, an die ſich oben die *fauces,* der Schlundkopf, unten der Magen anſchließt.“ Bei Mondini heißt es: Post uvulam vero sunt fauces. Indes ist die heute in der Anatomie gebräuchliche Benennung des Raumes zwiſchen dem Gaumenſegel und den Eingängen in den Kelkopf und die Speiſeröre ſtatt des unbeſtimmteren lat. *fauces* allgemein das griech. *pharynx*.

Die Stellen der lateinifchen Grammatiker, welche die Bildung des *h* in die *fauces* legen, fcheinen Lepsius nicht vorgelegen zu haben, fonst würde er doch warfcheinlich nicht verfelt haben, fie neben den naturwissenfchaftlichen und medizinifchen Schriftftellern für feine Benennung '*faucales*' geltend zu machen. Was Lepsius anfürt, polemifirt im allgemeinen mer gegen die Benennung *gutturales* als dass es für *faucales* fpräche.

Ich habe dann in meiner Abhandlung über die lateinifche Benennung der Kelkopflaute (Zeitfchr. f. Sten. u. Orth. XI, 1863), entfprechend dem bei den Griechen feit Galen und bei den Neueren feit Sylvius und Vesal allgemein für den Kelkopf angenommenen Ausdruck *larynx*, vorgefchlagen, die im Kelkopf artikulirten Laute *laryngales* zu nennen. Brücke fowol wie Lepsius erklären, an dife Benennung gedacht zu haben, doch habe fie der Umftand davon abgehalten, dass man von *larynx* als Adjektiv das in der Anatomie und Medizin gebräuchliche *laryngeus* bilden müsse, was aber zu den Benennungen *labial, dental* etc. nicht gut passe. Dis Bedenken ist offenbar one alle Erheblichkeit; nichts in der Welt kann uns abhalten, von *larynx* und *pharynx* als Adjektiva *laryngal* und *pharyngal* zu bilden, und wem es mer Vergnügen machen follte, dafür *laryngeus* und *pharyngeus, laryngifch* und *pharyngifch* zu fagen, der könnte das ja immerhin tun.

P. Ackerman, Analyse physique des langues, Paris 1837, brauchte *laryngien* für die ftimmhaften Laute. Es heißt bei ihm: Voici le tableau des douces et des fortes correspondantes:

Nues ou fortes	k, r, l, t, ch, s, f, p
Laryngiennes ou douces	g, r, l, d, j, z, v, b.

Lepsius felbst erklärte mir nach dem Erfcheinen meiner Abhandlung von 1863, dass er bereit fei, die Benennung *laryngal* anzunemen; Rumpelt 1869, Winteler 1876, Grützner 1879 haben fie angenommen. Die Lepsiusfche Benennung *faucal* haben nur wenige angenommen, fo der große Linguist und Ethnograph Fridrich Müller, Grundriss der Sprachwissenfchaft.

Kräuter (Frommann D. M. VII) nennt die im Kelkopf gebildeten Laute einfach *guttural;* das ist an fich ganz gut und richtig, doch habe ich *laryngal* vorgezogen, weil dis mit keiner früheren Benennung kollidirt und weil in der Anatomie die gebräuchliche Benennung des Kelkopfs in der ganzen Welt nicht *guttur,* fondern *larynx* ist.

Sweet braucht: *glottal consonants.*

Evans, Phonetic Outlines, Spelling Experimenter II, gebraucht dafür besser: *glottidal.* Vgl. oben S. 79.

Sievers hat in ſeiner Konſonantentabelle [2]106, [3]127 als lezte Kolumne: Faukallaute: ʾ, ʿ, Flüsterénge, r[4]. Doch nennt er [3]119 bereits den *Spiritus lenis* den „faukalen oder *laryngalen* Verſchlusslaut", ſo dass *laryngal* auch bei ihm ſchon ein Plätzchen gefunden hat und wol noch weiter finden wird.

Rumpelt nannte 1869 die Laute, bei denen der hintere Teil der Zunge ſich dem Gaumenſegel nähert, *faucal,* doch ist dafür *velar* jedesfalls die unverfänglichere und näher ligende Bezeichnung.

Will man das Gebiet der Kelkopflaute ſcheiden in ein oberes und unteres (cf. Trautmann), ſo würden die laryngales dann zu teilen ſein in *glottidales* und *epiglottidales,* Stimmbänderlaute und Keldeckellaute.

Kräuter (Kuhn XXI, 62, Frommann VII, 311) ſtellte als *faucal* einen mit dem Gaumenſegel und der dahinter ligenden Schlundwand gebildeten Schlaglaut, den Trautmann nur als mitlautendes Nebengeräuſch gelten lassen will, auf. Ich würde dafür *velo-pharyngal* vorziehen.

Rumpelt u. a. gebrauchen *faucal* für das arab. Kaf, welches nach Wallin S. 56 und nach Prym und Socin zwiſchen der Hinterzunge und der Hinterwand des Pharynx artikulirt wird: Trautmanns Rachengebiet (vgl. Trautmann S. 200, 215). Ich würde die hier gebildeten Laute lieber *pharyngal* nennen. (Hellwag hatte das velare ch nach a, o, u „inter linguæ radicem et pharyngem" geſetzt und *pharyngeum* genannt.) Ellis 1848 nannte *k, g* etc. *pharyngal.* Will man die Velarlaute mit unter die Benennung *palatal* fassen, wie man von einem *palatum durum* und *molle* ſpricht, ſo würde für die am harten Gaumen gebildeten Laute noch ein beſonderer Name nötig, wofür der von Böhmer (Roman. Studien I, 1872) vorgeſchlagene *laminal* (nach der *lamina palatina*), der wol zu wenig Beachtung gefunden hat, ſich empfilt. Jedenfalls ſollte man den Missbrauch von *guttural* beſeitigen. Was Rumpelt S. 20 gegen die Benennung *palatales* ſagt, ist nicht durchſchlagend. Füren wir eine richtige Nomenklatur ein, ſo werden auch die Sanskritisten wol folgen. Nach der Artikulationsſtelle ergibt ſich in der Richtung von innen nach außen die Reihe: *laryngales, pharyngales, uvulares, velares, palatales, cacumi-*

nales, alveolares, dentales, labio-dentales, labiales, mit iren Unterabteilungen.

Man vergleiche zu diſer Einteilung die ſtomatoſkopiſchen Zeichnungen von R. Lenz, Zur Phyſiologie und Geſchichte der Palatalen, Kuhns Zeitſchr. Bd. XXIX. In der Einteilung ſchließt Lenz ſich nahe an Seelmann und Trautmann an.

Für die Einfürung deutſcher Benennungen ſtatt der Fremdwörter ist Trautmann beſonders tätig, doch ſind hier internationale Benennungen wol kaum entberlich.

Das hebr. *garon* = Kelkopf, als Sitz der Stimme, wird in der Septuaginta regelmäßig durch *λάρυγξ*, in der Vulgata durch *guttur* widergegeben. So Psalm 5, 10: *τάφος ἀνεῳγμένος ὁ λάρυγξ αὐτῶν.* — Sepulcrum patens est guttur eorum. Luther überſetzt dagegen: „Ir Rachen ist ein offenes Grab" und Römer 3, 13: „ir Schlund etc." De Wette, Hupfeld, Hengstenberg u. a. erklären: ire Kele (als Werkzeug der Rede, nicht des Verſchlingens. Vgl. Hengstenb. Psalmen I^2, 112. Hupf. Ps. I^2, 159). Weitere Stellen ſind Ps. 69, 4: *ἐβραγχίασεν ὁ λάρυγξ μου.* Raucæ factæ sunt fauces meæ (exasperatum est guttur meum). Conf. Bibl. Sacr. lat. ed. Tischendorf, 1873. Ps. 115, 7: *οὐ φωνήσουσιν ἐν τῷ λάρυγγι αὐτῶν.* Non clamabunt in gutture suo. — Ps. 149, 6: *αἱ ὑψώσεις τοῦ θεοῦ ἐν λάρυγγι αὐτῶν.* Exaltationes dei in gutture eorum.

Es kann bei der Anzal diſer Stellen kein Zweifel ſein, dass den Hebräern *garon,* den Griechen *λάρυγξ,* den Römern *guttur* eine feste und beſtimmte Benennung für den Kelkopf, als Werkzeug der Stimme, war.

Berichtigung.

S. 50, Z. 10 ſtatt *alſo* lis *als ſolcher.*
S. 78, Z. 3 v. u. ſtatt *Stimmlaut* lis *Stummlaut.*

Lexikalisches.

IV.

Über den Artikel Ich, sowie über einige andere Artikel verwandten Inhalts im Grimmschen Wörterbuch.

Vergleichen wir den Artikel Ich im vierten Band des Grimmschen Wörterbuchs mit anderen ähnlichen Artikeln, wie mit Du, Er, Es, Man, so werden wir nicht umhin können, diesen, wie das Titelblatt des betreffenden Heftes ausweist, zur Hälfte von Dr. H. Lucä, zur Hälfte von Dr. Moriz Heyne ausgearbeiteten Artikel als mehrfach verfehlt zu bezeichnen. Zwar ist auch, wenigstens gegen die Behandlung des Es (vgl. Archiv 1882, S. 197), mehreres einzuwenden; allein im ganzen genommen sticht doch die ebenso ansprechende als eingehende Fassung der erstgenannten Wörter gegen die dieses Reizes entbehrende Behandlung des so wichtigen Ich-Artikels auffallend ab. Dieser hat mehrere wesentliche Lücken und enthält verschiedene schiefe und halbwahre, ja sogar einige ganz falsche Behauptungen; er fordert dadurch die Kritik von selbst heraus. Lassen wir derselben freien Lauf.

Der Artikel behandelt zuerst die Formen und die Verwandtschaft des Wortes, sowie die Dialektformen. Hier wird auf alemannischem und bayerisch-österreichischem Gebiet die Form i oder î angeführt; es sollte aber auch die schwäbische Kürzung ĕ, wenn das Pronomen dem Verbum angehängt wird, erwähnt sein, z. B. glaub'ĕ, mein'ĕ = glaub ich, mein ich.

Beim Gebrauch des Wortes kommt unter 2) die Stellung des Pronomens zur Sprache. Hier lesen wir: Die Stelle des Pronomens bestimmen die in der Syntax vorgetragenen Regeln von dem Vorausgang oder der Nachfolge des Subjekts überhaupt. — Dies

wird durch Beispiele erwiesen, gegen welche nichts einzuwenden ist. Nun heifst es aber weiter: Wo der Hauptnachdruck auf dem Verbum ruht (wo gewünscht, gefordert, gefragt wird), in solchen Fällen scheint einleuchtend, dafs das Pronomen an Kraft verliere und nach dem Verbum seine Stelle finde. — Dabei ist nur übersehen, dafs der Nachdruck allein über die Stellung des Pronomens nicht entscheidet; ich kann, auch wenn es nachsteht, den Hauptnachdruck haben. Man liest z. B. Matth. 26, 22: Herr, bin ich's? — eine Frage, wie sie das Wörterbuch nicht erwähnt; Joh. 18, 6: Ich bin's. Bei Thu ich's oder Lafs ich's? trifft die Bemerkung des Wörterbuchs zu, aber nicht bei Thu ich's oder thust du's? Käme doch (nicht N. N. an die Reihe, sondern) ich! Dies sollte ausdrücklich hervorgehoben sein.

Als Ausnahmen von der gewöhnlichen Wortstellung habe ich mir angemerkt: Zuerst die Nichtinversion statt der Inversion (Umstellung) mit folgenden Belegen aus des Knaben Wunderhorn in der Reclamschen Ausgabe: Ins Jubelhorn ich stofse (statt: stofse ich) S. 227; bald ich erhub (statt: erhub ich) auch meinen Kopf S. 745; nach Reitersbrauch ich reite S. 308; ebenda: Gegen seinen Feind ich sage (= sage ich) heint, Seinesgleichen man nicht findt; S. 536 wie Georg von Frundsberg von sich selber sang: Mein Fleifs und Müh ich nie hab gespart. Vgl. noch im Nachsatz S. 712: Da ich nun ward mit ihm bekannt, ich ihn fragte; ebenda: dann ich ihn erst recht schaute an. — Bemerkenswert ist bei dieser Nichtinversion das jambische Versmafs der Belegstellen ebensosehr, wie das trochäische bei der zweiten Ausnahme von der gewöhnlichen Wortstellung, nämlich bei der Inversion (Umstellung) in Fällen, wo man die gewöhnliche Wortstellung, die Nichtinversion, erwartet.

Beispiele, in denen ich in gewöhnlicher Darstellung, wo von keinem Wunsch, keiner Frage, keiner Forderung die Rede ist und ich durchaus keinen Nachdruck hat, dem Verbum, zu dem es gehört, nachgesetzt wird, kommen nicht blofs in Volksliedern vor, wie die Beispiele der ersten Ausnahme; sie finden sich auch sonst, in gewählter Poesie und in Prosa. Das Wörterbuch führt S. 2019 b aus Uhland an: Ich stund auf einem Berge, ich sah ins tiefe Thal. Hingegen in O. L. B. Wolffs poetischem Hausschatz, erneuert von Oltrogge, S. 750 lesen wir den Anfang dieses Liedes: Stand ich auf hohem Berge, sah in den tiefen Rhein, sah ich ein Schifflein schweben; im

Wunderhorn S. 173 fast ebenso; bei Herder, Stimmen der Völker S. 167, freilich wieder: Ich steh auf einem hohen Berg, seh nunter ins tiefe Thal, da sah ich ein Schifflein schweben, darin drei Grafen saßen. Andere Beispiele aus dem Wunderhorn: S. 649 Bin ich das schön Dännerl (= Dienderl, Dirnlein) im Thal — so in sechs Strophen jedesmal am Anfang; der Schluß jeder Strophe lautet zur Abwechselung: Ich bin das schön Dännerl im Thal und bleib das schön Dännerl allemal. S. 313 in dem Lied vom Buchsbaum und vom Felbinger: Bin ich so fein, aus mir macht man die Kränzelein etc., zehnmal in diesem Lied, jedesmal zu Anfang einer Strophe. Aus Goethe, dem Dichter, der der Weise des Volksliedes am nächsten kam, führen wir an: Saß ich früh auf einer Felsenspitze, sah mit starren Augen in den Nebel etc. — Sah ich an das Kind und dachte heimlich etc. (Amor ein Landschaftsmaler). In dem Gedicht Morgenklagen lesen wir: Saß ich aufgestemmt in meinem Bette, schaute nach der halb erhellten Thüre. Auch bei Rückert findet sich diese Wortstellung. In dem Gedicht Hinausgeworfenes Geld sagt er: Schlief ich neulich in der Liebsten Hause; ferner im Gescheiterten Kuß: Bat ich lang das schöne störrige Adamsrippchen. Ein Hauptbeispiel aus einem Liede, das zum Volkslied geworden ist, aus des Malers Müller Soldatenabschied, lautet: Horch, die Trommel ruft zu scheiden; drück ich dir die weiße Hand. Die gewöhnliche Wortstellung in den genannten Beispielen wäre: ich stund, ich schlief, ich bat, ich drücke. Man kann diese Inversion in einigen Fällen, z. B. eben im Soldatenabschied, aus einem ausgelassenen *da* zu erklären versucht sein; ähnlich steht ja bei Herder: da sah ich ein Schifflein schweben, bei O. L. B. Wolff: sah ich ein Schifflein schweben. Aber in sehr vielen Fällen, namentlich im Anfang von Liedern (Stund ich etc.), paßt diese Erklärung nicht. Man kann also nur eine Umstellung annehmen. Oben haben wir als tieferen Erklärungsgrund das trochäische Versmaß dieser Gedichte genannt: das kurze und ausdruckslose ich ward dem Verbum mit seiner langen (hochtonigen) Silbe — es sind lauter einsilbige Verben — nachgesetzt. Aber auch im gemeinen Leben hört man oft: Geh ich neulich nach N. N., begegnet mir ein Bettler, bittet mich um eine Gabe, sag ich zu ihm u. s. w.

Vergleichen läßt sich, was das Wörterbuch unter Es (III, 1114) anführt. Es werden hier Fälle genannt, wo das Es ausgelassen sein

soll, z. B. Sah ein Knab ein Röslein stehn. Allerdings liest man in Herders Stimmen der Völker: Es sah ein Knab ein Röslein stehn Man könnte daher meinen, Goethe habe einfach das Es weggelassen; wenn er aber fortfährt: Lief er schnell, es nah zu sehn, so kann doch hier kein Es ausgelassen sein; dann ist aber gewiſs auch im Anfang des Liedes die „lebendige Umstellung“ anzunehmen, die v. Löper im vierten Vers bei Goethe mit Recht findet. Kann man doch auch die oben bei Ich angeführten Beispiele nicht durch ein ausgelassenes Es erklären. Es sah ich, es stund ich wäre ja ganz undeutsch, ebenso undeutsch wie: es lief er schnell, es anzusehn etc. Zu den vom Wörterbuch unter Es angeführten Beispielen füge ich noch hinzu: Schweigt der Bruder — reiſst sich los der ungestüme Bruder — in Goethes gleichfalls trochäischem Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga (aus dem Morlackischen). Das Grimmsche Wörterbuch meint, in solchen Beispielen fehle augenscheinlich es. Mein Sprachgefühl entscheidet für die Umstellung, wiewohl ich noch in dem Aufsatz Lexikalisches im Archiv 1882, S. 198 mich durch J. Grimms Autorität habe bestimmen lassen, in den von ihm angeführten, „im Balladenton“ gehaltenen Beispielen die Auslassung des es anzunehmen, mit der ebenda begründeten Ausnahme eines aus Goethes Zauberlehrling genommenen Beispiels, das nicht zum Balladenton gehört. Man mag sich auf die Weglassung der persönlichen Fürwörter: ich (siehe unten), du, er berufen und sagen, um so mehr könne das bedeutungslose, bloſs einleitende es weggelassen werden. Ich will und kann meine Ansicht niemandem aufdrängen. Die Umstellung bei ich hat mich zu ihr geführt. Zu weiterem Nachdenken empfehle ich das an Beispielen reiche Gedicht Wilh. Hauffs: Entschuldigung (1, 62). Eine Menge Beispiele liefern ferner die in trochäischem Versmaſs gehaltenen Volkslieder der Serben, metrisch übersetzt von Talvj. Aus dem ersten Bande, der mir allein vorliegt, führe ich an S. 6. 7. 9. 10. 12. 17. 20. 22. 23. 26. 28. 33. 35. 43. 51. 52. 53. 55. 59. 60. 61. 68. — 115. 122. 123. 147. 172. 184. 197. 228. 249. 253. Bald findet sich diese Umstellung am Anfang eines Liedes, z. B. S. 6: Sangen all die Nacht zwei Nachtigallen, vor dem Fenster des verlobten Mädchens. S. 9: Wäscht ihr schönes Angesicht das Mädchen und sie spricht, die holden Wangen netzend; bald mitten im Lied oder doch nach dem Anfang, z. B. 10: Auf der Wiese unterm Ahorn rieselt die Quelle; kommt daher ein junges

Mädchen, Wasser zu schöpfen. S. 12: Wohl hat mich gar grofses Leid befallen: hatt ich eine gar geliebte Hindin, in den Wald ging neulich sie nach Wasser, ging dahin, allein sie kam nicht wieder! In jenem Beispiel könnte man die Auslassung von da annehmen; aber beim Anfang eines Liedes ist dies unmöglich. Ist sodann bei diesem Beispiel: Hatt ich etc. unmöglich ein es ausgelassen, warum wollen wir bei anderen Beispielen eine solche Weglassung (Ellipse) annehmen? Am klarsten für unsere Ansicht spricht die Stelle S. 17: Tochter, nimm den Ziegenhirten, wird dir's gut da werden. Wie ist es möglich, hier ein ausgelassenes es anzunehmen? da hätten wir ja das es zweimal. Nur noch ein Beispiel. S. 20: Schmückte mit Laub im Wäldchen sich, Bruder und Schwester waren drin, Sprach zu dem Bruder die Schwester so: Bruder, was kamst so lang du nicht? Offenbar sind die beiden Fälle auf dieselbe Weise zu erklären, nicht durch Auslassung von es oder da, sondern durch einfache Umstellung.

Doch dies sind dichterische Beispiele. Was die Prosa betrifft, so bemerkt das Wörterbuch unter Es, nicht nur die Prosa des 15. und 16., sondern auch noch die des 17. Jahrhunderts liefere hin und wieder Beispiele, z. B. Sprach der Prior (in Ettners Hebamme) statt: es sprach. Merkwürdig, dafs hier nicht auch vom 18. und 19. Jahrhundert Proben gegeben werden. Ich führe an: K. Gerocks Predigten 1, 83: Kamen einst Missionäre in ein Heidenland. B. Auerbachs Schatzkästlein 2, 2: Kommt einmal gegen Abend in einer Stadt in Deutschland ein Fremder mit Extrapost an etc. 2, 44: War ein Mann bös mit seiner Frau. 2, 49: Probierte es aber doch wieder einmal ein Fürst. Sehr häufig bei Auerbachs stilistischem Vorbild, bei Hebel, z. B. in der Erzählung: Gute Antwort (2, 162 der Ausgabe von Karlsruhe, Müllersche Hofbuchhandlung, 1853): Wer ausgiebt, mufs auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirtshaus vorbei etc. 2, 137: Fragt der Neunte. — Fragt der Zehnte. 3, 35 f.: Folgt daraus. — Fragt sich nun. — Fragt sich nun drittens. — Folgt daraus. 3, 95: Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen ein Handwerksbursche. 3, 108: Springt der Furtwanger herbei und giebt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her etc. und geht ein zweites Franzosengesicht auf etc. Giebt ihm der Furtwanger auch einen Stich etc. — 3, 137: Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf

(freilich nicht in einer Erzählung, sondern als Aufschrift einer Erzählung, daher von zweifelhaftem Wert).

Nur noch zwei Beispiele, ein poetisches und ein prosaisches. Justinus Kerner: Waren einst vier lust'ge Brüder, hatten nur gezecht, gelärmt. Theodor Mügge, Leben und Lieben in Norwegen. Vier Novellen aus dem norwegischen Volksleben 1, 134: Heut, sagte Hvaland, wird es wild genug hergehen. Sind viele Lappen gekommen, mehr als ich lange Zeit beisammen gesehen habe.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Artikel zurück. Hier lesen wir S. 2019 b die Behauptung, wegen der epischen Objektivität pflege der epische Dichter von seinem Ich zu schweigen oder es nur s e l t e n zur Sprache zu bringen, während der lyrische Dichter es immerdar auf der Zunge habe und, ohne doch ein Gewicht darauf zu legen, sich gerne damit einführe. — Schielend, wie oben das s c h e i n e n, ist hier das s e l t e n. Ist es im Sinn des Artikels ein Fehler, wenn der Epiker von seinem Ich redet, ein Fehler, den man ihm im übrigen nachsieht, wenn er nur nicht zu oft vorkommt, während freilich derjenige Epiker der beste wäre, der gar nie von sich selbst spräche? Gehört z. B. die Erwähnung des Ichs, wenn sie sich bei Homer finden sollte, zu den Fällen, wo nach Horaz der Gute einnickt? Sollte dies der Sinn sein — und nach dem Wortlaut, sowie nach der Vergleichung mit dem Lyriker mufs es sich so verhalten —, so müfsten wir eine solche ästhetische Feinschmeckerei aus dem einfachen Grunde zurückweisen, weil sie sich durch die Betrachtung der berühmtesten Epen von selbst widerlegt. In der Ilias tritt gleich im Anfang das Ich des Dichters, wenigstens indirekt, entschieden hervor, sofern er die Göttin, deren Werkzeug er ist, auffordert, den Zorn des Achilleus, das Thema des ganzen Gedichts, zu besingen. Eine direkte Anrede der Musen mit Nennung des eigenen Ichs und scharfer Unterscheidung desselben von den begeisternden Göttinnen haben wir Il. 2, 484—492; ferner 14, 508. 16, 113—115. Aus der Odyssee gehört hierher der Anfang 1, 1—10, wo das Ich des die Muse anrufenden Dichters bestimmt genannt wird. Wäre das Nennen oder Verschweigen des Ich der Mafsstab für die Beurteilung eines Epos, so stünde die Odyssee höher als die Ilias, was durchaus nicht unmöglich ist, aber einen anderen Grund haben müfste. In der Äneis nennt Virgil I, 1. 8 sich selbst; vergl. ferner die Anrufungen 6, 264 ff. 7, 37—45. 9, 446. Aus Ovids

Metamorphosen können wir den Anfang und den Schlufs anführen: Di coeptis adspirate meis. Jamque opus exegi etc.

Gehen wir zu den deutschen Epen über. Wir berücksichtigen die Nibelungen, Gudrun, Klopstocks Messias, Goethes Hermann und Dorothea. Die Nibelungen enthalten keine Anrufung der begeisternden Gottheit, wohl aber wendet sich das Ich des Dichters häufig an den Leser, so z. B. am Schlufs des 16. Abenteuers:

> Von demselben brunnen, dâ Sîvrit wart erslagen,
> solt ir diu rehten märe von mir hören sagen:
> vor dem Otenwalde ein Dorf lît, Otenhein,
> Da vliuzet noch der brunne, des ist zwîvel dehein.

Im 24. Abenteuer (nach Simrock v. 1417, bei Holtzmann 1510)

> Wer der Volker wäre, daȥ wilch iuch wiȥȥen lân.

Noch die zwei letzten Strophen des Heldengedichtes fangen an: Ine kann iuch niht bescheiden. — Ine sage iu nu niht mêre etc. — Ähnliche Stellen, wiewohl nicht so viele wie in der Ilias, liefsen sich aus der Gudrun, der deutschen Odyssee, anführen. Sie enthält nicht so viele Wiederholungen, nicht so breite und ausführliche, mit aller Umständlichkeit vorgetragene Schilderungen, wie die Nibelungen; sie ist knapper und gedrängter und gleicht auch darin der Odyssee in ihrem Verhältnis zur Ilias. Hierin scheint mir der Grund zu liegen, warum das Ich des Dichters in beiden Epen zurücktritt.

Noch viel subjektiver gehalten ist das grofse Epos, mit dem sich eine neue Periode der deutschen Litteratur eröffnet, Klopstocks Messias. Mag man auch sagen, das gerade sei der Hauptfehler dieses Epos, dafs es zu lyrisch sei, dafs es nicht die ruhige, gegenständliche Haltung des Epos habe — es ist nun einmal ein klassisches Werk, die relative Berechtigung des Ichs im Epos ist schon im Obigen nachgewiesen, und die Art und Weise, wie das Ich in der Messiade hervortritt, mufs aus Klopstocks eigenstem Wesen begriffen werden. Zuerst die Beispiele. I, 1 ff. legt die Vergleichung mit Homer, namentlich Il. 2, 484 ff. nahe. Beide Dichter fühlen sich für den Gegenstand ihres Gesanges zu schwach und unzulänglich; sie bitten daher eine höhere Macht um Beistand, Homer die Muse (Musen), Klopstock den Geist Schöpfer, den er von seinem eigenen Ich ebenso streng unterscheidet, wie Homer dies in betreff der Musen thut. Ferner gehören hierher III, Anfang. VIII, 1 ff., wo Klopstock die Sionitin bittet, ihn ins Allerheiligste zu führen — mit der daran geknüpften Betrachtung; X, 1—14, wo der Dichter ein förmliches Gebet

an Christus mit Ich und Du richtet; endlich XI, 1—21. Dies sind zwar nicht besonders viele Stellen, aber sie sind um so ausführlicher und pathetischer gehalten. Aus diesen Stellen und noch mehr aus dem Gedicht: an den Erlöser, das ihm nach Vollendung seines grofsen Werks entströmte, ersieht man, dafs er an seinem Gegenstand lebendigen Herzensanteil nahm und Christum, den Mittler des neuen Bundes, als seinen eigenen Mittler und Versöhner verehrte. Wenn er daher sich selbst nennt, so thut er dies nicht nach Laune und Willkür, sondern in dem Bewufstsein, dafs er ein Thema von göttlichem Inhalt zu besingen unternommen habe. Homer ist freilich auch deshalb objektiver, weil er nirgends Partei nimmt, weder für Troja gegen Griechenland, noch umgekehrt. Obgleich man ihm den Griechen anmerkt, hat er doch auch Troer (Hektor, Andromache) edel gezeichnet. Der Streit lag weit hinter ihm und berührte seine Persönlichkeit nicht. Klopstock aber ist bei seinem Thema persönlich beteiligt; er weifs, dafs der Messias auch für ihn gestorben ist; er nimmt daher entschieden Partei für ihn und gegen die Mächte der Finsternis mit ihren Dienern. Was in ästhetischer Hinsicht vielleicht — vielleicht ein Gebrechen ist, wird für gleichgesinnte Leser zu einem Vorzug.

Unter den neueren epischen Gedichten wird mit Recht Goethes Hermann und Dorothea die gröfste Ähnlichkeit mit Homer nachgerühmt. Kommt es auf den Gebrauch des Ich an, so ist diese epische Idylle, dieses idyllische Epos noch homerischer als Homer selbst. Sein Ich tritt nur zweimal, aber indirekt, wie wir's auch bei Homer finden, hervor, nämlich (vergl. das Grimmsche Wörterbuch II, 1466, unter Du) in den zwei Versen:

Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest (Klio 307).
Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest (Klio 310).

Das Gedicht trägt in seinen Gesängen die Namen der neun Musen, aber nur im Anfang des letzten Gesanges redet der Dichter die Muse an, doch so kurz als möglich und ohne die scharfe Unterscheidung zwischen sich und der ihn begeisternden Macht, wie wir sie sogar bei Homer finden. Die Musen selbst scheinen nicht durch den Dichter, sondern für sich selbst, eine nach der anderen, mit schöner Stimme zu singen. Im ganzen Gedicht kein einziges Ich vom Dichter.

Wir haben also gesehen, dafs allerdings das Ich des Dichters im Epos seltener auftritt, ja ganz wegbleiben kann, dafs aber gerade

die berühmtesten Epen des Altertums, des Mittelalters und der neuesten Zeit das Ich keineswegs ausschliefsen, vielmehr die Dichter gerade in den wichtigsten Abschnitten ihrer Werke, am Anfang, in der Mitte, am Schlufs feierlich und inbrünstig sich an die Gottheit wenden und sie um Begeisterung und Erleuchtung ihres Ichs anflehen, dafs auch in den genannten mittelalterlichen Epen, wo keine Gottheit angerufen wird, die Dichter mitten in der breiten Umständlichkeit der epischen Erzählung gerne mit ihrem eigenen Ich gemütlich hinter dem Vorhang hervortreten und den Leser anreden.

Schon oben wurde das Urteil des Artikels über das Ich in der lyrischen Poesie angeführt. „Wenn das epische Gedicht, so lautet die ganze Stelle, um so vollkommener ist, je reiner und ungetrübter das Objekt desselben hervortritt, je weniger sich die Subjektivität des Dichters bemerklich macht, ist das lyrische, in welchem Subjekt und Objekt zusammenfallen, um so lyrischer, je subjektiver es ist, je mehr es uns an den Dichter gemahnt und was sein Inneres bewegt zur Anschauung bringt. Daher pflegt denn auch der epische Dichter von seinem Ich zu schweigen oder es nur selten zur Sprache zu bringen, während der lyrische es immerdar auf der Zunge hat und, ohne doch ein Gewicht darauf zu legen, sich gerne damit einführt. Unzählige Lieder beginnen mit dem Pronomen, ohne dafs eben ein Nachdruck darauf läge; einfach weist es nur auf die Quelle hin, aus welcher das Lied geflossen ist. Und wenn die folgende Auswahl von Belegen sich den Vorwurf der Willkür (wie wäre hier das Rechte zu treffen?) gefallen lassen mufs, so ist die Häufigkeit der Erscheinung doch irgendwie anschaulich zu machen.“

Nun kommen mehrere Belege, hauptsächlich aus Volksliedern, aus Gesellschaftsliedern, aus Liebesliedern, aus geistlichen Liedern. Dann fährt der Artikel fort:

„Während bei Schillern, abgesehen von seinen Rätseln und Epigrammen, kein lyrisches Gedicht mit ich zu beginnen scheint, hat das Pronomen bei Goethe, den Diwan ausgenommen, ganz wie im Volkslied, häufig genug die erste Stelle.“

Darauf ist zu antworten:

1) Das Hervortreten des Ich in der Lyrik ist hier ebenso auf die Spitze getrieben, wie sein Zurücktreten im Epos. Es ist lyrische Feinschmeckerei, wenn man, wie aus den Belegen des Artikels erhellt, das einfache Lied als den vollkommensten Ausdruck der Lyrik an-

sieht. Darin ist freilich Goethe gröfser als Schiller. — Im einfachen Lied hat der Dichter das Ich mehr auf der Zunge als in der Lyrik der Begeisterung und in der Lyrik der Reflexion, wie ich nach R. Gottschalls Poetik unterscheide. Es handelt sich aber nicht darum, dafs der Lyriker das Ich recht oft anbringt, es immer auf der Zunge hat; dann wäre z. B. Goethes Harzreise an Gehalt niedriger als z. B. Schäfers Klagelied; es ist genug, dafs die Stimmung des Ich aus seinem Herzen heraustönt und das Gedicht durchdringt.

2) Wie will denn der Artikel Lieder erklären, in denen gar kein ich vorkommt, z. B. Wer nie sein Brot mit Thränen afs oder Geistesgrufs von Goethe oder von demselben Wonne der Wehmut oder Beherzigung oder Gesang der Geister über den Wassern?

3) Ob ein Gedicht mit ich anfängt oder nicht, ist für seinen lyrischen Wert ganz gleichgültig. Beispiele, namentlich aus Goethe, finden sich überall; ich nenne nur eins: Heifst mich nicht reden, heifst mich schweigen. Die Aufzählung der mit ich anfangenden Lieder ist ganz überflüssig, weil dieser Umstand überhaupt Nebensache ist.

4) Zwei Rätsel von Schiller fangen mit ich an. Dies ist aber Personifikation, und diese zwei Fälle gehören nicht hierher, wo von dem Ich des Dichters die Rede ist, ebensowenig als die zwei Epigramme in der Abteilung: Die Philosophen, wo das am Anfang stehende Ich zur Schilderung der Philosophie von Cartesius und Fichte verwandt wird. — Ein Schillersches Lied beginnt wirklich und „scheint“ nicht blofs damit zu beginnen, mit ich, nämlich die Männerwürde. Übrigens haben nicht wenige Gedichte Schillers bald nach dem Anfang das Ich oder das Mir oder Mich, z. B. die Resignation und der Spaziergang. Gewifs liegt es oft nur am Versmafs, dafs ein Gedicht so oder anders anfängt.

5) In Goethes Diwan endlich finden sich zwei Gedichte, die mit ich anfangen, nämlich: Ich möchte dieses Buch wohl gar zusammenschürzen, und: Ich sah mit Staunen und Vergnügen eine Pfauenfeder im Koran liegen; aufserdem zwei, bei denen das Ich am Anfang hinzugedacht werden mufs: Sollt einmal nach Erfurt fahren, und: Zerbrach einmal eine schöne Schal.

Das Wörterbuch hätte aber auch das Ich im Drama berücksichtigen und hervorheben dürfen, dafs das Ich des Dichters hier, ausgenommen den Prolog und die Parabase, durchaus keine Stelle hat, dafs aber die im Drama auftretenden Personen im Monolog

bald ich, bald du zu sich sagen. Oft wechselt in einem und demselben Monolog ich mit du. Die Rede wird durch diesen Wechsel sinnlicher, ausdrucksvoller, der dichterischen Auffassung wie der Volkssprache angemessener. In den altklassischen Sprachen ist dieses du nicht üblich, wohl aber in den romanischen. Wie ich mit du im Monolog wechselt, sieht man gleich aus dem Anfang von Goethes Faust: Habe nun ach u. s. w. — Weh, steck ich in dem Kerker noch? — Und fragst du noch, warum dein Herz etc. — Flieh (fliehe du). — Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück erfrischend mir durch Nerv und Adern rinnen etc. und so immer ich bis zum Schlufs des Monologs. Ebenso wechseln Ich und Du im zweiten Monolog nach Wagners Abgang. Gewifs hat Goethe seine guten Gründe gehabt, warum er mit den Anreden Fausts an sich selbst wechselt. Der Artikel Du unterscheidet: „Angemessener scheint Ich, wenn von einem raschen Handeln die Rede ist, Du bei ruhiger Betrachtung.“ Ob diese Unterscheidung richtig ist, steht sehr dahin. Ich möchte eher das Gegenteil behaupten, dafs in ruhiger Betrachtung, wo der Mensch sich in sich selbst versenkt, das Ich seinen Platz hat, hingegen, je leidenschaftlicher und pathetischer das Selbstgespräch wird, um so mehr ich in du übergeht. Das Ich spaltet sich in zwei Teile; das erste Ich ruft dem zweiten etwas zu, sucht auf dieses einzuwirken, es mit sich fortzureifsen. Vergl.:

> Ein Feuerwagen schwebt auf leichten Schwingen
> Auf mich heran! Ich fühle mich bereit,
> Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,
> Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
> Dies hohe Leben, diese Götterwonne!
> Du, erst noch Wurm, und die verdienest du?

Die Rede wird nun immer pathetischer, die Betrachtung verwandelt sich in einen Vorsatz, das Präsens in einen Imperativ:

> Ja kehre nur der holden Erdensonne
> Entschlossen deinen Rücken zu! etc.

Zur Bestätigung meiner Auffassung führe ich aus dem Artikel Du die Stelle aus Goethe an:

> Ach, denkt das Veilchen, wär ich nur
> Die schönste Blume der Natur,
> Ach! nur ein kleines Weilchen —

u. s. w. bis zum Schlusse des Liedes.*

* Der ganze Abschnitt vom Ich im dramatischen Monolog ist mit wenigen Erweiterungen aus meinem Aufsatz: Über die deutschen per-



Wie schon bemerkt, führt der Artikel auch ein paar geistliche Lieder an, die mit ich anfangen. Zu bemerken ist auch hier, daſs für die Fülle und Tiefe des religiösen Lebens es gleichgültig ist, ob ein geistliches Lied mit Ich anfängt oder nicht. Unter den 651 Liedern des württembergischen Gesangbuches fangen nur 41 mit ich an. Viele Lieder, die so anfangen, sind höchst gehalt- und geistlos, z. B. das an Ichen so reiche: Ich sterb im Tode nicht etc.; dieses wegen seiner Nüchternheit berüchtigte Lied steht in dem Griesingerschen Gesangbuch; hingegen hat unser jetziges württemb. Gesangbuch ein anderes Ichlied, das an Nüchternheit und rein verstandesmäſsiger Betrachtung seinesgleichen sucht, nämlich Nr. 298: Wer bin ich? welche wicht'ge Frage! Dieses Lied ist eigentlich nur gereimte Prosa. Das Vorherrschen des Ich ist für die geistlichen Lieder der sog. Aufklärungsperiode oder des Rationalismus kennzeichnend. Man darf aber nicht übersehen, was schon geschehen ist, daſs die Ichlieder zum Teil christlichen Geist und Gehalt haben. Es kommt eben darauf an, ob das Ich eines geistlichen Liedes ein bloſs individuelles, sich in sich selbst zurückziehendes, vom Gesamtglauben und Gesamtleben der Kirche mehr oder weniger abgelöstes, oder ob es ein damit eng zusammenhängendes Ich und das Lied, das ihm entströmt, aus dem religiös-kirchlichen Gesamtbewuſstsein herausgedichtet ist. Als Grenzscheide des subjektiven und objektiven Kirchenliedes gilt in der Regel Paul Gerhards geistliche Lyrik. Mit Recht sagt L. D. Greiner, Unser Schul-Liederschatz S. 392 von ihm: Gerhard ist kein eigentlich objektiv-kirchlicher Sänger; er dichtete in der Hauptsache aus persönlichem Bedürfnis; seine Lieder tragen ein individuelles Gepräge an sich und sind Zeugnisse von dem, was er gerade erfahren, er gerade gedacht und empfunden hat. Daher ist auch ihre vorherrschende Sprache nicht das kommunikative „Wir“, sondern das singuläre „Ich“ (16 Lieder fangen so an — von den 120, die er hinterlassen hat). Aber das Individuelle ist doch auch ein Allgemeines; seine Lieder sind daher subjektiv und objektiv zu nennen.

Unter Du lesen wir II, 1464: Das höchste Wesen, Gott, Christus,

sönlichen Fürwörter als Formen der Anrede — in den Neuen Blättern aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht, herausgeg. von Dr. C. Burk, Oberkonsistorialrat in Stuttgart, und G. Pfisterer, Seminarrektor in Eſslingen, 12. Jahrgang, 1883, 3, S. 153—178 — genommen.

den heiligen Geist reden wir nur Du an, auch wenn wir Herr, Vater, Erlöser zu ihm sagen. Für diese ganz richtige Behauptung führt das Wörterbuch keinen Beleg an, was an und für sich nicht zu tadeln ist, denn jedes Gebiet und die meisten geistlichen Lieder — es müſste denn von einer göttlichen Person in der dritten Person die Rede sein — dienen zum Beweis. Merkwürdig ist aber, daſs manche geistliche Lieder mit Er anfangen, um gegen den Schluſs, je feuriger die Betrachtung wird, in die Anrede mit Du überzugehen, eine Beobachtung, die unserer Bemerkung über Ich und Du im Monolog zu statten kommt. So in Gellerts Lied: Gott ist mein Lied! Er ist der Gott der Stärke — Er ist um mich — er ist mir nah — Nichts, nichts ist mein, das Gott nicht angehöre. Herr, immerdar soll deines Namens Ehre, Dein Lob in meinem Munde sein. Du tränkst das Land — Ist Gott mein Schutz etc. — Ferner: Wie groſs ist des Allmächt'gen Güte .... O Gott, laſs deine Güt und Liebe mir immerdar vor Augen sein etc. Ähnlich in Klopstocks: Preis dem Todesüberwinder; in Neumeisters: Gott macht ein groſses Abendmahl, besonders in Tersteegens: Gott ist gegenwärtig. Der umgekehrte Fall, daſs nämlich das Du ins Er übergeht, wird selten sein. Einen Beleg aus einem wirklich tieferen und gehaltvollen geistlichen Liede weiſs ich nicht anzuführen, nur aus dem württemb. Gesangbuch 341: Wie mächtig spricht in meiner Seele, Herr, deine Stimme voller Huld — Sein Dienst ist Leben meiner Seele u. s. w. — Daſs aber auch ein geistliches Lied, das von Gott oder Christus immer nur in der dritten Person redet, voll von tiefer Empfindung sein kann, sieht man aus Rambachs: Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehen, und aus Gredings: Der am Kreuz ist meine Liebe.

Das menschliche Ich wird dem göttlichen Du oft schlagfertig gegenübergestellt, z. B.: Ich bin in Dir, mein Gott, zufrieden etc. Besonders anziehend ist die Gegenüberstellung des Ich und Du bei Tersteegen in dem schon angeführten Liede: Gott ist gegenwärtig! — Meer ohn Grund und Ende, Wunder aller Wunder, ich senk mich in dich hinunter! Ich in dir, du in mir! Laſs mich ganz verschwinden, dich nur sehn und finden! Die Art und Weise, wie in dieser Strophe das Wesen Gottes und das Versinken des Menschen in Gott beschrieben wird, könnte pantheistisch scheinen; daſs sie es nicht ist, zeigen die folgenden Strophen. Das Ich dieses Liedes will nicht ganz in der Gottheit auf- oder untergehen; der Verfasser denkt nicht, wie

Arnold in dem Liede: O wer alles hätt verloren —: O wer gänzlich wär ertrunken in der Gottheit Ungrundsee!

Das Wörterbuch fährt unter Du (II, 1464) fort: Ebenso reden wir geisterhafte Wesen, gute und böse, Engel und Teufel, Tod, Kobold und Hexe, auch die heidnischen Götter nur mit Du an. Dies ist ebenfalls richtig; doch benutze ich diese Gelegenheit, um auf die unrichtige Erklärung des Ausdrucks Geistweise unter diesem Artikel (IV, 2795) aufmerksam zu machen. Hildebrand erklärt: auf Geistesart, im Geist u. ä., in und nach dem Geist, nicht bloſs nach dem Buchstaben. Bei der aus O. Francks Chronika angeführten Stelle trifft diese Bedeutung zu. Nun fährt aber Hildebrand fort: Es muſs geläufig gewesen sein, denn als Nachklang zeigt sich ein schwäbischer Gebrauch: geistweis z. B. mit einem Fremden reden, wenn man nicht durch du, er, sie, ihr mit ihm spricht, sondern vermeidend und umschreibend: sind wir auch schon da? schon lange hier? ist man auch schon hier gewesen? Schmid, Schwäb. Wörterbuch 226: nicht buchstäblich und geradezu, nur auf geistigem Umweg. Daher auch folgendes: Im Gastzimmer fanden sich viele junge Bürger von Heidelberg ein ... ich weiſs nicht, wer mich erkannt hatte, doch lieſsen sie bei aller Erregtheit mich ruhig, und nur geistweise wurde ein Hoch auf Arndt, Uhland und andere deutsche Dichter ausgebracht. L. Uhland, Eine Gabe für Freunde S. 852, brieflich vom 28. März 1818; vgl. auch geistlich 1 d, allegorisch, mystisch. — Das Wort war freilich früher geläufig, aber mehr mündlich als schriftlich. Nach einer Hauptregel der sogenannten Rockenphilosophie darf man mit einem Geist (Gespenst) nicht geradezu mit persönlicher Anrede sprechen, sondern indirekt, auf Umwegen, mit dem unpersönlichen Man, also nicht fragen: was hast du, sondern: was hat man, was hat die arme Seele bei Leibes Leben gethan, daſs man jetzt gehen (umgehen, laufen) muſs? Daher kommt der Ausdruck: geistweise mit einem reden, z. B. wenn man nicht weiſs, ob man mit der betreffenden Person Du und Du ist oder nicht. Sonderbar, daſs der Ulmer Prälat Schmid, der am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts lebte, diesen Umstand nicht gewuſst hat. In Schwaben giebt es Geisterhäuser („Geisterhaus“ fehlt im Wörterbuch). Wer, wie Schreiber dieses, in einem solchen Hause, in dem es spuken soll, aufgewachsen ist, der wird die obige Regel und den genannten Ausdruck oft gehört haben.

Doch kehren wir zu dem Artikel Ich zurück. Man sollte meinen, dieser Artikel werde nun zu den verschiedenen Bedeutungen und Anwendungen des ich übergehen und mit dieser Abteilung den substantiven Gebrauch von Ich (das Ich) zusammennehmen, wie er sich nachher unter IV in sieben Unterabteilungen angegeben findet. Eigentlich hätte freilich die Angabe der Bedeutungen und Anwendungen des Ich sich am besten gleich an I: Formen und Verwandtschaft angeschlossen. Statt dessen fährt das Wörterbuch unter II fort:

3) „Diesem wenig betonten ich gegenüber wird das Pronomen mit Nachdruck gesagt und betont" — in neun Fällen, die nacheinander abgehandelt werden. Dafs nun das Ich in II, 2 auch recht wohl betont sein kann, wurde oben nachgewiesen. Als erste Art der Verstärkung wird angegeben: a) wenn es wiederholt wird, und zwar unmittelbar aufeinander folgend. Hier werden zuerst vier Stellen aus dem alten Bund angeführt, Jes. 43, 11. 25. 51, 12. Hos. 5, 14. Die Bemerkung, die sich nicht findet, lag nahe, dafs im N. T. diese Wiederholung nicht vorkommt, auch nicht die Bekräftigung durch das nachfolgende: und keiner mehr oder und kein anderer, eine Bekräftigung, die nicht, wie man nach 3, d glauben sollte, ein vorausgehendes Gerade bei ich voraussetzt. Diese Formen der Bekräftigung im A. T. hängen ohne Zweifel mit dem grofsen Ernst und feurigen Eifer zusammen, mit dem die Verehrung des einen Gottes eingeschärft wurde.

Unter den Zusätzen zu ich vermifst man: Ich für meinen Teil, und: Ich für meine Person. — Unter h) wird bemerkt: Ich als Prädikat des Satzes, und als Belegstelle wird angeführt: Was fürcht ich denn? mich selbst? sonst ist hier niemand. — Richard liebt Richard, das heifst: ich bin ich. Richard III. 5, 3. — Wozu aber hier einen Beleg aus dem englischen Dichter? Aus Goethe bieten sich die denselben Egoismus atmenden Worte des vergötterten Waldteufels (Satyros) dar: Mir geht in der Welt nichts über mich; denn Gott ist Gott und ich bin ich.

Unter 4) wird die Zusammenstellung mit selbs, selbst, selber betrachtet und durch Beispiele belegt. Über Ich selbst im Gegensatz zu Ich vergl. Herder, Gedichte (Litteratur und Kunst 3, 61), wo unter Selbst zu lesen ist: Vergifs dein Ich; dich selbst verliere nie. Herder unterscheidet haarscharf zwischen ich und ich selbst oder dem Ich und dem Selbst. Das Wörterbuch fafst

aber bloſs die allerdings sehr häufigen Fälle ins Auge, wo selbst zur Verstärkung des ich dient, wobei nur nicht abzusehen ist, warum diese Verstärkung nicht zu dem unmittelbar Vorhergehenden gezogen, sondern durch eine neue Nummer davon abgetrennt worden ist. Die Zusammenstellung von ich und ich selbst mit „das Ich" und „das Selbst" bei Herder und anderen Schriftstellern ist der klarste Beweis für die Richtigkeit unserer Behauptung, daſs die Bedeutungen von ich mit den Bedeutungen des substantivischen Ich zusammengestellt sein sollten.

Merkwürdigerweise übersieht der Artikel, daſs ich durchaus nicht immer die eine Bedeutung der gegen alle anderen Persönlichkeiten abgegrenzten, sich von ihnen unterscheidenden und sich in sich selbst erfassenden Persönlichkeit hat, daſs es im Gegenteil oft geradezu für Wir oder Man oder für Mensch überhaupt gesetzt wird. Im Gespräch mit anderen und noch mehr mit sich selbst erscheint sich der einzelne Mensch als Vertreter einer gröſseren Mehrheit oder gar der ganzen Menschheit. Beispiele finden sich überall. Ich nenne nur: Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, sind ihre Kräfte nicht die meine? Ich renne zu und bin ein rechter Mann, als hätt ich vierundzwanzig Beine (Faust). Hier ist ich ganz = einer, man. Der Artikel selbst führt ein Beispiel aus Hebel in einem anderen Zusammenhange an. Die Stelle lautet: Ich weiſs, daſs mein Dasein oder Hingang, ich, das schwache Erdengebilde, an ihrem (der Vorsehung) Plan oder Gang nicht irre machen kann. Oft wechseln wir und ich, z. B. in Kants Kritik der reinen Vernunft, 3. Aufl., S. 832 u. 833. Kant redet hier von dem Versuch, ob reine Vernunft aus dem Gesichtspunkte ihres praktischen Interesses nicht dasjenige gewähren könne, was sie uns in Ansehung des spekulativen ganz und gar abschlage. — „Alles Interesse meiner (könnte auch heiſsen: unserer) Vernunft vereinigt sich in folgenden drei Fragen: Was kann ich wissen? was soll ich thun? was darf ich hoffen?" (dafür könnte es auch heiſsen: Was kann der Mensch etc.?). Das Wir in diesem Abschnitt ist bald das Wir des Schriftstellers, der statt ich sagt wir, eine Eigentümlichkeit des Sprachgebrauchs, die vielleicht später unter Wir im Wörterbuch zur Sprache kommt, bald ist es = wir Menschen. — Daſs das Wörterbuch diese Bedeutung des Ich übersehen hat, ist um so auffallender, da es S. 2025 oben hervorhebt, daſs statt ich auch gesetzt wird: unser einer,

unser eins und dafs im obliquen Kasus auch nur die Einzahl ohne beigefügtes Pronomen gesetzt wird, z. B. einen so zu belügen!

Was nun die Anwendungen des ich betrifft, so möchte ich hier hauptsächlich auf den Gebrauch des Ich von der Gottheit aufmerksam machen. Gott spricht oft genug von sich in der ersten Person; gleich 2. Mose 3, 14 finden wir als Namen Gottes: Ich werde sein, der ich sein werde. — Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst keine anderen Götter neben mir haben. 2. Mos. 20, 2. 3. Vgl. oben Jes. 43, 11: Ich, ich bin der Herr. Diesem theistischen Ich steht gerade gegenüber das pantheistische Ich des Dschelaleddin Rumi bei Rückert:

Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball.
Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz;
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Wiederhall.
Ich bin der Wesen Kette; ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.
Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o der du's weifst,
Dschelaleddin, o sag es, ich bin die Seel im All.

Die Weltseele, die von sich in der ersten Person spricht. Warum denn nicht? Sie ist, was ist und nicht ist, also auch bewufst und unbewufst; als bewufst vorgestellt spricht sie. Auch die pantheistische Phantasie wirkt personbildend.

Zu 5) und 6) weifs ich nichts zu bemerken.

Bei 7) ist übersehen, dafs statt ich oft auch der Verfasser oder Schreiber dieses gesetzt wird. Über unser einer, unser eins, auch blofs einer = ich siehe oben.

Zu 8). Zu den Umschreibungen des Begriffs ich gehört auch meine Seele. Mit Recht bemerkt J. G. Hauff in seiner biblischen Konkordanz unter Seele § 2: Seele = das, worin Leben ist; ein lebendiges Wesen, Substanz, Person; irgend jemand; in der Mehrzahl für: Menschen, Leute. Häufig und besonders häufig in den Psalmen hat man dabei nur an die Person zu denken, von welcher im Kontext die Rede ist, so dafs man für meine, deine, seine Seele setzt: ich, du, er. So wird es auch in Beziehung auf Gott und auf solche Dinge, die personifiziert werden, gebraucht. Belege 3. Mos. 26: Meine Seele soll (= ich, Gott, will) euch nicht verwerfen. Jos. 23, 11. Ps. 11, 5 (wieder von Gott). Ps. 25, 20; 35, 3; 71, 23 meine Seele, die du erlöset hast (mein Ich, das du rettetest); 119, 175. Sprüche 18, 7; 19, 5. Jes. 5, 14; 42, 1. Hebr. 10, 38. — In diesem Sinne, setze ich hinzu, ist der Ausdruck besonders in das geistliche Lied übergegangen; vgl. Meine Seele, voller Fehle, suchet in dem Dunkeln

Licht. Meine Seele ist stille zu Gott etc. Meine Seele senket sich hin in Gottes Herz und Hände (vgl. Tersteegen: ich senk mich in dich hinunter).

Unter g) werden die Fälle behandelt, wo ich verschwiegen wird oder fehlt. Hier heifst es bei f): Ich fehlt bei gelehrtem, militärischem, stolzem Lakonismus. — Inwiefern aber der Lakonismus für den gelehrten Stand kennzeichnend sein soll, ist nicht abzusehen; bisher glaubte man, namentlich von den deutschen Gelehrten, das Gegenteil. Als Beleg führt der Artikel den Anfang von Goethes Faust an: Habe nun, ach u. s. w.; heifse Doktor gar; bilde mir nicht ein u. s. w. Aber hier spricht ja Faust nicht als Gelehrter, sondern als ein aller Gelehrsamkeit Überdrüssiger, und aus dieser verdriefslichen, ärgerlichen Stimmung erklärt sich die Weglassung des ich in seinen Worten ebenso wie in den Worten des Soldaten Valentin, die der Verfasser für den militärischen Lakonismus anführt: Soll wie ein böser Schuldner sitzen u. s. w. Der Mangel des ich in Wallensteins Lager erklärt sich sattsam aus dem kurz angebundenen Wesen der redenden Personen (Kroat und Scharfschütz). Gleichfalls auf den bekannten Charakter des Tempelherrn, der aber nicht als Stolz bezeichnet werden darf, ist der Wegfall des ich im Nathan 2, 223 zurückzuführen. So gut als von einem gelehrten und militärischen konnte der Artikel auch von einem studentischen, schulmeisterlichen, geistlichen, kaufmännischen, königlichen Lakonismus reden. Es kommt dabei nicht sowohl auf den Stand, als vielmehr auf die Gesinnung und Stimmung des Redenden an, und diese kann sehr verschieden sein, z. B. bescheiden, wie in: Bin weder Fräulein, weder schön; bin doch ein arm, unwissend Kind. Dann wieder barsch und hochmütig wie: Weifs schon, dummes Zeug (W. Hauffs Märchen vom Hirschgulden). — Hier fehlt aber die wichtige Bemerkung, die wir auch bei Du, Er, Ihr vermissen, dafs die Weglassung dieser persönlichen Fürwörter für den Stil der Kraftgenies, der Stürmer und Dränger, bezeichnend ist. Wenn der Artikel unter g) bemerkt: Ich fehlend in altertümlicher Schreibart, und zum Beleg anführt: Schicke dir hier den alten Götzen, hab's geschrieben in guter Zeit (Der junge Goethe 2, 34), so gehört dieses Altertümelnde eben mit dem ungenierten, biedermännischen, kurz angebundenen Ton jener Periode zusammen. Das Alte gilt leicht für wahr und einfach in Worten und in Formen, das Neue, Moderne für falsch und geziert. Aus Schiller führe ich an:

Hört, Nachbar, muſs euch närrisch fragen (historisch-kritische Ausgabe 1, 243). Wollen's kurz mit ihnen machen (ebenda 1, 245); hab euch da ein hochstudiert Gelese (1, 261); aus Klingers Sturm und Drang I, 1: Ich muſste überall die Flucht ergreifen. Bin alles gewesen. Ward Handlanger, um etwas zu sein. Lebt' auf den Alpen etc. Ebenda: Wild. Wo sind meine Leut? Wirt: Haben gegessen und schlafen. 1, 4: Wuchs (= ich wuchs) mit dir auf. Über Schubart vgl. Strauſs, Schubarts Leben in seinen Briefen 2, 465: Mit dem Jahr 1774, mit dem Bekanntwerden von Goethes Götz, dringt in Schubarts Sprache, in Briefen wie in der Chronik jenes biedere Wesen, der kurz angebundene, abgestoſsene Ton, jenes Hoff's und Hab's, Werd kommen und Willst's lesen? ein, um sich auf dem Asperg zu verlieren und auch nachher wenigstens in so manierierter Weise nicht wiederzukehren. Noch zwei Beispiele, wo ich fehlt: 1) Bin vermählet, König Juan, bin vermählt und bin nicht Witwe (Herder, Stimmen der Völker 1, 161). 2) Bin ein Fürst von groſsen Reichen (Uhland, Der schwarze Ritter).

Bei b) wird gesagt, daſs seit dem Ende des 17. Jahrhunderts das Ich, wenn es dem Verbum nachfolgt, in Briefen, namentlich in Geschäftsbriefen unterdrückt werde. Dies wird teils aus dem Streben nach Kürze, teils aus Höflichkeitsgründen abgeleitet; ein andermal soll Vertraulichkeit (wahrscheinlich in den aus Lenz und Klinger mitgeteilten Stellen) dabei im Spiele sein. Am Schluſs des Abschnitts wird versichert, jetzt sei diese Art Auslassung des ich verschwunden und halte sich höchstens noch im niederen Kaufmannsstil. — Was nun gleich den letztgenannten Punkt betrifft, so behauptet A. Schmidlin in seinem ein Jahr nach dem Heft des Grimmschen Wörterbuchs, das den Artikel Ich bringt, erschienenen Buch: Über die deutsche Geschäftssprache mit besonderer Berücksichtigung des kaufmännischen Briefstils, Zürich 1877, S. 28: Gegenüber der kaufmännischen Wortvergeudung nimmt es sich höchst sonderbar aus, wenn man zur Weglassung wichtiger Wörter schreitet, welche allerdings dem Verständnis keinen Eintrag thut, aber auf dem besten Wege ist, eine arge Zerfahrenheit und Verlotterung der Sprache herbeizuführen. Man läſst Fürwörter, Artikel und Hilfszeitwörter als überflüssig weg. Man schreibt jetzt nur noch: Hiermit erlaube mir Mitteilung zu machen. Komme, Ihnen damit anzuzeigen. Werde nicht so lange warten, bis schreibe.

Die wunderbaren Dienste der Telegraphie haben da gar vieles verändert und werden noch manches umgestalten, wozu der Sprachfreund nie seine Zustimmung geben könnte. Der Engländer wirft sein teures „I" auf die Seite, der Deutsche sein bescheidenes Ich. — In der Geschäftswelt hat man sich bereits so an diese Schreibweise gewöhnt, dafs man keine Ahnung mehr davon hat, dafs es einst anders war und wieder anders werden sollte. So weit Schmidlin. Vergleiche auch Becker-Lyon, Der deutsche Stil, S. 524: Man hält es in Deutschland für unanständig, einen Brief mit dem Personalpronomen ich anzufangen. Es ist aber an sich abgeschmackt, wenn man, um nur ein bescheidenes Zurücktreten seiner Person zu bezeichnen, einen solchen Anfang ängstlich vermeidet oder gar dieses Pronomen ganz ausläfst. In England, wo die Umgangsformen der vornehmen Gesellschaft mit einem sehr zarten Sinn ausgebildet sind, nimmt niemand Anstofs daran, dafs die Briefe gewöhnlich mit dem Pronomen I (ich) und insbesondere die förmlichen Wohlstandsbriefe immer mit dem Eigennamen des Schreibers anfangen.

Der Artikel erinnert noch an die Neigung Goethes in seinen späteren Lebensjahren, das ich wegzulassen, und führt eine Stelle aus einem Briefe Goethes vom Jahre 1821 an. Es liefsen sich auch zwei Stellen aus Faust II anführen, nämlich v. 394: Den Weg dahin wüfst allenfalls zu finden, und noch auffallender v. 887: Weder wanke, weder weiche. An dem Bin weder Fräulein, weder schön des ersten Teils wird niemand Anstofs nehmen; aber die Weglassung des ich in den zwei Stellen des Faust II ist geziert und nicht nachzuahmen. Doch auch in Faust I ist, um dies nachträglich hervorzuheben, die Trennung des selbst von ich zweimal auffallend und hätte von unserem Artikel unter 8) angeführt werden dürfen. Ich meine die Stellen: Ich mag sogar die Armen selbst nicht plagen — wo selbst offenbar zu ich gehört. Ähnlich: Nun fängt mir an fast selbst der Kopf zu schwanken, wo selbst zu mir gehört. Ähnlich: Auch er bereute seine Fehler sehr — statt des gewöhnlichen Auch bereute er seine Fehler sehr. (Einwirkung des jambischen Versmafses auf die Wortstellung.)

Gehen wir nun zu 10) über: Substantiver Gebrauch von ich. Der substantive Gebrauch von ich ist, wenigstens in seiner Ausdehnung, eine Eigentümlichkeit der deutschen Sprache. Im Lateinischen bietet alter ego eine schwache Analogie; vgl. ferner Hor. I, 3, 8:

animæ dimidium meæ = mein anderes Ich, Ovid metam. am Schluſs: parte tamen meliore mei = mit meinem besseren Ich. Im Französischen sagt man in diesem Sinn: c'est un autre moi-même; statt Ich und Ichheit ist l'individualité, l'être, la personnalité gebräuchlich; le moi ist mir nicht bekannt, wiewohl es nach dem Wörterbuch erlaubt sein soll. Im Englischen kann I nie mit bestimmtem Artikel verbunden werden; verstärkt wird es durch myself und durch own. Vollends für den substantiven Gebrauch von selbst fehlt in anderen Sprachen die schwache Analogie, die man für ich noch anführen kann. Die Häufigkeit und Eigentümlichkeit dieser Ausdrücke läſst sich nur aus dem deutschen Individualismus, aus dem Wert erklären, der in der deutschen Weltanschauung dem Ich, der freien Persönlichkeit beigelegt wird, wobei wir unwillkürlich an Goethes Wort denken, daſs dieses Princip bei den Deutschen ebensoviel Dummes als Gescheites zur Folge gehabt habe. Mit diesem Individualismus hängt dann wieder der Subjektivismus und Idealismus, besonders in der Philosophie, zusammen, der die Welt der äuſseren Erscheinungen aus dem Wesen des Geistes erklärt.

Der Artikel fängt mit der Bemerkung an, neben dem gewöhnlichen neutralen gelte bisweilen das maskuline Geschlecht. Ohne Zweifel ist dieses der ältere Gebrauch. Zu den aus Merck, Goethe an Lavater, Fleming angeführten Stellen füge ich hinzu: Gott hat mir das Wissen gegeben. Nicht ich, der ich der Ich bin, weiſs es, sondern Gott weiſs es in mir (Jakob Böhm, nach Baurs Gnosis S. 609). Man sieht hier, wie das Pronomen ins Substantiv übergeht und der Relativsatz mit seinem substantivisch gebrauchten Ich zur genauesten Bestimmung des ersten Ich dient. In unserer Zeit hätte man etwa gesagt: nicht ich als dieses einzelne Ich, als dieses Individuum, als dieses einzelne Exemplar der Gattung.

Für den Accusativ mich führe ich noch eine Stelle aus Goethe an: „Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen: das ganze Mich in das Tanzen versunken" (Der junge Goethe 2, 253, in einem Briefe an Salzmann). Dafür wäre regelmäſsiger, wenn Ich substantivisch gebraucht werden soll, entweder: den ganzen Mich, oder: mein ganzes Ich. (Der Artikel bringt für den Accusativ mich bloſs Beispiele aus dem Simplicissimus, Fleming und Brockes.)

Mit Recht fährt der Artikel fort: Gewöhnlich aber hat ich als Substantiv den Accusativ ich, Dat. iche oder ich, Gen. ichs

ich (das Wörterbuch schreibt bekanntlich die Substantiven klein), — in philosophischer Darstellung, setze ich hinzu, häufiger Ich als Ichs. Weiter: Pluralis Iche: (eine) Welt von ichen (Fichte 2, 703), häufiger ichs; als Belege folgen drei Stellen aus Zelter an Goethe, J. Paul, Schiller an Goethe. In diesen drei Stellen spricht sich ein gewisser Unwille, eine Verachtung der vielen und vielfachen, widerwärtigen und störenden Iche aus. Dazu nehme man noch die Stelle aus Herders Schulreden (Philosophie und Geschichte 10, 204): In unseren Zeiten, da hinter den Schulen auf Akademien oft das wüsteste und wildeste Gewirr der Ichs ⊣⊢ nicht Ich — ich ⊣⊢ mit Ich und ein Gebrüll niedriger Zänkereien Sie erwartet. Sanders fügt in seinem grofsen Wörterbuch noch ein paar Beispiele dazu, die unsere obige Bemerkung bestätigen; ferner im Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache: Für meine Neben-Ichs, Nicht-Ichs oder gar für das sehr fragwürdige Menschheits-Ich zu sorgen. Heyse, Kinder der Welt 1, 151. Die Menschen sind von ihren Ichs und was darauf Bezug hat, besessen. Schiller an Charlotte von Lengefeld 237. Vgl. überhaupt: Keller = Hauff, Deutscher Antibarbarus 1886, S. 39.

Gehen wir nun zum Gebrauch des Ich im einzelnen über, so unterscheidet der Artikel wie folgt: „2) Ich bezeichnet das Vernünftige im Menschen im Gegensatz zu Dingen und zum Körperlichen überhaupt; bei Festhaltung dieses Gegensatzes wird von einem guten, besseren Ich, dem geistigen gegenüber dem sinnlichen, gesprochen; sodann 3) Ich für Einzelwesen, Individuum, Person überhaupt; 4) Ich, das Wesen, die geistige Eigentümlichkeit des Einzelnen bezeichnend, oft mit Hervorhebung dieses Wesens als des Gegenstandes der Eigenliebe; 5) der Geliebte wird mein Ich, mein besseres, edleres Ich genannt; 6) in komischer Rede wird ich selbst von Tieren und leblosen Dingen gesagt; 7) das Ich der Fichteschen Philosophie, das Grundthema seines Idealismus, als die ewige allgemeine Vernunft dem Nicht-ich, der Sinnen- und Körperwelt entgegengesetzt; vgl. Fichte, Werke 6, 294. 296; von zeitgenössischen Schriftstellern oft erwähnt.“ Was dieser Einteilung als Princip zum Grunde liegt, ist schwer zu sagen. Es sind nach meiner Ansicht zu viele Unterabteilungen gemacht, und darunter leidet die Übersichtlichkeit. Die erste, ursprünglichste Bedeutung ist offenbar nicht das Vernünftige im Menschen, sondern, was der Artikel als zweite Bedeutung bringt, Einzelwesen, Individuum, Person, und dieses Einzel-

wesen, nicht wie der Artikel angiebt, die geistige Eigentümlichkeit des Einzelnen, wird oft als Gegenstand der Eigenliebe bezeichnet. Als Unterabteilungen treten dann auf: a) die Bezeichnung des (der) Geliebten als anderes Ich, besseres, edleres Ich; b) die Verpersönlichung (Personifizierung), wenn unvernünftige oder unbelebte Geschöpfe als Iche bezeichnet werden. Jetzt erst kommt: Ich = Wesen, geistige Eigentümlickeit des Einzelnen; denn jeder Mensch hat sein eigenes, besonderes Ich, das sich von anderen unterscheidet. Hierauf: das Vernünftige im Menschen (das also allen Menschen gemein ist) im Gegensatz zu Dingen und zum Körperlichen überhaupt. Diese Bedeutung ist im Wörterbuch die erste, und sie sollte die vorletzte sein; denn an sie schliefst sich das philosophische, Fichtesche Ich im Unterschied von dem Nicht-ich (und zugleich, was der Artikel nicht hervorhebt) von dem empirischen Ich an.

Dies wäre die richtige Einteilung, wenn der Artikel alle Bedeutungen des Ich vollständig enthielte. Allein wo sollen wir Ausdrücke, wie „das moderne Ich“, unterbringen? Diese Bedeutung des Ich fällt nach meiner Ansicht in die Mitte zwischen die letzte und vorletzte Bedeutung hinein und bezeichnet die geistige, immerhin relativ vernünftige Eigentümlichkeit, den Charakter einer gewissen Periode in der Geschichte der Menschheit.

Wir haben bei dem Pronomen zwischen ich als dem Pronomen einer einzelnen Person und ich, wobei ich in eine grofse Anzahl oder gar in die Gesamtheit aller Individuen eingerechnet ist, = einer, man, unterschieden. Ebenso müssen wir das Ich unterscheiden; es bezieht sich bald auf ein einzelnes Ich als solches, sofern es von allen anderen Ichen abgetrennt, bald sofern es in die Vielheit oder Allheit der Iche eingeschlossen ist.

Bei der Bedeutung: Einzelwesen, Individuum, Person ist im Artikel das Verhältnis der Ausdrücke das Ich und das Selbst zueinander übersehen. Dieses Verhältnis entspricht dem Verhältnis von ich zu ich selbst, wovon oben die Rede war. Dieses ich selbst ist bald eine blofse Verstärkung von ich, bald = das wahre, ewige Wesen des Menschen. So sagt Herder in einer Stelle, die der Artikel bei Sanders, dessen grofses Wörterbuch schon 1860 erschien, finden konnte: Vergifs dein Ich. Dich selbst verliere nie (Litteratur und Kunst 3, 61). Hier könnte auch stehen: Dein Selbst verliere nie. Die beiden Gedichte, die hierher gehören, sind

höchst merkwürdig und durften im Artikel nicht fehlen. Das erste ist überschrieben: „Das Ich. Ein Fragment.“ Das Ich ist hier = die Persönlichkeit, des Menschen ärgste Feindin; der Mensch gehört ja dem grofsen, guten All, von dem er alles empfangen hat und dem er sich selbst geben soll. „Das Ich erstirbt, damit das Ganze sei.“ Das Ich des einzelnen Menschen heifst hier ein armes Ich, dessen Namen nicht auf die Nachwelt kommt; ein enges Ich, solange unser Geist nicht in tausend Herzen schlägt und Seelen lebt; ein hartes Ich, dessen böse Unart durch das bessere Du und Er und Wir und Ihr und Sie sanft ausgelöscht werden soll. So pantheistisch dieses Gedicht, das unwillkürlich an Schleiermachers zweite Rede über die Religion erinnert, anzuklingen scheint, so freudig werden wir überrascht, wenn wir aus dem nun folgenden „Selbst. Ein Fragment“ erfahren, dafs neben diesem armen, billig dem Untergang verfallenden Ich etwas Höheres in uns ist, nämlich unser Selbst. „Vergifs dein Ich. Dich selbst verliere nie. Nichts Gröfsres konnt aus ihrem Herzen Dir die Gottheit geben, als Dich selbst.“ Es ist das, was unser wahres Eigentum ist, unsere Vernunft, das Göttliche in uns. Er, Gott, ist das höchste Selbst, das Wesen aller Wesen; unser göttliches Selbst ist die Vernunft. Allen oben genannten verächtlichen Bezeichnungen des Ich stehen ebensoviele ehrenvolle des Selbst gegenüber. Der Schlufs ist: Was an mir stirbt, bin ich nicht selbst (dafür könnte auch stehen: ist nicht mein Selbst!) Was in mir lebet, mein Lebendigstes, mein Ew'ges, kennet keinen Untergang. Die zwei Gedichte erinnern an Schleiermachers Monologe, wo der Schlufs der ersten Betrachtung ganz wie bei Herder lautet: Sorge nicht um das, was kommen wird; weine nicht um das, was vergeht; aber sorge, dich selbst nicht zu verlieren. Im zweiten Monolog liest man: Die Menschheit in sich selbst betrachten, und wenn man einmal sie gefunden, nie den Blick von ihr verwenden, dies ist das einzige sichere Mittel, aus ihrem heiligen Gebiet nie zu verirren und nie das edelste Gefühl des eigenen Selbst zu vermissen. — Mit stolzer Freude denk ich noch der Zeit, da ich das Bewufstsein der Menschheit fand und wufste, dafs ich nun nie es mehr verlieren würde. — Ich darf es sagen, dafs ich nie seitdem mich selbst verloren.“ — Aus Herder gehört noch eine Stelle hierher, aus der wir erfahren, was er unter Ablegung unseres Ich versteht, nämlich eine Entäufserung sein selbst und

der Vorurteile, die an diesem Selbst haften. (Von der menschlichen Unsterblichkeit in Philos. und Geschichte 8, 86.) Ebenso in dem Gedicht: Arist (Litt. und Kunst 2, 90): Wer erzog dich? wem verdankest du dich selbst? dein bessres Selbst? Wer bildete dein Herz? — Freilich kann man statt dein besseres Selbst auch sagen: dein besseres Ich; doch scheint Selbst nachdrucksvoller.

Da wir nun einmal bei dem Substantiv Selbst sind, so dürfen wir ein gewisses Wort, das mit diesem Substantiv oft verbunden wird, nicht übergehen. Diese Verbindung ist im Wörterbuch nicht angeführt, was nicht zu loben ist; denn ist auch das Erscheinen des Buchstabens S noch in nebelgraue Ferne gerückt, so ist doch das I erschienen, und zu diesem gehört so gut als ich das Wort inner, bei dem wir die Verbindung mit dem substantivischen Selbst (das innere Selbst, das innerste Selbst) vermissen. Die wichtige Stelle in Goethes Faust lautet:

Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschliefsen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst geniefsen —

offenbar viel kräftiger und tiefer, als wenn es hiefse: Will ich in meinem Innern selbst (= ich selbst in meinem Innern) geniefsen —

Mit meinem Geist das Höchst und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und wie sie selbst am End auch ich zerscheitern.

Herderisch ist dies nicht; das zur Menschheit erweiterte individuelle Ich, würde Herder sagen, dauert ewig fort. — Ganz mit Herder stimmt Dschelaleddin Rumi überein, wenn er bei Rückert ausruft:

Wo die Lieb erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du lafs ihn sterben in der Nacht
Und atme frei (= mit deinem Selbst) im Morgenrot.

Mit dichterischer Freiheit bildet Goethe in den zahmen Xenien die Verbindung Selbst-Ich:

Niemand wird sich selber kennen,
Sich von seinem Selbst-Ich trennen;
Doch probier er jeden Tag,
Was nach aufsen endlich, klar,
Was er ist und was er war,
Was er kann und was er mag.

Goethe warnt hier und sonst vor dem eitlen Streben nach Selbsterkenntnis, nach Erkenntnis seines Selbst im tiefsten Innern und

ermahnt im Unterschied von solchem unnötigen Grübeln zu thätiger, an das Mögliche sich haltender Benutzung der Zeit.

Wie übrigens ich oft = ich selbst ist, nur daſs ich selbst oft nachdrücklicher steht, dann wieder ich selbst im Unterschied vom bloſsen ich das Bleibende, Ewige im Menschen bezeichnet, so bedeutet das Selbst (oben bei Goethe das Selbst-Ich) oft im Unterschied von Ich das tiefste, unvergängliche Wesen des Menschen; ein andermal aber stehen beide Ausdrücke einander gleich, so bei Herder (Philos. u. Gesch. 9, 161): „Gott allein kommt es zu, zu sagen: Ich. Wer auſser ihm sagt ich, ist ein Teufel.“ Ebenda 9, 275: „Nur Gott darf sagen: Ich bin das Selbst; auſser mir ist keiner.“

Wir haben oben die Epitheta, die dem Ich, sofern es die Individualität bedeutet, beigelegten Eigenschaften angeführt. Das Wörterbuch führt nur die Verbindung: das liebe Ich an. Auſserdem vergiſst es: mein Ich, z. B. in Tersteegens geistlichem Blumengärtlein, S. 25: Mein Wollen, Reden, Thun, mein Denken und Verstehen — Ist voller Eigenheit, das Beste ist nicht rein. Möcht ich mein Ich als tot in Gott verschlungen sehen! Möcht Gott mein Leben und ich Gottes Werkzeug sein! — Bengel: Wohlan, so lebe Gott in mir! Ich leb und web in ihme, damit mein Ich ihn für und für nach allen Würden rühme (in dem Liede: Du Wort des Vaters, rede du etc., S. 707 bei Pressel, geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock). Daraus ist im württemb. Gesangbuch geworden: Wohlan, so lebe Gott in mir! In ihm ich leb und webe, damit mein Herz ihn für und für nach Würden hoch erhebe (395, 10). Also statt: mein Ich — mein Herz. In einem anderen Liede (von Drese) hat das württemb. Gesangbuch die Worte des Originals beibehalten 355, 7: Nun ergreif ich dich, du, mein ganzes Ich. Das Wörterbuch bringt bloſs: den ganzen Mich unter Geschlecht und Form.

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs man an diesen substantivierten ursprünglichen Pronomen sieht, wie bedenklich die Grimmsche Manier ist, alle Substantiven mit Ausnahme der Eigennamen klein zu schreiben. Den Übergang zu dem Substantiv bildet das groſs geschriebene Ich, z. B. bei Herder (Philos. u. Gesch. 9, 315. 316): Wenn ich mich in Gott verlöre, ohne weiteres Gefühl und Bewuſstsein meiner, so genösse Ich nicht mehr; die Gottheit hätte mich verschlungen und genösse statt meiner. Ich ist hier =

mein Ich im Unterschied von anderen Ichen. Das Substantiv Ich ist im Deutschen häufig, aber in Vergleichung mit dem Pronomen doch selten; warum sollte es nun nicht durch einen großen Anfangsbuchstaben ausgezeichnet werden? — Ähnlich schreibt Herder in Selbst: Dich selbst, nicht: dich selbst; sodann: Regung, Bild, Gedank und Phantasie, bist du nicht Selbst — Übergang zum Substantiv, freilich am Schluſs des Gedichts wieder: was an mir stirbt, bin ich nicht selbst.

Als erste Unterabteilung der Bedeutung „Einzelwesen" haben wir angegeben: die Bezeichnung des Geliebten (warum nicht: oder der Geliebten?) durch mein Ich, mein besseres, edleres, anderes Ich. Hierher gehört die Bemerkung, daſs Tersteegen, Geistliches Blumengärtlein S. 249, die letzte Bezeichnung auf Gott anwendet, wenn er singt: Mein Gott, mein Gut, wo find ich Dich? — Wo bist du denn, mein ander Ich — den meine Seele liebet? — „Ander" ist = andres, also trotz des folgenden den nicht das Maskulinum; dieses den bezieht sich auf du zurück.

Wenn sodann nach 6) sogar von Tieren und leblosen Dingen in komischer Rede ich gesetzt wird, so drängt sich die Bemerkung auf, daſs das Pronomen, wie schon gesagt wurde, bei Schiller zwei Rätsel anfängt, das 11. und 12. Rätsel (vom Feuerfunken und vom Schatten an der Sonnenuhr). Wer noch mehr verlangt, den kann man auf Raffs Naturgeschichte verweisen, wo jedes Tier seine Geschichte mit ich beginnt, z. B. Ich Fuchs, ich Ziege etc.

Über die anderen Bedeutungen des Substantivs, wie sie oben angegeben wurden, habe ich nichts zu erinnern. Ob aber alle die im Wörterbuche beigebrachten Belegstellen auch wirklich zu jeder Bedeutung passen, wäre die Frage. So läſst sich „Geheim entsteht das Ich, geheim entstehn die Dinge" (Platen 2, 34, nicht 37, wie der Artikel angiebt) No. 68 wohl mit gröſserem Recht zu der Bedeutung: „Individuum, Person" ziehen, als zu der: „das Vernünftige im Menschen".

Zu der Bedeutung: Wesen, geistige Eigentümlichkeit des Einzelnen, ziehe man die Stelle bei Schiller (hist.-krit. Ausgabe 2, 55): Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen, ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft.

Bei der Bedeutung: „das Vernünftige, Bessere im Menschen", vergleiche man das 6. Buch im Wilhelm Meister gegen den Schluſs:

Es war, als wenn meine Seele ohne Gesellschaft des Körpers dächte; sie sah den Körper selbst als ein ihr fremdes Wesen an, wie man etwa ein Kleid ansieht. Sie stellte sich mit einer aufserordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor und fühlte daraus, was folgen werde. Alle diese Zeiten sind dahin; was folgt, wird auch dahingehen; der Körper wird wie ein Kleid zerreifsen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin. Man sieht insbesondere auch aus dieser Stelle, wie bedenklich es ist, nach dem Vorgang der Grimm und dem Gebrauch des Wörterbuchs in unserem Artikel Ich immer klein zu schreiben. Aber ich, das wohlbekannte ich, ich bin — ist nicht einerlei mit Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin; das letztere ist weit kräftiger, hebt den Begriff des Selbstbewufsten, Vernünftigen, über den Körper Erhabenen weit entschiedener hervor. Goethe hat das dreifache Ich jedesmal grofs geschrieben; wie dürfen wir es klein schreiben? Man sieht hier wieder den Übergang des Pronomens ins Substantiv.

Wie endlich ich als Pronomen oft = man steht, so bezeichnet auch das Substantiv nicht selten die geistige Richtung einer gewissen Periode (Straufs, Glaubenslehre 2, 181, das modern-christliche Ich; 2, 182 desgleichen; 2, 183 das moderne Ich; 2, 623 Beethovens Symphonien sind ebensoviele Monologen des absoluten Ich der modernen Welt). Dafür sagt man auch: Das moderne Bewufstsein, das altchristliche, neuchristliche Bewufstsein oder: die —-Anschauung. Oft bezeichnet das Ich sogar das allgemeine menschliche Bewufstsein, das Bewufstsein der Menschheit, wofür auch gesagt wird: der Geist, das Subjekt = jedes Subjekt. Vgl. Biedermann in der protestantischen Kirchenzeitung 1882, 48: Das menschliche Ich.

Dies führt uns zum letzten Punkt: Das Ich im specifisch-philosophischen Sprachgebrauch. Das Wörterbuch führt, wie oben bemerkt, hier nur die Fichtesche Philosophie an. Diese aber hat ihre Wurzeln in der Kantischen Philosophie, und hier finden wir das Ich in der Kritik der reinen Vernunft, und zwar gehört besonders hierher der Abschnitt von der psychologischen Idee oder den Paralogismen der reinen Vernunft. Kant unterscheidet hier ein doppeltes Ich: 1) das denkende Ich; 2) das Ich schlechthin, als eine besondere Substanz, als Seele vorgestellt, in welcher Vorstellung eben der Paralogismus liegt. Dieses denkende Ich Kants wird von Fichte verabsolutiert und zum Princip seiner ganzen Philosophie erhoben. Es ist bei ihm

die unbedingte Hervorbringungskraft (Produktivität), die absolute Thätigkeit, das reine absolute Ich. „Die Äufserung und Darstellung des reinen Ich im individuellen Ich ist das Sittengesetz, und nur durch die Sittlichkeit geht das empirische Ich in das ideale Ich zurück“ (Holtzmann in Webers Weltgeschichte XIV, 873). Das reine Ich setzt das Nichtich, die gegenständliche Welt. Die weiteren Bestimmungen gehören nicht zu unserer Aufgabe. Uns beschäftigt vor allem die Frage, ob die Bezeichnung Ich für das Absolute richtig gewählt war, und hier können wir nur Eduard Zeller beistimmen, wenn er in seiner Geschichte der deutschen Philosophie, S. 629 sagt: Das System der Wissenschaftslehre litt schon in seiner ersten Grundlage an einer widerspruchsvollen Unklarheit. Dieses System wollte den gesamten Inhalt unseres Bewufstseins aus dem Ich ableiten, die ganze objektive Welt nur als Schöpfung und Erscheinung des Ich betrachtet wissen. Der Einwurf lag nahe: wie denn das Ich, der einzelne Mensch, der nicht blofs andere Menschen, sondern auch eine Natur neben sich hat, und der nach Fichte selbst nur unter dieser Bedingung als einzelner da sein kann, zugleich die schöpferische Ursache aller dieser Menschen und Dinge sein könne; und dieser Einwurf trat auch schon Fichte, nicht selten recht plump und mit wenig Verständnis, entgegen. Um ihn zu entkräften, unterschied Fichte mit zunehmender Bestimmtheit zwischen dem empirischen und dem reinen oder absoluten Ich. Jenes ist die selbstbewufste Einzelpersönlichkeit, das Subjekt, welches die Objekte, und unter ihnen auch wieder selbstbewufste Persönlichkeiten, aufser sich hat und welches eben durch seinen Gegensatz zu ihnen sich als Subjekt bestimmt; dieses ist das gemeinsame Wesen aller selbstbewufsten Persönlichkeiten, das Subjekt = Objekt, welches mit den Subjekten auch die Objekte als Bedingung ihres Selbstbewufstseins erzeugt. Allein mit welchem Recht konnte das letztere, wenn sein Begriff so bestimmt war, noch Ich genannt werden? Ich ist eben nur das selbstbewufste Wesen, das Subjekt, welches andere Dinge als Objekte von sich unterscheidet; das unendliche Wesen dagegen, der einheitliche Grund des Subjekts und Objekts, ist weder dieses noch jenes, es ist nicht Ich, sondern das, was über dem Ich und Nichtich steht. Der Begriff des absoluten Ich bricht so in der Mitte entzwei: auf die eine Seite tritt das Ich oder das Subjekt und neben ihm das Objekt, auf die andere das Absolute oder die absolute

Identität als der Grund, aus dem wir das Subjekt wie das Objekt herzuleiten haben. — Nach meiner Ansicht kann uns auch hier die Vergleichung des substantivischen Ichs mit dem Pronomen auf die rechte Spur leiten. Dieses wird bald vom einzelnen Menschen, bald von einer größeren Gesamtheit oder von der ganzen Menschheit gebraucht, in welcher das einzelne Ich einbegriffen ist. Das Substantiv kann auch nicht weiter gehen; es kann höchstens die geistige Richtung, das innerliche Wesen einer Zeit oder aller Zeiten, d. h. der Geschichte oder der Menschheit, es kann aber nicht etwas bezeichnen, das über diesen im Bereich der Erfahrung liegenden Begriff hinausgeht. Mit seinem absoluten oder reinen Ich, dieser Gedankenabstraktion, hat Fichte zuerst den Geist der Sprache durch eine unerhörte Neuerung beleidigt; dies rächte sich nachher auf dem Gebiete der Spekulation durch die Widersprüche, in die sich Fichte verwickelte, und durch die Nötigung, sein System anders zu gestalten. Nun wurde die Gottheit als absolutes Ich bezeichnet; allein dadurch war weder dem philosophischen, noch dem religiösen Bedürfnis entsprochen. Die Religion sagt: der oder die — da müßte man sagen: der absolute Ich, wie denn ich als Substantiv hier und da auch das männliche Geschlecht hat. Die Philosophie sagt: das; sie legt das Hauptgewicht nicht auf die Person, wie die Religion, sondern auf das Princip; aber mit Ich wird eben eine Person, eine einzelne Persönlichkeit bezeichnet.

Zum Wesen der Romantik gehörte es, das empirische Ich mit dem absoluten zu verwechseln, an die Stelle des vernünftigen Denkens und ernsten sittlichen Strebens das individuelle Ich mit seinen genialen Launen, abgerissenen Gedanken, abenteuerlichen Einfällen und verrückten Ausschweifungen zu setzen.

Aus Novalis wäre hier in sprachlicher und philosophischer Hinsicht noch manches anzuführen, z. B. der Ausdruck: Das Ich des Ichs 2, 112: Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transcendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein. Vgl. damit den Ausdruck: Herz des Herzens im Artikel „Herz“ des Wörterbuchs, S. 1221. Ähnlich lautet: Herz der Herzen — von Christo — in dem Liede: Wie könnt ich Dein vergessen (von G. Chr. Kern im württemb. Gesangbuch 262, 5), wo die letzte Strophe anfängt: Bei Freuden und bei Schmerzen — Durchleuchte mich dein Bild, — Wie du, o Herz der Herzen — Geblutet hast

so mild. Der Sinn ist einerlei mit Zinzendorfs: souveräner Herzenskönig — von Christo. (Herzenskönig in dieser Zusammenstellung fehlt im Wörterbuch.)

Nachträglich mögen noch Verbindungen erwähnt werden, wie: Es sind so viele Hülsen und Schalen, welche sich um unser eigentliches Ich herlegen: Kleider, Leibesgestalt, Besitz, Titel, Rang etc. G. Weitbrecht, Ein Blick hinüber übers Grab, S. 7. — Der Schleier, den die sichtbare Welt um die Gegenwart Gottes herwebt, und der Schleier, mit dem die sichtbare Welt unser eigentliches Ich vor unseren Augen verhüllt, — der eine wie der andere Schleier fällt im Anblick des Todes (ebenda S. 8). — Das innerste, eigentlichste Ich in uns nimmt nicht ab. Dieses Ich des Menschen ist überhaupt der Punkt, wo das Verderben bei uns angesetzt hat. — Das menschliche Ich will sich auf den Thron Gottes setzen. — Das Verderben bricht schon beim kleinsten Kinde hervor. Das kleine Ich macht sich geltend — Neid, Bitterkeit schon beim kleinen Kinde. — Du hast vielleicht schon manchen Kampf gekämpft gegen das anspruchsvolle Wesen deines eigenen Ichs. — Von dem eigenen Ich wegzukommen, das eigene Ich zu vergessen, wird einem Menschen nur dadurch möglich, daſs seine Seele einen eigenen Inhalt gewinnt. K. Burk, Evangelienpredigten S. 36 ff. — Das eigentlichste Werk seines eigentlichsten Ichs nannte Cramer seinen Aufsatz: Menschliches Leben. Prutz, Göttinger Dichterbund 360. Novalis 2, 128: Unser sogenanntes Ich ist nicht unser wahres Ich, sondern nur sein Abglanz. Biedermann sagte, der Mensch verhalte sich in der Religion nicht zu seinem sinnlich-natürlichen Wesen als egoistisches Ich, sondern zu seinem allgemeinen wahren Wesen als Geist. B. Pfleiderer, Protest. Kirchenzeitung 1886, 4.

Nachdem wir nun den lexikalischen Gebrauch des substantivischen Ichs hinlänglich festgestellt und abgegrenzt haben, so brauchen wir die weitere, bloſs philosophische Geschichte des Ich nicht zu verfolgen. Wir sind am Schlusse unserer eigentlichen Aufgabe und betrachten nur noch einige Zusammensetzungen mit Ich, die im Wörterbuch nicht stehen.

Ichbewuſstsein. Das Ichbewuſstsein, welches das Wahrgenommene als Äuſseres von sich unterscheidet. Reiff, Christliche Glaubenslehre 2, 477.

Ichgefühl. Die Forderung einer unbedingten Resignation hat für den jugendlichen Geist einen verführerischen Reiz, der sich für das gereifte Lebens- und Ichgefühl wieder verliert. Rümelin, Reden und Aufsätze 1, 47.

Ichherr. Ihre (der Polen) Patrioten sind meistens Ichherren, die nie die große Empfindung durchglüht, ihren Vorteil dem Vorteil des Vaterlandes aufzuopfern. Schubart, Deutsche Chronik 1790, 169.

Icherzählung. Ichroman = eine Erzählung, ein Roman, dessen Held sich selbst redend einführt, seine eigene Geschichte erzählt. In diesem Sinne kommt „Ichroman" besonders bei Auerbach und Spielhagen oft vor, während ich für Icherzählung wenigstens Otto Brahm in seinem Aufsatz „Iwan Turgenjew" in Westermanns Monatsheften 1885, 589 anführen kann. Ichromane sind z. B.: „Der Landprediger von Wakefield" und der von dem Theologen Alexander von Oettingen in Dorpat neu herausgegebene Roman Hippels: „Lebensläufe in aufsteigender Linie". Oettingen führt dazu die Stelle aus Hettners Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts an: Die ungebundene Eigenmacht des Ich stand damals im Vordergrunde, das Ich, wie es ging und stand, ohne Zucht und Maß, mit allen Schrullen und blinden Leidenschaftlichkeiten. Oettingen bemerkt dazu: Es war Fichtes Zeit. Das Sichselbstporträtieren ist nicht möglich ohne Selbstbespiegelung und Selbstverliebtheit. — Seinem Helden leiht der Romanschreiber gewiß viele Züge von seinem eigenen Wesen, gleichwie Fichte offenbar sein absolutes Ich nach seinem eigenen Geist und Charakter, den er unwillkürlich verabsolutierte, konstruiert hat.

V.

Nachträge zu den kritischen Bemerkungen über die Mehrzahl von „Ewigkeit" und über „Es" im Grimmschen Wörterbuch.

1) Weitere Beispiele für die Mehrzahl von Ewigkeit: Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit der Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. Engel, Traum des Galilei. — Da öffnet sich nach kurzen Zeiten der Schauplatz großer Ewigkeiten. Drollinger, Über die Unsterblichkeit der Seele. — Nach dem Ablauf vieler E.ten; in den künftigen E.ten; in alle Ewigkeiten. Schu-

bart (Scheible 2, 78. 85. 90). — Aber für Ewigkeiten entschieden ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden. Schiller, Würde der Frauen (Hist.-krit. Ausgabe 11, 36). — Ja, wir brauchen Ewigkeiten; denn Zeiten sind zu kurz, den Thron dir zu bereiten. Luthards ev.-luth. Kirchenzeitung 1886, 25. — Wie werdet ihr euch dann der Früchte eurer Arbeit in die ewigen Ewigkeiten hinein erfreuen können. Ludwig Hofacker, Predigten S. 213. — Michael Hahn redet von 7 Ewigkeiten = Weltzeiten, deren jede 7000 Jahre währt = 49 000 Jahre; so lange soll die Verdammnis der Bösen dauern. Palmer, Die Sekten in Württemberg S. 102. — Christus hat alle Schätze der Ewigkeiten. Zinzendorf (Pressel, Evang. Volksbibliothek 4, 263). — Durch alle Zeiten und Ewigkeiten hindurch. M. Fr. Roos, Verschiedenheit und Einheit der Kinder Gottes S. 22. — Von allen Zeiten und allen Ewigkeiten. Ebenda. — Zuletzt bemerke ich noch, dafs die Redensart „eine halbe Ewigkeit" weder unter „Ewigkeit" noch unter „halb" vorkommt. B. Auerbach, Waldfried 2, 65: Vierzehn Jahre sind eine halbe Ewigkeit; da kann man ja gar nicht hinaussehen, wo's endet. — Doch eben bemerke ich noch: Steigt ein Adler hoch und höher, kein Prophete sah, kein Seher je, was sein geweihter Blick; sah in Gottes Heimlichkeiten, in die tiefen Ewigkeiten so weit vorwärts und zurück. Karl Gerok (nach dem Lateinischen).

2) Zur Abwechselung eine Erzählung, in der das unpersönliche Es (Wörterbuch 3, 1107) mit etwas wechselt:

Deine Grofsmutter, schreibt Bettina an Goethe (Briefwechsel mit einem Kinde 2, 268), kam einst nach Mitternacht in die Schlafstube der Töchter und blieb da bis am Morgen, weil ihr etwas begegnet war, was sie vor Angst sich nicht zu sagen getraute. Am anderen Morgen erzählte sie, dafs etwas im Zimmer geraschelt habe wie Papier; in der Meinung, das Fenster sei offen und der Wind jage die Papiere von des Vaters Schreibpult im anstofsenden Studierzimmer umher, sei sie aufgestanden, aber die Fenster seien geschlossen gewesen. Da sie wieder im Bett lag, rauschte es immer näher und näher heran mit ängstlichem Zusammenknittern von Papier; endlich seufzte es tief auf, und noch einmal dicht an ihrem Angesicht, dafs es sie kalt anwehte; darauf ist sie vor Angst zu den Kindern gelaufen. Kurz nachher liefs sich ein Fremder melden; da dieser nun auf die Hausfrau zuging und ein ganz zerknittertes Papier ihr dar-

reichte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Ein Freund von ihr, der in jener Nacht seinen herannahenden Tod gespürt, hatte nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu schreiben, aber noch ehe er fertig war, hatte er, vom Todeskampf ergriffen, das Papier gepackt, zerknittert und damit auf der Bettdecke hin- und hergefahren, endlich zweimal tief geseufzt und dann war er verschieden. Obschon nun das, was auf dem Papier geschrieben war, nichts Entscheidendes besagte, so konnte sich die Freundin doch vorstellen, was seine letzte Bitte gewesen. Dein edler Grofsvater nahm sich einer kleinen Waise jenes Freundes, die keine rechtlichen Ansprüche an sein Erbe hatte, an, ward ihr Vormund, legte eine Summe aus eigenen Mitteln für sie an, die deine Grofsmutter mit mancher kleinen Ersparnis vermehrte.

Dieses Beispiel gehört zu S. 1107, 2. Sehr nahe liegt die Anwendung auf heimliches Geräusch und Berühren, Tappen und Schleichen überhaupt und kann insofern als Ergänzung der angeführten Beispiele betrachtet werden, als diese den Wechsel des es mit etwas vermissen lassen.

S. 1107, 7 setze man zu „Gefühlen und Empfindungen" noch: „Gedanken", wenigstens nach folgender Stelle von Busch über Bismarck und seine Leute 1, 159: Es giebt in genialen Menschen, in den Herzen, die wir verehren, dunkle Gründe, bis zu denen unser Verstand nicht hinabdringt, wie sehr er sich auch abmühe, tief zu kommen, ja über die sie selbst vielleicht sich keine deutliche und genügende Rechenschaft zu geben vermögen. „Ich möchte lieber schlafen, aber es denkt, es spekuliert in mir", sagte der Kanzler einmal in Versailles zu uns, als er von schlaflosen Nächten sprach. Was das es war, das gegen seinen Willen in ihm dachte, blieb zu erraten. Man glaubte zu ahnen, aber nicht ohne Zweifel. Es bleibt, was man auch entdecke, immer ein unerklärlicher Rest, und wenn man sein Ergebnis ganz genau ansieht, ist es in vielen Fällen nur ein Durchscheinen von Farben und Formen durch einen Vorhang, die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit. Möglich, dafs dieser Kern etwas sehr Einfaches ist, so einfach wie der Kern vieler Rätsel. Vgl. Auerbach, Schw. Dorfgeschichten: Es spricht in ihm: Was hast gethan? 3) Die Bedeutung: Etwas ganz Besonderes; dasjenige, was alles andere in sich schliefst, ist im Wörterbuch übergangen. Zu den a. a. O. von mir angeführten Stellen nenne noch:

1. Sam. 16, 12: Der Herr sprach: Auf, und halte ihn; denn der ist's. — Joh. 8, 24: So ihr nicht glaubet, dafs ich's sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden (es = der Messias; derjenige, der da kommen sollte). Ebenso V. 28. — Schiller, Braut von Messina II, 5: Fremd war sie mir und innig doch vertraut — und klar auf einmal fühlt ich's in mir werden: Die ist es oder keine sonst auf Erden. — Goethes Gespräche mit Eckermann 1, 325: Die Poesie ist ein Gemeingut der Menschheit. Einer macht's ein wenig besser, als der andere, und schwimmt ein wenig länger oben, als der andere — das ist alles. Der Herr von Matthisson mufs daher nicht denken, er wäre es, und ich mufs nicht denken, ich wäre es, sondern jeder mufs sich sagen, dafs es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache sei. — Die Epoche der Weltlitteratur ist jetzt an der Zeit. Aber auch bei solcher Schätzung des Ausländischen dürfen wir nicht bei etwas Besonderem haften bleiben und dieses für musterhaft ansehen wollen. Wir müssen nicht denken, das Chinesische wäre es oder Calderon oder die Nibelungen, sondern im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen. Ohne Zweifel gehört auch die vorzugsweise methodistische Frage hierher: Hast's? = das Kleinod, das Eine: die Gewifsheit der Kindschaft Gottes etc.

4) Beispiele, in denen es scheinbar überflüssig steht, in der That aber mit einem gewissen Nachdruck steht oder doch stehen soll: Wer war es, der die Gräber brach — und hier die Gotteslästrung sprach: Laut werd es aller Welt verkündigt: Die Welschen haben so gesündigt. Schenkendorf, Der Dom zu Speier. — Sie liebt, zu wohnen auf den Bergen. Schiller, J. v. Orleans. — Dagegen: Er liebte es, auch andere vergnügt zu sehen. Moritz Busch im Daheim 1877, 52. — Häufig kam es vor, dafs ehrgeizige Weiber sich ihm aufdrängten. — Zur Ehre der Mormonen sei es gesagt, dafs er sich damit viele Gegner machte. — Young setzte es durch seine Beredsamkeit durch, dafs etc. — Rigdon feierlich in den Bann gethan wurde. Offenbar = er setzte das schwierige Unternehmen durch, dafs etc. — Es war daher wohl an der Zeit, dafs wieder einmal ein gelehrter Theologe es unternahm (= das schwierige Werk unternahm), eine dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechende Übersetzung (des N. Test.) zu machen. Schwäb. Merkur 1874, 286. — Hinweg mit jenem Hochmut, der sich's herausnimmt, mit Gott zu hadern.

Gerok, Predigten 1, 531. — Man kann es versuchen, diesen Gesetzgeber zunächst unpersönlich zu fassen. Weifs, Christliche Idee des Guten S. 22. — Die negative Sittlichkeit unterläfst es, die Naturseite der eigenen Persönlichkeit und die umgebende Welt mit dem Princip des Geistes zu durchdringen. Ebenda S. 51. — Herr, setzte der abergläubische Bulgare hinzu, dafs er Maria das Gesicht nicht berührte, ehe der Jüs-Baschi ihn niederstach. Wir haben es (= diesen wichtigen Umstand) Alle gesehen, dafs das nicht geschah; denn sonst hätte die Ärmste ein Vampyr werden müssen. Emil Vacano in der Novelle: Der Vampyr. — Maria Theresia liebte es, dafs ihre eignen zahlreichen Kinder ihr zu festlichen Tagen Opern bei Hofe aufführten. Über Land und Meer, 39. Jahrg., 1. Bd. — Ähnlich: Wir wagen (es) zu behaupten. Sie betrachteten (es) als ihre Aufgabe u. s. w. — Das kleine es tritt oft mit grofser Wichtigkeit auf, kündigt einen Gegenstand pathetisch an, will einen Gedanken oder eine Thatsache ceremoniell einführen, drängt sich immer mehr in solchen Verbindungen vor, in denen es früher bescheiden ausblieb, und entspricht eben dadurch dem Charakter unserer Zeit, weswegen es nicht zu verwundern ist, dafs dieses es weit mehr als seine nächsten Verwandten — ich, du, er, sie — seinen mit mehr oder weniger Recht eingenommenen Platz behauptet.

5) Das es in Volksliedern ist nicht aus sich entstanden, namentlich auch deswegen nicht, weil gar nicht einzusehen ist, warum das sich nur in Volksliedern diesen — nicht Übergang, nein, diese Verwandlung erfahren haben soll. So sagt man: Hat sich was mit u. s. w. (auch bei Straufs). Aber niemand wird in der Mundart dafür sagen: Hat es was oder Hat's was mit etc. — Sich findet sich jetzt noch in der Volksmundart hauptsächlich in der ersten und zweiten Person der Mehrzahl für uns und euch, wobei zu bemerken ist, dafs im Schwäbischen hier und da im Verlauf der Rede die zweite Person der Mehrzahl statt der ersten gesetzt wird, z. B.: Mer send in d' Stadt gangă, nō hat mer uich gsait etc. = Wir gingen in die Stadt, dann sagte man euch (= uns). Die Verbindung des sich mit der zweiten Person der Mehrzahl ist seltener, als die mit der ersten. So sagt man denn: Wir setzen sich, wir freuen sich. In der Einzahl wird man nicht leicht hören: Ich, du setze (setzest) sich (= mich), oder: Du setzst sich. Warum soll denn nun das sich für mich und dich im Volkslied am Platze sein? — Vgl. darüber

Kellers Deutsch. Antibarbarus, erste Aufl. S. 18; zweite, von G. Hauff neubearbeitete Aufl. S. 48. — Auch J. Grimms Grammatik sagt nur: „Die Volkssprache pflegt gern das reflexive sich auf die erste und zweite Person des Plurals zu erstrecken = für uns und euch zu brauchen, z. B.: Wir bedanken sich, wir haben sich gefreut, ihr habt sich gewundert; vielleicht auch für mich und dich, doch wohl seltener.“ Im Schwäbischen, darf man wohl sagen, gar nicht. — „Es wird schon ahd. nur in s geschwächt, z. B.: Wol er imo's lonot; mhd. werden si, es, ez angelehnt zu blofsem s, z, z. B.: Begundens = begunden si oder es.“ Von sich ist keine Rede. Zurücknehmen mufs ich, was ich im Archiv a. a. O. S. 201 sagte: „Das Volk sagt nicht: sich scheiden von dem Schatz, und es fühlt auch nicht so; von dem Schatz scheiden ist etwas ganz anderes, als sich von ihm scheiden (= ihn aufgeben).“ Dagegen läfst sich die Stelle aus dem Wunderhorn S. 311 anführen: Wo sich zwei Verliebte scheiden. Hingegen ist das weitere in meinem Aufsatz vollkommen begründet: Das Volk fühlt und denkt es in den neuesten, wie in den ältesten Liedern, — und diese Bemerkung gilt auch von der im Wörterbuch angeführten Stelle aus einem Volkslied: Ach Schätzchen, was hab ich erfahren, dafs du es willst scheiden von mir. — Aus dem Artikel es des Wörterbuchs ist noch hierherzuziehen III, 1115 unten: Mhd. treten jedesmal hinter dem es auch noch Eigenname, Appellativ oder ein anderes Pronomen hinzu: ich bin ez, Joseph. — dâ bin ichz diu maget. Parz. — Ich binz ein ruofende stimme. — ob duz der marcrâve bist. — sam erz got sîn. — Wenn das Wörterbuch nur bei Ernst Meier, S. 407: ich bin es der Jäger, und du gehörst mein — kein sich, sondern den Nom. es annimmt, so ist diese ganz richtige Erklärung aus dem soeben angeführten mhd. Gebrauch abzuleiten oder, richtiger ausgedrückt, es liegt dieser und ähnlichen Stellen dasselbe Sprachgefühl zum Grunde, wie den Stellen aus mhd. Gedichten. — Ich habe im Archiv S. 205 die von Goethe gesammelten Volkslieder aus dem Elsafs angeführt. Erich Schmidt in dem Buche: Richardson, Rousseau, Goethe, S. 259 bemerkt dazu ganz in meinem Sinne: „In den Volksliedern aus dem Elsafs begegnet uns mehrfach ein auffallendes, syntaktisch teils durch Apposition, teils nicht erklärliches es; so lesen wir auch im Werther: So lindert's all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs.“ Das es läfst sich freilich oft auch durch das Bedürfnis, ein Wort

scharf abzuschliefsen, erklären. Zu den von mir genannten Beispielen füge man noch: ferners, einsmals, durchwegs, das schwäb. ei(n)e-undzwanzig für einundzwanzig; das war ein Jubilierens und ein Tumultuierens (Der junge Goethe 2, 354).

Weitere Beispiele für s und es im Volkslied: B. Auerbach, Schw. Dorfgesch. 1, 196: Ach, Mutter, ich bin es gefallen auf einen harten Stein. — Wärst du es bei Tage nach Hause wie ein andrer Bauernknecht. — Ebenda 1, 399: Der Winter und der ist umme, die Gesellen werden's frisch. — Ach Meister, wir wollen's rechnen; es ist die schönste Zeit. — Landsknechtslied: Ei werd ich's dann erschossen, erschossen auf breiter Heid, so trägt man mich auf langen Spiefsen; ein Grab ist mir bereit.

Beispiele aus dem Maler Müller (nach B. Seuffert im Anhang zur ersten Auflage seiner Schrift über M. M.) S. 454: Er aber sprach es: Ich bin dein Herr. Dein Gemahl, er ist es im Kriege. — Hast du es gelitten den bitteren Tod, so will ich es leiden bitteren Schmerz. — S. 456: Es ritt ein Pfalzgraf über den Rhein, er sang es für sich ein Liedelein (wo es offenbar das Folgende vorbereitet). — Wie die Täubger auf der Stange, spielte es Hannchen mit dem Michel ober sich und unter sich. Mutter, hätt ihr's nur gesehen, o es liefs euch wunderlich. — Herder-Goethe (Lieder aus dem Elsafs) S. 161: Hast du es ein Manne? (sich haben = haben?). Ich hab es kein Mann und will es kein Mann; Und wenn ich bei deiner Tochter es wär, die Zeit thät sie mir vertreiben. — S. 175: Er safs sich auf einem Gaule. — Man sieht also, dafs auch „sich sitzen" vorkommt, wie: sich kommen, sich kriechen, sich knieen, sich ausruhen, sich reiten, sich sorgen, sich zürnen. Wenn aber nach dem Wörterbuch sich in anderen Beispielen in es oder s übergeht, warum heifst es dann nicht auch hier: Er safs es auf einem Gaule? — In anderen Fällen mag man eine Umstellung annehmen, z. B.: Auerbach, a. a. O. 1, 97: Es ist kein Apfel am Baum so rot, schwarz Kerne sind es darin. — Man vergleiche ferner die unter Der im Wörterbuch 2, 968 angezogenen Beispiele: Die Nacht sie kommt heran; — Das Heer es kommt gezogen mit : nimm du es dein Röfslein (oder: es, dein Röfslein,) beim Zügel, beim Zaum (Herder, St. d. V. 8).

Dies ist meine Ansicht von der Sache. Es ist zu wünschen, dafs auch andere sich darüber äufsern. Gustav Hauff.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte. Akademische Vorlesungen, Studien und kritische Streifzüge von Dr. Gregor Krek. Zweite völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky, 1887.

Nachdem ich im ersten Teil meiner Anzeige dem Verfasser in ausgedehnter Weise das Wort eingeräumt, um einen vollen Einblick in die wissenschaftliche Art und Bedeutung seines Werkes zu gewähren, möchte ich mich in Bezug auf das zweite Buch kürzer fassen, um so mehr, als die Veränderungen, die hinsichtlich desselben die zweite Auflage bietet, viel weniger umfänglich und bedeutend sind.

Der Verfasser schickt dem zweiten Buche eine Vorbemerkung voraus, die sich im allgemeinen über Sprache und Litteratur (nebenbei wird auch der Religion gedacht) in ihrem Verhältnis zur Nation verbreitet. Die interessanteste Stelle, die wir in der Vorbemerkung gefunden haben, ist die folgende: „Eine ‚traditionelle‘ Litteratur wird keinem Volke der Welt, und wäre dessen Kulturzustand auch noch so primitiv, abgesprochen werden dürfen. Natürlich wird aber hier der Unterschied in der intellektuellen Begabung ebensowohl hervortreten, wie er sich in anderer Weise in jenen Litteraturdenkmälern äufsert, die auf künstlerischem Wege entstanden sind und desto grofsartiger sich äufsern, je gröfser die Bedeutung eines Volkes in der Geschichte der Menschheit geworden ist. In dieser Hinsicht besteht zwischen der Geschichte und Litteratur eines Volkes das innigste, reciproke Verhältnis, und läfst es sich behaupten, dafs es ein Volk nur da zu einer in der That bedeutenden Litteratur gebracht, wenn es eine bedeutende Geschichte aufzuweisen hat, sowie andererseits eine ärmliche, nationale Geschichte in der Regel auf eine ärmliche Litteratur schliefsen läfst, — wobei aber selbstverständlich die traditionelle Litteratur gänzlich aus dem Spiele bleibt, da nicht schwer die Wahrnehmung zu machen ist, dafs namentlich in ungeschichtlichen Völkern eine solche gar kräftig pulsiert.“

Der Verfasser befindet sich dabei in voller Übereinstimmung mit einem „der gröfsten Kritiker“ Rufslands, V. Bělinsky, der einmal geäufsert hat: „Der Wert und das Verdienst der Völker bestimmt sich durch die historische Bedeutung derselben. Eine Nation ohne Geschichte ist nichts und würde sie auch den halben Erdkreis ihr eigen nennen und Hunderte Millionen von Menschen umfassen.“

Es ist die oben angezogene Stelle namentlich deshalb interessant, weil sie sehr gut dienen kann, einzelnen Partikeln des slavischen Volkes, die sich auf ihre „traditionelle“ Litteratur Gewaltiges einbilden, den Gradmesser ihres eigentlichen Wertes herzustellen.

Die erste Abteilung des ersten Abschnittes versucht eine kulturgeschichtliche Ausbeute aus der slavischen Sprache und berührt sich in dieser Hinsicht selbstverständlich mit den früheren Kapiteln, die die linguistische Paläontologie und die Schriftsteller heranzogen, um aus ihnen den Kulturgrad und die Lebensformen der alten Slaven zu erläutern.

Zunächst sind es die Personen- und Ortsnamen, die die Aufmerksamkeit des Verfassers erregen, „ein altererbtes geistiges Gut, das uns unserer Altvorderen Denk- und Sinnesweise in den verschiedensten Sphären bloſslegt. Diese Petrefakte entlegener Sprachperioden heimeln uns um so mehr an, als dieselben vielfach die bereits kurz erwähnten Grundzüge des slavischen Nationalcharakters markieren oder ergänzen."

Was jedoch die zu den Personen-, Orts- und Völkernamen in der Fuſsnote angezeigte Litteratur anlangt, so ist dieselbe wohl eine sehr magere zu nennen; beispielsweise hätte Herrigs Archiv auch manche Ausbeute geboten.

Die bedeutendste Abhandlung über Personennamen im Slavischen, der auch Krek in seinen Ausführungen zunächst folgt, stammt wieder von dem Altmeister der Slavistik F. Miklosich, Die Bildung der slavischen Personennamen in den Denkschriften der Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Kl. X, 215—330 (vgl. auch XIV, 1—74; XXI, 75—106; XXIII, 141—272). Aus den Ausführungen des berühmten Slavisten hebe ich eine durch ihre Eigenart markante Stelle heraus: Das oft lang ersehnte und gehoffte Geschenk des Himmels erhält seinen Namen von žida .... exspectare, desiderare. Es kommt spät, manchmal auch früher, als man es erwartete, daher die Namen von pozdě sero; ran maturus, vielleicht auch die von čas tempus. Hilflos und nackt kommt es zur Welt, gol, nag nudus. Es bedarf der Pflege: gal-něga, curatio; doj lactatio. Möge es leben und gedeihen: žio, žil vivus; žižn, žir žit vita .... Möge es zu nützlicher Wirksamkeit erstarken: buj .... Möge den neuen Erdenbürger das Glück auf allen Wegen begleiten: spě .... Das Glück kann ihm früh abhold geworden sein, najden, nahod inventus. Es muſs der überlegenden Liebe des Vaters, der zärtlichen Sorgfalt der Mutter entbehren: sir orbus etc. etc.

Freilich sind die Namen nicht immer so schön, im Gegenteil begegnen, und darauf weist Krek nicht hin, auch Ausdrücke, die die ärgste Beschimpfung enthalten. Vielfach lassen sich auch aus Ortsnamen Personennamen rekonstruieren, wie dies Miklosich in reichlich hundert Fällen nachgewiesen hat.

Und während die Personennamen mit Ausnahme der den drei Naturreichen (das Mineralreich ist im Slavischen sehr spärlich vertreten) entnommenen zumeist abstrakten Begriffen entlehnt sind, werden die Ortsnamen dagegen völlig konkreten Dingen entnommen. Zu solchen Bedingungen dienen: der Boden in seinen mannigfachen Gestaltungen und Eigenschaften; Wall und Graben; Haus und Hof; Wald und Flur; das Wasser in seinen wechselnden Erscheinungen und Dienstleistungen; Brükken, Wasserwehren, Überfuhren; Bäume, Sträucher, Weinreben; Wiesen, Gras, Heu, Nutzpflanzen aller Art, Gemüse, Getreide; Haustiere und zahlreiche andere Tiere; Eigenschaftswörter wie hoch, tief, schmal, breit, spitzig, rund, neu und alt, kahl, schnell, ruhig, salzig, sauer; Farben; Beschäftigungen: Nomadenleben, Ackerbau, Handwerk und Gewerbe etc.

Mit gutem Grunde bemerkt Dr. Krek, der auf dies Verhältnis eingehend hinweist: „Diese Namen sind aber auch neben den für die Geschichte eines Volkes minder verläſslichen materiellen archäologischen Überresten oft die einzigen, deutlich sprechenden Zeugen für die einstige weite Ausbreitung der Slaven in Gegenden, die sie schon lange nicht mehr ihr eigen nennen, so vornehmlich in Deutschland, woselbst allein schon für die Slaven der Verlust an Territorium auf dreitausend Quadratmeilen angesetzt wird."

Von Bedeutung sind die Ortsnamen auch als Korrektiv für die „Lehnwörter“. Von besonderem Interesse ist die Ortsnamenkunde für die Fallmerayersche Hypothese, die Neugriechen betreffend. Während aber Miklosich die Zahl der slavischen Lehnwörter im Neugriechischen auf 129 beziffern kann, wovon übrigens nur sieben eine allgemeine Verbreitung im Griechischen haben, ist die Zahl slavischer Ortsnamen in Hellas eine verhältnismäfsig völlig gröfsere, abgesehen von dem Umstand, dafs seit dem Jahrtausend der slavischen Invasion nicht wenige slavische Ortsnamen hellenisiert oder durch türkische und albanesische Ausdrücke ersetzt worden sind. Der Schlufs, den Krek aus dem Umstande zieht, dafs das Neugriechische slavische Lehnworte enthält, scheint mir aber nicht berechtigt, denn die beispiellos geringe Zahl dieser Lehnworte deutet auf das gerade Gegenteil hin, dafs nämlich die Kultur der slavischen Eindringlinge eine äufserst niedrige und unbedeutende gewesen sein mufs. Die physische Erhaltung und Fortpflanzung der Neugriechen knüpft wohl zweifellos an das slavische Element an, und ebenso die moralische Artung, sowie auch naturgemäfs der Charakter der traditionellen Litteratur der Neugriechen, auf geistigem Gebiete blieb aber das griechische Element Sieger. Für den Philhellenismus war die Fallmerayersche Hypothese ein förmlicher kalter Tusch — er ist, wie der Polonismus und der Bulgarismus doch hoffentlich ein überwundener Standpunkt.

Hoch interessant ist die Auseinandersetzung, die der Verfasser über den Einflufs des Slavischen auf das Magyarische bietet, woraus zugleich erhellen soll, wie „segenbringend“ der Kontakt zwischen den Magyaren und den pannonischen Slovenen für die ersteren geworden ist. Krek sagt in dieser Hinsicht: „Es giebt keine namhaftere Seite des socialen, kirchlichen und staatlichen Lebens, in dessen vielfacher Beziehung und Verästung, wo sich die Slaven nicht als Lehrer der Magyaren erwiesen hätten. Unter den nahezu tausend solcher Elemente gehören mehr oder weniger hierher und berühren nach den Resultaten der linguistischen Statistik: Kirchliches (Personen, Sachen, Zeiten, Verrichtungen, Aberglaube, Sünden) 32, Staatliches (Recht, Rechtsverhältnisse, Abgaben, der Fürst und sein Hof, Beamte, Schergen, Strafen) 37, Münzen und Mafse 17, Krieg (Kriegsrüstung, Lager, Wache, Fahne) 25, das Tierreich 110, das Pflanzenreich 150, das Mineralreich 9, die Landwirtschaft in allen ihren Zweigen; das Feld und seine Beschaffenheit 90, das Handwerk (der Handel, die Werkzeuge, die Materialien) 66, die Schifffahrt 7, die Behausung (Gebäude, Wohnung, ihr Bau, ihre Einrichtung) 64, Kleidung 40, Farben 5, Speise und Trank 48, Geschirr, Behältnisse 28, Unterhaltung (Gastmahl, Musik, Spiel) 15, Familie, Geselligkeit 16, die Menschen und ihre Beschäftigungen 7, der Leib und seine Teile 10, Krankheiten und Gebrechen des Leibes und der Seele 40, Ethnographisches und Geographisches (Namen von Völkern, Ländern und Flüssen) 30 Elemente. Alles in allem mithin 846 Elemente, wobei noch zu berücksichtigen bleibt, dafs nur solche Benennungen Aufnahme gefunden, die im Magyarischen eine allgemeine Verbreitung geniefsen und in der Regel keine einheimischen Doubletten aufweisen, somit (sic!) selbst diese grofse Anzahl auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt.“

Daraus resultiert, wie ungemein primitiv die Kulturstufe der Magyaren war, dafs sie dem Slavischen eine derartige Zahl von Lehnwörtern danken, die mehr als die Hälfte des Wortstandes einer Sprache repräsentieren, die ein in kleinen Verhältnissen lebendes Volk spricht. Dafs dies sich so verhält, spricht nicht für die Höhe der slavischen, sondern nur für die trostlos niedere Stufe der magyarischen Kultur.

Die Magyaren danken aber den Slaven noch Besseres. Die „berühmte“ slavische Fruchtbarkeit bewahrte das magyarische Volkstum vor der Vernichtung, der es, auf sich selbst angewiesen, längst verfallen wäre.

In dieser Beziehung und namentlich noch in der speciellen Eigenschaft als tüchtige Amme hat das slavische Weib nicht nur für die Magyaren, sondern auch für andere Völker eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gewonnen und behalten.

Bezeichnend genug ist es übrigens, dafs die Entlehnungen zumeist auf den Ackerbau und das Dienstverhältnis gehen.

Ich möchte da auf eine Stelle in einem Briefe Kopitars an Dobrovsky verweisen, die zwar in Jagić' Archiv IV, 676 abgedruckt ist, aber von den slavischen Chauvinisten schwerlich aus dem Dunkel dieses Archivs gezogen werden dürfte. Sie lautet: „Wenn der Slavin fortgesetzt wird (und sollten unter 50 Millionen Slaven sich nicht Abnehmer für eine einzige Zeitschrift und eine so entschieden herrliche finden? Freilich sind die 50 Millionen fast nur Knechte und Mägde, aber doch auch Pfarrer und Kapläne, die den Slavin gewifs gerne neben der theologischen Monatsschrift halten würden, wenn sie ihn auf offiziellem Wege kennen lernten)." Der Schlufssatz fehlt, wie man sieht — es ist, als ob die Gröfse des Schmerzes dem wackeren nationalen Patrioten die Sprache geraubt hätte.

Es will uns aber bedünken, dafs Kopitars, des gelehrten Slavisten und edlen Volksmannes Ausführungen, die das Gefühl der Not, ja man wäre versucht zu sagen der Verzweiflung, hervorgerufen, der Wahrheit auch für entlegenere Zeiten viel näher kommen, als die oft recht optimistisch gefärbte Darstellung des Dr. Krek, der aber in dieser Hinsicht immer noch verhältnismäfsig gelinde Saiten aufzieht.

Ja nach meiner Meinung ist die gewifs grofse Zahl der Ortsnamen slavischer Herkunft wohl ein Zeichen der ausgedehnten Verbreitung der Slaven, aber nicht ein Beweis, dafs dort, wo ein slavischer Ortsname vorkommt, auch das slavische Volk herrschend war, sondern ich kann mir, namentlich wenn ich mir die Provenienz und den Charakter dieser Ortsnamen vergegenwärtige, sehr leicht vorstellen, dafs die Slaven auch in halbfreier oder unfreier Stellung nicht nur die Namengebung veranlafsten, sondern dafs auch ihre Herren sich diese Namen ebenso wie die Dienstleistung der Slaven auf ihren Äckern und Gütern, in Haus und Hof gleichmütig gefallen liefsen. Und ich halte es für ganz natürlich, dafs der Name, den die Dienstleute in ihrem Wechselverkehr aufbrachten, durch die Macht der Gewohnheit erhalten blieb. Und so erkläre ich mir leichter als im gegenteiligen Falle, dafs da und dort die Ortsnamen zahlreich, die Lehnwörter dagegen verschwindend gering sind.

Durchaus unrichtig halte ich aber, was Dr. Krek p. 510 vorbringt: „Wo Slaven mit anderen Völkerschaften sich berührten, erwuchs für letztere keine Gefahr, um die Errungenschaften ihrer materiellen und geistigen Kultur Besorgnisse hegen zu müssen.

Es ist dies eine Schlufsfolgerung, die aus völlig falschen, oben angedeuteten Prämissen sich ergiebt und die der gröfste Irrtum des ganzen Buches ist.

Nicht die Rösselsprünge der linguistischen Paläontologie, sondern die historischen Thatsachen und die zur Zeit herrschenden Erscheinungen gewähren sichere Anhaltspunkte, um das Wesen und den Charakter eines Volkes zu erkennen und zu bestimmen. Wenn Deutschland heute deutsch ist, so dankt es dies nicht der Weichheit und Gutmütigkeit des slavischen Elementes, sondern seiner nationalen Eigenart und Kraft und der offenkundigen Inferiorität des Slavismus in Bezug auf das Schwert von Eisen und das Schwert des Geistes.

Dafs Deutschland nicht nur ein geographischer, sondern auch ein ethnographischer Begriff ist, das ist mir ein überzeugender Beweis für die Thatsache, dafs die Slaven innerhalb seiner Grenzen durch die Macht des Schwertes und der Kultur unterworfen und in die Stellung von Hörigen gebracht wurden.

Interessant sind auch die zahlreichen slavischen Monatsnamen, die Krek nicht ohne einen gewissen Stolz produziert; auch sie sind zumeist den Wahrnehmungen entnommen, die man in den wechselnden Zeiten des Jahres in Feld und Wald und Flur machen kann, und nicht zum geringsten entstammen sie den Geschäften in Feld und Haus. Merkwürdig genug findet sich unter den Monatsnamen kein einziger, der Bezug nimmt auf altheidnische Götter und Mythen, dagegen sind die christlichen Monatsnamen durchaus nicht selten.

Ganz überflüssig erscheint die Bemerkung des Verfassers: „Wir dürfen behaupten, dafs die Anzahl der ursprünglichen Motive eine gröfsere gewesen sei und dafs derselbe Abschnitt gleichzeitig mehrere, verschiedenen Vorstellungskreisen entnommene Namen gehabt habe."

Aber worauf wir diese Behauptung stützen dürfen, sagt Dr. Krek leider nicht. Überhaupt vermifst man bei diesem Kapitel die wünschenswerte Präzision und erhält den Eindruck, als ob es dem Verfasser zu thun wäre, durch eine vielfältige Klassifizierung der Monatsnamen und durch prunkende generelle Titel, die als Quellen geführt werden, Effekt zu machen. Wenn Krek sagt, dafs mehrere Monatsnamen der Ackerbauperiode des slavischen Volkes angehören, dafs es aber auch nicht wenige seien, die noch auf das Nomadenleben hinweisen, so genügt es nicht, derartiges zu sagen, sondern es mufs auch bewiesen werden.

Völlig abzuweisen ist meiner Meinung nach des Verfassers Ansicht über das Märchen von den zwölf Monatsbrüdern, in dem Dr. Krek weifs Gott welche weitschichtige Mythologie vermutet. Ich halte das ganze „Märchen" überhaupt für kein Märchen, sondern für ein ganz simples Rätsel, das dann in die Form einer Erzählung gebracht wurde und dem jedes archaistische Gepräge rundweg abzusprechen ist. Auch die von Krek hervorgehobenen Personifikationen der Jahreszeiten haben durchaus keinen mythischen Ausdruck, sondern sind harmlose Allegorien aus der nächstbesten Kinderstube, ganz ansprechende Gebilde, die die „traditionelle" Litteratur des Volkes in der gleichen Reichhaltigkeit und Fülle erzeugt, wie unter dem Sonnenstrahl und dem Quellgeriesel ungezählte Wiesenblumen frisch und munter aufblühen.

Besonders reizend sind die Pflanzenmärchen, kleine, liebliche Erzählungen, die die Herkunft von Pflanzennamen deuten sollen. So führt z. B. Melampyrum nemorosum im Russischen den Namen „Ivan und Maria" oder (und zwar auch im Polnischen) „der Bruder und die Schwester". Als Kommentar dient folgende Erzählung: Ein Jüngling zog in fremde Lande und vermählte sich mit einem wunderlieblichen Mädchen. Erst nach einiger Zeit fragte er seine Frau nach ihrem Geschlecht und erfuhr, dafs sie seine leibliche Schwester sei. Da sie einander aber aufs zärtlichste liebten und ohne einander zu leben sich nicht entschliefsen konnten, verwandelten sie sich in eine Pflanze und es blühte fortan der Bruder gelb und die Schwester blau.

Lieblich ist auch die Erzählung vom Mutterseelchen, mateří douška (Thymus Serpyllum = Feldquendel). Eine czechische Tradition erzählt nämlich: Eine Mutter starb und hinterliefs ihre Kinder in tiefer, schmerzlicher Trauer. Der Mutter dauerten die untröstlichen Waisen; ihre Seele kehrte daher aus dem Grabe zurück und verwandelte sich in ein kleinblätteriges, wohlriechendes Blümchen, das von da an den Namen mateří douška, Seele der Mutter, empfing.

Nebenbei bemerke ich, dafs das Citat zu Viola tricolor, dem Stiefmütterchen, „Globus XV, 200" richtig lauten soll XVI, 200. A. Leist, dem wir manche recht interessante Abhandlungen über südslavisches Volksleben verdanken, veröffentlichte, unabhängig von dem bekannten Werke A. v. Pergers in Wien (Deutsche Pflanzensagen, Stuttgart und Öhringen, Verlag von Aug. Schober, 1864), im XVI. Bande des „Globus" p. 122 ff.

und p. 198 ff. eine Abhandlung: „Deutsche und slavische Pflanzensagen", die Dr. Krek, wie es scheint, nur aus Citaten kennt. Überhaupt wäre es für den Verfasser sehr nützlich, wenn er dem „Globus" eine gröfsere Aufmerksamkeit schenken würde, als er es thatsächlich gethan hat.

Sehr lesenswert und belehrend sind die volksetymologischen Erörterungen des Verfassers, sowie sein Hinweis auf die mancherlei Ersetzung slavischer Ortsnamen durch deutsche. So wurde aus Neznabohy Niesenbahn, aus Brlohy Bierloch, aus Drmaly Dürrmaul, aus Ratiboř Rotwurst, aus Podmoli Baumöl, aus Smichov Schmeifsdorf, aus Všemily Schemel, aus Velislav Filzlaus etc.

Die „Volksetymologie" als Wissenschaft ist noch lange kein halbes Jahrhundert alt, den Ausdruck führte bekanntlich Ernst Förstemann als terminus technicus ein; speciell die slavische Volksetymologie entwickelte sich erst in allerneuester Zeit.

Sehr schätzenswert sind die Mitteilungen des Verfassers über slavische Volksfeste und insbesondere über die Kreš- und Koledagebräuche.

Die zweite Abteilung behandelt die reale Seite der traditionellen Litteratur und zwar im ersten Abschnitt Märchen und Sagen.

Es findet sich da zwar eine reiche Litteratur angegeben, doch möchte insbesondere noch auf den Umstand verwiesen werden, dafs der 3. Band von Grimms „Deutsche Kinder- und Hausmärchen" eine schätzenswerte Übersicht über die vorhandene Märchenlitteratur giebt. Ferneres wäre wohl auch Bartsch' Germania und Herrigs Archiv (von letzterem siehe II, 189; XXXVIII, 142; XXXIX, 471 etc.) nicht völlig zu vergessen. Aufserdem wäre noch zu vergleichen Scherer Ltg. 92 und 143, Hettner Ltg. d. XVIII. Jahrh. I, 291, 320, 343; Globus X, 82, 151; XII, 241 und insbesondere XVII, 203; endlich Mongolische Märchen von Prof. Dr. B. Jülg, Innsbr. 1868.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf andere von Krek nicht berücksichtigte Litteratur verweisen (sofern ich nicht manches, was bei den ausgedehnten Fufsnoten leicht möglich wäre, übersehen habe): H. Cacheris, Origine et formation des noms de lieu, Paris, Delagrave, 1885; G. Hey, Die slav. Ortsnamen der Meifsnergegend in Mitteil. d. V. f. Gesch. d. Stadt Meifsen 1 (3), 1—14; A. Werneburg, Die Namen der Ortsch. u. Wüstungen, Thüring. Jahrb. d. Kgl. akad. gemeinn. wiss. zu Erf., N. F. XII, 1—213; A. Mahn, Etym. Unters. über geogr. Namen, Berlin, Dümmler; M. R. Buck, Rhätische Ortsnamen, Alemannia XII, p. 209—296; F. Günther, Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern, Hannover, K. Meyer. (Vgl. übrigens Jahresb. üb. d. Ersch. auf d. Geb. der germ. Phil., VII. Jahrg., in den einschlägigen Partien).

Recht ansprechend sind Abschnitt II und III, wie denn überhaupt das ganze Werk warm zu empfehlen ist und die gröfste Anerkennung verdient.

Marburg a. d. Drau. Prof. Anton Nagele.

Die Realien in den Chansons de geste „Amis et Amiles" und „Jourdains de Blaivies". Ein Beitrag zur Kultur- und eine Ergänzung der Litteraturgeschichte des französischen Mittelalters von Dr. Hermann Modersohn. Münster 1886. 194 S.

Ein ähnlicher Beitrag wie der vorliegende war schon 1883 in der Greifswalder Dissertation von Dr. Wilh. Heidsiek „Die ritterliche Gesellschaft in den Dichtungen des Chrestien de Troies" geliefert worden, und einige Abschnitte daraus, wie der über die Rittertugenden, die Kleidung und die Bewaffnung hätten auch in der hier zur Besprechung stehenden Abhandlung mit Nutzen herangezogen werden können. Freilich ist das

von Dr. Modersohn behandelte Gebiet ein viel umfassenderes, da er aufser den „Verhältnissen des kriegerischen Lebens“ auch die des religiösen und kirchlichen Lebens, des Gemüts- und Familienlebens, des politischen und physischen Lebens behandelt, eine Aufgabe, die sich bei der Vielseitigkeit des in Amis und Jordains verarbeiteten Stoffes wie von selbst aufdrängte. Durch Heranziehung zahlreicher Werke der einschlägigen Litteratur hat es der Verf. verstanden, die aus Amis und Jordains gewonnenen Gesichtspunkte derartig zu erweitern, dafs seine Abhandlung in der That darauf Anspruch machen kann, ein Beitrag zur Kulturgeschichte des französischen Mittelalters genannt zu werden. Inwiefern sie aber eine Ergänzung der Litteraturgeschichte jener Zeit sein soll, geht aus der Schrift nicht hervor, da Litteraturgeschichtliches darin nicht vorkommt.

An dem Rahmen, in dem der Verf. seinen Stoff behandelt hat, ist nichts auszusetzen. Die oben angedeutete Gliederung entspricht dem vorhandenen Material und dürfte auch bei zukünftigen Arbeiten über die Realien anderer Epen mit Vorteil beizubehalten sein. Einige Nachträge, welche Ref. aus den besprochenen Gedichten beizubringen hat, lassen sich den entsprechenden Abschnitten der Modersohnschen Abhandlung mit Leichtigkeit einreihen.

Zu p. 15 (Die Auffassung der Gottheit): „Gott ... wird um Beistand gegen einen Feind angerufen, letzterer aber dabei mit den heftigsten Schmähungen genannt,“ läfst sich bemerken, dafs ebenso bei Gott oder bei einem Heiligen geschworen wird, wenn es sich um Verübung einer Schlechtigkeit handelt, z. B. Amis 2139, und öfters. — p. 21 konnten die Etymologien von prestre, prevoire u. s. w. wegbleiben. — p. 43 („Die Stellung und die Macht des Kaisers“) sagt der Verf.: „Zweifelhaft bleibt mir der Sinn der Stelle Amis 3396—97: Cuida ce fust Charlemaine au vis fier, Qui fust venuz sa cité escillier — insofern, als Girart, der Sohn des Amis, von welchem die Rede ist, offenbar keinen Grund hat, einen Angriff des Kaisers auf Blaivies zu fürchten.“ Unter normalen Verhältnissen allerdings nicht; der Kaiser wird aber in allen Epen aufser dem Rolandsliede (vgl. Gautier, Epop. franç. passim) als unüberlegt gewaltthätig dargestellt, so dafs Girars sich sehr wohl eines Angriffs von ihm auch ohne besondere Veranlassung versehen konnte. — p. 46 (§ 3: „Die Stellung des Adels“) werden als Grade des Adels bezeichnet 1) duc; 2) cuens; 3) marchis; 4) baron; 5) chevaliers. Es fehlt prince, welches vorkommt Amis 2185: Li haut demainne et li *prince* meillor. — Sehr wichtig für § 5: „Die nicht ritterlichen Stände mit Ausnahme der Geistlichkeit“ ist die daselbst nicht erwähnte Stelle Amis 3170: Venez en tuit, bonne gent honoree, Serjant, borjois, chevalier, gent letree, wo die gesamte Bevölkerung der Stadt zusammengerufen wird. — ib. p. 55 wird die Form der Anrede besprochen. Es verdiente bemerkt zu werden, dafs Am. 2995 Amiles seinen ältesten Sohn anredet: *Biaus sire fiuls,* ocirre vos voil ja. Für das Schwanken im Gebrauch des Singul. oder des Plur. ist recht bezeichnend Am. 732, wo Hardres zu Kaiser Karl sagt: Rois, *fait* [= fai] le ardoir, la poudre en soit ventee; unmittelbar darauf aber v. 738: or les *faitez* mander. Davon, dafs mitunter auch eine Person von sich selbst in der Mehrzahl spricht, ist in der Abhandlung nicht die Rede. Am. 862: Qu'as tu ëu gentiz fiuls a baron? Dame, dist il, et *nos* le voz *dirons*. Grant paor *ai* de mon chier compaignon. ib. 1192: Dame, dist il, (Amiles zu Lubias in der Nacht) ... Nul bel samblant faire ne voz *poons*. ib. 1204: Sire, dist elle, et *nos* le voz *dirons,* Que ja un mot ne voz en *mentirons*. Allerdings scheint der Plural nur durch das Bedürfnis der Assonanz veranlafst worden zu sein. — p. 68, Kap. II, § 7 III („Freiheitsstrafen“) fehlt die Stelle aus Jord. 270: Enz ens espines gist en la chartre jus, *Broches de fer li ont en cors feru* (à Renier). — Kap. II („Die Rechtsverhältnisse“) p. 62—83 spricht der Verf. sehr aus-

führlich über die Rechtsverhältnisse. Es hätte sich wohl aber auch gelohnt, wenn des Rechtsbewufstseins Erwähnung gethan worden wäre. Jedenfalls gehört das ebensogut zu den Realien, wie die conpaignie, das Verhältnis der Eltern zu den Kindern u. ä. Dafs Amis beim feierlichen Gottesurteil gegen Hardré an Amiles Stelle tritt, statt seiner auf die Reliquien schwört, statt seiner kämpft und den Hardré tötet: diese ganze Kette von bewufsten Täuschungen in einer so hochwichtigen Angelegenheit veranlafst den Dichter zu keinem Worte der Mifsbilligung, und auch der Himmel ahndet in keiner Weise das frevle Spiel. Dafs Amis aber pro forma und mit ausdrücklicher reservatio mentalis die Ehe mit Belyssant eingeht (eine Ehe, die er nie vollzogen hat), trägt ihm die schwerste Strafe des Himmels und den schärfsten Tadel des Dichters ein. — Im Jordain Bl. ermordet Fromons den Grafen Girart und seine Gemahlin Ermengart; er läfst 280 Ritter des Girart in Blaivies bei Nacht überfallen und ermorden; er wirft Renier und Eremborc in den Kerker und mifshandelt sie; kein Rächer oder Helfer steht auf; die Bürgerschaft von Blaivies steht nach kurzem vergeblichen Kampfe gewissermafsen mit verschränkten Armen da und läfst alles geschehen. Als er dem kleinen Sohne des Renier den Kopf abschlägt, bitten allerdings Ritter und Bürger um das Leben des Kindes; sie lassen es aber doch geschehen, und von Äufserungen des Unwillens ist nicht die Rede. Als aber Karls Sohn Lohiers sich in einen Kampf einläfst, der ihn nichts angeht, und dabei von Jordains Hand fällt, ist die Entrüstung grofs, und Jordains wird mit Renier und Eremborc wie der schlimmste Verbrecher verfolgt und gehetzt. Wer die Macht in Händen hat, kann thun, was er will. Für den Schwachen findet sich keine Hilfe. Wehe ihm aber, wenn er, und sei es auch in der gerechtesten Sache, einem Mächtigen zu nahe tritt! — Der furchtbaren Strenge gegenüber, mit der an Amis die Polygamie gerächt wird, mufs es auffallen, wenn in Jord. 2346 ff. der Bischof von Palermo zu Oriabel sagt, er werde ihr einen anderen Mann geben (Cil gentiz hom qui a moillier voz prinst, Par grant dolor est de voz departis. Je voz donrai, s'il voz vient a plaisir, Autre seignor que aurez a mari). Er hört und sieht, dafs Oriabel erst seit wenigen Tagen von ihrem Gatten Jordain getrennt ist; dafs Jordains tot sein sollte, läfst sich nicht annehmen. Man könnte glauben, er habe Oriabel auf die Probe stellen wollen. Sie fafst es aber doch nicht so auf, denn sie antwortet: En pardon l'avez dit. Ja mais char d'omme mes cors ne quiert sentir, Se celui non cui je aim et desir. Dammeldex le me rande.

Unter Nr. H desselben Abschnitts (p. 68: „Der gerichtliche Zweikampf") konnten die technischen Ausdrücke erwähnt werden: Am. 821: Si iert *au jor et au champ aquiter*. ib. 827: Si iert *li jorz et li champs afinez*, De la bataille qu'avez *prinse* a Hardre. ib. 832: Mais que sor sains li ferommez jurer, Que il *au jor et au champ affiner*, Que il a *mis*, noz venra acuiter. — Kapitel IV, § 3 („Die Ehe und die Stellung der Frau"), A. („Die Ehe") p. 129 war auf den Widerspruch hinzuweisen, welcher besteht zwischen Am. 472: C'est Lubias, *la fille de mon frere;* und ib. 3333: Se nostre sires ... fust sains ... Com il fu ja ... Quant espousa *la seror dant Hardre*, wonach Lubias bald als die Nichte und bald als die Schwester des Hardré bezeichnet wird. ib. p. 137 bemerkt der Verf.: „Das Heiratsgut der Frau darf der Mann keineswegs als sein eigen betrachten." Wichtiger als die zum Belege hierfür angeführte Stelle aus der Rede der Lubias Am. 2020—22: Il (sc. Amiles) n'en menra ne murlet ne sommier, Ainz le ferai en ma chartre lancier. Damme sui de la ville; scheint mir der Umstand zu sein, dafs Amis dem gar keinen Widerstand entgegensetzt, sondern sich in der Weise hilft, dafs er seinen Freund Amile beim frühesten Morgengrauen (v. 2026: Au matinnet, quant il fu ajorne) aufsucht und zu sofortigem Aufbruche veranlafst. Dafs Amis an

das Heiratsgut (Blaivies) seiner Frau keinen Anspruch hat, geht ferner aus seinen eigenen Worten hervor, Am. 2180: Mais car proiez Lubias la gaillarde, ... *De son avoir* un hospital me face, Fors de la ville a la porte de Blaivies, Et si m'otroit le relief de sa table, Que je n'i muire a dolor ne a glaive. *Moult fera grant aumosne.* Es scheint indessen, daſs er nur als Kranker aller Ansprüche verlustig gegangen sei; denn als er geheilt nach Blaivies zurückkehrt, tritt er sofort als Herr der Stadt auf und läſst Lubias trotz ihres freundlichen Entgegenkommens in jenes selbe „hospital" sieben Tage lang einsperren. — Kap. IV, § 4 („Verhältnis zwischen Eltern und Kindern") sagt der Verf.: „Weiter wird über die Erziehung der Kinder nichts gesagt." Es lieſse sich aber ziemlich viel schlieſsen aus Am. 2244—57, namentlich 2250, wo der siebenjährige Girars die „viel et chenu" anredet: Fil a putain, fel träitre parjur; (v. 2263 sagt derselbe zum Koch: „Fiz a putain, fel lechierres prouvez"); wenn man nicht mit Sicherheit annehmen könnte, daſs diese Redensarten ebenso bloſs epische Formeln sind, wie die bis zur Ermüdung wiederkehrenden Stellen, an denen von dem Küssen der handelnd auftretenden Personen die Rede ist. Küſst doch sogar Belyssant den aussätzigen Amis (v. 2754: Adont le baise, sel prent a acoler, Baise visaige et la bouche et les nes; ib. v. 2735: Ne veez vouz que je sui uns lieprouz? v. 2714 nennt er sich meziel). — In Kap. IV, § 7 („Formen des Verkehrs"), p. 151 werden die in Amis und Jordains vorkommenden Beteuerungen, Verwünschungen u. s. w. zusammengestellt. Dieselben gehören aber unter Kap. I („Verhältnisse des religiösen Lebens"); auch konnte neben der Dissertation von Tolle, Das Beteuern und Beschwören u. s. w., Erlangen 1883, erwähnt werden: Tobler, Vom Verwünschen, in: Commentat. philolog. in honor. Theod. Mommseni, Berlin 1877. — Kap. V, § 1, p. 168 („Wohnungen." D. „Gärten") fehlt Am. 294: Descendus est au perron soz *l'olive.* — Kap. V, § 3, p. 174 („Speisen und Getränke; Tischordnung und Bedienung") konnte erwähnt werden Am. 3318: Les tables mistrent *cil escuier prive* (im Hause des borjois Gautier in Blaivies). — Unter Kap. V, § 4 („Brieflicher Verkehr und Reisen") konnte bemerkt werden, daſs in beiden Gedichten wichtige Nachrichten vorzugsweise durch Pilger verbreitet werden. In Amis wenden sich beide Freunde nacheinander an einen pelerin, um Kunde voneinander zu erhalten (Am. 83 ff.). In Jord. 2033 ff. ist es ein paumiers, der Jordain am Hofe des Königs Marques erkennt und über Fromont berichtet. ib. 2397 sagt Jordains geradezu: Or nel lairoie por les membres tranchier, Que je ne l'aille par le päis cerchier, Se trouvroie home *pelerin ne paumier,* Ne home esrant a cheval ne a pie, Qui m'en dëist nouvelles. — Zu Kap. V, § 7, p. 189 ff. („Das Aussehen und die Leibesbeschaffenheit der Personen") ist nachzutragen Am. 2042: Va s'en Amiles li prouz. et li *chatainnes.* ib. 1984: C'est la gens Karle *a la barbe chenue* (Der bekannte Ausdruck: a la barbe florie kommt in keinem der beiden Gedichte vor). ib. 3082: Or connoist bien *d'Ami les blanches mains.* — In Kap. V („Verhältnisse des physischen Lebens"), § 8 („Krankenpflege und sanitäre Maſsregeln") p. 191 ff. ist vom Aussatz die Rede. Doch bespricht der Verf. nur die äuſsere Wirkung, welche die Krankheit auf die Umgebung des Leidenden ausübt. Über die Krankheit selbst aber und die Veränderungen, welche sie im Aussehen und Befinden des Betroffenen hervorbringt, erfahren wir nichts. Und doch macht der Dichter von Amis hierüber recht eingehende Mitteilungen. Am. 1816 (Der Engel spricht zu Amis): Moult grans martires de ta char t'en atent; Tu seras ladres et meziaus ausiment, *Ne te parront oil ne bouche ne dent* (das ganze Gesicht also wird zugeschwollen sein). Ja n'i aurez äide d'ami ne de parent. ib. 2059: Li dis a l'angle li est bien averez, *Moult li abaisse et angoisse li nes, Et li retranche durement li parlers.* ib. 2077: Sire, dist elle, moult me puis merveillier. Voz me prëistez, VII ans ot avant ier.

Dont estiiez sains et saus et haitiez. Or voz voi si dou tout afoibloier, *Ne poez mais aler ne chevauchier*. Dafs das in 2059 und 2077 Erwähnte übrigens nur vorläufige Anzeichen der Krankheit waren, erhellt aus 2101: Ja ne *verroiz* passer mars ne avril, Que tuit diront li grant et li petit: De grant malaige iestez plains et ensprins. *Mexiaus seroiz,* ma foi voz en plevis; und aus den Worten des Bischofs, ib. 2126: Biaus tres douz dex, merveilles puis öir, u. s. w.; sowie aus v. 2146: Tex ne s'en est encor garde donnee Qui l'esgarda (sc. Ami) com il vait par l'estree. Dist l'uns a l'autre coiement a celee: De mon seignor or esgardez com pere. *Gros a le nes, si li enfle la levre,* Et *com l'a ores contremont rebiffee.* ib. 2173: Gentiz hom sire, com voz iestez malades! *Trestoux li cors et li membre voz ardent.* Dex commanda por voir que fuissiez ladres. Quant voz morrez, que vostre arme soit salve! ib. 3075: Si com il touche le sanc el front Amis, *Li chiet la roiffe dont il estoit sozprins, Les mains garissent, li ventres et li pis.* ib. 3082: *Or* connoist bien d'Ami les blanches mains. ib. 3441: Et si döistez a trestoute la jant, Que je estoie *pouacres nonpuissanz.*

Druckfehler finden sich nur wenige. Die im Texte des Verfassers vorkommenden, wie p. 12: Cautier statt Gautier; p. 13: Areis-sur-Aube statt Arcis, lassen sich leicht verbessern; bei den anderen, wie Jord. 1128, p. 118: Lors chargierent statt Lohier chargierent — ergiebt die Vergleichung mit dem Hofmannschen Texte das Richtige. Nur in der mehrfach wiederkehrenden Ausdrucksweise: *mais d'esmois* findet sich der Fehler auch bei Hofmann. Am. 2372 ff. (citiert p. 54): Va, si me crie mon ban, que nus ne soit, Que il n'i ait chevalier ne borjois, Qui voist Ami resgarder mais *d'esmois,* Ne qui li doinst de quoi il vive un soir. Ebenso 2367. Man lese: mais des mois = fernerhin (an einem Punkte, zu einer Zeit) der (nächsten) Monate. Mit demselben Sinne steht Am. 2383 mais awan: De par ma damme voz criomez un ban, Que il n'i ait escuier ne serjant, Ne chevalier, home nul ne anfant, Qui voist Ami resgarder *mais awan.* Dafs der bestimmte Artikel bei Zeitangaben die nächstbevorstehende Zukunft bezeichnet (dans les trois jours = binnen der nächsten drei Tage), ist bekannt. Andere Stellen, wo dieses des mois (überall d'esmois gedruckt) in Amis vorkommt, sind ib. 993: Je nes irai resgarder mais *des mois.* ib. 1015: Ja n'i serai mais des mois esgardez. Es ist beinahe überflüssig, zur Bekräftigung einer so geringfügigen und sinnentsprechenden Änderung noch weiteres hinzuzufügen. Indessen verweise ich noch auf Am. 2350 ff.: Quant je voz fiz fors de Blaivies gietier, Disoient moi serjant et chevalier, Que morriez tost, gaires ne viveriez. Or voz voi si sain et sauf et haitie. Ja deu ne place, qui tout a a jugier, Que vouz soiez passez *un mois* entier; eine Stelle, die mit den oben citierten Am. 2367 und 2372 verglichen die richtige Lesung „des mois" sehr nahe legte.

Die Ausführlichkeit, mit der „die Realien" hier besprochen worden sind, möge dem Herrn Verf. ein Beweis für das lebhafte Interesse sein, das seine Abhandlung dem Referenten eingeflöfst hat.

Fritz Bischoff.

Konjugations-Tafeln der französischen Verben. Ein Ergänzungsheft zu jeder französischen Grammatik. Von Georg Stier. Berlin, Asher & Co., 1887.

Wem am Herzen liegt, den neueren Sprachen innerhalb des erziehenden Unterrichtes die den Zielen des letzteren entsprechende Stellung angewiesen zu sehen, der wird nicht umhin können, das noch immer in weiten Kreisen befolgte, nur durch eine absurde Tradition gestützte will-

kürliche Lehrverfahren zu verlassen und an seine Stelle eine dem eigentlichen, durch die neuere Sprachwissenschaft begründeten Wesen des Unterrichtsstoffes konforme Methode zu setzen. Allerdings ist zu bedenken, daſs bei der bezüglich des Lateinischen ungleichen Vorbildung der französisch lernenden Schüler die Grenzen, innerhalb deren die Ergebnisse der neueren Sprachforschung beim Unterrichte zu verwenden sind, für die einzelnen Schulgattungen enger oder weiter gezogen werden müssen. Überdies wird in Anbetracht der groſsen Schwierigkeiten, die bei der Erklärung nicht weniger Sprachformen sich schon dem Philologen und um wie viel mehr der Intelligenz des Schülers entgegenstellen, eine Beschränkung in der Interpretation geboten sein, deren Maſs von dem Takte des Lehrers und wiederum von der Stellung der einzelnen Schulgattungen zum Latein bestimmt wird. Gemeinsam aber muſs hinfort allen höheren Lehranstalten, jeder nach ihrem besten Können, das Bestreben sein, die in den neueren Sprachen liegenden geistbildenden Elemente frei und für den Unterricht nutzbar werden zu lassen. Die Frage, auf welcher Stufe die hier empfohlene Methode zu beginnen habe, scheint uns gegenstandslos, wenn die Forderung, daſs der erziehende Unterricht auf jeder Stufe sich an die geistigen Eigenschaften des Schülers wenden muſs, ihre Berechtigung behalten soll. Wir stimmen daher Stier vollkommen bei, wenn er S. VI die Erklärungen schon für die unterste Stufe als Mittel zur interessanteren, d. h. geistig anregenden Erlernung der Verbalformen heranzieht, denn Muntaners Sprichwort *„que spina, com punxèr deu, aguda neix“* (ed. Bofarull S. 182) bleibt auch hier als unabweisbare Forderung bestehen. Das von Stier dabei empfohlene „weise Maſshalten“ S. VI glauben wir richtig zu verstehen, wenn wir es auch auf den verschiedenen geistigen Bereich der einzelnen Klassen bezogen wissen wollen.

Wir heiſsen Stiers Buch, welches sich einer nunmehr schon ansehnlichen Zahl von Arbeiten gleicher Tendenz als neues Glied anreiht, als Repräsentanten eines edlen Wollens bestens willkommen, wenn wir auch in mancher Beziehung abweichender Meinung sind. Wir zweifeln an der Richtigkeit der Forderung S. V, daſs, weil der Schüler sämtliche Formen des Zeitwortes „auf einmal übersehen“ müsse, es nun auch nötig sei, ihm ein Buch in die Hand zu geben, in welchem er eine jedesmal ausführliche Darstellung der sämtlichen Formen, bejahend verneinend, fragend und fragend verneinend, vorfinde. So kommt es denn, daſs bei Stier die Vorführung der Formen von avoir und être zehn groſse Seiten (S. 2—11) in Anspruch nimmt, um dann noch mehreremal bei der Darstellung der zusammengesetzten Zeiten des Aktivs und des Passivs von *donner* bez. *louer*, des reflexiven Zeitwortes *se défendre* S. 20—29, und schlieſslich noch einmal bei *s'en aller* S. 38—41 vollständig wiederholt zu werden. In gleich ausführlicher Weise werden *donner*, *finir*, *rompre* S. 14—19, dann aber auch *commencer*, *gager*, *employer*, *appuyer*, *payer*, *préférer*, *mener*, *celer*, *acheter*, *appeler*, *jeter* S. 30—33 wenigstens in ihren einfachen Zeiten dem Schüler vor die Augen geführt. Das gleiche Schauspiel wiederholt sich S. 34—35 für *bénir*, *fleurir*, *haïr*, *bouillir*, *servir*, *battre* und *vaincre*, während der Verfasser bei der Darstellung der unregelmäſsigen Verba nun endlich genug gethan zu haben glaubt, wenn er nur das prés. ind. und subj. und den impérat. vollständig, alle übrigen Zeiten aber nur in der 1. Pers. Sing. veranschaulicht. — Unseres Erachtens giebt der Verfasser durch das eben geschilderte Verfahren die pädagogischen Vorteile, die die auch von ihm in der Einleitung gerühmte Unterrichtsmethode bietet, wieder aus der Hand und setzt an ihre Stelle einen toten Mechanismus, der die von dem Schüler zu fordernde freie geistige Thätigkeit erheblich beeinträchtigen, wenn nicht gänzlich lähmen muſs. Nicht das starre Wissen der Form liegt im Interesse des erziehenden Sprachunterrichts, sondern die Erzeugung der Fähigkeit, die Form durch eine freie

geistige That in jedem gegebenen Augenblicke richtig und schlagfertig bilden zu können, ist sein hohes und edles Ziel; denn nur so wird es möglich sein, den Schüler mit Erfolg in den Geist des fremden Idioms einzuführen. Spricht doch der Verfasser S. VI es selber aus, dafs, wenn der Schüler den doppelten Stamm von *mourir* gelernt habe, er sämtliche Formen des prés. ind. u. subj., des impératif, des part. prés. und des imparf. ind. beherrsche. Wir erblicken in dieser letzteren Äufserung einen wohlthuenden Gegensatz gegen das in den „Konjugationstafeln“ befolgte Verfahren, bedauern aber den Widerspruch, in den der Verfasser dabei mit sich selber gerät. Wer indes die Berechtigung dieser Tafeln einmal anerkennt, wird sich gegen ihre grofsen Vorzüge vor anderen ähnlichen Zusammenstellungen nicht verschliefsen können. In ihrer Anordnung hat der Verf. ein Einteilungsprincip zu Grunde gelegt, welches als das allein sachgemäfse zu gelten hat und gewifs auch hier und da schon im Unterrichte angewendet wird. Aus der natürlichen Forderung, dafs die ihrer Bildung nach zusammengehörigen Zeiten zusammenstehen müssen, ergeben sich für ihn vier Gruppen: 1) die Infinitivgruppe (Infinitiv, Futur und Conditionnel); 2) die Präsensgruppe (prés. ind. u. subj., impérat., part. prés. und imparf. ind.); 3) die Définigruppe (passé déf., imparf. subj.); 4) die Participgruppe (die mit dem part. passé zusammengesetzten Zeiten). Diese Einteilung hat unseren vollen Beifall; nur möchten wir die Participgruppe beseitigt sehen. Die dahin zu stellenden Formen dürften kaum zur Formenlehre zu rechnen sein; sie bieten nur eine Wiederholung von avoir und être, bei denen das part. passé, welches wir zur Définigruppe stellen, eine syntaktische Funktion ausübt. Auch Stiers zweite Forderung, die naturgemäfs die erste sein sollte, dafs Stamm und Endung (resp. Infinitiv und Endung) deutlich erkennbar sein müssen, ist durchaus anzuerkennen: auf ihrer strengen Durchführung beruht das Verständnis der gesamten französischen Konjugation. Dafs von Stier dabei die leidigen „abgeleiteten“ Zeiten aus der Welt geschafft werden, empfinden wir als eine förmliche Wohlthat.

Die in dem „Anhang“ stehenden „Bemerkungen“, die doch wohl nicht so ganz „ohne jeden gelehrten Apparat“, wie Verf. S. VI uns glauben machen will, zustande gekommen sind, enthalten viel Gutes neben manchen anfechtbaren Punkten. Es befremdet, dafs der Verfasser es verschmäht, seinen vier „Bildungsregeln“ — Vokalwechsel, Vokalisation von Konsonanten und Einschaltung von Hilfsbuchstaben (sic! statt Lauten) betreffend — eine Bemerkung über den Ausfall gewisser stammhafter Endkonsonanten vor gewissen Endungen hinzuzufügen. Wie denkt sich der Verfasser das Verhältnis des neufrz. *je vis* zu altfrz. *je vif* = *vivo*, des neufrz. Imperativs *reçois* zu altfrz. *recoif* = *recipe*; oder altfrz. *je sail*, *vail*, *voil* oder *vueil*, *boil* (zu belegen?) zu *je saux* (für neues *saille*), *vaux*, *veux*, *bous*? Ist hier das *s* der 2. Pers. Sing. auf die erste Person und auf den Imperativ übergegangen und hat die Unterdrückung des konsonantischen Stammauslautes verursacht, wie man mehrfach schon im 16. Jahrhundert annahm, cf. J. Dubois bei Livet S. 435, Henricus Stephanus, Hypomneses S. 195 ff. — oder hat man den gesamten Lautkörper der 2. Pers. Sing. für die erste gebraucht, wie Ronsard, Abbrégé de l'Art Poetique, Œuvres ed. Blanchemain t. VII, p. 333 für das Imperfektum will und wie *je peux* für altes ausschliefsliches *je puis*, *je sais* = *sé* für *je sai*, *je fais* für *je faz* nach *tu pues* = *potes*, *tu ses* = *sapis* und *tu fais* = *fakis* zu bestätigen scheinen? Eine eingehende Erörterung solcher Fragen wollen auch wir als zu schwierig für den Schüler aus dem Unterrichte verbannt sehen, möchten jedoch darum einen Hinweis auf die Thatsache, dafs der konsonantische Auslaut des Stammes unter gewissen Umständen fehlt, nicht missen. Sicher ist, dafs, wie die alte Sprache zeigt, im Neufranzösischen *v* oder besser *f*, *t* (in *n* + *t*, *r* + *t*),

l, l, m vor den Endungen *s (x)* und *t* fehlen, während sie vor vokalischer Endung regelrecht stehen; in *Vokal* + *t* wird *t* graphisch beibehalten: *je bats, je mets* und so denn auch *je vêts* für *rest*. Der pädagogische Vorteil liegt hier, was auch immer die historische Grammatik dazu sage, in der sicheren Erkenntnis der Bedingungen, unter denen gewisse lautliche Vorgänge unweigerlich einzutreten haben. Seltsam ist hier des Verfassers Behauptung S. VI, dafs ein *connaiss-t* = *cognoscit* nie existiert habe: allerdings so nicht, aber *conoist* ist die regelrechte altfrz. Form. Stier widerspricht sich also, wenn er S. 65 sagt „bei der dritten Person" (also *finiscit* — *finist* —*finit*) „fällt *s* vor *t* aus". Auch dafs er einen Stamm *connai-* aufstellt, der vor Konsonanten zu gelten habe, also in *je connai-s* vorliege, ist sehr bedenklich. Das s in *je connais* ist stammhaft; im Altfranzösischen hat *conois* immer neben *je muef, je sent, je serf* u. dgl. gestanden, und Gebilde wie *tay-toi* = *tace* Gringoire (Bibl. Elzev.) II, 244, *recongnoy-moi* Montaiglon Anc. Poés. VIII, 174, *je congnoy* : *roy* ib. VII, 261, *je congnoi* Prosa-Cligas (a. 1454) S. 323, 7, *je cognoy* Rab. Pant. lib. II, c. 21; lib. III, c. 29; *recognoy* lib. III, c. 10 u. s. w., *je puy* = *possum* Gring. II, 62 sind, wie *breby* für *brebis* = *vervecem* Macault, Apophthegmes, Paris 1551, S. 42b, nur vorübergehende, durch das Verstummen des auslautenden s herbeigeführte Verirrungen einer späteren Zeit. Wie wenig zutreffend des Verfassers Behandlungsweise des Stammes in den Verben auf *re* ist, zeigt seine Bemerkung zu *résoudre*. Er sagt S. 70: „Der betonte Stamm heifst *résou* (statt *résol*), da das *l* zu *u* wird, wenn ein Konsonant folgt und ein Vokal vorausgeht. Ebenso bei *absoudre* und *dissoudre*." Vergifst der Verfasser, dafs der betonte Stamm auch die Form *solv* hat: *ils résolvent, que je résolve?* Eine Scheidung zwischen betontem und unbetontem Stamm ist also für dieses Verbum ausgeschlossen: man gebe dem Schüler, unbekümmert um altfrz. *absoil*, im Anschlufs an unsere soeben aufgestellte, für pädagogische Zwecke völlig ausreichende Regel folgende Entwickelungsreihe: Stamm vor Vokalen *solv* : *sol(v)s, sols, sous*.

Läfst man die Ausdrücke „regelmäfsige" und „unregelmäfsige" Verben einmal gelten, so ist eine strenge Scheidung beider Gattungen durch Aufstellung bestimmter charakteristischer Merkmale durchaus erwünscht — wir vermissen eine solche Aufstellung bei Stier. Vielleicht vermag er der folgenden beizustimmen. Die regelmäfsige Konjugation verlangt absolute Unveränderlichkeit des Stammes wie in *parl, pun, romp* einerseits, und strengen Anschlufs an die durch ihre Paradigmen geforderten Endungen andererseits. Unregelmäfsig sind drei Arten von Verben: 1) diejenigen, die den Stamm verändern, *devoir*, 2) diejenigen, die abweichende Endungen haben, *courir*, 3) diejenigen, die im Stamm und in der Endung abweichen, *vivre, mourir*. Thatsächlich sind dies die drei Kriterien für die Erkenntnis der unregelmäfsigen Verben, zu denen wir im Gegensatz zu Stier S. 34—35 folgerichtig auch *bénir, fleurir, haïr, bouillir, servir* zählen, während wir mit ihm *battre* trotz *t* und *tt* sowie *vaincre* trotz *c* und *qu* als regelmäfsig auffassen.

Die Reflexion S. 65, dafs es eigentlich *je finiss, tu finiss* heifsen müfste, bliebe besser weg; über *il vend* für altfrz. *vent* vergl. meinen Aufsatz in der Ztschr. f. Rom. Phil. VII, S. 61—62 und dazu Behrens in der Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. Bd. V, S. 77.

S. 66, 2 wird die falsche Behauptung 66, 1, dafs „die Personen des Imperativs gleich den entsprechenden Personen des Présent de l'Ind." seien, zum Glück widerrufen. — Die Anordnung der Personalendungen S. 66—67, wobei alle ersten Personen Sing., die kein *s* haben, sowie *donne* = *dona*, weil es kein *s* hat, als „Ausnahmen" von einer Regel, die dies sonst verlangt, gelten, scheint uns verfehlt und wenig der gesunden Richtung entsprechend, die das Buch im allgemeinen verfolgt. Recht sachgemäfs ist dagegen S. 67 die Auseinandersetzung über

das Verhalten der Verba, die stummes (dumpfes) *e* oder geschlossenes *e* im Stamme haben. Belehrend dürfte hier, indem zugleich an *prenne, vienne* gedacht würde, ein Hinweis auf das gleiche oder verschiedene orthographische Verhalten anderer Wortarten sein.

Wenn Stier S. VI für *connaître* zwei Stämme aufstellt, *connai-* vor Konsonanten, *connaiss-* vor Vokalen, so ist es nicht folgerichtig, wenn er nun S. 69 behauptet, dafs man den Stamm (im allgemeinen natürlich nur den Präsensstamm) durch Abschneidung der Endung von der 1. Pers. Pl. prés. ind. finde, z. B. *conduire: nous conduisons*, Stamm: *conduis-*. Die Heranziehung einer Form der Präsensgruppe mit vokalisch anlautender Endung ist doch im Princip nur bei den Verben auf *re* erforderlich, in deren Infinitiv der Stamm, sei es durch Vokalisierung und Ausfall stammhafter oder durch Interkalation sekundärer Konsonanten eine eigentümliche Gestaltung erfahren hat, wie etwa in *plaire, joindre, naître, écrire* (alt *escrivre*). Die Erlernung einer ausdrucksvollen Form der Präsensgruppe gleichzeitig mit der des Infinitivs wird in zweiter Linie für alle Verba auf re ein willkommenes Kriterium des Stammes bilden, z. B. *rire — rions* gegen *lire — lisons, écrire — écrivons*, erscheint jedoch bei den Verben mit betonter Infinitivendung überflüssig: *vouloir — voulons*. Bei dieser Gelegenheit sei denn auch bemerkt, dafs die Regel von dem Einschub gewisser Konsonanten zwischen *Liquida* + *r*, oder *s* + *r*, so wie sie bei Stier gegeben ist, kaum irgend einen wesentlichen pädagogischen Nutzen bieten wird. Die blofse Kenntnis dieses Vorganges ist der Schule gleichgültig — erspriefslicher wird es sein, dem Schüler die Mittel zur Erkenntnis, wann ein stammhafter und wann ein sekundärer Laut wenigstens für die heutige Schriftsprache vorliegt, an die Hand zu geben. Wer den Ursprung des *oi* in *conoistre*, des *oi* in *joindre*, des *ou* in *moudre* u. s. w. sich vergegenwärtigt, wird es nicht für eine willkürliche, wissenschaftlicher Begründung entbehrende Aufstellung erachten, wenn dem Schüler gesagt wird, dafs dem Neufranzosen *d* und *t* nur im Infinitiv solcher Verba, die im Stamme einen Diphthongen zeigen, als interkaliert, also nicht übertragbar in andere Formen gelten, während, abgesehen von dem auch in anderer Beziehung schwierigen *prendre*, in solchen Verben, die im Stamme einfachen Vokal haben, *d* und *t* als stammhaft betrachtet werden, gleichviel welcher Art die lateinische Quelle in jedem einzelnen Falle war (*tordre — mordre*). Man sieht, wie auch hier der Schüler zu fruchtbringender geistiger Thätigkeit angeleitet werden kann, indem die richtige Entscheidung über die Natur der betreffenden Laute in seine Hand gelegt ist. — S. 69 wird das Futur *enverrai* unbedenklich als Angleichung an *verrai* erklärt, was durchaus nicht sicher ist, da auch andere Auswege offen stehen. — Vorgerückten Schülern wird man das eigentliche Wesen der Formen *ouvre, couvre* u. s. w. unschwer klar machen können, indem man zunächst auf ihre Lautgesetzlichkeit hinweist und die elementare, auch von Stier S. 70 gegebene Auslegung, wonach Übergang zur ersten Konjugation stattgefunden hat, erst in zweiter Linie gelten läfst. Man folgt damit streng der historisch nachweisbaren Entwickelung der im französisch sprechenden Volke in dieser Beziehung lebendig gewesenen Anschauungen: denn das spätere Eindringen von Endungen der ersten Konjugation auch in andere Tempora wurde bei den in Rede stehenden Verben ohne Zweifel durch die Beschaffenheit des Präsens begünstigt. Vergl. *je couvray* für *couvris* bei Palissy S. 18, 19, 20, 24; Patru bei Vaugelas (ed. Chassang) II, 261 erklärt das analogische *il ouvra l'huis* für *il ouvrit la porte* unter direkter Bezugnahme auf *j'ouvre*. Ähnlich verhält es sich mit den schwierigen *cueillir* und *saillir*, deren Präsens *cueille* und *saille*, an Stelle der alten noch von Palsgr. S. 560 angegebenen *je cueilx* (für *cueil*) und *je sauls* S. 606, *assauls* S. 570 für *sail, assail*, gewifs nicht einen Übergang zu I. bedeutet; ihnen mögen

jedoch die seit dem 11. Jahrh. begegnenden Formen wie *acueillier* Froiss. Chron. (Luce) I, 191, 10; part. *recueilliet* I, 96, 20, *acqueilla* I, 100, 18, *acuilla* H. Cap. S. 64, 90, *recueillerent* Villehard. ed. Du Cange in der Hist. de l'Emp. de Const. S. 45, 58; *assaillierent* ib. S. 38 u. s. w. zu verdanken sein. — Dafs der Verfasser S. 70 *vindrent, tindrent* mit fettem *d* druckt, will uns für ein Schulbuch nicht angemessen scheinen. Seltsam klingt auch abgesehen von der stilistischen Fassung die Behauptung S. 70, dafs *font, vont, sont, ont* die „einzigen Formen" seien, „die in der 3. Person Pluralis des Présent de l'Ind. *ont* haben (statt *ent*)." — Dafs *prévoirai* und *pourvoirai* von den „heutigen Infinitiven auf *oir*" gebildet seien, wie S. 71 behauptet wird, ist so ohne weiteres nicht sicher. Wahrscheinlich ist es, dafs, als *oi* aus *je voi* = *video* in *véons* = *vidémus* eindrang, man sich zeitweise erlaubte, auch im Futur das *oi* an Stelle des stammhaften *e* einzuführen, daher *je voirrai*. Ist ein derartiger Vorgang nicht auch in *boirai* für altes *bevray, buray* (so noch bei Palsgr. S. 529 neben *boirai*), sowie in *croirai* für altes *crerai* anzunehmen? *Croyons* für altes *creons* gilt noch heute neben *croirai*; heutiges *boirai* aber ist ein Überrest aus einer Zeit, die sich auch *boivoit* Ronsard ed. Blanchemain t. VII, p. 274—5 dreimal, *boivant* ib. t. III, S. 80, *boivarde* für *buvarde* III, 166 neben *beuvant* III, 213, *beuveur* VII, 275 gestattete; *boirai* ib. III, 49. Für unsere Auffassung spricht auch das Vorkommen solcher Futurformen, die nicht aus dem Infinitiv zu erklären sind, wie *doivreroit* von *devoir*, *recoiveront* in den Documents relatifs aux Croisades bei Reiffenberg, Cygne t. I, p. 384, wozu man *doibvans* Rab. Pant. lib. III, c. 4, *doibviex* lib. IV, c. 8, *reçoyvoient* im Rosenroman ed. Amsterdam 1735, v. 12030 vergleichen kann. Bei Greban scheinen nur Formen wie *relievera* 7928, *relieveront* 16751, *lievera* 30702 vorzukommen; auch Claude Fauchet, Recueil de l'orig. de la langue et poésie franç. braucht *grieueroit* S. 191. Eine ähnliche Neigung verraten: *requierrunt* Lib. Ps. App. CIV, 44, *acquierras* La Fontaine des Amoureux (a. 1413, in Rose, Méon), v. 433 (ed. 1735, t. III, v. 404: *acquerras*); vgl. auch Behrens, Unorgan. Lautvertretung S. 8; *chierras* für *cherras* La Tour de Landry S. 74 u. 76. Mit dem neufranzösischen *assiérai*, dessen frühe Zeugen wir in *assierrons* Mist. V. Test 610 neben *serront* 18363, *sierroit* Macault, Apophthegmes (1551) S. 121b, *sierra* 123b finden, ist das von Chapelain, den Vaugelas II, 345 *„un des plus grands génies de notre langue"* nennt, vorgeschlagene *ils s'assieioient* für *asseioient* (Vaugelas I, 274) zusammenzuhalten. Alle diese Formen werfen denn auch auf *viendrai, tiendrai* für altes *vendrai, tendrai* ein Licht, welches die von Stier S. 70 (wohl nach Diez II³, 240) vertretene Annahme einer, wie uns scheint, durch keine ernsthaften Gründe zu stützenden Differenzierung von den gleichen Formen von *vendre* und *tendre* recht bedenklich erscheinen läfst. — In den neueren, vereinzelt schon im 16. Jahrhundert anzutreffenden Formen von *seoir: assois, assoyons, assoirai* u. s. w., wobei Stier auch die Komposita von *choir* wenigstens berühren durfte, mag der Wechsel des *ie* und *e* zu *oi* mit Sicherheit auf den Infinitiv, dessen Endung nach eingetretener Synkope des tonlosen *e* als stammhaft aufgefafst wurde, zurückzuführen sein.

Noch mancherlei liefse sich zu dem von Stier Vorgetragenen sagen, manches bei ihm Fehlende nachtragen, doch omnia non possum comprendere parvo libello. Werden doch ohnehin manche diese Besprechung zu ausgedehnt finden, ein Vorwurf, den wir allerdings von Stiers Seite nicht zu befürchten brauchen, da unsere Auslassungen aus dem auch von ihm S. VI geteilten Bestreben, dafs dem Schüler nichts „geradezu Falsches" mitgeteilt werde, hervorgegangen sind. Wir wünschen, dafs das Buch für seinen Teil dazu beitragen möge, der guten Sache in dem aus mancherlei Gründen schweren Kampfe gegen die abgeschmackte, unfruchtbare Sprachmeisterei zum Siege zu verhelfen.

Potsdam. A. Risop.

Miscellen.

*Ein französischer Nationalheld.**

Unter den Helden der Vorzeit wird von den Franzosen keiner so hoch gefeiert wie der Auverner Vercingetorix, der Held von Alesia, der zuerst die Einheit aller gallischen Völkerstämme zu seinem Losungswort machte und für dieses Ideal alles (auch sein Leben) opferte. Er ist daher in den Augen der Franzosen der Vater und Hauptrepräsentant des ihnen über alles gehenden Einheitsgedankens und erscheint ihnen etwa in demselben Lichte wie uns Deutschen der Cheruskerfürst Arminius. Kaiser Napoleon III. wufste sehr wohl, was er that, als er dem Vercingetorix in der Gegend des alten Alesia ein Denkmal setzen liefs. Vercingetorix war, wie die Rev. d. d. M. sehr bezeichnend sich ausdrückt, *„un héros selon notre cœur"*. Sein Ziel bestimmt Vercingetorix selbst (nach der Revue d. d. Mond.) in folgenden Worten: *„Je veux former un seul tout de la Gaule entière, et quand elle sera unie, le monde entier ne pourra lui résister."* — Merkwürdig sind dabei in der französischen Darstellung die vergleichenden Hindeutungen auf die Verhältnisse und Begebenheiten der neuesten Zeit. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, die Belagerung von Alesia hiernach aufserordentlich viel Ähnlichkeit mit der letzten Belagerung von Paris durch die Deutschen, und in der That bieten beide Begebenheiten nicht blofs in betreff der Situation der Kämpfenden, sondern auch im Gange des Kampfes selbst so frappante Vergleichungspunkte, dafs selbst ein oberflächlicher Beobachter sie nicht übersehen kann. Mit Recht heifst es daher in der Rev. d. d. M.: *„C'était, toutes différences gardées, une situation très semblable à celle de Paris pendant le fatal hiver de 1870—71."* Selbstverständlich werden mit besonderer Vorliebe alle einzelnen Heldenthaten von Galliern (vor Alesia, Avaricum etc.) hervorgehoben und ausgemalt — *„ces beaux traits que nous avons le droit d'inscrire avec tant d'autres au livre d'honneur de notre race."* Auch im letzten deutsch-französischen Kriege haben ja die Franzosen trotz ihrer Niederlagen es möglich gemacht, ihr „Ruhmesbuch" mit einer langen Reihe von Heldenthaten zu füllen, um ihren Schmerz zu mildern und das gesunkene Selbstvertrauen wieder zu heben.** Dem Franzosen geht eben

* Vgl. Revue d. d. Mond. 1877, Nr. 17.

** Spafshaft ist es, dafs einer ihrer Hauptheldeu aus dem letzten Kriege, dessen Thaten bereits legendenhaft ausgeschmückt sind, einen echt deutschen Namen trägt.

nichts über die „gloire", und er versäumt keine Gelegenheit, dieser Ruhmsucht Nahrung zu verschaffen.

Wenn jemand darauf ausginge, Ähnlichkeiten zwischen den oben bezeichneten Zeiten zu suchen, so könnte er noch mancherlei andere Vergleichungspunkte finden. So liefse sich die Nationalversammlung der Gallier in Bibracte (cf. Cæs. B. G. VIII, 63) sehr wohl vergleichen mit der Versammlung der französischen Abgeordneten in Bordeaux, wo unter äufserst kritischen und verzweifelten Verhältnissen über die Lage der Nation, sowie über Mittel und Wege zur Befreiung des Landes von den feindlichen Heerscharen beratschlagt wurde.

Es versteht sich von selbst, dafs von dem Bilde des Vercingetorix (um auf ihn zurückzukommen) jeder Schatten möglichst fern gehalten wird, und um dies zu erreichen, werden von dem Verfasser des Aufsatzes in der R. d. d. M. selbst kleine Ungenauigkeiten in der Darstellung resp. Abweichungen von Cæsar nicht gescheut: vergl. z. B. R. d. d. M. p. 56 mit Cæs. B. G. VII, 66. Um die Schuld an der verlorenen Schlacht nicht auf den Oberbefehlshaber Vercingetorix fallen zu lassen, wird (im Widerspruch mit Cæs.) die Sache so dargestellt, als hätten gewisse untergeordnete Führer aus Hafs gegen Vercingetorix diesen zu einem unbesonnenen Schritte verleitet und dadurch das Heer ins Verderben gestürzt. Wäre der Angriff auf die Römer aber geglückt, so hätten sie das Verdienst sich allein zuschreiben wollen.

Wir erlauben uns, hier noch auf eine andere Stelle des Aufsatzes in der R. d. d. M. hinzuweisen, die eine Ungenauigkeit enthält, welche man vielleicht auch auf jenes oben bezeichnete Streben zurückführen könnte: vergl. R. d. d. M. a. a. O. p. 49 mit Cæs. B. G. VII, 20. Vercingetorix will den Seinigen beweisen, dafs die Römer infolge von Hungersnot sich in einer ganz verzweifelten Lage befänden, und nimmt zu einem kleinen Kunstgriffe seine Zuflucht. „Producit servos, quos in pabulatione paucis ante diebus exceperat et *fame vinculisque excruciaverat.* Hi jam ante edocti, quæ interrogati pronunciarent" etc. etc. Nach Cæsars Darstellung ist es unzweifelhaft, dafs die Gefangenen von Vercingetorix selbst und auf seinen Befehl „fame vinculisque excruciati sunt". In der R. d. d. M. dagegen erscheint Cæsar als der eigentliche Anstifter des ganzen Unternehmens. Er läfst ganz verhungert aussehende und als Sklaven verkleidete Römer absichtlich in die Hände des Vercingetorix fallen und weifs so die Gallier in eine Falle zu locken. — Ob die französische Darstellung vielleicht den Schein der Härte oder Grausamkeit vom Vercingetorix fern halten wollte?

Landsberg a. W. A. W.

Über den Vortrag von litterarischen Kunstwerken.

Woher mag es wohl kommen, dafs wir durch den künstlerischen (oder doch künstlerisch sein sollenden) Vortrag von Gedichten und anderen Kunstwerken oft so wenig befriedigt, ja zuweilen geradezu abgestofsen werden, und dafs der Genufs oft im umgekehrten Verhältnis steht zu der angewendeten Kunst? Ich erinnere mich, vor vielen Jahren in einer Zeitschrift über diese Erscheinung Bemerkungen gelesen zu haben, die ich seitdem bei unzähligen Gelegenheiten immer wieder bestätigt gefunden habe. Bei den (jetzt so häufigen) öffentlichen „Recitationen" und Deklamationen will der Vortragende meist weniger das Kunstwerk selbst als seine eigene Kunst zur Geltung bringen. Statt das Verständnis des Kunstwerkes allein im Auge zu haben, sucht man durch allerhand kleinliche Mittel den Eindruck des Gelesenen oder Vorgetra-

genen zu verstärken, und die Menge läfst sich in der That nicht selten durch solche Mittelchen blenden, der Gebildete aber wird niemals daran Gefallen finden. Es kann z. B. nichts Verkehrteres und Widerwärtigeres geben, als wenn jemand die Schillersche „Glocke“ mit ihren ernsten und ruhigen Betrachtungen, die zuweilen fast den Charakter eines Gebetes annehmen, durch einen pathetischen Vortrag heben oder beleben wollte, wozu einzelne Abschnitte des Gedichtes den Unkundigen allerdings leicht verleiten können. Bei dem Vortrage dramatischer Dichtungen sucht man zuweilen durch Nachahmung der verschiedenen (männlichen, weiblichen etc. etc.) Stimmen dem Ganzen eine charakteristische Färbung zu geben, und das ist ja an sich auch nicht zu verwerfen, man kann aber auch hier leicht auf Abwege geraten und zu lächerlichen Übertreibungen oder Mifsgriffen kommen, zumal wenn es sich um die Nachahmung sehr verschiedener Stimmen handelt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir dies an bestimmten Beispielen näher erläutern wollten. Auch hier heifst es: *Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas.* Aber gerade auf diesem Gebiete pflegen manche halbgebildete Künstler sich in schweren Illusionen zu bewegen, indem sie stolz sind auf etwas, was höchstens Mitleid verdient. — Summa summarum: Kein Abrichten, keine Künstelei, sondern nur wahre innere Bildung (im Bunde mit gewissen äufseren Vorzügen) kann zu einem wirklich guten Vortrage führen. Die rechte Deklamation ist und bleibt der freie Ausflufs der gebildeten Persönlichkeit, die durch nichts zu ersetzen ist.

Landsberg a. W. A. W.

Zur Frage der Sprachreform.

Auf der ordentlichen Jahresversammlung des „Vereins akademisch gebildeter Lehrer an den badischen Mittelschulen“ (Baden den 4. Juni d. J.) sprach Prof. Gutersohn aus Karlsruhe über die Reform des neusprachlichen Unterrichts. Nach einigen Bemerkungen über den geschichtlichen Verlauf dieser pädagogischen Bewegung werden besonders die Beschlüsse verschiedener Fachmännerversammlungen erwähnt, durch welche mehr und mehr eine gemäfsigte Stellungnahme des gröfseren Teiles der deutschen höheren Lehrerschaft zum Ausdruck gekommen. In einem ersten Teile werden mit aller Entschiedenheit die Forderungen zurückgewiesen, welche von seiten extremer Vertreter der Phonetik an die Schule gestellt werden. Mit Hinweis auf die Erfahrungen bei der Leselehrmethode des muttersprachlichen Unterrichts wird gezeigt, dafs Laut und Buchstabe nicht getrennt werden dürfen, wenn hinreichend klare Vorstellungen im Geiste des Kindes entstehen sollen. Die rein lautliche Vorschulung, wie auch die sog. Lautschrift und die Forderung, die Formenlehre auf die Lautlehre zu begründen, werden daher als für den Schulunterricht schädigend verworfen. Der Redner stellt sich also im allgemeinen, bei aller Anerkennung der Phonetik als Fachwissenschaft, auf den Standpunkt, wie er durch die Thesen des Dr. Ahn am vorjährigen Philologentage zu Hannover, durch die Schriften von Ch. Eidam (Phonetik in der Schule) und von A. Ohlert (Die fremdsprachliche Reformbewegung) eingenommen ist.

Bezüglich der Gestaltung des Anfangsunterrichts wird unter psychologischer Begründung die Bedeutung der analytischen und synthetischen Methode im Sinne der „wissenschaftlichen Pädagogik“ erläutert und gezeigt, dafs der geistige Lernprozefs eine stete Verbindung des einen und des anderen Lehrverfahrens erfordert, weil nur auf diese Weise der sog. Apperzeptions-Prozefs, d. h. die Aneignung neuer Begriffe und Vorstellungen an die bereits vorhandenen zu stande komme. Da es sich

beim fremdsprachlichen Unterricht zuerst wesentlich um Darbietung eines neuen, unbekannten Wörter- und Formenmaterials handle, so führe der naturgemäfse Gang in ganz allmählichem Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichten zum Schweren, hier also vom Buchstaben oder Laute zum Worte, dann zum Satze und zuletzt zum zusammenhängenden Lesestücke. .Unter allen Umständen müsse aber letzteres, namentlich auch wegen Pflege der so wichtigen Sprechübungen, viel früher zum Ausgangs- und Mittelpunkte des Unterrichts gemacht werden, als es bis jetzt gewöhnlich der Fall war.

Die zweite Unterrichtstufe betreffend, erklärt sich der Redner mit den meisten Forderungen der Reformer einverstanden und nennt als solche besonders: die möglichst induktive Behandlung der Grammatik, Beschränkung der Regeln auf das Wesentliche und Notwendige, gute Verteilung dieses Stoffes. Er stimmt vollkommen dem Urteil Kühns bei, welcher an der jetzt noch fast allgemein herrschenden Schulgrammatik von Plötz namentlich die unerträgliche, den Unterricht so erschwerende Anhäufung des Regelmaterials tadelt. Hier also habe eine gesunde, aus den praktischen Bedürfnissen herauswachsende Reform einzusetzen.

Zum Schlusse werden eine Anzahl neu erschienener Lehrmittel besprochen und dabei hervorgehoben, dafs manche derselben viel zu hohe Forderungen an die Fassungskraft der Schüler stellen, so dafs sie eher erst nach einem vorangehenden Elementarkursus nach der alten Methode, oder dann als blofse Lesebücher zu verwerten seien. Am ehesten liefse sich wohl eine gemäfsigte Reform auch an lateinlosen Realschulen nach Plattners Lehrgang der franz. Sprache, I. Teil, durchführen; doch müfste auch diesem Buche nach Ansicht des Vortragenden ein kurzer vorbereitender Kursus zur allmählichen Einführung in die Aussprache und Orthographie, etwa im Sinne von Redners „Franz. Leseschule" (Dresden, Ehlermann) vorangehen. — Der längere Vortrag schliefst mit dem Wunsche, dafs die Reform auch auf diesem Gebiete, ihrem Princip getreu, gröfsere Freiheit zu weiteren Versuchen anstreben möge; sie werde dann jedenfalls mit der Zeit ganz aus eigener Kraft, soweit sie gute und richtige Ziele verfolge, sich ihren Weg bahnen. Die schönen Anfänge, welche an badischen Schulen durch die hochverdiente fachliche Oberbehörde gemacht wurden, seien als erfreuliche Neugestaltung des alten, durch den ausschliefslichen, jahrelangen Gebrauch von Plötz etwas verrosteten Unterrichtsbetriebs, aufrichtig zu begrüfsen. In der kurzen Diskussion wird von Herrn Oberschulrat von Sallwürck bedauert, dafs nicht etwas mehr Rücksicht auf die Verhältnisse der badischen Gymnasien genommen worden sei; einige Angaben bezüglich Ursprung der Reformbewegung werden berichtigt, und es wird schliefslich auf die günstigen Resultate hingewiesen, welche die analytische Methode auf verschiedenen Schulstufen gezeitigt, wie dies auch von anderer Seite bestätigt wird.

Ein englisches Lesebuch.

Bekanntlich giebt es eine grofse Zahl von deutschen, französischen und englischen Lesebüchern, deren Herausgeber in der schmachvollsten Weise die Arbeiten ihrer Vorgänger ausnutzen; treffen diese Herren hin und wieder selbständig eine Wahl des Stoffes und bringen Neues, so haben sie dabei häufig Unglück und liefern den Beweis, wie oberflächlich sie arbeiten und wie dürftig ihr Wissen ist. Das nachstehende, an die Redaktion der Zeitschrift gerichtete Schreiben giebt zu der Sache eine interessante Illustration.

„In einem ‚Englischen Lesebuch für höhere Mädchenschulen'

finde ich folgende hübsche Anekdote, die ich Ihnen zur Verfügung stelle als ein Musterstückchen, das gewifs in den Kreisen, die sich mit der Erziehung von Mädchen befassen, verbreitet zu werden verdient.

Addison.

Addison, the author of the 'Spectator', is one of the few English writers who have owed to literary merit a place in the Government. His bashfulness did not permit him to retain it long. A short time after he was appointed Secretary of State, he stood up in the House of Commons to speak on an important question; and addressing the Spaker, he began, 'Sir, I *conceive* .....' But seeing all eyes fixed on him, he stopped, and repeated twice the same words. At last, unable to find the thread of his ideas, he sate down quite confused. Then a member of the opposition rose and said, 'Sir, the three *failures* which we have just witnessed from an author known for his *fertility*, prove clearly the weakness of the cause he wished to defend.' These words excited in the assembly a roar of laughter, which aided not a little in ridding Addison of his ambition to appear as an orator.

Dem Reinen ist alles rein! Aber man stelle sich die Schülerin vor, die eine solche Anekdote präpariert. Das roar of laughter ist doch wohl nur dann verständlich, wenn man mit Addisons Gegner ,I conceive' = ,concipio utero' und ,failure' = ,abortus' nimmt; und an eine solche Erklärung kann der Herr Verfasser des ,Lesebuchs' wohl kaum gedacht haben."

Zum deutschen Stil.

In Westermanns Monatsheften, Oktober 1886, findet sich ein recht interessanter Aufsatz von Frau Fanny Stahr, geb. Lewald, mit dem Titel: „Erinnerungen an Heinrich Heine". Die Verfasserin, deren Geschicklichkeit im grofsen und ganzen der Darstellung sich eines verdienten Rufes erfreut, läfst sich gleichwohl in einzelnen Dingen, was bereits anderswo bemerkt worden ist, nicht selten mehr oder weniger auffallende Verstöfse gegen die Richtigkeit des Ausdrucks zu schulden kommen. Ein grofsartiges Beispiel dieser Art tritt dem Leser des genannten Aufsatzes (S. 130) in den Worten entgegen: „Ich sprach *ihm* von der Trennung *von* der *Bacharachtschen* Ehe"; dieser kleine Satz enthält in der That nicht weniger als drei Fehler. „*Sprechen*" mit dem blofsen Dativ in dem hier geforderten Sinne mufs als Gallicismus bezeichnet werden; im Deutschen ist eine Präposition erforderlich oder ein anderes Verb zu wählen. Das zweite „*von*" beruht, wie es scheint, auf der auch bei anderen Schriftstellern beliebten, sogar von einzelnen Grammatikern empfohlenen, aber ganz ungerechtfertigten Ansicht, dafs bei der nahen Berührung zweier gleichlautenden Kasus des Artikels anstatt des Genitivs einmal die Präposition „von" stehen müsse; im vorliegenden Falle tritt dazu die Fehlerhaftigkeit der Verbindung „Trennung von der Ehe" für „Trennung der Ehe" an den Tag; durch den Zusatz des „von" ist ferner ein vermeintlicher Mifsklang („von der Trennung der — Ehe") in einen wörtlichen („von der Trennung von der — Ehe") verwandelt worden. „Die *Bacharachtsche* Ehe" gehört in die Reihe sehr vieler ähnlichen, im allgemeinen nicht nachahmenswerten, oft zugleich übellautenden Verbindungen der neueren und neuesten Zeit, wie „Klopstocksche Nachahmer, die Reichardtschen Töchter, der Falksche Rücktritt, das Kanzlerische Haus, sachkennerische Kreise, die schutzzöllnerischen Versuche u. dgl. m.; überall ist hier der Genetiv der Person allein zulässig.

Bonn. K. G. Andresen.



Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Bierbaum, Die analytisch-direkte Methode des neusprachlichen Unterrichts. (Kassel, Kay.) 2 Mk. 20 Pf.

W. Vietor, Einleitung in die englische Philologie. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 50 Pf.

A. Ohlert, Die Behandlung der Verbalflexion im französischen Unterricht. (Hannover, Meyer.) 60 Pf.

K. Elze, Grundrifs der englischen Philologie. Zweite Hälfte. (Halle, Niemeyer.) 3 Mk. 40 Pf.

Grammatik.

E. v. Borries, Das erste Stadium des i-Umlauts im Germanischen. (Strafsburg, Heitz.) 1 Mk. 50 Pf.

H. Nohl, Die Sprache des Nicolaus v. Wyle (Laut und Flexion). Ein Beitrag zur Kenntnis des schwäbischen Dialekts im 11. Jahrh. (Heidelberg, Burow.) 1 Mk. 80 Pf.

B. Schrader, Studien zur Ælfricschen Syntax. Ein Beitrag zur altenglischen Grammatik. (Jena, Pohle.) 2 Mk.

C. Mosen, Das französische Verb in der Schule auf Grund der Ergebnisse der historischen Grammatik. Zwei Hälften nebst Übungstafeln. (Wien, Lechner.) 2 Mk. 60 Pf.

P. Passy, Les sons du français, leur formation, leur combinaison, leur représentation. (Paris, Firmin-Didot.) 75 c.

C. Töpel, Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.

Lexikographie.

H. Michaelis, Neues Wörterbuch der portugiesischen und deutschen Sprache. I. Teil: Portugies.-Deutsch. (Leipzig, Brockhaus.) 7 Mk. 50 Pf.

Litteratur.

W. Golther, Die Sage von Tristan und Isolde. Studie über ihre Entstehung u. Entwickelung im Mittelalter. (München, Kaiser.) 3 Mk. 20 Pf.

Walter de Gruyter, Das deutsche Tagelied. (Leipzig, Fock.) 2 Mk.

G. Vofs, Die Sage vom Herzog Ernst unter den Einflüssen Wolframs von Eschenbach. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 20 Pf.

Joh. Luther, Die Sprache Luthers in der Septemberbibel. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.

E. Anders, Schillers Flucht aus der Heimat. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
Wittich, Zu Goethes Tasso. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.
E. Thierry, La Comédie-Française pendant les deux sièges (1870—1871). (Paris, Tresse.) 6 fr.
R. Werner, Zur Geschichte der „Proverbes dramatiques". (Progr. des Sophien-R.-G. in Berlin.)
F. Brunetière, Études critiques sur l'histoire de la littérature française. IIIe série. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
E. Engel, Geschichte der französischen Litteratur. 2. umgearb. Aufl. 1. Lfrg. (Leipzig, Elischer.) 3 Mk.
Shakespeare, Timon d'Athènes, traduit par Charles des Guerrois. (Paris, Lemerre.) 3 fr.
L. Brueyre, La littérature anglaise et les Traditions populaires. Conférence faite au cercle Saint Simon, le 27 nov. 1886. (Montevrain, d'Alembert.) 1 fr.
K. Bleibtreu, Geschichte der englischen Litteratur. 2 Bde. (Leipzig, Friedrich.) 15 Mk.
G. E. Maclean, An Old and Middle English Reader, with a Vocabulary by Dr. J. Zupitza, edited with Notes. Part I. (Boston, Ginn & Co.)
P. Kamann, Über Quellen und Sprache der York Plays. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 50 Pf.
G. Schleich, Ywain and Gawain. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. (Oppeln, Franck.) 6 Mk.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 22. Jahrg. Herausgeg. von F. A. Leo. (Weimar, Huschke.) 12 Mk.

Hilfsbücher.

Ch. Ufer, Französisches Lesebuch zur Geschichte der deutschen Befreiungskriege. (Altenburg, Pierer.) 1 Mk. 20 Pf.
J. Roser, Syllabaire français d'après les procédés de la méthode phonétique. (Strafsburg, Heitz.) 40 Pf.
A. Ohlert, Die Lehre vom französischen Verb. (Hannover, Meyer.) 60 Pf.
Breymann und Möller, Schlüssel zu den Übungsbüchern. (München, Oldenbourg.) 1 Mk. 20 Pf.
A. G. Havet, Le français enseigné par la pratique. Prononciation, grammaire, conversation, littérature. Nouvelle méthode à l'usage de toutes les nationalités. (Paris, Delagrave.) 4 fr.
F. Schumann, Schulgrammatik der englischen Sprache. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Vagedes, Englischer Sprachmeister zum Selbstunterricht. 9. und 10. Brief. (Berlin, Verlags-Anstalt [O. Cray].) à 50 Pf.

Beitrag zu einer textkritischen

Ausgabe des Roman du Mont-Saint-Michel

von Guillaume de Saint-Paier;

resp. Ergänzung der Hs. A (= Michelsche Ausgabe) durch ca. 330 Verse der Hs. B (= Addit. No. 26876 des Brit. Mus.).

(Schlufs.)

IV. Kritischer Text.

Wie ich schon eingangs meiner Arbeit bemerkt, gebe ich im folgenden als Ergänzung zum Michelschen Texte (= Hs. A) die ca. 330 Verse, welche die Hs. B mehr aufweist und die bisher noch nirgends ediert worden sind. Die Art und Weise, wie ich dieselbe behandelt habe, möge zugleich ein Bild von der Bearbeitung der von mir in Aussicht genommenen kritischen Ausgabe des ganzen Textes vorführen. — Am Fufse jeder Seite befinden sich die vom Texte abweichenden Lesarten der Hs. B, wie dieselben mir in der von Herrn Prof. Dr. Varnhagen angefertigten und mir gütigst überlassenen Kopie vorliegen. Die bekannten Abbreviaturen habe ich aufgelöst; nur in zweifelhaften Fällen lasse ich die Kopie, ganz wie sie ist, abdrucken. — Die Ziffern links vom Texte bezeichnen die Verszahl der kritischen Ausgabe, die rechts davon diejenige der Hs. B.

Erste Lücke von 60 Versen nach Fol. 40 der Hs. A.

2403 Et Chantelou encor dona 2285
Bois [et] igleise et quant qu'il a;
2405 Terre Gunbalt et Briquevile
Et Lenguerone et Flamevile

2404 *iglese — quā qui a.* 2405 *grmbaut.* 2406 *et en lengueronc en.*

R'a-il done et la meitie
D'Eringartvile a otrie; 2290
Le feu Durant dedenz Vesse,
2410 [Et] en Gerse lor a done
Trestot le leu Peron-le-Moine,
La chartre en crei a testemoine.
La Colombe i r'ajosta, 2295
Mostier et bois et ce qu'il a,
2415 Et terre et vile de Ronce f. 62, r.
Od le molin et od le pre;
La terre-al-Pere a un abe,
Dan Hildebert, tot a done. 2300
L'une meitie de Mondrevile,
2420 Trestot Verson et Bretevile,
Que sa mere primes dona,
Ovuec ses dons conferme a.
Maidre, Carre et Marrigne, 2305
Cure, Forges et Soligne,
2425 Magne, Mace et Dummane,
Paile, Mele, tot Cormere,
Pelee, Granet et Chalse,
Et la vile de Vergonce 2310
Enz en païs d'Avrenchëin
2430 A saint Michiel rendit sanz fin.
Del don Guillalme, le marchis,
Qui fut sis aiols, ce m'est vis,
Desor la mer del suen dona 2315
Tot Saint-Johan, si com hoi a.
2435 Mesnil-Reinfrei mist od son don (v.)
[De]lez Mortein, ce releison;
Tot le togneu de l'abeie
A saint Michiel done et otrie 2320
Des marchëanz qui i vendront
2440 March[ë]andise et porteront,

2407 *rail — mitei.* 2408 *De eringart uile rotrie.* 2409 *feudurant dedens velle.* 2412 *colūbe ira iosta.* 2414 *ce qī a.* 2415 *En terreor de la rochele* (s. Anmerkung). 2416 *o . . . o . . .* 2417 *t̃re au . . . abbe.* 2418 *heldebert . . . lor,* lies: *tot,* wie 2400, wo auch die Hs. B *lor* für *tot* verschreibt oder verliest. — Zu v. 2417 ist noch zu bemerken, daſs *la terre al pere* wohl auch einen Ort bedeutet. Welchen? — 2419 *mitei — mūdreuile.* 2421 *prmes.* 2422 *oveuc les . . .* 2425 *drimmanei* (s. Namensverzeichnis). 2426 *Parle, meleu . . . cromerei* (s. diese drei im Namensverz.). 2427 *Peleoğ ɀ eschallie* (s. Anmerk.). 2429 *daurenchein.* 2430 *michel.* 2431 *Deu . . . Guillaume.* 2432 *son ael . . . mest uis.* 2433 *deu.* 2434 *Tout . . . ꝯnia.* 2435 *Mesnil remgier* (s. Anmerk.) . . . *o.* 2436 *Leiz mortem se.* 2437 *cogneu* (s. Anmerk. zu v. 2518). 2438 *michel.* 2439 *marcheaus.* 2440 *marchandise* (s. Einl., Hiatus).

Et des trespassanz, de trestoz,
Si com il out et anz et jorz.
Une igleise r'a-il donee — 2325
Dedenz le mont en la valee
2445 De Saint-Piere par tel henor,
Quer seie esteit a icel jor,
Que li abes et li covenz
Clers i metront a lor talenz, — 2330
Qui por s'ame messe diront
2450 Et por ses heirs, tant com vivront.
Se alcuns des clers despeisantment
Fait le servise o ordement,
Li abes le puet en desfens — 2335
Metre o li moine som le tens;
2455 Et se por ce ne se chatie, — fol. 63, r.
De li oster ont la baillie
Et de poser altre en son leu,
S'il a por ce honeste feu. — 2340
Quant qu'a evesque aparteneit
2460 Et a seignor en tot endreit,
Si com sis pere le dona
Premierement et porchaça . . .

Zweite Lücke von 44 Versen nach Fol. 42 der Hs. A.

2583 Chascuns li dit de sa partie, — 2458
Que laist ester ceste folie,
2585 Suefre et esguart et laist ester — 2460
Si com ont fait jadis si per.
Trestot lor los et lor sermon
Ne li valurent un boston;
Onques por els n'en vout laissier,
2590 Anceis s'emprist a depreier, — 2465
Si com il sout, plus soplement;
Tant a preie que vraiement
A la parfin ont graante,
Que il face sa volente.

2441 *Et de* . . . 2442 *jors.* 2443 *iglese a.* 2444 *dedens.* 2445 *pere* . . . *hennor.* 2446 *seue* (s. Anmerk.). 2447 *abbes.* 2450 *se hers.* 2451 *aucun* . . . *despesaument.* 2452 *Feit* . . . *ou.* 2453 *abbes* . . . *peut.* 2454 *meitre ou* . . . *solout* (s. Einl., Silbenzählung), *temps.* 2455 *por se.* 2456 *ballie.* 2457 *autre.* 2458 *Cia p fei honeste lieu* (s. Einl. No. 8, Vok. ọ). 2461 *son pere.*

2583 *Checun.* 2584 *lest.* 2585 *seuffre* . . . *esgart* . . . *lest.* 2586 *S 9* . . *feit.* 2587 *sarmon.* 2589 *eus* . . . *lessier.* 2590 *Ainces lesprint a depraier.* 2591 *pl' souplement.* 2592 *vreiement.*

2595 Quant out l'otrei et le congie, 2470 (v.)
A merveille par s'en fait lie.
Treis [jorz] primes jëune a,
Et son cors d'aigue tot lava.
Al dereien messe a chantee
2600 Al maistre-altel et celebree; 2475
A la parfin, quant dite fu,
Si com il ert bien revestu,
De la fuste la boiste osta,
Desus l'altel assise l'a.
2605 Od un coltel la volt ovrir, 2480
Mais sainz Michiels ne l'pout sofrir.
Si com il a la main levee,
Isnelepas est arestee,
Onc ne la pout retraire a sei,
2610 Ne remuer le tor d'un dei. 2485
Apres ice perdit l'oïe,
De la parole n'a-il mie,
Avuegles est, gote ne veit,
Deus en a pris molt hastif dreit,
2615 Cil qui l' virent, sont esbahi, 2490 fol. 67, r.
Poor ourent li plus hardi.
Isnelement l'ont remue,
Et de l'igleise fors porte.
L'ame del cors s'en va tantost,
2620 Pois que il fut del mostier fors. 2495
Deus mostra bien apertement,
Que fait avait fol hardement.
Al mien espeir, s'il li leisist,
Molt volentiers s'en repentist.
2625 Cil, s'il li plaist, guarant li seit, 2500
Qui a s'imagre fait l'aveit......

Dritte Lücke von 53 Versen nach Fol. 46 der Hs. A.

2859 Veanz les altres, enz guarda 2731
2860 La boiste n'ont neient trovee;
Ce ne sai je, com fut ostee.

2595 *ot.* 2596 *mervelle ... feit.* 2597 *prmes.* 2598 *E ... corps deve.* 2599 *Au desrein.* 2600 *Au metre autel ... selebree.* 2603 *fute.* 2604 *autel.* 2605 *o ... cutel ... vot.* 2606 *Mes saint michel ... pot soffrir.* 2607 *mein.* 2609 *pot retrere.* 2612 *ne ra il.* 2613 *Aveuglie.* 2614 *Dex ... ml't.* 2615 *qui le ... s̄t esbahiz.* 2616 *orent li puls hardiz.* 2618 *liglese hors.* 2619 *deu corps.* 2620 *Puis ... deu ... hors.* 2621 *Dex.* 2622 *feit.* 2623 *au ... esper ... lesist.* 2624 *Ml't.* 2625 *plest ... garant.* 2626 *feit.*
2859 *veant* (Burguy II, 296). 2860 *boeste ... neent.* 2861 *se ie.*

	Conseil prenent que els feront,	(v.)
	Treiz jorz dient qu'els juneront.	2735
	Li pueples ert a oraisons	
2865	Et en grandes afflictions,	
	Deu preierent que les conseit	
	Et de lor boiste les aveit;	
	A Damle-Deu s'en sont torne	2740
	Oez les a par sa bonte.	
2840	Dous jorz aveient ja junez,	
	Et del tierz ert meidi passez,	
	Quant de peschier uns huem veneit	
	Bien pres de none estre poeit;	2745
	Devant sei amont reguarda,	
2875	Soz une piere vëue a	
	Une clarte, qui descendeit	
	Devers le ciel com un rai dreit.	
	Il se hasta, si a venu	2750
	La ou le rai aveit vëu;	
2880	Entrer v[a]it enz cele clarte,	fol. 74, r.
	Quant que portout, jus a gete;	
	Onc les reliques ne tocha,	
	Ne poi ne grant ne's mania.	2755
	A l'abe cort, si li a dit	
2885	Ce qu'a trove et ce que vit.	
	Li abes tost s'est revestuz,	
	Qui de joie est tôt comëuz,	
	Et si moine tot ensement;	2760
	A la roche vont lieement	
2890	Ou li peschëor les mena,	
	Toz li pueples od els ala.	
	La boiste truevent desfermee	
	Et descoverte et esbaee;	2765
2895	Vëanz toz els, se referma	
	Si com onques nuls n'i tocha.	
	A merveille l'ont tuit tenu,	
	Quer qui que velt, si l'a vëu.	

2862 *prennent* ... *eus* (s. Anmerk.). 2863 *Tres jors* ... *eus*. 2864 *peuple* ... *oreisons*. 2865 *afflictions* als Fremdwort zu betrachten. 2867 *les auait* (s. Einleitung No. 10, u. Anmerk.). 2868 *O damedeu*. 2869 *Oix*. 2870 *jors*. 2871 *deu tiers* ... *medi passes*. 2872 *un om venet*. 2873 *etre*. 2874 *en mont regarda*. 2875 *Souz* ... *pierre*. 2878 *Ice* ... *si a* (*venir* hier mit avoir konjugiert?). 2880 *vit*. 2881 *Qũs*. 2882 *thocha*. 2884 *labbe*. 2886 *abbes* ... *revestu*. 2887 *ꝯmeu*. 2889 *liement*. 2890 *peschoour*. 2891 *Tout le peuple o eus*. 2892 *treuvent*. 2893 *descouverte* ... *esbaiee*. 2894 *Veans* ... *eus*. 2895 *Si ꝯq̄s nul ni tocha* (s. Einleitung, Versbau, S. 219 und Anmerk.). 2896 *mervelles*. 2897 *veut*.

	Joiosement l'en ont portee	2770 (v.)
	Et en la chasse raloee,	
2900	Ou ele fut premierement.	
	Cest miracle vit mainte gent,	
	Par maintes feiz sunt pois guari	
	Plusors fievros qui ont dormi	2775
	Desus la piere ou fut trovez	
2905	Cil saintuaire que oez;	
	Li pelerin l'ont henoree,	
	Et li home de la contree	
	Veeir l'alouent volentiers.	2780
	Longuement fut li perons chiers.	
2910	Cil qui esment encor la piere	
	L'enorent molt et tienent chiere.	

Vierte Lücke. Es fehlen die folgenden 44 Verse nach Fol. 48 der Hs. A.

3032	A Deu preie que je la veie	2901
	Et l'archangle, ainz que morz seie	
	Par plusors terres est alee	
3035	Des miracles la renomee,	
	Que Damle-Deus en mont faiseit	2905
	Por saint Michiel qui i esteit.	
	Molt pelerin i sont ale...	
	— — — — — — — — —	
	Entre les altres i ala	
3040	Uns Borgoignons qui Deu ama.	
	Riches huem fut et clers esteit,	2910
	Tant des seit arz apris aveit,	
	Que il parlout et entendeit	
	Assez latin et bien leiseit.	
3045	Quant fut al Mont, demande a	
	A la guarde que il trova	2915 (v.)
	Que un petit li prest le livre	
	Que li seignor out fait escrire,	
3050	Si come cil fut demostrez	
	Premierement et estorez.	

2900 *elle.* 2901 *mracle.* 2902 *foiz ꝯt puis garix.* 2904 *pierre.* 2905 *saintuere... oiez.* 2906 *Les pelerins.* 2907 *homes.* 2909 *le perron.* 2910 *sement* (s. Anmerk.)...*pierre.* 2911 *Lanorent ml't.*

3032—33 sind höchst wahrscheinlich nicht echt (s. Einl., Versbau, S. 220). 3032 *voie.* 3033 *larchāgre einz ... mor.* 3034 *ales.* 3036 *Dame-Dex ... feseit* (s. Anmerk). 3037 *michel.* 3038 *Moux pelerins ... alex.* 3040 *Un borgeignons* (cf. Borgoigne 552). 3041 *hons...clerc.* 3042 *seipt ... ars ... avet.* 3043 *que* = *quer* (s. Einl., Liqu., Nr. 18). 3045 *au.* 3046 *garde.* 3048 *le... ot feit.* 3049 *ꝯme cil len* (s. Anm.). 3050 *Premirement.*

	Mostre li a e aporte;	2920
	Li pelerins a enz guarde,	
	Lëue a la relacion	
	Bone li semble la leçon;	
3055	L'igleise en a molt meilz amee.	
	Par charite a demandee	2925
	A la custode une pierete	
	Qu'iluec geseit molt petitete.	
	Il li dona et il la prist.	
	— — — — — — —	
3060	En son païs s'en retorna,	
	Quant il vint la, si comença,	2930
	Aleinz qu'il pout, une chapele;	
	De son aveir la fist molt bele.	
	Chasteals aveit je ne sai quanz	fol. 79, r.
3065	Mais ce ert uns des meilz vaillanz	
	Ou sa chapele fondee a;	2935
	Lez sa maison la comença.	
	Quant trestot out fait son mostier,	
	Si l' fist en eires dedier	
3070	En l'enor Deu et saint Michiel	
	Que plus amout que rien soz ciel.	2940
	La pierete qu'out demandee	
	Jadis al Mont et aportee	
	Enz en l'altel fist seieler,	
3075	Il la voleit tres bien guarder,...	

Fünfte Lücke. Es fehlen die folgenden 48 Verse nach Fol. 53 der Hs. A.

3376	Cest miracle veraiement	3241
	Virent la gent apertement,	
	Qui maneient idonc al mont,	
	A bien prof tuit coru i sont.	
3380	Se sainz espriz me velt aidier,	3245
	Or revoldrai ici traitier	

3052 *garde.* 3053 *relatōn* (s. Einl., Gutt., No. 20). 3055 *Liglese ... ml't ... mieux.* 3057 *pierrete.* 3058 *Qui illeuc ... ieseit ... ml't.* 3059 *prinst.* 3061 *commenca.* 3063 *aver ... ml't.* 3064 *Chateaus ... sei.* 3065 *Mes cert ... mieux vallanx.* 3066 *o.* 3067 *meson ... commenca.* 3068 *ot feit.* 3069 *Si le ... erres.* 3070 *l'anor ... michel.* 3071 *amot.* 3072 *pierrete . . . que ot.* 3073 *al.* 3074 *autel ... seeler.* 3075 *vout ... garder.*

3376 *vreement.* 3378 *au.* 3379 *preuf ... corux.* 3380 *De* für *Se* verschrieben ... *saint esperit ... veut aider* (s. Einl., Vok. *ie*, No. 13). 3381 *revodrei ... traiter.*

D'un escuet qui est al mont
Dont li chies sont alques roont
Et d'une molt petite espee
3385 Qui molt soleit estre henoree, 3250
Si com Baldri le reconta (v.)
Qui plusors anz Dol governa;
Arcevesques en fut sacre
Et sore cel out poëste.
3390 En latin est li suens escriz, 3255
Espessement i a beals diz.
Une fiee al mont esteit,
Si enquist molt, ce que deveit,
Que cele espee et cil escu
3395 Sor un altel erent si nu; 3260
Quer i sont tuit a descovert.
Molt par volsist estre bien cert,
Dont il vindrent, par quel raison
Il esteient en la maison.
3400 De cel escu a tant enquis 3265
Li arcevesques, dont vos dis,
Que vint uns huem [de]devant lui,
Ne sai qu'il ert, quer pas n'i fui,
De cel escu il començа
3405 A[li]conter, com il vint la. 3270
Vilainement si racontout; fol. 88, r.
A l'arcevesque molt desplout.
Il le rova sempres taisir.
Le prior a fait pois venir;
3410 Il esteit clers tres bien letrez 3275
Et del siecle resout assez.
Quant li prior se fut assis,
Li arcevesques l'a requis:
„Sire", dist-il, „que me contez
3415 La verite, se la savez, 3280
Que cele espee senefie
Et cil escuz d'altre partie,

3382 *au.* 3383 *auques ront.* 3384 *ml't.* 3385 *ml't ... etre.* 3387 *Doul.* 3388 Die Hs. hat *Et* am Anfang des Verses (s. Einl., Versbau), ... *archevesque* (s. Hiat.). 3389 *Et sor recel* (s. Einl., Üb. Hs. B, S. 225), ... *poste.* 3391 *y ... beaus.* 3392 *au.* 3393 *ml't.* 3394 *celle ... cel.* 3395 *autel.* 3397 *vosist etre.* 3398 *Donc ... reson.* 3399 *meson.* 3401 *arcevesque dunc.* 3402 *Que uns vint hons devant lui* (s. Anmerk.). 3403 *Ne sui.* 3404 Anstatt *li* lies *il* (s. Einl., Hiat.). 3405 s. Einl., Hiatus. 3408 *tesir.* 3409 *Li ... feit puis.* 3411 *deu.* 3412 *le.* 3413 *arcevesque.* 3414 *quer* (s. Anmerkung). 3416 *celle.* 3417 *cel escu ... autre.*

	Qui sont la-sus sor cest altel.	
	De saint Johan! onc ne vi tel!“	
3420	Dist li prior: „Je vos dirai,	3285
	Ce qu'en escrit vëu en ai	
	Et qu'ai oï conter jadis	
	A mes priors, as plus antis ...	

Sechste Lücke. Die folgenden 36 Verse fehlen nach Fol. 59 der Hs. A.

3784	Parmei la croiz sont estendu	3644
3785	Desques a l'or de cel escu.	3645
	Ne sai d'arain o de laton	
	A un cercle tot environ	
	Meildre sereit a jeu d'enfant,	
	Qui sont petit et nonsachant,	
3790	Cil escuez, dont je vos cont,	3650
	Qu'a altre rien qui seit el mont.	(v.)
	De la bocle l'espanereit	
	Uns huem soe foil plus destreit	
	Et el plus le tot ensement,	
3795	Ja n'i aveit recovrement.	3655
	Un poi est cambrez et cufez	
	Et par bales un poi cassez.	
	Je ne sai pas tres bien certain,	
	O seit de fin coivre o d'arain,	
3800	O seit d'or mier o de laton;	3660
	Mais molt est bele sa façon.	
	Entailliez fut bien od cisel,	
	Molt par fut genz quant fut novel.	
	Une chaïne dedenz a,	
3805	Buens fevre fut qui le forja.	3665
	D'un metal sont l'escuz et le,	
	Ce dient cil qui ont guarde.	

3418 *sor se laudel.* 3419 s. Anmerk. 3420 *le ... jeu vous direi.* 3421 *Se que en ... ei.* 3422 *que eu* (verschr. für *ei* = *ai*) ... *oy.* 3423 *Ances ... es.*
3784 *Parme.* 3785 *leur* (s. Anm.). 3786 *sei darein ou.* 3788 *meindre ... gieu desfans* (s. Einl., No. 8, u. Dekl. S. 271). 3789 *petiz ... sachanz.* 3790 *escuet dunc ie vous.* 3791 *autre.* 3792 *Des ... lespannereit.* 3793 *Un hom soe fiel.* 3796 *Il est un poy cābre ɀ cufez* (s. Anmerk.). 3797 *baller ... poy.* 3792—95 ist mir der Sinn nicht ganz klar; wahrscheinlich sind hier einige Verse ausgefallen (s. Einl., S. 41). 3798 *sei ... certains.* 3799 *Oe cest fin cuivre ou areins* (s. Einl., Dekl., S. 270). 3800 *Ou ... dorchā ou* (s. Anmerk.). 3801 *Mes ml't.* 3802 *Entalliez ... o.* 3803. *Ml't ... gent.* 3804 *dedens.* 3805 *Bon feure ... forga.* 3806 *l'escu ... le* (s. Einl., No. 8). 3807 *ceux ... garde.*

Lerrai de cest et descrirai
L'espee eissi come je sai.
3810 De metal est, ne sai le non, 3670
S'arain ne r'est, coivre o laton; fol. 98, r.
Plein pie n'a mie de longor
Ne treis deie [n'a] de laor.
Entaillie furent od cisel
3815 Li ponz, li helz qui molt sont bel, 3675
Il i a laz bien tregetez
D'or et d'argent et flors assez.
De cest avon traite assez,
Or oez altre, se volez . . .

Siebente Lücke. Die folgenden 42 Verse fehlen nach Fol. 62 der Hs. A.

4000 Et un altre reconteron 3857
Briement si com oï l'avon.
Un miracle voil reciter
Que en livre ne pois trover; 3860
Mais as noriz de la maison,
4005 Qui esteient mi compaignon,
L'oï conter, qui ce diseient,
Qui tot eissi r'oï l'aveient
A lor priors conter jadis 3685
Et as veilz homes del païs.
4010 Anciene costume esteit
Que treis cierges toz dis aveit
Devant le maistre-altel del mont.
Encor veez, li dui i sont; 3870
Devant le volt saint Gabriel fol. 103, r.
4015 En est li uns; sainz Raphael
En a le suen de l'altre part;
Et noit et jor chascuns d'els art
Devant l'imagre saint Michiel 3875
N'a lumiaire fors del ciel,

3808 *Lerei* (cf. 489 u. Einl., Liqu. No. 18) . . . *descrirei*. 3089 *Lespe qme ie sei*. 3810 *sei*. 3811 *Sarein ne rest cuievre ou laton* (s. Einl., Dekl., S. 270). 3812 *Plain*. 3813 *Ne treis deie de laor* (s. Anmerk.). 3814 *Entalliez* . . . *a* (verschrieben für *o* = *od* wie v. 3802). 3815 *li heut* . . . *ml't*. 3816 *Illia* . . . *treietez* (s. Anmerk.). 3819 *autre*.

4000 *autre*. 4001 *oy*. 4002 *veul*. 4003 *puis*. 4004 *Mes esnorriz* . . . *meson*. 4006 *Loy* . . . *qui se*. 4007 *roy*. 4009 *es veux* . . . *deu*. 4010 *Ancienne*. 4012 *mestre autel du*. 4013 *veiex* . . . *sunt*. 4014 *vout sain*. 4015 *saint*. 4016 *autre*. 4017 *nuit* . . . *checun deus*. 4018 *michel*. 4019 *lumiere* . . . *del*.

4020 Se n'en li met por Deu amor,
O grant feste ne seit le jor.
Or vos dirai confaitement
L'angles perdit l'enorement 3880
Del tierz cierge que il aveit.
4025 Uns crucefis iluec esteit
Enz en mostier sus un altel
Cierges n'art ne lampe ne el
Or avint si que li serjanz 3885
Qui a ce est tot apendanz,
4030 Devant l'imagre, ce m'est vis,
De saint Michiel un cierge out mis.
Si com il out laissie ardant,
Tot en eires de-maintenant, 3890
Ses oilz vëanz, se r'acota. (v.)
4035 Onc ne sout qui le cierge osta,
Mais il vit bien que il fut mis
Devant l'altel del crucefis.
Quant il vit ce, esbahiz fu, 3895
A son maistre est corant venu;
4040 De chief en chief conte li a
La merveille que vëue a.

4020 *Se nen ne li met ... De.* 4021 *Ou.* 4022 *vous direi ... feitement.* 4023 *Langre ... le hennorement.* 4024 *Deu tiers.* 4025 *Un ... illeuc.* 4026 *autel.* 4027 *Cirge ni art ne lampe neil* (s. Einl., Lautlehre No. 1). 4029 *tout.* 4030 *se mest.* 4031 *michel ... cirge.* 4032 *lesse.* 4033 *Tout ... erres.* 4034 *Se ieux ... ce raconta.* 4036 *Mes.* 4037 *autel deu.* 4038 *i vit ... esbahi.* 4039 *metre.* 4041 *mervelle.*

V. Anmerkungen.

Dieselben beziehen sich hauptsächlich auf die fraglichen und falsch gelesenen oder unrichtig erklärten Stellen bei Michel (Ausgabe), bei Huber (Die Sprache des Roman du Mont-Saint-Michel, Herrigs Arch., 76. Bd.) und bei Le Héricher (Notes philologiques sur le Roman de Rou et le Roman du Mont-Saint-Michel in den Mém. de la Soc. des Ant. de Norm., vol. 24, p. 83 ff.). Diejenigen Verse, welche schon in der Einleitung, namentlich bei Besprechung der verschiedenen Lesarten der beiden Hss., behandelt und berichtigt wurden, finden hier nicht noch einmal Erwähnung. — Der Vollständigkeit halber führe ich auch die ersten

26 Verse der Hs. B an, die nicht unwesentlich von der Hs. A abweichen. — Die in Klammer gesetzte Ziffer bedeutet die Verszahl der Hs. A = Michelsche Ausgabe. — Auf diejenigen Stellen, welche sich in der Varnhagenschen Kollation der Hs. A (= Varnh. Koll.) von der Michelschen Ausgabe und Kollation unterscheiden, mache ich besonders aufmerksam, wie ich auch Varnhagens sonstige Bemerkungen über die Hs. A getreu wiedergebe und durch Varnh. Koll. bezeichne.

v. 1—26 der Hs. B (s. schon Varnhagen, Zs. I, 546).

Les bonnes gens qui vont au mont
Enquierent mont et grant dreit ont,
Comment l'iglese fut fondee
Premierem[ent] et estoree.
5 Ceus qui cuident dire l'estoere 5
Que l'en demande, en memoere
Ne l'ont pas bien, ains vont faillant
En pluseurs lieus et mespernant,
Mes pour le fere vreitement
10 Entendre a cels qui en dement
Sont, comment ele fut feite,
Un moyne l'a einsi estreite
Et mise en franceys du latin.
Mout y pensa seir et matin,
15 Et trest de livres souvent
Par l'otrei de tout le couvent;
Et fut ce feit et aligne
En temps Robert de Torigne
Par Guillaume de Sainct-Paer.
20 Jhesu Crist l'en voille paer.
Cest roumans dira vreitement
De l'iglese le trovement,
Des clers qui premiers furent,
Et des moynes qui oncor durent,
25 Des miracles, des autres fez
Donc seinct Aubert emprist le fes.

v. 56. Die Hs. B liest: *Mes or i noe li peisson.* A hat *noet.* Kehr a. a. O. These 5 will schreiben: *Mes or i noent li poisson.* Er kann damit recht haben, doch ist es nicht durchaus erforderlich, *noet* in *noent* zu ändern, da Nichtübereinstimmung des Prädikatsverbums mit dem Subjekte hinsichtlich des Numerus öfter vorkommt (s. Tobler, Vermischte Beiträge, Zs. VIII, 482).

v. 94. Varnh. Koll. sagt deutlich: *son uin;* dahinter steht *souin.*

v. 189. Statt *cëu* lies *tëu,* wie Hs. B u. Varnh. Koll.

v. 233. Statt *l'amonta* lies mit Varnh. Koll. *la monta* (fehlt in B).

v. 259. Lies *puecnt* anstatt *poest* in A und *pevent* in B.

v. 301 u. 3108 (2902). „*Diva!*“ Wahrscheinlich zusammengesetzt aus *di* und *va.* In v. 2746 (2637) finden wir: „*Di, celibert, por quei venis?*“ — Le Héricher sieht es nicht als Ausruf an (cf. Burguy II, 400).

v. 339. Varnh. Koll.: *tinent* (das *e* von späterer Hand).

v. 334. Über *junchier* s. Gachet, Gloss. p. 828, Spalte 2.

v. 399. *crote* erklärt Michel Gloss. durch „Grotte". Es wird jedoch für *croce* (vgl. 822, 891) = Kreuz verschrieben sein (cf. Heiligbrodt, Gorm. Is., v. 1670).

v. 414 hat schon Huber richtig conjiciert: *leu ou oie a.* Der ganze Vers muſs also im krit. T. lauten: *Fut en mei cest leu ou hoi a.*

v. 460 will Michel Gloss. *lui* für das richtige *lei* setzen.

v. 472 *porpeis* = *porcus piscis ou marsouin* = Braunfisch. *graspeis* = *crassus piscis* = Walfisch (s. Le Héricher). Wie sind die anderen Fischnamen, namentlich in Hs. B 475—476, zu erklären? *Reies* lies *Raies* = lat. *raja* = Rochen. — *tongras* lies *tons gras; gras* = *crassus* — *ton* = *thunnus* = mod. frz. *thon* = Thunfisch. — *manqreaus* = mod. frz. *maquereau* = lat. *macula* (?) = Makrele. — *sorsmulez* = *mullus surmuletus* = mod. frz. *surmulet* = gestreifte Meerbarbe.

v. 486 (484) *ponz* = *Ponz* oder *Ponts,* ein Ort oberhalb von Avranches an der Sée (s. schon Le Héricher u. Huber).

v. 489 (—87) lies mit Hs. B *seit* (von *sectare*) anstatt *siet.*

v. 585 (—83) hat Varnh. Koll. *cline* anstatt falsches *dine.*

v. 767 u. 768 (765) *outree* ist nicht = *hurrah,* wie Gloss. steht, auch ist es nicht der gewöhnliche Ruf der Pilger nach vollbrachter Fahrt, wie E. Martin, Le pelerinage Renart, Rom. Stud. I, 437, vermutet, noch ist Le Hérichers Ansicht in „Recherches sur le cri de Haro" in den Mém. vol. 19, p. 129, richtig, sondern es bedeutet *en avant;* s. G. Paris, Romania IX, 44. Für v. 768 *Et Dex aïe u asusee* geben Michel und Huber keine, Le Héricher die folgende Erklärung: *„u à sa visee, wisee",* c'est-à-dire que chacun chante à sa guise, — eine Erklärung, gegen welche schon der Accentwechsel in *visée* entscheiden würde. Das Richtige sagt G. Paris, Rom. IX, 45, nämlich *susée* oder *asusée* = *en haut.* Der Vers muſs also in unserem Texte lauten: *Et Deus aïe o asusée;* für *Et* braucht man nicht *Ou* an den Anfang zu setzen, wie G. Paris thut.

v. 781. *boisine* = Trompete (s. Zutavern, Über die altfranz. epische Sprache. I. Theil. Heidelberg, Diss. 1885, S. 35). — *fresteal* = *la flûte à sept tugaux* (s. Le Héricher).

v. 790 (—88). *acollix* ist nicht = *attaqué,* sondern = *forcé, serré* aus *ad-collectus* nach Le Héricher.

v. 797 lies: *Li tres* = lat. *trabes* oder anglosäx. *træf?* (s. Le Héricher, Gröbers Zs. I, 4331 u. Romania VI, 629).

v. 826 lies mit B: *seit,* wofür auch 855 spricht, anstatt *seis.*

v. 881. *En dementres* = *dum interim* schreibt Paul Meyer in ein Wort, Rom. XII, 205.

v. 903. Das im Glossar mit ? versehene *chex* ist natürlich *cex* = Opl. von *cist.* — Über den ganzen Vers s. Einl., Versbau, S. 218.

v. 919. *chanter à gresillons* = *chant tremblé, un tremolo* nach Le Héricher.

v. 961. *guipellon* = neufranz. *goupillon* (von *vulpes*). Das *v* wird im Altfranz. nicht allein zu *v, w,* sondern auch zu *h* und *g* (s. Tobler, Zs. VIII, 498).

v. 990. *orguenouent* hat nicht die Bedeutung von *chanter* (s. Gloss.), sondern von „mit der Orgel begleiten, orgeln", — allerdings ein Anachronismus des Dichters, da es zur Zeit St. Autberts im Anfang des 8. Jh. gewiſs noch keine Orgeln in Frankreich gegeben hat.

v. 1000 lies mit B: *et l'euvangile.*

v. 1067. *que . . . que . . .* sowohl als auch.

v. 1087. Über *solonc, soron* s. Förster, Zs. I, 564 u. Einl., Versb. S. 221.

v. 1076. *garison* = *provision* im Gloss., = *garantie* bei Le Héricher. Ich möchte mich für die erstere Bedeutung entscheiden.

v. 1236. *trifiere* leite ich mit Burguy und Huber von *triforium* und nicht von *trifarium* ab, wie Le Héricher. Es ist im krit. T. zu schreiben: *trifoire* (s. Einl., Diphth. ǫ + i : ę + i).

v. 1278. *essorbex* = *exorbatus* = geblendet; s. Zs. IV, 87.

v. 1283 etc. *aüner* = *s'assembler;* s. Rom. IX, 245.

v. 1313. Varnh. Koll.: „*Defors* — *e* und *f* sind durch einen Fleck unleserlich gemacht.“

v. 1404 (1400). *essart* = *désert* im Gloss. = „*terra projecta de silva*“, so lautet die interlineare Erklärung im Liber censualis; s. Hildebrand, Zs. VIII, 325.

v. 1420 (1416). Lies weder mit A: *li homs que il,* noch mit B: *li home qu'il,* sondern: *li huem que il.*

v. 1475 (1471). Huber bessert richtig: *qu'al tierx jor out crestiente;* doch fällt die Konjunktion *que* öfter aus, z. B. 2013 (2009), 4013 (B).

v. 1496 (—92). Le Héricher will *porx* in *poix* = *pies* umändern, was unnötig und falsch ist. *Porx* bedeutet „Pässe“; vgl. Cliges, v. 6704: *jusqu'as porx d'Espagne.*

v. 1519 (1515) liest Michel *forfeit,* ebenso Hs. B; Varnh. Koll. jedoch *sorfeit.* Das letztere (= Anmaſsung) scheint mir besser zu sein; vgl. dazu Gröber, Zs. VI, 154, Anmerkung zu v. 490 des Rom. d. l. résurrection éd. Reinsch.

v. 1528. *Pré de Bataille.* — Wo?

v. 1558. *Braioel* sind nicht *braies* = Hosen, wie im Gloss. steht, sondern = Leibgurt; s. Zs. I, 152.

v. 1625 (—21). Le Héricher: „*Meslée sort el parlement*“, il nous semble qu'il faut lire: „*[d]el parlement*“, comme au v. 1595, il y a: „*De mainte part guerre ti sort*“. Falsch geschlossen, denn *el* giebt dort den Ort an und antwortet auf die Frage Wo?, während es hier (v. 1595) die Herkunft, den Ursprung bezeichnet und auf die Frage Woher? antwortet. Übrigens bestätigt auch die Hs. B durch ihr *en,* daſs *el* intakt bleiben muſs.

v. 1680 (—76). *mors* ist = *mœurs* für v. 3278 (3072) im Gloss. angegeben. Auch in v. 1680 ist es klein geschrieben, wo es aber nicht *mœurs* bedeuten kann, sondern nur „Mauren“, und demnach auch groſs = *Mors* zu schreiben ist. (Von Michel u. Huber übersehen.)

v. 1746 ist *s'aloser* = *oser* im Gloss.; es muſs jedoch = „sich rühmen“ sein, von *los* = *laus;* cf. Burguy, Gloss.

v. 1745. Über *suere* (in A) = *suivre* in B s. schon Huber a. a. O., S. 190 u. 201, wo er Kehrs Konjektur *De quei süer* (= *sudare*) *nuls ne s'alose* (s. Kehr, Diss. These 5) mit Recht zurückweist. Es ist, wie schon Le Héricher in den Mém. XXIV, 32 sagt und die Hs. B bestätigt, *suere* = *sĕquere.* Ich möchte deswegen lesen: *sueire,* da *ẹ* + *I* = *ẹi* wird und ich hier Metathese des *u* (*w*) annehme.

v. 1750 ist „*lennen crut*“ mit ? im Gloss. versehen. Le Héricher sagt: „Ecrivez *l'en en* (= *l'on en*) et la phrase se construit et s'entend“. — So ist es jedoch auch nicht genügend erklärt. Die Lesart der Hs. B „*l'en desplout*“ weist entschieden darauf hin, daſs „*l'en* (= *li en*) *encrut*“ gelassen werden muſs. Der Sinn der Verse 1749 u. 1750 würde also sein: „Der Herzog Richard war darüber ärgerlich, es erzürnte ihn gar sehr, daſs . . .“; vgl. dazu Burguy, Gloss.: *Artur les voit, mult li encroist.* Brut. 13329. — Huber a. a. O., S. 119, sieht diese Stelle als korrumpiert an.

v. 1801. Varnh. Koll.: *esre,* B *erre* für *este* in Michel-Ausg.

v. 1821 (1817). Varnh. Koll.: „In der Hs. ist vor *message* ein *mesagie* durchgestrichen.

v. 1832. lies mit B *desvelope.*

v. 1865 (—61) bessere *les enveit* (Varnh. Koll.: *le seuueit*) in *le seivent,* da nach dem Sinne und der Hs. B (*qu'il le suient*) nur das Verb *suivre* gemeint sein kann und da *sĕkvunt* ein *seivent* oder *sueient* ergeben muſs; s. oben Anmerk. zu v. 1745. — Cf. Burguy II, 213 *sievent.*

v. 1868. Varnh. Koll.: *tantes* für *toutes* bei Michel und in Hs. B.

v. 1956 lies *n'en n'aient* anstatt *ne n'aient.* Hs. A hat *nen neient* (Varnh. Koll.); B *ne neit.*

v. 1959 ist *si* in *sa* (so B) zu ändern.

v. 1996. Hier hat wohl B die bessere Lesart: *Se anceis n'en ai traval grief,* da *se* (= wenn) gewöhnlich nicht elidiert wird.

v. 2003 ist auf *où* kein Accent zu setzen. *ou queque* = „oder irgend etwas" im normannischen Patois; cf. Le Héricher.

v. 2030 lies mit B *venue* anstatt *venu.*

v. 2120 (—16). *laz* leitet Le Héricher vom englischen *lath* = Latten ab. — Soll man dafür *lex* = *côtés,* hier in der Bedeutung von „Wand, Mauer", lesen?

v. 2158. Für *el mostier* ist mit Hs. B *et mestier* einzusetzen. Varnh. Koll.: „Ursprünglich hat (in A) *el mostier* dagestanden; das *el* ist vom Schreiber selbst in *et* geändert; das *o* von *mostier* ist von einer späteren Hand durch einen unten angehängten Schweif zum *e* umgewandelt.

v. 2179—81. Das Erzählte geschah i. J. 1009 (s. Desroches, Hist. du Mont-Saint-Michel, t. I, p. 148).

v. 2183 (—79). Die Bemerkung Michels zu diesem Verse auf S. 128 seiner Ausgabe (resp. Kollation) berichtigt Varnh. Koll. folgendermaſsen: „Das vermeintliche Alinea ist einfach ein mit gewöhnlicher schwarzer Tinte der Initiale *L* vorgeschriebenes kleines *l.* Solche kleine Buchstaben finden sich in der Hs. sehr oft, sehr häufig meist direkt vor den Initialen, doch häufig, wie im vorliegenden Falle, in einer kleinen Entfernung."

v. 2259 (—55). *jà a pose* ist in *la apose* oder besser *empose* (= 3. Sing. Präs. Ind.) umzuändern. Hs. B hat *y a pose.*

v. 2293. Varnh. Koll.: Ursprünglich *richart;* das *t* ist dann, doch wohl vom Schreiber selbst, in *z* verwandelt worden.

v. 2340. Anstatt *rien* lies nach Varnh. Koll. u. Hs. B *nen.*

v. 2401—2402 (2399). *Canse* ist kein Fluſs, der die Normandie von der Bretagne trennt, wie Michel in seinem Glossar sagt, sondern ein rechtes Nebenflüſschen der Sélune, an welchem z. B. Mortain liegt. Le Héricher will *Cause* lesen und die Insel Chausey darunter verstehen, wie auch Huber. Diese kann aber nicht gemeint sein, da sie v. 2427 (B) genannt wird, und zwar in Verbindung mit anderen Inseln; eine zweimalige Aufzählung desselben Ortes aber ist kaum denkbar. Ferner spricht für *Canse* das im vorhergehenden Verse enthaltene *Tarn* (B *Tarmz*). Ob damit Tanu oder Tanut (= *Tanutum* in den lat. Mss.), ein Ort östlich von Hocquigny, gemeint ist, möchte ich bezweifeln; noch weniger wahrscheinlich aber ist Tanis, ein Ort zwischen Avranches und Pontorson. Ich erkenne vielmehr in *Tarn* das jetzige Flüſschen Tar, das bei La Haye-Pesnel vorüberflieſst und bei St. Pair ins Meer mündet. Wenigstens scheint der Text diese Annahme durchaus zu rechtfertigen. Denn der Dichter will zuerst im allgemeinen angeben, was dem Kloster gehört, nämlich alles Land, das westlich von der Straſse Avranches-Hocquigny sich bis zum Meere erstreckt, und weiter das ganze Gebiet, das östlich vom Flusse Tar bis zum Flusse Canse sich ausdehnt. Alsdann geht er zur besonderen Aufzählung der einzelnen Orte über. Die Verse 2401—2 müssen also lauten: *Neies de Tarn tresqu'en valee* — *De* (anstatt *O* in beiden Hss. — Verwechslung zwischen *Et, O, De* kommt öfter in beiden Hss. vor) *Canse donc la contree.*

v. 2415 (B). *La Rochele* darf des Reimes wegen nicht gelesen werden. Es ist sehr leicht möglich, daſs sich darunter Roncey verbirgt, ein Dorf südöstlich von Coutances, westlich von dem eben genannten Herenguerville. Soll man vielleicht konjizieren: *Et terre et vile de Ronce?* Denn anstatt *et* schreibt der Kopist manchmal *en,* so erst noch v. 2406; *or* kann für *et* ebenfalls verschrieben oder verlesen sein; das übrige: *de la rochele,* ist verderbt.



v. 2427 (B). Ich lese: *Pelee, Grunet et Chalse.* In *Pelee* sehe ich die Insel dieses Namens, nördlich von Cherbourg gelegen. — Das Zeichen ◦ über *g* kommt in der ganzen Hs. nur ein einziges Mal, und zwar nur hier vor. Die gewöhnliche Auflösung desselben würde sein: *gar* oder *gra* (siehe Chassang.). Doch läfst sich damit, auch in Verbindung mit *et*, nichts anfangen; einen Ort Garet oder wohl gar Graet habe ich nirgend gefunden. Ich habe deswegen an „grun, grunet“ (Felsen, Felseninsel) gedacht (vgl. *grun, grune, grunette* bei Joret, Patois Norm. p. 83, Anmerk. 3). Da jetzt noch der Nom. prop. „La Grune à Jobourg, La Grunette à Flamanville etc.“ vorhanden sind, so wird es auch damals eine bestimmte Örtlichkeit, höchst wahrscheinlich eine kleine Insel, mit der Bezeichnung „Grunet“ gegeben haben. — *eschallie* ist sicherlich in *et Chause* = *Chalse* aufzulösen, das heutige Chausey („cum insula que dicitur Calsoi“, dit la charte de 1022; cf. Le Héricher, Notes phil. Mém., vol. 24).

v. 2435—36 (B). Es ist höchst wahrscheinlich zu lesen: *Mesnil-Reinfrey* = heutiges Mesnil-Rainfray bei Javigny, westlich von Mortain. Es giebt verschiedene Ortschaften, die Mesnil heifsen; dafs hier jedoch kein anderer Ort als obiger gemeint sein kann, geht aus dem folgenden Verse hervor: *[De]leiz mortem* = *Mortein* = *Mortain*, da eben dieses Mesnil der Stadt Mortain am nächsten liegt. Der Schreiber hat also *g* fälschlich für *f* geschrieben; die Endung *ier* kann man aber auch in Hs. B *rei* lesen, da *r* öfter für *i* und umgekehrt verschrieben oder verlesen ist (so z. B. v. 2425 *Dummanei* = Hs. B: *drimmanei*, 2426 *Paile* = Hs. B: *Parle*).

v. 2446 (B). Für *seie* bietet die Hs. *seue.* Dafür könnte man auch *sene* lesen; s. Burguy I, 340. Ich setze jedoch *seie* in Übereinstimmung mit *meie* v. 1994.

v. 2475 (2412). *mesra?* im Gloss. ist = *metra* wie in Hs. B Futur von *metre* = anstellen.

v. 2509 (2446). *melage.* — Der Papst Alexander III. (i. J. 1178) erwähnt: „... le droit appelé *melagia* de la terre du comte Rannulfe ...“ (cf. Mém. Soc. Ant. Norm., vol. 17, p. 41). — Du Cange: „præstatio, sed incerta mihi notionis.“ — Le Héricher: „Ne serait-il pas la coutume perçue sur les pommes à cidre, *melagium* de malum?“ — Die Hs. B hat *trevage.* — Für *melage* könnte man auch *trulage* (= Zoll) lesen, was vielleicht am richtigsten ist.

v. 2513 (2450). Der Vers ist so zu lesen: *Bele-Vile, Lalonde pois.* Lalonde = lund (dänisch) = Wald. Diesen Namen trugen mehrere Wälder in Frankreich; s. Maury, Les Forêts de la France dans l'Antiquité et au Moyen âge; p. 120. Es ist also ein gröfserer Wald in der Nähe von Bele-Vile gemeint; doch kann auch darunter La Lande-Herpe (s. diesen Ortsnamen) verstanden werden. Aufser diesem werden

v. 2515 noch zwei Wäldchen — *bocheals*' (von *boscellus*) — erwähnt, die von Crapout und Neiron (s. diese Namen).

v. 2548 (2455). *Togne?* (Hs. B *toigne*), welches Michel für einen Ortsnamen hält, erklärt Le Héricher mit „*tonlieu*, le *teloneum* de la charte où ces détails sont tirés: *cum stagno et theloneo.*“ — tonlieu = Standgeld für Marktbuden. Dafs dies wirklich gemeint ist, geht wohl aus v. 2437—40 (B) hervor. Wenn das Etymon richtig ist, dann war nicht *togne*, sondern *togneu* die dem Dichter eigene Form. — *cogneu* ist verschrieben oder verlesen.

v. 2590 (B). Für *esprist* setze ich *emprist* ein, da hier Vertauschung von *es* und *en* stattfindet; s. Förster, Chev. L. u. Venus, S. 63.

v. 2665 (2557) lies mit B *orer* (= beten) anstatt *ovrer.*

v. 2689 (2581) Michel erklärt *dangier* durch *refus, difficulté;* Le Héricher durch *autorité* (*domnigerium*). — Burguy, Gloss.: *faire dangier* = *retarder, refuser.* — Hs. B: *Unques dangier nul ne le fist.* — Der Sinn ist also: „Keiner verweigerte es ihm noch länger“.

v. 2692 (2584). *aserant* kommt her von *aserer* = Abend werden; cf. Burguy; = *enserir* (Rich. le Biaus). — Le Héricher: „la *serant*, le soir, expression très usitée en Normandie.“ — Ich möchte demnach in zwei Wörtern, wie auch die Hss. thun, = *la serant* schreiben. Allerdings spricht für die Michelsche Schreibweise das *a l'avesprant* v. 2924 (2763).

v. 2722 (2614). Für *E vie chose* liest Hs. B *Iree chose* und Varnh. Koll. *Irie chose*, was in den Text aufzunehmen ist.

v. 2739 (2631). *Se veaus* = *si au moins, si seulement;* cf. Burguy II, 331. *si viaus non* = *tout au plus;* s. Rom. IX, 247.

v. 2743 (2635). Anstatt *ai* lies mit B *a-il.*

v. 2823 (2715). *aclassex* wird noch im Normannischen für *affaisser, coucher, se tasser* gebraucht; cf. Le Héricher, a. a. O. S. 87; Joret, Patois Normand du Bessin, Mém. Soc. Lingu. III, 373. Auch im Roman de la résurrection ist es v. 505 vorhanden, wo jedoch Reinsch *aclaisera* dafür liest; s. Gröber, Zs. VI, 154.

v. 2862—63 (B) habe ich das Pron. abs. *els* für Pron. conj. *il* stehen lassen.

v. 2866 u. 67. Über den Reim *conseit* : *aveit* s. schon Einl. No. 10. Der Sinn der beiden Verse ist: Sie baten Gott, dafs er ihnen rate und ihnen den Weg zum Schranke (Reliquienkasten) zeige. — *aveier* = *indiquer la route* nach Burguy, Gloss.

v. 2895. Der Sinn soll ungefähr sein: Indem es alle sahen (In Gegenwart aller) schlofs es sich wieder, — Und doch rührte keiner jemals daran.

v. 2910 (B). *sement* ist umgek. Schreibung für *esment* vom lat. *æstimare.*

v. 3002 (2841). Anstatt *veier* schreibe ich mit A *veir* = *vrai.*

v. 3036 (B). *Dame-Deu* ist nur die jüngere Form für älteres, dem Dichter angehörendes *Damle-Deu.*

v. 3049 (B) hat Hs. B: *9me cil len fut demostrex.* Da ich keinen rechten Sinn herausbringe, so möchte ich folgende Konjektur vorschlagen: *Si come cil* (d. i. *livre*) *fut demostrex.*

v. 3130 (2924) lies mit B *molt* für *tolt.*

v. 3162 hat *pourent* (B *porent*) anstatt *poreit* zu stehen.

v. 3167 (2961). *remeis* bedeutet hier nicht *resté* (s. Gloss.), sondern *cessé.* Huber sieht diese Stelle als verdorben an.

v. 3198 u. 99 (2992). Über diese Verse s. Einl., Versbau S. 220.

v. 3229 (3023). *Al ure?* — Le Héricher nimmt an, dafs der Strich über *n* fehlt, denn so (*n*) müsse für *u* gelesen werden; das *n̄re* sei dann wie immer in *notre* aufzulösen. Diese Erklärung wäre ganz annehmbar, wenn nicht die Hs. A wirklich *u* schriebe, denn Michel und Varnhagen werden sich nicht beide versehen haben, und wenn nicht die Hs. B *avoc* hätte. Es ist also in dem *Al ure* vielleicht ein *asure* zu sehen, nur müfste man dann annehmen, dafs das protonische *e*, welches der Dichter sonst beibehält, hier ausgefallen wäre. Es wird also am besten sein, die Lesart von Hs. B vorzuziehen.

v. 3241 (3035). *noaudre?* — Le Héricher erklärt kurz und bündig: „*noaudre* est pour *non autre!*!“ — Huber a. a. O., S. 119 will dafür einsetzen: *nul graignor.* — Es ist jedoch der Komparativ von nugalis = schlecht; also im krit. T. *noaldre* zu schreiben.

v. 3257 (3051). Zu dem in der Einl. (Verhältnis der Hss., S. 46) Gesagten füge ich noch das folgende. Le Héricher erkennt darin keinen Ausruf, sondern will lesen: „*Dex tant a ci lai* [= *laissé*] *destorbier.*“ Das ist offenbar nicht richtig, denn erstens kann das Part. passé von laissier oder auch laier nicht lai lauten, und dann ergiebt diese Lesart auch keinen Sinn. Ferner ist das von Michel hinzugefügte *t* ebenfalls unnötig; lai = häfslich, schrecklich; destorbier = Unglück. Der Ausruf würde also ungefähr heifsen: „Ach Gott! Wieviel schreckliches Unglück giebt es doch hier!“

v. 3414 (B). Wie öfter *pa, que* für *par, quer* geschrieben wird, so hier umgekehrt *quer* für *que.*



v. 3419 (B). *De saint Johan! onc ne vi tel!* — Ein Ausruf = „Bei Sanct Johann! Nie sah ich so etwas!" *De* steht also hier für modernes *par*.

v. 3450 (3197). Für *Avis* ist entschieden *Ains* zu lesen. B hat: *Ainx onques homes ne veneit*. Ich möchte in den Text setzen: *Ainx onques nuls huem n'i veneit.*

v. 3474 (3221). *escherdous,* im Gloss. mit ? versehen, ist = *excardosus* = stachlich.

v. 3477 (3224) lies mit B *qu'aconseveit* = *aconsuivre* = *atteindre* nach Burguy II, 215; s. Einl., Verhältnis der Hss., S. 47.

v. 3523 (3269). *garni* ist hier nicht *avertis,* wie im Gloss. steht, sondern *muni.*

v. 3551 (3298) lies *bruslex* für *huslex* (fehlt in Hs. B).

v. 3627 (3375) lies mit Hs. B *lendemain* anstatt *la demein.*

v. 3712 (3460) hat *poiant* die Bedeutung von *puissant* und nicht von *montant,* wie das Gloss. sagt. Hs. B hat *puissant.*

v. 3726 (3474). Das fragliche *chanee* ist etymologisch das germanische „Kanne" nach Le Héricher.

v. 3780 (3528). Der Schild war in vier Felder geteilt; cf. Zutavern, Üb. die afrz. epische Spr., I. Teil. Heidelberg, Diss. 1885, S. 22.

v. 3785 (B). *leur* hat der Kopist für *l'or* (= lat. ora = Rand) geschrieben. Ich weifs nicht, was anders unter *leur* hier versteckt sein könnte.

v. 3787 (B). Hier ist das neutrale Pron. *il,* wie in den ältesten afrz. Denkmälern, vor *a* weggelassen (cf. Horning, Rom. Stud. IV, 229 ff.); auf *a* = *il y a* hat der Acc. zu folgen (s. Förster, Zs. II, 168).

v. 3792—95 (B). Der Text ist mir unverständlich; ich weifs auch nicht, wie zu bessern ist. Höchst wahrscheinlich sind, wie ich schon Einl., S. 41 bemerkte, einige Verse ausgefallen.

v. 3796 (B) lese ich: *Un poi est cambrex et cufex,* da das handschriftliche *cābre* entschieden das Part. passé von dem Verb cambrer ist (siehe Diez, Wtb.) = bogenförmig krümmen, wölben, einen Bogen formen. — Die Bedeutung von *cufex* kenne ich nicht.

v. 3800 (B). Hier ist *dor chā* vielleicht in *d'or mier* zu lesen, da der Schild gewöhnlich d'or mier war (s. Zutavern, a. a. O.).

v. 3813 (B). Ich habe konjiziert: *Ne treis deie n'a de laor,* denn das handschriftliche *deie* = Opl. von digitus mufs als Plurale tantum betrachtet werden und bekommt als solches kein *s,* ist auch nur zweisilbig. Am richtigen Versmafs fehlt alsdann noch eine Silbe, für welche ich *n'a* einsetze.

v. 3816 (B). *treietex* = *traictis, treitis, tretis* = *fuit avec art, bien taillé, bien fait* nach Roquefort, Dict.? — Nein, sondern = *tregeter* = *fondre;* s. Ste.-Palaye.

v. 3864 (3576). *repoint* mit ? im Gloss. = *reflex* (Le Héricher).

v. 3935 (3647). Für *U li Candeu* (Varnh. Koll.: *Calicandeu;* Hs. B: *O les mauves*) möchte ich lesen: *Ou li Caldeu* = Wo die Chaldäer.

VI. Namen-Verzeichnis

derjenigen Personen und Orte, die im Glossar zur Michelschen Ausgabe nicht näher bestimmt sind, und derjenigen, die nur in Hs. B vorkommen.

Alain 1518 = Alanus verband sich im Jahre 921 mit dem normannischen Edelmanne Rioulf (= Riulfus) gegen Guillaume-Longue-Epée; cf. Manuscrit No. 40; Toustain, Essai sur l'histoire de Normandie, t. I, p. 129 ff.



Ardevum 484 = paroisse Ardevon an der südlichen Küste der Bai des Mont-Saint-Michel, östlich von Beauvoir.

Astre 81, 86, 939 war kein Priester, wie fälschlich im Glossar steht, sondern ist das alte Asteriacum, das heutige Beauvoir, an der Küste südlich vom Mont-Saint-Michel, an der Mündung des Couesnon.

Auge 544 = Algia, Landschaft zwischen den Flüssen Diva (Dive) und Tolca (Touque), ungefähr die jetzigen Arr. de Pont-l'Evêque et de Lisieux; — cf. La Martinière, Le grand Dict. géogr. 1726; Joanne, Dict. géogr. p. 400.

Autbert 33, 153, 167, 177 etc., geb. 660, zum Bischof von Avranches erwählt 704, gestorben 723. Manchmal Albert in Hs. A geschrieben, hat aber damit nichts zu schaffen, da es = germ. Audoberhtus ist; s. Huber, a. a. O. S. 324; cf. Desroches, Annales religieuses de l'Avranchin in Mém. t. 14, p. 395.

Avrenchëin, 541, 716 = pagus Abrincatinus, Landschaft, die begrenzt wird im Osten von der Vire, im Süden und Westen vom Couesnon und vom Meere und im Norden von der Landschaft Cotentin; sie wird durchflossen von der Sée und der Selune.

Avrenches 35, 49, 59, 155 etc. = Abrincæ an der Mündung der Sée.

Baieues 1488 = Baiocum, Hauptstadt vom Bessin, an der Küste westlich von Caen.

Baïns 265, 281, 300 etc. Von ihm sagt das lat. Ms.: Bagno in villa quæ dicitur Itius qui duodecim filius ampliatus magnum inter suos tenebat dignitatis locum; cf. Desroches, Recherches in Mém. 14.

Beal-Veeir 340, 921, 928 = Beauvoir an der Mündung des Couesnon.

Beeissin 2521 = pagus Bajocassimus, gelegen zwischen Orne u. Vire.

Bele-Vile 2522 (2450) = „Belvillam", dit la charte du duc Robert; un fief important de Dragey, westlich von Avranches, nördlich von Genest; cf. Desroches, Rech. Mém. 14, p. 37.

Beveie 2516 (2453) = jetziges Bevais (St.-Michel-des-Loups) an der Straſse von Genêts (Genest) nach Grandville. Der Wald von Beveie, Bivie, Beveia, Boveya wird in den lat. Hss. öfter erwähnt. Er zog sich an der Küste nördlich von Genêts entlang; s. Desroches, Rech.

Bevrum 2517 = Beuvron am Beuvron, link. Nebenflüſschen der Selune, südlich von Avranches.

Bretevile 2420 (B) = Bretteville, nördlich von Granville an der Küste.

Brie 550, das alte Brigensis, Landschaft zwischen Seine und Marne, östlich bis zur Champagne.

Briquevile 2405 (B) = Bricqueville, nördlich von Granville an der Küste im Arr. Coutances.

Chalse 2427 (B) s. Anmerkung zu diesem Verse.

Canse 2402 (B) s. Anmerkung.

Carre 2423 (B) = Carnet od. Cangé zwischen Beuvron u. Couesnon, südlich von Avranches; cf. Desroches, Histoire du Mont-Saint-Michel, t. I, p. 133.

Chantelou 2403 (B) = Chanteloup (Arr. Coutances), nördlich von Granville, nahe bei Bricqueville.

Chartres 1418, 1602 = urbs Carnotena-Carnotum, Hauptstadt des Dép. der Eure-et-Seine, südwestlich von Paris.

Caux 543 (541) = altes Caletensis, heutiges Pays de Caux, Küstenstrich östlich von der unteren Seine bis Dieppe.

Childebert 29 = Childebert III., König von Frankreich.

Coisnon 452, 454, 1140 = Couesnon, Fluſs, die Grenze zwischen der Normandie und der Bretagne bildend.

La Colombe 2413 (B), nördlich von Villedieu, an der Straſse von Avranches nach Caen.

Cormere 2426 (B) = Cormeray, östlich von Pontorson bei Macey.

Costentin 2395 = pagus Constantinus, Landschaft, nördlich an das Avranchin grenzend.

Cure 2424 (B) = Curei im Ms. No. 80 du Mont-St.-Michel, = Curey im Osten von Pontorson.

Crapout 2516 (2452). Die Wälder von Crapout und Néron zwischen Carolles und Dragey, nördlich von Genêts an der Küste entlang, werden in den lat. Mss. oft genannt; s. Desroches, Rech. a. a. O., S. 62.

Dol 3387 (B), in der Nähe von Cancale.

Dragie 2511 = Dariorige, Hauptstadt der Veneti, = Drageium in den lat. Mss., = Dragey im Norden von Genêts.

Dummane 2425 (B) = Dummanei in dem lat. Ms. No. 80, = Dodemanerie im Süden von Avranches. — Bei Joanne, Dict. géogr. u. Géogr. de la Manche ist es nicht zu finden, auch nicht in Spruner & Menke, Atlas von Frankreich zur Zeit des Mittelalters, wohl aber auf einem kleinen Kärtchen von der ehemaligen Diöcese Avranches in Desroches, Rech., a. a. O. S. 89.

Epte 546 = Epta, kleiner Nebenfluſs der Seine, der die Grenze zwischen der Normandie und Isle-de-France bildet.

Eringartvile 2408 (B) = Herengartville, welches bei Desroches, Hist. I, 203 als in der Nähe des Waldes von Beveie gelegen erwähnt ist; es ist also höchst wahrscheinlich das heutige Herenguerville südlich von Coutances, nördlich von Bricqueville.

Estievne 65, 3199 (B), vgl. dazu: „Saint Estefne qui martirs fut por Deu“ v. 165; Roland éd. Th. Müller 1878².

Forges 2424 (B) im Süden von Avranches.

Fromont 3285 (3080), d. i. der Mönch Frotmond, von dem ein lat. Ms. aus dem 11. Jh. vorhanden ist; s. Mém. vol. 17, p. 29.

Genex 1047, 2060 = Genecium = Genest, westlich von Avranches am Meere.

Goout 2512 (2449) = Goolt (Gault) in der Pfarrei Dragey; es existiert nicht mehr; s. Desroches, Hist. I, p. 161.

Grunet 2426 (B) s. Anmerkung zu diesem Verse.

Guernerie 2507 (2444) = Guernesey (Insel); cf. Mém. 17, p. 55.

Gunbalt 2405 (B). So ist wahrscheinlich zu lesen anstatt *Grinbaut*. Es gab Herren von Guynebaut (s. Desroches, Hist. I, 131), aber wo? Der Ort ist auf keiner Karte zu finden.

Hildebert 3274, 3784 (3582) = Hildebert I., der auf den Abt Mainart II. (1010—1017) folgte.

Hochingnie 2399 = Hocquigny, nördlich von La Haye-Pesnel im Arr. Avranches.

Ix 264, 268, 1047, 2060 = altes Itius. — Itier heiſst jetzt noch ein Berg in der Pfarrei Huisnes, südöstlich vom Mont-St.-Michel.

St. Johan 2434 (B) = St. Jean-le-Thomas, an der Straſse von Genest nach Granville, nahe der Küste. Mém. 17, p. 40.

Laingné 549 = Latiniacus = Lagny a. d. Marne, östlich von Paris.

Liesvin 542, 3993 = Lexoviensis = Landschaft Lieuvin, zwischen der Touque und Rille.

Lisies 3995 (3707) = Lexovius = Lisieux a. d. Touque, östl. v. Caen.

La Lande 2513 (2450) = La Lande-Herpe in der Pfarrei Dragey; cf. Desroches, Rech. u. Hist. I, 161; s. auch Anmerkung hierzu.

Lenguerone 2406 (B) = Lengronne, südlich von Coutances.

Mainart, Mainarx 2097, 2133, 2157 etc. = Abt Mainart II. (991—1009).

Maingis 2485 (2422) war nicht Abt des Mont-St.-Michel, wie schon aus dem Texte hervorgeht, sondern Bischof von Avranches. Ein Abt dieses Namens findet sich nicht auf der Liste der Abbés du Mont-Saint-Michel, welche Desroches aus dem Manuscrit de Thomas-le-Roy aufgestellt hat in Mém. 17, p. 11.

Marne 547. Bei den klassischen Schriftstellern Matrona, bei Grégoire von Tours, Hist. de France, l. VI, c. XXV aber Materna genannt; cf. Longnon, Géogr. de la Gaule au 6e siècle, p. 158.

Mace 2425 (B) = Macey, östlich von Pontorson.

Magne 2425 (B) = Mesnier, Manoir (= Mannei des lat. Ms. No. 80) im Süden von Avranches.

Maidre 2413 (B) = Moidrey an der Mündung des Couesnon.

Marrigne 2423 (B) = Marigny in der Pfarrei Argouges, an einem rechten Nebenflüſschen des Couesnon, südlich von Avranches.

Mele 2426 (B) = wahrscheinlich Milly, im Osten von Avranches an der Selune. Ich lese für handschriftl. meleu melei und setze dafür, wie bei anderen Ortsnamen auf -ei, nur e (z. B. Cormere[i], Dummane[i]).

Mesnil-Reinfrei 2435 (B) s. Anmerkung zu diesem Verse.

Morienne = Maurienna 557 = St. Jean de Maurienne, östlich von Grénoble in den savoyschen Alpen gelegen. Der König Gontran, zweiter Sohn Chlotars I. (561—593), gründete das dortige Bistum; cf. Longnon, a. a. O. S. 430.

Mors 1680 (1676) = Mauren; s. Anmerkung.

Mortein 2435 (B) s. Anmerkung, = Mortain a. d. Cance, rechtes Nebenflüſschen der Selune.

Mundrevile 2419 (B) = Muneville, zwischen Chanteloup und Herenguerville an der Straſse von Granville nach Coutances.

Muge 3652 (3400) = Mouge in Hs. B. — Huber giebt keine Erklärung. Höchst wahrscheinlich ist damit eine Landschaft gemeint, da es heiſst: A Gargaigne de la Muge. Wie dieselbe aber genauer zu begrenzen ist, weiſs ich nicht, da ich einen derartigen Namen überhaupt nirgend finden kann.

Neirum 2515 (2452) s. Crapout.

Norgot 2914, 2992 (2831). Bischof von Avranches im 9. Jh.

Obdun 2521 (2458) ist nicht Ortsname, wie Michel im Glossar sagt, sondern das Flüſschen Odon, das bei Caen auf der linken Seite in die Orne mündet.

Obreie 2512 (2451) = Obreium, Bray = une dépendance du village de St. Jean-le-Thomas (cf. Desroches, Hist. I, 161) oder = un fief important de Dragey (cf. Desroches, Rech. a. a. O. S. 37).

Oiesmeis 542 = Oxismensis, Landschaft zwischen Orne und Dive.

Pelée 2427 (B) = kleine Insel nördlich von Cherbourg; s. Anmerkung.

Peron-le-Moine 2411 (B) = la terre de Pierre-le Moine auf der Insel Jersey; cf. Mém. vol. 17, p. 36 u. 53.

Plaierre 552, wahrscheinlich ein kleiner Ort zwischen Sézanne und Vertus. In Spruner & Menkes Atlas ist es aber nicht zu finden.

Poelet 59 = Der Küstenstrich von Mont-St.-Michel bis Cancale; cf. Mém. 17, p. 35. — „Est autem in regione Britannie que vocatur Poohetleth una villa que vocatur Cancavena (= Cancale) cum uno portu qui illi adjacet“, in Mém. vol. 14.

Ponz 406 nicht = Brücke, sondern ein Ort oberhalb von Avranches.

Poterel 2512 (2449) gehört zur Pfarrei Dragey; cf. Desroches, Rech. u. Hist. I, 161.

Ponteise 547 = Pontoise an der Oise.

Paile 2426 (B) = Poilley an der Sélune, südlich von Avranches.

Quokelonde 51. Nach Guillaume de Saint-Paier muſs sich der Wald von Quokelonde von Avranches an, die ganze Küste entlang, ungefähr bis Cancavena (= Cancale) und über den Mont-Saint-Michel hinaus erstreckt, also die ganze jetzige Bai des Mont-Saint-Michel ausgefüllt haben. Desroches, Rech. in Mém. 14, p. 59 ff.; Derselbe, Annales religieuses in Mém. 17, p. 15 f. u. p. 45 ff.; Derselbe, Hist. du Mont-Saint-Michel I, p. 72, sucht aus den „Acta Sanctorum“ und aus den lat. Mss. jedoch

nachzuweisen, dafs der Mont-Saint-Michel nie von einem Walde, wohl aber von jeher vom Meere umgeben gewesen sei, dafs Guillaume de Saint-Paier die betreffenden Stellen in den von ihm benutzten lat. Hss. falsch verstanden, dafs er dem von ihm ersonnenen, ungeheuren, namenlosen Walde einen von ihm in der Sprache seiner Zeit geschaffenen Namen „Quokelonde“ (= „terre [richtiger wäre wohl forêt, da nordisches lund = Wald] des coques, ou la terre où sont les coques, où l'on pêchait les coques“) gegeben, dafs also vor der Entstehung unseres Romans auch dieser Wald nicht existiert habe, und dafs demnach die vermeintliche Hochflut und Überschwemmung vom Jahre 709 zu den volkstümlichen Irrtümern gezählt werden müsse. — Maury (Les forêts de la France, p. 132) nennt den Wald von Quokelonde zwar nicht, doch spricht er, wie Manet (De l'état ancien et de l'état actuel de la baie du Mont-St.-Michel) und wie Joanne (Dict. géogr., p. XLIV) und wie Germain (Saint-Michel et le Mont-Saint-Michel, p. 105 der kleinen Ausgabe) von dem Walde von Seissy (Siciacum oder Setiacum nemus), der sich zwischen Granville, Avranches, Pontorson, Dol und Cancale ausgedehnt haben und i. J. 709 von der See verschlungen worden sein soll, da man alle Jahre noch wohl erhaltene Eichen, sogar mit Blättern, im Meere finde. Da also nach den neueren Forschungen die Existenz des Waldes von Quokelonde nicht mehr bezweifelt werden kann, so handelt es sich nur noch um den Namen. Vielleicht ist Broceliande für Quokelonde zu lesen, da es ja von dem Walde v. 52 heifst: „Dont grant parole ert par le monde“, und da dies wohl nur von dem Walde Broceliande gesagt sein kann, in welchem nach der Vorstellung des Mittelalters der allbekannte und gefürchtete Zauberer Merlin hauste. Dieser Wald wird unter dem Namen Brecheliant auch in Waces Roman de Rou, II. Teil, v. 6385—6438 erwähnt; s. Andresen. — Gegen meine Annahme scheint jedoch die Schreibung der Hs. B — Cokelonde — zu sprechen.

Ridalet 60 lies mit Hs. B Quidalet; s. Roman d'Aquin, Einl. LXXIV, éd. F. Joiion des Longrais, citiert von Huber.

Robert de Torigne 19, Abt des Klosters Mont-Saint-Michel von 1154 bis 1186.

La Roche 2917, 2994 (2833), ein Ort zwischen Avranches und Mont-Saint-Michel (cf. Desroches, Rech. in Mém. 17, p. 51).

Ronce 2415 (B) s. Anmerkung.

Saint-Lis 1485, 1607 = Senlis a. d. Oise.

Saint-Paier 2395, Dorf, südlich von Granville am Meere.

Seune 454, 1142 = Flufs Sélune.

Sexane 551 = Sezanna = Sézanne in der Champagne, südl. v. Reims.

Siee 455 = Sée, kleiner Flufs, an welchem Avranches liegt.

Siphoriein 68 = Saint Simphorien, Märtyrer von Autun im 2. Jh.

Sipont 645 = heutiges Manfredonia am Südabhange des Monte Gargano, am Meere gelegen.

Soligne 2424 (B) = Solinnei in den lat. Mss., Dorf südl. v. Avranches.

Tarn 2401 (2398) s. Anmerkung.

Tisse / *Tisseel* } 2511 (2448) gehörten zur paroisse de St. Jean le Thomas; cf. Desroches, Hist. I, 161.

Torignie 19 = Torinneium, a. d. Vire im Bessin.

Verson 2420 (B), 2522 = Stadt im Arr. de Caen.

Vergonce 2428 (B) = Vergoncey, östlich von Pontorson.

Vertu 552 = Vertus bei Châlons-sur-Marne.

Veulgessin 544 = Vilcassinus = Vexin, Landschaft zu beiden Seiten der Epte.

Bamberg. A. Ullrich.

Cardenio und Celinde des Andreas Gryphius
und
Shakespeares Romeo und Julia.

Eine jede Zeit hat ihre bestimmten Probleme. Die Politik und das sociale Leben, wie es sich darstellt in den Formen des Rechtes und der Gesellschaft, haben immer ihren Einfluſs gehabt auf die philosophischen Anschauungen des Zeitalters, und diese spiegeln sich besonders in reiferen Epochen in den Erzeugnissen der Kunst wieder. Am meisten aber von allen Künsten ist die dramatische Poesie den jeweiligen Strömungen unterworfen. In jüngeren Epochen, wo die Völker ein gesondertes Leben führten, wo die unendlichen Verkehrsmittel der heutigen Tage noch unbekannt waren, finden wir doch wenigstens in entsprechenden Entwickelungsstufen ähnliche Erscheinungen auch auf dem Gebiete der Kunst vor. In späteren Zeiten dagegen, wo die gesamten Kulturvölker der Erde gewissermaſsen nur eine einzige groſse Familie bildeten, finden wir auch in ihren künstlerischen Problemen eine gewisse Verwandtschaft wieder. In der Geschichte der dramatischen Poesie fehlt es nicht an Beweisen hierfür; man erkennt, daſs gewisse dramatische Stoffe in bestimmten Zeiten so zu sagen in der Luft liegen und von den Dichtern verschiedener Völker gleichzeitig, aber völlig unabhängig, behandelt sind. — Einen neuen Beleg für diese Erscheinung will die folgende Abhandlung darbieten, welche den Nachweis liefern soll, daſs die Fabel des Shakespeareschen Dramas „Romeo und Julia“ auch in Deutschland fast gleichzeitig von Andreas Gryphius in „Cardenio und Celinde“ behandelt worden ist. Es ist zwar eine bekannte

Thatsache, daſs Gryphius von englischen Komödianten und ihren Produkten beeinfluſst worden ist, aber bei den beiden genannten Stücken ist von einer Beeinflussung nicht die Rede, sondern beide Dichter, der englische und der deutsche, haben hier völlig unabhängig voneinander gearbeitet, die Fabel lag eben in der Luft und durfte in England sowohl wie in Deutschland auf ein Publikum rechnen.

Da das Stück des Gryphius weniger bekannt sein dürfte und schwerer zugänglich ist, so wird es nötig sein, demselben eine eingehendere Darstellung zu widmen, bevor wir an eine Vergleichung desselben mit „Romeo und Julia" herantreten.

Gryphius erzählt selbst in der Einleitung, es sei ihm die Fabel des Stückes „vor eine wahrhafte geschicht mitgetheilet", während er sich in Italien aufgehalten, und er habe dieselbe seinen Amsterdamer Freunden zuliebe, denen er sie bei Gelegenheit erzählt, aufgezeichnet, doch nicht in der Form einer Geschichtserzählung, wie er anfangs beabsichtigt, sondern er habe ein Trauerspiel daraus gemacht, ohne jedoch den „historien (die ich sonderlich zu halten gesonnen) etwas zu nahe getreten zu sein". Hat man nach dieser Äuſserung des Dichters keinen Grund daran zu zweifeln, daſs er die Fabel beibehalten hat, wie sie ihm erzählt worden war, so gilt dasselbe durchaus nicht in derselben Ausdehnung von den Personen des Stückes. Wenn Gryphius auch den vermeintlichen Fehler, welchen das Stück nach den Ansichten der Zeit trägt, daſs nämlich „die personen, so eingeführet, fast zu niedrig vor ein trauer-spiel sind", eben mit der Absicht entschuldigt, die Fabel genau beibehalten zu wollen, wie er sie gehört hat, so ist doch der Gegensatz zwischen Olympia und Celinde, zwischen Lysander und Cardenio so berechnet, der moralisierende Zweck des Dichters so auf der Hand liegend, daſs man hier immerhin einige Willkürlichkeiten anzunehmen berechtigt ist. In Olympia will er „eine keusche, sittsame und doch inbrünstige", in Celinde „eine rasende, tolle und verzweifelnde" Liebe abbilden. Olympia folgt anfangs blind ihrer Leidenschaft zu Cardenio, bis sie nach bitteren Erfahrungen geläutert sich der höheren Einsicht Gottes fügt und sich schlieſslich in die ihr ursprünglich verhaſste Ehe mit Lysander findet. Celinde ist eine unsittliche Person, die ihrer wilden Leidenschaft zu Cardenio

ihren Wohlthäter und früheren Geliebten Marcellus opfert, bis sie schliefslich nach den äufsersten Versuchen, die Liebe des Cardenio wiederzugewinnen, durch Entsetzen zur Umkehr, zur Besserung und — Lebensentsagung geführt wird. Parallel mit diesen weiblichen Figuren laufen die beiden männlichen: Lysander und Cardenio: Lysander bessert sich mit Bewufstsein ohne äufsere Einwirkung früh genug, um schliefslich in der Ehe mit Olympia, die er anbetet, sein Glück zu finden; Cardenio läfst sich durch seine wilde Leidenschaft zu Verbrechen und Mord hinreifsen, bis er durch Gespenstererscheinungen zur Umkehr gebracht wird, sein früheres Leben bereut und wie Celinde in der Lebensentsagung sein Lebensziel erblickt. — Können wir danach nicht annehmen, dafs Gryphius die Personen genau so beibehalten hat, wie er sie in seiner Erzählung vorfand, so dürfen wir noch weniger erwarten, bei Shakespeare etwa ganz genau die Personen der Urfabel, wenn wir schon von einer solchen reden dürfen, wiederzufinden, denn es ist bekannt, dafs Shakespeare seinen Stoff erst aus dritter oder vierter Hand empfangen und denselben frei nach seinem dramatischen Bedürfnis umgearbeitet hat. Daraus ergiebt sich, dafs die Abweichungen zwischen beiden Stücken sehr grofse sein werden, um so mehr aber mufs es auch auffallen, um so mehr sind wir berechtigt, eine einheitliche Grundfabel anzunehmen, wenn wir trotzdem bedeutende Ähnlichkeiten in grofsen und kleinen Zügen in beiden Stücken vorfinden. Zum Zweck eines eingehenderen Vergleiches beider Stücke ist es nötig, uns zunächst mit dem Inhalt von „Cardenio und Celinde“, soweit er für unsere Absicht in Betracht kommt, bekannt zu machen:

Cardenio, ein junger Spanier aus vornehmer Familie, ist von seinen Eltern nach Bononia geschickt, um hier zu studieren. Er erreicht hier nicht nur eine gründliche geistige Ausbildung, sondern übt sich auch in allen weltlichen Künsten, wird ein guter Reiter und lernt besonders den Degen führen. Die letzte Eigenschaft wird sein Unglück:

Kam iemand mir die quer und gab sich etwa blofs
So war die faust bereit, so gieng die klinge los.

Da lernt er Olympia kennen, sie erwidert seine Leidenschaft und „seine wilde art gab ihren sitten nach“; er wählt sie zu

seiner Braut; allein ihr Vater, der gegen das Geschlecht des Cardenio nichts einzuwenden hat und den jungen Mann seiner Fähigkeiten wegen gern zu seinem Schwiegersohne annehmen würde, lehnt ihn nichtsdestoweniger wegen seiner Neigung zum Zank ab, denn entweder, so führt er aus, wird ihn diese Leidenschaft selbst bald das Leben kosten, oder er wird andere töten und mufs flüchten. Daher läfst er ihm sagen, Olympia sei bereits versprochen. Olympia selbst ist darüber aufser sich, sie will nicht vergeben werden wie eine Ware. Die beiden Liebenden lassen daher trotz der Einwendungen des Vaters nicht voneinander, sie treffen sich nach wie vor; wie Cardenio erzählt:

> Ich gieng mit etwas scheue
> Vor ihrem fenster um und nicht, als wenn die nacht
> Der himmels-fackeln heer in ihre reyhen bracht;
> Ein unbefleckt gespräch war difs, was uns ergetzte.

Jedoch der Bruder der Olympia, Viren, kommt hinter das Geheimnis und stellt den Cardenio darüber zur Rede; dieser sucht den Streit anfangs friedlich beizulegen, er bezwingt seine Leidenschaft — um Olympias willen, und erst, als Viren ihn aufs heftigste beleidigt und ihm Feigheit vorwirft, da erst greift auch er zur Waffe und stöfst seinen Gegner nieder:

> Er sank, ich mufst entweichen,
> Indem sein weinend haus ihn gleich entseelten leichen
> Aus seinem Blut aufhub und artzt und Balsam sucht,
> Indem Olympia dem rauhen unfall flucht.

Allein die Wunde, welche Viren empfangen hat, ist nicht tödlich; er erholt sich und wird nun der Freund des Cardenio, dessen Neigung er unterstützt. Was ihn zu diesem Umschwung seiner Gesinnungen veranlafst, erfahren wir nicht. Neben Cardenio erscheint nun aber Lysander, der ebenfalls von glühender Liebe zu Olympia brennt. Er sucht auf einem einfacheren Wege zu seinem Ziele zu kommen; es gelingt ihm, die Kammerfrau der Olympia zu bestechen, und diese läfst ihn eines Abends in das Schlafgemach ihrer Herrin, wo sie ihn versteckt. Als nun Olympia erscheint, fällt er ihr zu Füfsen und fleht um ihre Liebe, sie aber, von Angst und Zorn erfüllt, rennt schreiend davon. In der Aufregung hat sie den Fremden nicht erkannt, vermutet aber, dafs es Cardenio gewesen ist, und diese Vermutung spricht

sie auch gegen ihre entrüsteten Verwandten aus. Der Zufall will, dafs Cardenio zu derselben Zeit, in welcher der Überfall geschah, in der Nähe angetroffen wird, und obgleich er seine Unschuld auf alle Weise beteuert, hält man ihn doch für den Schuldigen. Das Geschlecht der Olympia tritt zusammen und entscheidet sich nach sorgfältiger Überlegung dahin, dem Cardenio nunmehr die Olympia zur Gemahlin zu geben, weil sie doch sonst der Lästerung nicht entgehen wird. Allein Cardenio, entrüstet über den frechen Betrug, dem er zum Opfer gefallen ist, weist das Anerbieten mit Hohn zurück, er will nicht, wie er sich ausdrückt, die Reste eines anderen geniefsen. Olympias Vater ist darüber sehr bestürzt, um so mehr, als er schliefslich doch an die Unschuld des Cardenio glauben mufs und seine Tochter ihm gesteht, dafs sie in der Bestürzung der Nacht die Person nicht erkannt habe und nur vermute, es sei Cardenio gewesen. In dieser Not meldet sich Lysander selbst, indem er zugleich um Olympias Hand bittet. Trotzdem Olympia ihn hafst, giebt sie doch ihre Zustimmung, um sich an Cardenio zu rächen. Es dauert aber nicht lange, so nähert sich Cardenio der Olympia doch wieder, und es gelingt ihm auch, ihre Verzeihung zu erlangen; die Liebe zwischen ihnen entbrennt stärker als je. In dieser Zeit aber erhält Cardenio Nachricht von seinem kranken Vater, der ihn dringend bittet, nach Hause zu kommen, da er seiner Hilfe bedarf. Lange weigert sich Cardenio, schliefslich aber mufs er dem Drängen nachgeben und reist ab, nicht ohne der über seine Abreise unwilligen Olympia einen feierlichen Eid geschworen zu haben, in spätestens zwei Monden wieder zurückgekehrt zu sein. Aufserdem will er ihr alle Woche einen Brief schreiben, damit der Verkehr zwischen ihnen nicht unterbrochen ist. Seine Briefe aber bleiben auf der Post liegen, so dafs die ungeduldige Olympia über seinen Wankelmut klagt; aber auch ihre Briefe gelangen nicht in seine Hand, so dafs er aus Sehnsucht nach der Geliebten schliefslich krank wird und später nach Bononia zurückkehrt, als es in seiner Absicht gelegen hatte. Sein Fieber wiederholt sich, als er bei seiner Rückkehr die Nachricht empfängt, dafs seine geliebte Olympia dem inständigen Werben des Lysander nachgegeben und sich entschlossen habe, ihn zu heiraten, ja noch mehr, dafs der Tag der Hochzeit bereits be-

stimmt sei. Er schreibt ihr, aber sie will nichts mehr von ihm wissen und antwortet seinem wiederholten Drängen, das ihr lästig wird, mit einem leeren Stück Papier, um ihn über ihre veränderte Gesinnung nicht im unklaren zu lassen. Da versucht er, sich ihr auf andere Weise zu nähern; eines Tages tritt er ihr im Freien entgegen, aber was er auch sagen mag, sie glaubt nicht mehr an seine Treue und

> Nahm's, als stünd ich ihr nach ihrer reinen ehr.
> Der Himmel, sprach sie, hat mir eine seel gegeben;
> Ich bin Lysander's braut.

Diese Abweisung schmerzte den Cardenio so sehr, dafs er von neuem erkrankt, aber an ihrem Hochzeitstage ist er wieder hergestellt und dringt ungeladen in das Hochzeitsfest ein:

> Da hab ich mich erkühnt mit dreymal drey gesellen
> Bei ihrem lust-panquet ein tantzen anzustellen.
> Wir traten in den saal in schwartzer trauer-pracht,
> Verhüllt und gantz vermummt. Ich sprang in solcher tracht
> Wie der verliebte printz, der den Verstand verlohren,
> Als seine lust vor ihm den Medor auserkohren.
> (Cf. Ariost: Dol. fur. cut. XXIII.)

Bei dieser Gelegenheit lernt Celinde den Cardenio kennen und es ergreift sie eine glühende Leidenschaft zu ihm. Aber auch Olympia hat ihn trotz seiner Vermummung erkannt, weifs sich jedoch trotz ihres Zornes zu bezwingen; später macht sie ihm darüber Vorwürfe:

> Ist nicht zu viel geschehn,
> Dafs du mein hochzeit-fest mit dem verstellten rasen
> Ohn alle scheu entweyht und funken auffgeblasen,
> Die, wenn mein sitsam seyn mit schweygen nicht bedeckt,
> Ein unausleschlich feur in haus und haus entsteckt?

Trotz der Heirat der Olympia mit Lysander erkaltet die Liebe Cardenios nicht, und auch jetzt noch giebt er sich alle Mühe, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen. So versucht er schliefslich sogar in der Verkleidung eines Handelsweibes bei ihr einzudringen; als sie ihn aber erkennt, weist sie ihn entrüstet ab, sie ist entschlossen, dem Lysander die gelobte Treue zu bewahren. Cardenio gerät darüber in die heftigste Aufregung, er entfernt sich mit der Drohung, nicht anders wieder vor sie hinzutreten, „als mit Lysanders blut und meinem blut geriehret"; sein Entschlufs steht fest, er will sich rächen, indem er den Lysander erschlägt. Zu derselben Zeit erhält er eine Einladung

zu Celinde; er folgt ihr und hat das Glück, sich dort auf die günstigste Weise einzuführen, indem er eine lose Gesellschaft, welche der Dame gerade eine Katzenmusik bringt, mit harten Schlägen auseinander treibt. Celinde gesteht ihm ihre Leidenschaft, erzählt ihm auch, dafs sie aus edlem Geschlechte stamme, aber eine Waise und verarmt sei, deshalb habe sie sich dem Marcellus, einem edlen jungen Ritter, hingegeben, der sie auf das reichste halte. In ihrer Gesellschaft vergifst Cardenio eine Zeit lang die Olympia samt Lysander, er erliegt den Reizen der neuen Geliebten:

So fiel ich mit Celinden
Durch reizen schnöder lust in vorverhafste Sünden.

Mit Behagen schwelgt er in dem neuen Glück, er erzählt seine Liebe den Wäldern und bringt sie in Reime, die Celinde selbst mit Anmut auf ihrer Laute vorträgt. Eines Tages kommt jedoch Marcellus, ihr früherer Geliebter, gerade in dem Augenblicke zur Celinde, als sie ein langes Liebesgedicht des Cardenio in der Hand hat. Auf seine Frage erwidert sie lachend, sie hätte das Papier Silvia, ihrem Kammermädchen, aus der Hand genommen. Marcellus beruhigt sich scheinbar mit dieser Wendung, vermutet jedoch einen Betrug und ist entschlossen, das Geheimnis zu erforschen. Er entfernt sich bald, um der treulosen Geliebten jeden Verdacht zu nehmen, bleibt aber in der Nähe auf der Lauer und stürzt in dem Augenblick wieder herein, als Cardenio erschienen ist. Es erfolgt eine furchtbare Scene, der betrogene Marcellus vergreift sich an Celinde und wird dafür von Cardenio niedergestofsen. Tödlich getroffen sinkt er nieder; anstatt aber dem Mörder zu fluchen, bittet er ihn vielmehr um einen letzten Liebesdienst: Cardenio soll ihn nach seiner Wohnung begleiten, damit er dort und nicht im Hause einer Buhlerin sterben kann, der Welt will er sagen, er sei unterwegs von Räubern erschlagen und Cardenio habe sich seiner liebevoll angenommen. Cardenio erfüllt ihm die Bitte, und tief erschüttert über den Tod des edlen Marcellus verkehrt sich seine Liebe zu Celinde, der Stifterin des Unheils, in grimmigen Hafs. Er beschliefst nun, Bononia zu verlassen, aber nicht, ohne vorher seine Drohung an Lysander wahr gemacht zu haben. Celinde, welche ihrerseits über den Verlust des Cardenio untröstlich ist, will auf

alle Weise seine Liebe wiedergewinnen und bedient sich dazu der kupplerischen Zauberin Tyche. Diese giebt ihr den entsetzlichen Rat, in die Gruft des Marcellus hinabzusteigen, das Herz des Toten zu rauben, mit dessen Hilfe Tyche den Cardenio von neuem an Celinde ketten will. Nach langem Sträuben geht Celinde auf den teuflischen Plan ein, sie gewinnen den Wächter des Kirchhofs, Cleon, und in einer finsteren Nacht geschieht der Einbruch in das Grabgewölbe des Marcellus. In derselben Nacht liegt Cardenio vor dem Hause des Lysander auf der Lauer, um den von einer Reise heimkehrenden Nebenbuhler zu überfallen. Da öffnet sich die Hausthür und es tritt eine Gestalt hervor, welche genau der Olympia gleicht. Der entzückte Cardenio folgt der Aufforderung der vermeintlichen Geliebten, ihr an einen abgelegenen Ort zu folgen, erkennt dann aber, als er sie stürmisch bittet, ihre Vermummung fallen zu lassen, daſs die Erscheinung eine Täuschung ist: es steht plötzlich ein Gerippe vor ihm mit gespanntem Bogen in der Hand, dessen Pfeil auf ihn gerichtet ist. Entsetzt über diese fürchterliche Erscheinung bricht Cardenio zusammen, und es beginnt nun ein Umschwung in seiner Gesinnung, schaudernd erkennt er, wie gottlos sein Thun und Treiben gewesen ist, und er beschlieſst nun, der Welt zur Buſse ganz zu entsagen. Auf dem Heimwege gelangt er in demselben Augenblicke auf den Kirchhof, in dem Celinde den Raub an Marcellus begeht. Beide begegnen sich hier, und um den Schrecken noch gröſser zu machen, wird auch Marcellus wieder lebendig und redet. Wie dem Cardenio, so ergeht es nun auch der Celinde, auch sie wird von ihrem wahnsinnigen Thun geheilt, auch sie beschlieſst, dem Leben zu entsagen und im Kloster Buſse zu thun. Beide geben ihre Absicht dem Lysander und der Olympia zu erkennen, mit denen sie sich versöhnt haben. So schlieſst das Stück mit den entsagenden Worten des Cardenio:

Wer hier recht leben wil und jene kron erwerben
Die uns das leben gibt, denk jede stund ans sterben!

Dies ist die Fabel des Stückes, die fast ganz erzählt wird; bis auf die Schreckensscenen auf dem Kirchhof ist fast nichts ausgeführt, vielleicht weil der Dichter es nicht konnte, vielleicht weil er es nicht wollte. Wir werden also von vornherein davon abzusehen haben, ganze Scenen mit entsprechenden aus „Romeo

und Julia“ zu vergleichen, aber auch so bleibt die Übereinstimmung zwischen beiden Stücken immer noch eine grofse und auffallende: Cardenio ist ein junger Mann mit vielen Anlagen, leidenschaftlich und schwärmerisch, seine Liebesklagen füllen den gröfsten Teil der Scenen aus, seine Neigung zu Celinde begeistert ihn zu Versen, die er den Wäldern anvertraut. Romeo wandelt zum Schmerze seines Vaters und seiner Freunde bei Nacht umher in der Einsamkeit, im Schatten des Kastanienhains, und

> Schon manchen Morgen ward er dort gesehn,
> Wie er den frischen Tau durch Thränen mehrte
> Und, tief erseufzend, Wolk an Wolke drängte.

Und seinem Genossen Benvolio vertraut er an, dafs es die Liebe zu Rosalinde ist, welche ihn zu diesem Wesen treibt. Cardenio liebt anfangs die Olympia und dann die Celinde, die weibliche Hauptfigur, nach welcher das Stück benannt ist. Romeos feurige Liebe hat anfangs die Rosalinde zum Gegenstand, bis er Julia kennen lernt. Cardenio wird von der keuschen Olympia doch schliefslich abgewiesen; Romeo klagt über die Sprödigkeit der angebeteten Rosalinde:

> *Benvolio:* Beschwor sie der Enthaltsamkeit Gesetze?
> *Romeo:* Sie that's, und dieser Geiz vergeudet Schätze,
> Denn Schönheit, die der Lust sich streng enthält,
> Bringt um ihr Erb die ungeborne Welt.

Cardenio lernt Celinde kennen bei dem Hochzeitsfest der Olympia, in das er sich mit „dreymal drey gesellen“ verkleidet einschleicht, um daselbst einen Tanz aufzuführen. Romeo nähert sich der Julia, die er bis dahin noch nie gesehen, bei Gelegenheit des Festbanketts der Capulets, in das er verwegen mit Mercutio, Benvolio und „fünf oder sechs Masken“ eindringt. Cardenio stöfst den Viren, den Bruder seiner geliebten Olympia, der ihm Vorstellungen wegen der heimlichen Zusammenkünfte mit seiner Schwester macht, nieder; aber er vollbringt die That erst, nachdem er von Viren aufs schärfste beleidigt ist, solange bezwingt er sich — seiner Liebe wegen. Romeo, der den Degen ebensogut zu führen versteht wie Cardenio, erschlägt den Tybald, den Vetter der Julia, aber erst dann, als dieser ihm seinen besten Freund, den Mercutio getötet hat; er hält sich zurück, solange er kann, selbst die schärfsten Beleidigungen können ihn nicht

zum Kampfe bewegen, weil er seiner geliebten Julia wegen den Verwandten schonen will. Cardenio mufs die Stadt auf Drängen seines Vaters verlassen, seine Briefe kommen durch Zufall nicht in die Hand der Olympia. Während seiner Abwesenheit bewirbt sich Lysander um ihre Liebe und seine Werbung wird angenommen. Romeo mufs infolge der Ermordung des Tybald fliehen; während seiner Abwesenheit bewirbt sich Paris um Julias Liebe und wird von seiten des alten Capulet gern erhört. Der verhängnisvolle Brief des Lorenzo an Romeo, worin der vermeintliche Tod der Julia aufgeklärt wird, kommt aus Zufall nicht in Romeos Hand. Die Katastrophe erreicht den Cardenio und die Celinde schliefslich auf dem Kirchhof unter den Toten in der Gruft; Romeo und Julia töten sich im Leichenhause der Capulets.

Ist so die Ähnlichkeit zwischen den Charakteren und Schicksalen der männlichen Hauptfiguren unverkennbar, so weichen die der weiblichen Figuren schon mehr ab. Aber wir haben schon darauf hingewiesen, dafs Gryphius sich gerade hier gröfsere Freiheit genommen haben wird, und dafs andererseits Shakespeare die Sage bereits in veränderter Gestalt vorfand und nur an die Gesetze seiner Kunst gebunden die Personen so umbildete, wie er sie gebrauchen konnte. Aber trotzdem zeigen auch hier die entsprechenden Personen viel Verwandtes, nur dafs Shakespeare einige Züge der Olympia seiner Julia geliehen hat, was um so leichter geschehen konnte, als Rosalinde, welche der Olympia entsprechen würde, bei ihm gar nicht auftritt. Ihre Schönheit, ihren hohen Reiz, ihren mädchenhaften Sinn hat Julia von der Olympia empfangen, ihren Leichtsinn, ihre grenzenlose Hingabe an den Geliebten von Celinde. Olympia gewährt Cardenio bei Nacht Zusammenkünfte vor ihrem Fenster, Julia spricht sich ebenso mit Romeo. Olympia soll, so will es ihr Vater, mit Lysander vermählt werden, Julia soll ebenfalls zu der verhafsten Ehe mit Paris gezwungen werden. Andererseits entspricht Julia der Celinde. Celinde sieht den Cardenio zum erstenmal bei dem Bankett, wo er den Tanz aufführt, Julia sieht Romeo auf dem Bankett ihres Vaters; Celinde will Cardenio besitzen und Julia „fühlt sich getrieben, den ärgsten Feind aufs zärtlichste zu lieben“. Celinde schreibt an Cardenio und lädt ihn zu sich ein, Julia sendet ihre Amme an Romeo, um über eine Zusammenkunft eine Verabredung

zu treffen. — Im einzelnen liefse sich der Vergleich hier noch weiter durchführen, allein es genügt mir, die Ähnlichkeit auch hier angedeutet zu haben. Ebenso wie mit den Hauptfiguren steht es mit den Nebenfiguren, nur dafs auch hier die eine Person der anderen diesen oder jenen Charakterzug geliehen hat. Viren, den Bruder der Olympia, welcher eifersüchtig die Ehre seiner Schwester und seines Hauses bewacht, erkennen wir wieder in Tybald, den Shakespeare allerdings aus leicht erklärlichen Gründen zum Vetter der Julia macht. Nur hat Tybald noch einen Charakterzug mehr, der sich bei Viren nicht so stark entwickelt zeigt, das ist seine heftige Rauflust, die wir jedoch genau so wiederfinden wie bei Cardenio. Wie bei Shakespeare alles vertiefter und veredelter ist, so erscheint auch Romeo in einem weit idealeren Lichte als Cardenio, aber was der englische Dichter, ich möchte sagen, hier gespart hat, das giebt er auf einer anderen Stelle mit vollen Händen wieder aus. Tybald konnte ein Raufbold sein, den Romeo würde diese Eigenschaft entstellt haben. Im weiteren finden wir auch für Marcellus, den edlen, aber unglücklichen Freund der Celinde, einen Ersatz in Graf Paris; beide gehen an ihrer Liebe zu Grunde, beide gewinnen noch im Tode die Achtung ihrer Mörder. Selbst die kupplerische Tyche findet ihr Gegenstück in dem Bruder Lorenzo. Beide sind mit den geheimnisvollen Kräften der Natur vertraut, beide stellen ihre Künste in den Dienst der Liebenden, beide führen durch ihr gottloses Beginnen die entsetzliche Katastrophe herbei. Endlich fehlt es sogar auch für die Amme der Julia, diese so echt Shakespearesche Figur, nicht an einer kurzen Hindeutung in dem Stücke des Gryphius; hier ist es auch die Kammerfrau der Olympia, welche dem Lysander den Zutritt in das Gemach seiner Geliebten verschafft.

So finden wir denn fast alle Figuren des Gryphius bei Shakespeare wieder, und es kann nach meiner Ansicht keinem Zweifel unterliegen, dafs wir hier ein und dieselbe Fabel vor uns haben, die allerdings, bevor sie zu dem einen wie dem anderen Dichter gelangte, manche Wandlungen durchgemacht hat, in ihrem Kern aber bei beiden noch deutlich genug zu erkennen ist. Dürfen wir uns zum Schlufs noch eine Bemerkung über die dramatische Bearbeitung beider Dichter erlauben, so wird

man zugeben müssen, dafs die dramatische Fähigkeit des Gryphius sich kaum in einem dunkleren Lichte zeigen kann, als es hier geschieht. Selbst die Beschränkungen zugegeben, die dem deutschen Dichter aus der Absicht entspringen mufsten, den gehörten .Stoff möglichst getreu wiederzugeben, so hat er doch die grofsen Vorzüge, welche ihm die Fabel bot, nicht nur nicht benutzt, sondern nicht einmal erkannt; welche Fülle von lebhaften, packenden Scenen bietet die Fabel dar, und wie benutzt er sie? Er läfst sie in langweiliger Weise erzählen und spart sich das Unbedeutende oder Ekelhafte zur dramatisierten Bearbeitung auf. Man wende mir nicht ein, dafs die Zeitgenossen des Gryphius eine andere Art der Behandlung nicht gewohnt waren — es ist eben die charakteristische Eigenschaft des Genius, dafs er seine eigenen Wege geht und die Mitwelt zwingt, ihm zu folgen. — „Cardenio und Celinde“ gilt für das beste unter den Trauerspielen des Gryphius, und dieser Mann heifst noch heute in allen Litteraturgeschichten „der deutsche Shakespeare“.

Hildesheim. Dr. Vogeler.

Die Geschichte von Thorstein Stangarhǫgg.*

Aus dem Altnordischen
übersetzt von
Georg Herzfeld.

Die altnordische Litteratur hat eine merkwürdige und einzig dastehende Gattung gezeitigt: die sogenannte Saga. Wir unterscheiden mythisch-heroische und romantische auf der einen, historische Sagas auf der anderen Seite. Die letzteren zerfallen wieder in norwegische Königssagas und isländische Familiensagas. Diese Familiensagas behandeln teils das Leben hervorragender Männer, teils die Geschichte ganzer Geschlechter. Die geschilderten Ereignisse, die zum gröſsten Teil streng historisch sind, haben sich etwa in der zweiten Hälfte des zehnten und ersten Hälfte des elften Jahrhunderts auf Island zugetragen. Die Form dieser Erzählungen ist durchweg die prosaische, nur hin und wieder sind kurze Strophen eingestreut. In vielen Fällen mögen diese Strophen der Kern gewesen sein, aus dem die ganze Erzählung sich entwickelte; doch fehlt es darüber an genauen Untersuchungen. Zum Teil sind die Sagas gewiſs aus Erzählungen kleineren Umfangs (sog. þættir) erwachsen, wovon die im folgenden mitgeteilte ein treffliches Beispiel giebt. Der Stil in diesen Geschichten ist ungemein kurz und knapp, nur das Wichtige wird hervorgehoben; Abschweifungen und Reflexionen gestattet sich der Erzähler niemals. Der Dialog ist zur höchsten Meisterschaft ausgebildet; Rede und Gegenrede folgen aufeinander mit dramatischer Lebendigkeit, oft in epigrammatischer Schärfe. Vorzüglich ist die Charakterzeichnung der beiden Hauptpersonen Bjarni und Thorstein; der Eindruck des Ganzen ist um so erfreulicher, weil durch den edlen Sinn der beiden Gegner die Sache einen friedlichen Ausgang nimmt.

Ein Mann, welcher Thorarin hieſs, wohnte in Sunnudal. Er war alt und von schwachem Gesicht. In seiner Jugend war er ein arger Seeräuber gewesen; trotz seines Alters war er kein

* Das altnord. Original findet sich in den „Nordiske Oldskrifter“, Bd. V, S. 48—56; stangarhǫgg heiſst etwa „Stangenschlag“.

umgänglicher Mann. Er hatte einen Sohn, der den Namen Thorstein führte: das war ein großer Mann, stark und wohlbesonnen. Er war in der Wirtschaft seines Vaters so thätig, daß drei Männer mit ihrer Arbeit nicht mehr hätten leisten können. Thorarin war ziemlich unbemittelt, aber er hatte Waffen genug, auch besaßen Vater und Sohn Zuchtpferde; und das brachte ihnen am meisten Gewinn, daß sie die Pferde verkauften, denn keines ließ es an sich fehlen, was Reiten und was Mut betraf.

Ein Mann hieß Thord. Er war ein Knecht des Bjarni von Hof. Er bewachte die Reitpferde des Bjarni und wurde deshalb der Pferdeknecht genannt. Mit Thord war schwer umzugehen; er ließ es auch manchen empfinden, daß er eines mächtigen Mannes Diener sei; aber darum wurde er selber nicht höher geschätzt und gewann dadurch nicht an Beliebtheit. Bei Bjarni hielten sich noch zwei Männer auf, von denen der eine Thorhall, der andere Thorwald hieß. An allem, was sie im Bezirke hörten, hatten sie zu mäkeln. Thorstein und Thord verabredeten einmal einen Pferdekampf mit jungen Pferden, und als sie dieselben hetzten, da war Thords Pferd dasjenige, welches schlechter beißen wollte. Nun gab Thord, da sein Pferd sich schlechter zu halten schien, dem Pferde Thorsteins einen tüchtigen Schlag auf die Schnauze; aber Thorstein sah das und führte gegen Thords Pferd einen noch heftigeren Schlag; da lief es fort, und die Männer schrieen um die Wette. Nun schlug Thord den Thorstein mit dem Pferdestecken und traf ihn an der Braue, daß sie ihm über das Auge herabfiel. Thorstein riß eine Ecke von seinem Hemd ab, verband die Braue, stellte sich, als ob nichts geschehen sei, und bat, man möge dies vor seinem Vater geheim halten, — und damit hatte es sein Bewenden. Thorwald und Thorhall hielten sich beide darüber auf und nannten ihn spottweise Thorstein Stangarhǫgg.

Im Winter, kurz vor dem Julfest, erhoben sich die Frauen in Sunnudal frühzeitig zur Arbeit; da stand auch Thorstein auf, trug Heu hinein und legte sich dann wieder auf die Bank hin. Der alte Thorarin, sein Vater, kam ins Haus und fragte, wer da läge. Thorstein sagte, er sei es. „Warum bist du so früh auf den Beinen, mein Sohn?“ fragte der alte Thorarin. „Es hat nicht viel auf sich, mein ich, was hier zu thun ist,“ antwortete Thorstein. „Hast du nicht Kopfschmerzen, mein Sohn?“ sagte

der Alte. „Ich spüre nichts davon," erwiderte Thorstein. „Was hast du mir, mein Sohn, von dem Pferdekampf im letzten Sommer zu sagen? Wurdest du nicht ohnmächtig niedergeschlagen, mein Junge, wie ein Hund?" „Du legst dir damit keine Ehre ein," versetzte Thorstein, „wenn du es eher einen Hieb als einen unglücklichen Zufall nennst." Thorarin sprach: „Das hätte ich nicht gedacht, daſs ich einen feigen Sohn habe." „Sage du nur soviel, Vater," sagte Thorstein, „das dir nachher nicht zuviel gesagt scheint." „Ich will hier nicht soviel davon sprechen, wie mir im Sinne ist," versetzte Thorarin. Nun erhob sich Thorstein, ergriff seine Waffen, ging darauf von Hause fort und zog seines Wegs, bis er zu dem Pferdestall kam, wo Thord die Rosse des Bjarni hütete, und er stand gerade davor. Da traf Thorstein den Thord und sprach zu ihm: „Das möchte ich wissen, Freund Thord, ob es von deiner Seite ein Versehen war, als ich von dir im vorigen Sommer beim Pferdekampf einen Hieb bekam, oder ist es mit deinem Willen geschehen?" Thord erwiderte: „Wenn du zwei Backen hast, so lege die Zunge je einmal an jede von beiden und nenne es auf der einen Seite Zufall, wenn du willst, aber auf der anderen nenne es vollen Ernst; und das ist nun die Buſse, die du von mir bekommen sollst." „Mach dich dann darauf gefaſst," sprach Thorstein, „daſs es geschehen kann, daſs ich die Buſse nicht öfter einfordere." Danach lief ihn Thorstein an und gab ihm den Todesstreich. Dann ging er zu dem Hause in Hof und sagte zu einer Frau, die er drauſsen traf: „Sage du dem Bjarni, daſs ein Stück Vieh den Pferdeknecht Thord gestoſsen hat; er wird dort auf ihn warten, bis er beim Pferdestall vorbeikommt." „Fahre du heim, Mann," sagte sie, „ich werde es sagen, wenn es mir gut scheint." Nun ging Thorstein nach Hause, die Frau aber ihrer Arbeit nach. Bjarni stand gegen Morgen auf, und als er zu Tische gekommen war, da fragte er, wo Thord sei, und die Leute antworteten, er werde zu den Pferden gegangen sein. „Ich glaubte, er würde heimgekommen sein," sprach Bjarni, „wofern er gesund wäre." Da begann die Frau, welche Thorstein getroffen hatte, zu reden: „Das ist wahr, was uns Frauen oft nachgesagt wird, daſs dort wenig Witz zu suchen ist, wo wir Frauen sind. Hierher kam am Morgen Thorstein Stangarhǫgg; er erzählte, ein Stück Vieh habe Thord gestoſsen, so daſs er sich selber nicht würde helfen können; nun

wagte ich aber nicht, dich da zu wecken, und so ist es mir seitdem entfallen.“ Bjarni stand nun vom Tische auf, ging zum Pferdestall und fand dort Thord erschlagen, der darauf begraben wurde. Bjarni leitete nun den Procefs gegen Thorstein ein und liefs ihn wegen des Totschlags friedlos erklären; dieser aber safs zu Hause in Sunnudal und arbeitete für seinen Vater, und Bjarni liefs es ruhig geschehen.

Zur Herbstzeit safsen die Männer in Hof beim Küchenfeuer, Bjarni aber lag draufsen an der Küchenwand und hörte von dort aus dem Gespräch der Männer zu. Da begannen die Brüder Thorwald und Thorhall zu reden: „Das ahnten wir nicht, als wir bei Mord-Bjarni Aufenthalt nahmen, dafs wir hier Lammsköpfe rösten würden, während Thorstein, den er hat friedlos erklären lassen, Widderköpfe rösten kann. Es wäre nicht schlimmer gewesen, wenn er seine Verwandten in Bǫdvarsdal* mehr geschont hätte, dann säfse jetzt nicht der Waldgänger ihm ebenbürtig in Sunnudal. Aber die meisten werden verzagt, wenn Wunden ihnen in Aussicht stehen, und wir wissen nicht, wann Bjarni diesen Fleck von seiner Ehre abwaschen will.“ Ein Mann erwiderte: „Solches ist schlimmer gesagt, als verschwiegen. Es scheint, als ob ein böser Kobold euch die Zunge verdreht hätte. Wir denken, Bjarni versteht sich nicht dazu, Thorsteins blindem Vater und den anderen armen Leuten, die in Sunnudal sind, ihren Schutz zu nehmen. Wunderbar aber scheint es mir, dafs ihr hier so oft Lammsköpfe röstet oder euch dessen rühmt, was in Bǫdvarsdal vorging.“ — Nun gingen die Männer zu Tische und danach zur Ruhe, und keiner merkte Bjarni an, was gesprochen worden war. Gegen Morgen weckte Bjarni den Thorhall und Thorwald und gebot ihnen, nach Sunnudal zu reiten und ihm das Haupt des Thorstein vom Rumpfe getrennt in der Frühe zu bringen: „ihr scheint mir,“ sagte er, „die Geeignetsten, um den Fleck von meiner Ehre zu entfernen, wenn ich selber nicht die Kraft dazu habe.“ Nun schien es ihnen, als ob sie gewifs zu viel gesagt hätten, aber zie zogen doch fort, bis sie nach Sunnudal kamen. Thorstein stand an der Thüre und wetzte ein kurzes Schwert. Als sie gekommen waren, fragte er sie, was sie vorhätten; sie aber sagten, sie sollten Pferde suchen.

* Bǫdvarsdal, ebenso Hof und Sunnudal sind Orte im Nordosten von Island. Es wird hier auf einen Kampf Bjarnis mit seinem Gegner Thorkell Geitisson angespielt, von dem die Vápnfirdingasaga berichtet.

Thorstein sagte, sie würden nicht lange zu suchen haben; „denn hier sind welche beim Gehöft.“ „Es ist nicht sicher, daſs wir die Pferde finden werden,“ sagten sie, „wenn du es uns nicht genauer zeigst.“ Da ging Thorstein hinaus, und als sie hinunter auf den Hof gekommen waren, da erhob Thorwald die Axt und lief gegen ihn an. Thorstein stach nach ihm, so daſs er vornüber fiel; da durchbohrte ihn Thorstein mit dem Schwert. Nun wollte ihn Thorhall angreifen, indeſs hatte er dasselbe Schicksal wie Thorwald. Darauf band Thorstein die beiden den Pferden auf den Rücken, legte ihnen die Zügel auf den Hals und brachte alles zusammen auf den Weg; so gingen denn die Pferde heim nach Hof. Die Hausleute in Hof, welche drauſsen waren, gingen hinein und sagten Bjarni, daſs Thorwald und sein Bruder heimgekommen seien und daſs sie die Fahrt nicht umsonst gemacht hätten. Da ging Bjarni hinaus, sah sogleich, wie es sich damit verhielt, und verlor weiter keine Worte darüber; er lieſs sie beerdigen, und alles blieb still, bis die Julzeit herankam. Da begann eines Abends Ranuveig, Bjarnis Weib, als sie und Bjarni zu Bette gingen, folgendes zu reden: „Was, glaubst du, ist es, wovon jetzt im Bezirk am häufigsten gesprochen wird?“ „Ich weiſs es nicht,“ antwortete Bjarni, „mir scheint, man braucht nicht zu beachten, was viele Leute reden.“ „Davon wird jetzt am häufigsten geredet, daſs man nicht recht weiſs, was Thorstein Stangarhǫgg eigentlich thun muſs, damit es dir nötig scheint, es zu rächen. Er hat jetzt deine drei Hausleute erschlagen; deine Gaugenossen können gewiſs nicht viel Schutz von dir erwarten, wenn dies nicht gerächt wird; du thust sehr unrecht, die Hände in den Schoſs zu legen.“ Darauf sagte Bjarni: „Nun kommt es dahin, daſs, wie es im Sprichwort heiſst, niemand sich eines anderen Schaden zur Warnung dienen läſst; dennoch will ich auf das hören, was du sagst. Übrigens hat Thorstein kaum jemanden ohne Ursache getötet.“ Damit beendeten sie dies Gespräch und schliefen die Nacht hindurch. Gegen Morgen erwachte Ranuveig, als Bjarni sein Schild herabnahm. Sie fragte ihn, wohin er wolle. Er antwortete: „Nun soll es zwischen mir und Thorstein in Sunnudal zur Entscheidung über die Ehre kommen.“ „Mit wieviel Leuten willst du ausziehen?“ fragte sie. „Nicht will ich mit zahlreichem Gefolge gegen Thorstein zu Felde ziehen,“ sagte er, „sondern ich will alleine gehen.“ „Du willst dich doch

nicht," versetzte sie, „allein unter die Waffe dieses Höllenmenschen begeben?" Bjarni sagte: „Laſs dir nicht die Frauen zum Beispiel dienen, welche das eine Mal beweinen, wozu sie das andere Mal antreiben. Oft ertrage ich lange Zeit Vorwürfe sowohl von dir, als auch von anderen; aber dann nützt es auch nichts mehr, mich aufzuhalten, wenn ich fortgehen will." Er ging nun nach Sunnudal: da stand Thorstein vor der Thüre, und sie wechselten einige Worte. Bjarni sagte: „Du sollst heute zum Zweikampf mit mir schreiten, Thorstein, auf jenem Hügel, der hier auf dem Felde ist." „Es fehlt mir alles dazu, jetzt mit dir zu kämpfen," erwiderte Thorstein, „aber ich will alsbald die Insel verlassen, so wie die Schiffe gehen, denn ich kenne deine Ritterlichkeit so weit, daſs du meinem Vater Beistand gewähren wirst, wenn ich auſser Landes gehe." „Nichts nützt es jetzt, sich zurückzuziehen," sprach Bjarni. „Du wirst mir dann erlauben, daſs ich meinen Vater vorher spreche," sagte Thorstein. „Gewiſs," sagte Bjarni. Thorstein ging hinein und sagte seinem Vater, daſs Bjarni gekommen sei und ihn zum Zweikampf herausgefordert habe. Der alte Thorarin sprach darauf: „Jedermann muſs wissen, was er erwarten darf, wenn er einen Mächtigeren gegen sich hat, im selben Bezirk wie dieser wohnt und ihm dennoch irgend eine Unbill zugefügt hat: daſs er nämlich danach nicht mehr viele Hemden verschleiſsen wird. Ich kann dich deshalb nicht beweinen, denn mir scheint, du hast viel gesündigt. Ergreif nun deine Waffen und wehre dich so tapfer als möglich; denn es mag in meinem Leben eine Zeit gegeben haben, daſs ich mich nicht gebeugt haben würde vor so einem, wie Bjarni ist. Ist er doch immerhin ein gewaltiger Kämpe, und scheint es mir besser, dich zu missen, als einen feigen Sohn zu haben." Da ging Thorstein hinaus, und sie begaben sich nun auf den Hügel. Dort begannen sie tapfer aufeinander loszuschlagen, und jedem von ihnen wurden die Schutzwaffen gehörig zerhauen. Als sie schon recht lange gekämpft hatten, sprach Bjarni zu Thorstein: „Mich dürstet jetzt, denn ich bin die Anstrengung weniger gewöhnt als du." „So geh zum Bach und trinke," sprach Thorstein. Bjarni that es und legte das Schwert neben sich nieder. Thorstein hob es auf, sah es an und sprach: „Dies ist wohl nicht das Schwert, das du in Bǫdvarsdal gehabt hast." Bjarni antwortete nichts. Sie gingen wieder hinauf auf den

Hügel und kämpften eine Weile; da schien er dem Bjarni ein kampftüchtiger Mann zu sein und ihm tapferer gegenüberzustehen, als er gedacht hatte. „Mancherlei widerfährt mir heute,“ sagte Bjarni, „jetzt sind meine Schuhriemen lose.“ „Binde du sie,“ sprach Thorstein. Da beugte sich Bjarni nieder, Thorstein aber ging ins Haus und holte zwei Schilde und ein Schwert heraus, damit ging er auf den Hügel zu Bjarni und sprach zu diesem: „Hier ist ein Schild und ein Schwert, welche mein Vater dir sendet; dies wird sich bei den Hieben nicht mehr abstumpfen als das, welches du schon hast. Auch bin ich nicht bereit, mich länger schutzlos deinen Hieben auszusetzen, vielmehr möchte ich gerne diesem Spiel ein Ende machen, weil ich besorge, dafs dein Glück mehr vermögen wird als mein Unglück. Jeder hat doch sein Leben lieb, so lange er irgend darüber verfügt.“ „Jetzt hilft es nichts, sich davon zu machen,“ sagte Bjarni, „noch mufs gekämpft werden.“ „Ich will nicht zuerst losschlagen,“ entgegnete Thorstein. Da hieb Bjarni dem Thorstein den ganzen Schild herunter und ebenso Thorstein dem Bjarni. „Das heifst kräftig gehauen,“ sprach Bjarni. „Keinen schwächeren Hieb hast du geführt,“ erwiderte Thorstein. Bjarni sagte: „Besser schneidet dir dieselbe Waffe, die du heute vorher gebraucht hast.“ Thorstein sagte: „Ersparen würde ich mir eine Missethat, wenn ich es so machen könnte, wie ich vorhabe. Ich habe Angst, mich mit dir zu schlagen, noch möchte ich alles deinem Gutdünken überlassen.“ Da war Bjarni noch daran, loszulegen, und nun hatten sie beide ihre Schilde verloren. Da sprach Bjarni: „Das wird ein böser Handel sein, eine Unthat einzutauschen gegen grofses Glück; ich meine an dir allein vollständigen Ersatz zu haben für meine drei Hausleute, wenn du mir treu sein willst.“ Thorstein erwiderte: „Solche Gelegenheiten haben sich mir heute geboten, dafs ich dich hätte hintergehen können, wenn mein Unglück sich stärker erwiesen hätte als dein Glück; aber ich will dich nicht betrügen.“ „Ich sehe, dafs du ein ungewöhnlicher Mann bist,“ sagte Bjarni, „du wirst mir erlauben, dafs ich zu deinem Vater hineingehe und ihm alles sage, was ich will.“ „Geh meinetwegen, wenn du willst,“ sprach Thorstein, „aber sei doch vorsichtig.“ Da trat Bjarni an die Schlafstätte heran, in der der alte Thorarin lag. Thorarin fragte, wer da käme; Bjarni sagte, er sei es. „Was bringst du Neues, Freund Bjarni?“ fragte

Thorarin. „Den Tod deines Sohnes Thorstein,“ sagte Bjarni. „Hat er sich gewehrt?“ fragte Thorarin weiter. „Kein Mann, meine ich, hat sich im Waffengang schneidiger erwiesen, als dein Sohn Thorstein.“ „Es ist deshalb nichts Wunderbares, dafs man mit dir in Bǫdvarsdal einen so schweren Stand hatte, da du jetzt meinen Sohn überwandest.“ Da sagte Bjarni: „Ich will dich einladen, nach Hof zu kommen; dort sollst du auf dem zweiten Ehrenplatz sitzen, so lange du lebst, und ich will an dir Sohnesstelle vertreten.“ „So ist es mir gegangen,“ sprach der Alte, „wie denen, die über nichts zu verfügen haben. Der Thörichte freut sich oft über Versprechungen; aber derart sind ja die Zusagen von euch Häuptlingen, dafs, wenn ihr jemanden nach einem solchen Vorfall versöhnen wollt, es nur ein Vergnügen für einen Monat ist. Danach aber werden wir ebenso behandelt, wie sonst Bettelleute, und dadurch schwindet unser Leid um so langsamer. Doch derjenige, welcher sich einem solchen Manne verpflichtet, wie du bist, kann wohl mit seinem Lose zufrieden sein, was ihm auch zugestofsen sein mag. Darum will ich auch diesen Vertrag mit dir eingehen; komm du nun hierher zu mir ins Schlafgemach. Aber du mufst näher treten, denn ich alter Mann zittre sehr an den Füfsen vor Alter und Schwäche; auch ist es nicht wahrscheinlich, dafs mir des Sohnes Tod nicht zu Herzen gegangen ist.“ Bjarni ging nun in den Schlafraum und fafste den alten Thorarin bei der Hand. Da bemerkte er, dafs jener nach dem Schwerte tastete und ihn durchbohren wollte; er stiefs ihm die Hand fort und sagte: „Elender Alter, jetzt soll es nach der Billigkeit zwischen uns hergehen. Thorstein, dein Sohn, lebt und soll mit mir heimfahren nach Hof; dir jedoch soll man Knechte für die Arbeit geben; aber es soll dir doch an nichts fehlen, solange du lebst.“ Thorstein fuhr nun mit Bjarni heim nach Hof und diente ihm immer bis zu seinem Todestage und hatte seinesgleichen nicht an Bravheit und Tapferkeit. Bjarni stand auch ferner in hohem Ansehen und wurde um so beliebter und besonnener, je älter er ward. Er war überaus beharrlich und wurde noch am Ende seines Lebens ein eifriger Christ. Er unternahm eine Reise nach aufserhalb und zog gen Süden; auf dieser Fahrt starb er. Er ruht in der Stadt, die Falerii heifst, und es ist das ein grofser Ort nicht weit diesseits Rom.

Nachträge zu den Legenden.

*1. Seint margarete þe holy virgine.**

Aus Ms. Bodl. 779 (vgl. Altengl. Leg., Neue Folge 1881, p. 489—498).

Olde & ȝonge, ich *rede* ȝou : ȝour*e* folyis for to lete,
& leueþ on *cri*st þ*at* haþ ȝou bouȝt, : ȝour*e* sun*us* to bete!
& ic ȝow wille telle : wordis mylde & swete,
þe lyf of one mayde, : seint margarete.

her*e* fadir was a patriarch, : as ic ȝou telle may, 5
In antioche, wif he ches : of þe false lay;
wel feble was his herte, . vnstable was his fay,
for def þing*us* & dou*m*be : he seruid nyȝt & day.

theodor*us* was his ryȝte name. : on *cri*st ne leuid he nouȝte,
he leued on þe false god*us* : þ*at* werin w*it* hondin I-wrouȝte.... 10 f. 205.
& þ*at* ȝhe cholde ben I-*cri*stenyd, : it com In his þouȝte:
& he her*e* heet sone anon : to þe deþ ben brouȝte.

here modir was an heþen wif : þ*at* here to woman bar*e*.
& þo þ*at* mayde Ibor*e* was, : ȝhe wolden (!) her*e* forfar*e*;
þey sentin her*e* fer in to aȝye : w*it* messager*us* wel ȝar*e*, 15
to anorise, þ*at* here fedde : & sente her*e* to lore þar*e*.

her*e* norise þ*at* her*e* fedde, : hadde wel mochil to winne;
& alle þe louedin her*e* wel : in hous þ*er* ȝhe was inne;
for eu*er* ȝhe drouȝ to wisdom : & hated moche sinne,
to Jh*es*u *cri*st he her*e* be-tok : & hated moche her*e* kinne. 20

Þe norise þat her*e* fedde, : childrin ȝhe hadde seuin —
þe eyȝthe was margarete, : *crist*us mayde of heuin.
talis ȝhe herde tellin, : mo þan ic can neue*n*,
how þey þolid martirdom, : seint laur*e*ns & seint steue*n*.

* Von der uralten, in Hickes' Thes. I, p. 224 nach einem, seitdem auf unerklärliche Weise verloren gegangenen Ms. abgedruckten Legende von Meidan Mergrete gelang es mir vor kurzem, die unten abgedruckte jüngere Hs. zu finden, die schon als handschriftliche Bestätigung des alten Gedichts von Wichtigkeit ist. Das Gedicht findet sich hier mitten in der südl. Legendensammlung. Hickes' Text ist wiederabgedruckt in Altengl. Legenden, Neue Folge, p. 489 ff.; ebenda, p. 225—235, die aus dem älteren Texte umgestaltete jüngere Version des Ms. Auchinlek.

3 & und for oft unrichtig zugesetzt. 11 his korr. aus here. 13 Ms. modis. 14 H. nolde ho. 15 H. ho sende.

ȝhe ȝaf here maydinhode : to Jhesu crist to ȝeme, 25
to þe king of heuene : þat al þe world chal deme;
ȝhe louid him euer in herte, : for þat was wel Isene;
& he I-hurd here steuin, : her loue him was wel queme.

Þo ȝhe was I-woxin : of xv winter elde,
here owe norse here tauȝte : to kepe chep on þe felde. 30
& alle þe oþer herdis : wel ȝerne here be-helde
hou ofte ȝhe made here preyere : to Jhesu, þat al may welde.

Olibrius was þo lord, : so ich ȝou may telle,
& ondir his hondin : al antioche to felle (!);
& euer he seruid nyȝt & day : þe fendus alle of helle, 35
& alle þat leuedin on Jhesu crist : he gan hem a-quelle.

be-twene aȝye & antyoche : beþ mylus ten & fyue.
to stroyin cristinfolke : þey hyedin hem wel blyue.
he sey mergerete : on feld here chep driue:
& anon he þouȝte : to habben here to his wiue. 40

he seyde to his sergauns: : „ȝinde amayde ic se,
fayr & bryȝt of heue; : goþ, bringeþ here to me!
& be my lyf, ȝif ȝhe ben : Ibore of kin fre,
Of alle wimmen þat ich knouȝ : best here chal be.

& ȝit for here fayrhede, : þo ȝhe ben I-come of þral, 45
ȝhe ne chal here maydinhode : for nouȝt I-lese al:
for ic here wile cloþy : wit syclatoun & pal,
for ȝhe chal ben my lemman, : & ic ȝeue here gold wit-al.“

Þe sergauns sone hy wente : wit þat mayde to mete,
& þey fondin here sitte : & kepin here chepe; 50
& moche þing þey here be-hete : & more þey gon here bede.
ac here treuherte : ȝhe nolde nouȝt forlete.

Þe kny͵tus toldin here erande, : nolde hy noþing swike:
„Damesele, we seggeþ : we nolleþ þe by-strike:
Olibrius oure lord : of antioche is ryche, 55
he desireþ þe to wyue; : ful wel may hit þe like.“

Þe mayde margarete, : þat was so bryȝt & chene,
þe knyȝtus ȝhe answerde, : þat hit was god to queme:
„Ich habbe I-take my maydinhode : to Jhesu crist to ȝeme,
& he me kepe to-day & euere : fram þese houndus kene. 60

Jhesu crist my lord, : þat deydist for vs alle,
to þe, king of heuene, : nouþe ic clepye & calle:
þou holde stable myn herte : þe to louiin ouer alle,
& kepe me fram sinne, : þat in þat I ne falle!

Jhesu crist my lord, : to þe now ich me ȝilde, 65
þy blis is wit-oute by-ginning : & ek wit-outen ende;
& ȝif hit ben þy wille, : an aungel to me þou sende,
& ȝeue me trace & myȝte : þis saraȝinus to chende!

Alle my kin ich habbe forsake, : Jhesu, for loue of þe,
& to þe, almyȝty king, : ic habben I-take me; 70
þe houndus habbeþ m(e b)y-set, : ne may ic nowher fle,
for þy loue, Jhesu crist, : I-martrid ich wole be.“

---

43 Im Ms. erscheint n (en) häufig als Endung des Sing. Konj. und selbst des Ind. 52 Ms. mouȝt. 68 l. space? 71 Ms. my set.

Þe knyȝtus wendeþ hem aȝein : & telleþ here sawe:
„of alle þat þou here myȝte don, : ne ȝifþ ȝhe worþ an-hawe,
for ȝhe beleueþ on Jhesu crist, : & to him ȝhe wol here drawe, 75
& alle þat ȝe here mowe doon : hit torneþ here to plawe.“

Þan him spak olibrius — : acorsse him sonne & mone! —:
„of alle myne sergauns : gode nabbe ich nouþe none.
for bringeþ here by-fore me, : ic chil torne here mood wel sone,
Ic wole here makin leue on my lay : er þe tid of none.“ 80

Þe knyȝtus wentin hem aȝein : & here hy gonne mete,
& leyden honde here vppon, : noldin þey here nouȝt lete,
þey brouȝten here by-fore olibrius. : & fayr he gan here grete;
he axid what was here name. : ȝhe seyde: margarete.

„Mayde margarete, my lemmon þou chalt be: 85
& ic wole þe habbe to vyue, : ȝif þou art come of fre,
& ȝif þou art of þral I-bore, : ic ȝeue þe gold & fee,
& þou chalt ben my lemman : so longe so hit may be.“

Þe mayde him answerid, : so þe aungel here kende:
„Jhesu deyde vppon þe tre : cristinfolk to amende, 90
& suþþe in to helle : þe holigost he sende,
to deliuery þe presonys : þat þerin sore brende:

his lemmon ic wole ben, : to-day & euermore.
Jhesu crist, al-myȝty king, : Ic bidde þe nouþe þin ore.
& al-clene ic forsake ȝowȝ : & ek al ȝoure lore, 95
for soþe ic ȝou segge : ne kep ich of ȝou namore.“

„Do & be my lemman, : mayde, ich þe rede;
alle aȝyȝe & antioche : þou chalt haue to mede,
ciclatun & purpure : for chal ben þin wede,
& wit þe beste metus of my lond : ic þe wolle fede.“ 100

„Now alle þin wikkid redis : ic do now out of my þouȝte,
Ic take me to Jhesu crist : þat alþing made of nouȝte,
& ic forsake þe myddillerd, : þat is of nouȝt I-wrouȝt,
& ȝild me to oure lord Jhesu : þat dere me haueþ I-bouȝt.“

Þan him spake olibrius —: a-corsed mot he be! —: 105
„þou mayde, let ben þy Jhesu crist, : nouþe ic rede þe,
& torn aȝen to myn rede! : & þou chalt habben myrþe & gle,
& alle myn kingdome : to mede chalt haue of me.“

Þe mayde him answered : wel quikliche anon:
„Ic am cristus woman, : I-follid in fonston, 110
I-blessed ben my lord : þat ic I-leue vppon.
nel ic letin his loue : for non oþer mon.“

„I-leuistou on Jhesu crist : þat was I-don on þe rode?
ȝif þou him on I-leuist, : Ic holdin þe for wode:
for of heuid & of syde : him orn water & blode; 115
þe croune hit was of þornus : þat on his heued stode.“

„Now alle þese wordus : wel soþe hy beþ, I-wisse,
& al þat he for vs þolid, : þe king of heuin-blisse,
to bringin vs out of helle : þat ere so dedin amysse,
þat beþ I-boundin in senne : & cristin beþ, I-wisse.“ 120

---

79 tilge for. 99 l. fur?

Þo I-sey*ȝ* olibrius : þ*at* þ*er* nas non oþ*er* bote
to stryuin w*it* þat mayde, : þat is god so sote. f. 206.
he het his men her*e* binde : boþe hond & fote
& castin her*e* in to pr*e*son depe, : fort ȝhe chau*n*gid her*e* mode.

Þat mayde margarete : al nyȝt in pr*e*son lay. 125
ȝhe com byfor*e* olibrius : anon þ*at* oþ*er* day.
„mayde, be my le*m*mon : & leue vppon my lay,
& Jesu þ*at* þ*ou* on leuist : þ*ou* lete him al a-way!

Þou leue on me & be my wif, : & wel hit chal þe like,
& lete þ*e* loue of Jh*es*u : clene fr*am* þe ſtrike, 130
& i^c^ wole þe ȝeuin, : nel i^c^ þe be-swike,
al aȝie & antioche, : þ*at* beþ swyþe ryche.“

„Now alle þin be-hestis : clene i^c^ wille forsake,
& to Jh*es*u cr*is*t in heue*n* : now i^c^ me by-take;
he bouȝt me myd his flesch & blode, : he chal ben my make; 135
for alle þe good of þe world : i^c^ nolde him forsake.“

Þo be-spake olibrius: : „sone hit chal ben sene
vppo*n* wham þ*at* þ*ou* leuist so : þ*at* þ*ou* art so kene.
now hangeþ her*e* vp by þe feet, : her*e* lord forto tene,
& beteþ her*e* w*it* scourg*us*, : þ*at* he her*e* ded wene!“ 140

Þo þey gonne anon : w*it* þ*at* mayd to stryue,
& w*it* her*e* courg*us* : þey bete*n* her*e* wel blyue,
þat þe blod orn out of her*e* lich : of wou*n*dis swyþe riue,
fort þey alle wenden : þ*at* ȝhe wer*e* of lyue.

Þan be-spak olibrius, : byfore her*e* þ*er* he stode: 145
„mayde mergr*e*te, : þinkeþ þis pin*us* þe gode?
þou haue mercy on þy flesch, : men spilliþ þy blode;
trow in our*e* god*us* & me : & torn to me þin mode!“

„I-blessid be my lord : þ*at* bor*e* was in bethelem,
So glade is þis pinus on me : so is þe sonne-bem. 150
Þou dost so þe techiþ : satanas, þin em;
me þinkeþ þese pin*us* so swete : so child doþ melk*us* strem.“

Þa*n*ne seyde olibrius: : „ne stondeþ her*e* non eye,
of alle þat ȝe here deþ : neþincheþ her*e* but pleye.
ac, be my lord appolin, : seye what ȝe seye, 155
but ȝe torne her*e* þouȝt, : ȝe chol myd pine deye.

wit ȝour*e* charpe nayl*us* : here flesch ȝe of drawe,
& techeþ her*e* I-her*e* : to mahound*us* lawe;
& ȝif ȝhe nele I-leue on him, : to-draueþ her*e* w*it* ȝour*e* pawe
here fleſche fr*am* her*e* bon*us*, : so hou*n*dis hit haued I-gnawe!“ 160

Þe sergaunt*us* dede so he bade, : to her*e* hy gonnyn go
& leyden hond her*e* vppon, : & wend to don her*e* wo;
þey drowin fr*am* her*e* whyte boon (!) : as þey hy woldin her*e* sle;
þe blood þ*at* on her*e* was I-bleuid : orn adoun to her*e* to.

Somme þ*at* þ*er* stode : swyþe wel sory were 165
& hadde del of here & pyte, : & seyde to here þer*e*:
„mayde mergerete, : þis pin*us* vs þincheþ sore;
now kepe þe fr*am* pyne : & leue on mahou*n*d*us* lore!“

---

121 tilge oþer. 150 pinus in pinys korr. 163 hy aus hir korr. 163 l. ſlo.
164 Ms. brood.

„A weye, wikkid conseyleris, : why seyde ȝe nowȝ so?
W*it* alle ȝoure myȝte : ȝe ne mow me nouȝt do. 170
Jh*esu* c*ristus* au*n*gel*us* : comeþ me to & fro.
for al hit is my ioye, : ne don ȝe me so wo.

Jh*esu* crist my lord, : ȝif hit þy wille wore,
haue m*er*cy of þis men : þ*at* doþ me pyne & sor*e*!
& ȝeue me þin blessinge! : ne ȝeue i^c for al her*e* far*e*. 175
þey i^c soffry þis for þe, : for me þ*ou* þoledist mare."

Þan him spak olibrius : a corsid man was he —:
„by-leue, mayde, vppon my god*us*, : for ȝut ich r*e*de þe.
Mayde mergerete, : ne myȝtouȝ nouȝt I-se?
bote þ*ou* leue vppon my lay, : aslawe þ*ou* chalt be." 180

„Þe god*us* þ*at* þ*ou* leuest vppon, : ded beþ so þe stoon;
ac of my lord*us* ioye : tellen ne may nowiȝt non.
þey þ*ou* haue pouer of my flesch : & ek of my bon,
to pyne my soule I-wis : pouer nastou non."

„Þ*ou* chalt in to p*re*son : þ*at* is so wikkid & ille, 185
amyd iren bendis me chal : þin body aspille."
„To Jh*esu* c*ri*st in heuene : i^c wole me clepy wel stille,
& he me may deliuery : whan hit is his wille."

Þe mayde mer*e*grete : in p*re*son ȝhe was I-do.
þe holigost of heuene : wel sone her*e* com to, 190
& to þ*at* blisful mayde : þese word*us* he seyde þo:
„by-leue vppon þis rode : þ*at* c*ri*st was on I-do!"

ȝhe her*e* set on here knes : & fayr ȝhe gan him g*re*te.
„Jh*esu*s, I-blessed ben þ*ou* eu*er*mo : myd word*us* mylde & swete,
þat i^c myn ded*us* her onerþe : may & her hem bete, 195
þat i^c mowe to heuene come : whan ich my lyf lete."

„Mayde meregr*e*te, : so bryȝt so eny leme,
þe i^c blessy to-day : wit myn ouen steme.
þis croys he haþ f*ra*m heuene I-sent, : for þ*ou* hast him I-queme
& holdin eu*er* by-for*e* þe; : þe bet þe may ben seme. 200

Mayde mer*e*grete, : ne dred þe of no wiȝte!
þin sete is mad in heuene : by-for*e* c*ri*st so bryȝte;
þ*er* nis no tonge on erþe : þ*at* half tellin myȝte
þe blis & ek þe ioye : þ*at* þ*er* is to þe I-dyȝte."

„Fadir & sone & holigost, : þ*at* þis me hedir sende 205
by þis holy au*n*gel : þ*at* to me hedir he wende,
I-blessed mot he eu*er* be : þ*at* alle he wole amende.
ne lete þ*ou* neuer*e* olibrius : myn herte to chende!

Fayn i^c wolde his lord : myd myn eyen I-se,
ȝif hit wer*e* þin wille : & so hit myȝte be. 210
þ*ou* kepe myn herte stedefast, : þ*at* ich bidde þe,
& ek f*ra*m alle leþ*er* wiȝt*us* : myn warant þou be!"

Þat mayde marga*re*te : ȝhe loked her*e* be-syde:
ȝhe say a gre*s*eliche deuil : in þe erþe glyde;
he br*e*nde so doþ fur*e*; : on her*e* he ȝenyd wide; 215
& he was gr*e*ne so þe gras : in þe somer*us* tyde.

---

176 mare aus more korr. 195 mend fehlt? 200 l. be-seme. 214 Ms. grese-liche; doch soll die Abbrev. hier wohl *i* bezeichnen.

Þe fur barst out of his mouþ : so doþ brimston.
þe mayde was aferd so : þ*at* ȝhe schok euery bon;
& ȝhe nom þe holy croys : in her*e* hond anon
& be-þouȝt on Jh*esu* c*rist* : þ*at* bouȝt vs euery-chon. 220

Þe dragon tok her*e* in his mouþ : & swolwid her*e* anon.
ac þorwȝ verteu of þe croys : he to-barst atoon.
wel blyþe was þis mayde! : & stood her*e* vp þo,
& þonkid Jh*esu* c*ristus* face : : þ*at* ȝhe ascaped so.

Mayde mergrete : vppon þe dragon stode, 225
wel blyþe was her*e* herte, : wel ioyful was her*e* mode.
„I-blessid be our*e* lord Jh*esu* c*rist*, : his name is wel gode,
aslaue is þe dragon : þorwȝ verteu of þe rode.“

Þe mayde mergerete : f*ra*m þe dragon gan goon:
& seyȝ her*e* be-syde aloþliche deuil : goinge to her*e* com, 230
he hadde pikis on feet & knen, : It was a g*ri*sliche fo,
It was þe gr(i)ſlokeste best : þat myȝt on erþe go.

ȝhe wente to þe foule þing : wit her*e* croys an honde,
ȝhe sette her*e* foot on h*is* rigge : & to þe grou*n*de him þronge,
ȝhe nom her*e* wimpil : & him aboute wonde 235
& þorw þe verteu of þe croys : wel faste ȝhe him bonde.

„Now sey me what þou art, : so loþliche aþinge,
& on what þ*ou* be-leuist : & who is ȝour*e* lordinge,
& who þe hedir sente : & who is ȝour*e* kinge,
& why þ*ou* hedir*e* come : to don me storbinge?“ 240

„leuedy, for þy lord*us* loue : þ*at* þ*ou* leuist on,
alyȝte alyte þy foot : þ*at* stondiþ me vppon!
by wat*er* & þy londe : so wide ich haue I-gon,
for neu*er* ȝit ich nesoffrid : so harde bend*us* non.

Belsabuk is now my name, : ich nole þe nouȝt lyȝe; 245
myne wey nys nouȝt In londe, : ac by þe lift to flyȝe.
ac ich ne may nouȝt dur*e* : þe pine þ*at* ic þolyȝe.
þin mood for to torne : for hedir ic gan hyȝe.

of alle myn s*er*uyse : nouþe ich tellen þe:
for wher ich wist a woman : in chilbed for to be, 250
for þedirwardis ic wolde : wondirliche swyþe te,
& ȝif ȝhe ner*e* I-blessid, : I-chent ȝhe chold be.

& ȝif it wer*e* onblessid : mayde oþ*er* barne,
queinteliche Ich þenche : for to don he*m* harme;
oþ*er* þe selue woman : ic wole her*e* forfarne; 255
hem ic wole a-croky : þe foot oþ*er* þe arme.

dolfin het my broþir, : leuedy, þ*at* þ*ou* slouȝ:
for whil he was alyf : wondris he dede Inouȝ,
he made many aman aday : þ*at* þey neu*er* ne þowe,
In helle he ȝaf hem mede, : so we tellin mowe. 260

In dragon*us* forme ic sente him to þe
to spillin þy memorye; : þou madist him to fle,
I-broke he is to pesis, : I-bou*n*de hauistou me;
a mayde vs haþ ou*er*come, : wel lite is our*e* poste.

---

234 Ms. her*e* rigge. 244, 248, 250, 251, 258 u. ö. tilge for. 247 Ms. þe pyne : þe pine.

Salomon þe wise king, : whil he was alyue, 265
he dede vs in a brasfat : & hidde vs in a clyue.
& þo he was of lyf I-drawe, : me leten vs out dryue,
& men of babyloyne : þat fat gonne to ryue.

Þey wende for to findin gold : & leten os out go.
somme flowin as þe wind, : as quik as eny ro, 270
& þeyȝ þer were in an herde : sixty þousend & mo;
& alle þat leuedin on Jhesu crist : men dede hem ful wo."

„Now haue þy pes, þou foule wiȝt, : & sinke in to helle!
þat þou noman ne derye : in flesche noþer in felle,
ne be þou neuere so hardy : cristinme(n) to quelle! 275
& wend þou in to helle pit, : noleng þou here ne dwelle!" ....

Þo him spake olibrius : crist him was ful wroþ —:
„mayde meregrete, : hastou I-tornd þin oþ?
woltou ben my lemmon : & werin ryche cloþ
& by-leue on myne godus : & ne be him noþing loþ?" 280

„a-corsid be þin god : þat þou I-leuist inne,
for þey beþ alle a-corsid, : wit sorwe & wit sinne,
for þey beþ I-come of helle : of satanas his kinne;
& whan þou leuist in best lyf, : to deþe þey wolleþ þe a-winne,

but ȝif þou do swiþe wel : & lete þe makye a mon, 285
for fadir & sone & holigost : alle hy beþ on,
& to ben I-follid to-day : al one in þe fonston,
also Jhesu crist was : in þe flom iordon."

Þan seyde olibrius, : þer he set on his sete:
„oure godis beþ swiþe gode, : & fayre we wolliþ hem grete. 290
& for þat þou be-leuest so : on Jhesu, þe false prophete,
In oyle þou chalt ben I-boylid : & þer-in þy lif lete."

he het oyle fillin on here heued : & doun to here fote
& caldin here to deþe, : bot ȝhe chaungen here mode,
& seyde: „mergrete, : beþ þis paynus gode? 295
ffor bot þou torne to me þy lay, : ich holdin þe for wode."

Þe sergauns, so he haþ I-hote, : in oyle hy gonne here felle.
þe water orn adoun fram here : so strem deþ fram welle.
þe holigost here kepid, : for soþ Ich ȝou telle,
þat þey wit þilke pyne : ne myȝt here aquelle. 300

Þan seyde þe mayde : to olibrius anon:
„þy godus beþ deue : & doumbe so þe ston,
of myne lordus ioye : telle ne may nomon;
for of my body þou hast myȝt : & of my soule non."

vppon here heued oyle : þey gonnen on wende. 305
& seyde: „margerete, : to me þy pouȝt þou trende
& by-leue on my godus, : & þy pinus cholleþ amende."
& þo ȝhe seyde sone: : „Jhesu crist me defende."

Now alle acorse olibrius : þat mowe ete or drinke!
to bringe here to deþe : wel faste he gan him þinke: 310
In a fat ful of water : he bed me chold here schinke,
& but ȝhe tornyd here mode : me chold here adrenche.

---

272 men st. þey. 280 l. hem. 281 l. godes. 294 caldin = scaldin. 297 Ms. sergauns.

Þe sergauns deden son : as olibrius hem het
& to here lord*us* heste : þey were*n* euer wel sket.
„mayde mergerete, : woltou þy þou;t torne ;it, 315
& of þy pyne þ*ou* chalt ben : tolyuerid wel sket.“

„lord, ;if þy wille be, : þis wat*er* þ*at* ich I-se,
for i^c wole ben I-follid : in þe name of þe.“
þe fat be-gan to berste : & þe folk to fle;
þe au*n*gel*us* here vp hente, : þat alle me*n* my;t I-se. 320

Þey þ*at* sey; þis verteu : tornyd her*e* mood blyue
& byleued on Jh*esu* *crist*, : ten þousend & fyue,
wit-oute smale childrin : & w*it*-oute wyue.
& alle þ*at* leuedin on Jh*esu* *crist* : me dedin hem of lyue.

Þo olibrius þis I-sey; : þ*at* me*n* ne my;te her*e* nou;t der*e*, 325
he let clepye ma(l)cus, : þ*at* was his chef man-queller*e*.
„& lediþ here out of toune : oþ*er* þat ;e her*e* ber*e*,
& bringeþ her*e* of lyue : w*it* swerd oþer wit spere!“

Þis sergau*n*tis deden as he hem heet, : & ladde her*e* out of toune;
& eu*er* as me*n* her*e* ladde : ;he bade her*e* orisoūne: 330
„now Jh*esu* *crist* of heuene, : þ*at* for me þoledist passiou*n*,
þ*ou* haue m*er*cy of þis me*n*! : for hy nyte what hy don.“

Þo me come w*it*-oute þ*e* tou*n*, : þ*er* me cholde her*e* sle,
alle folwedin her*e* to deþe : þ*at* my;t myd her*e* go.
þe erþe be-gan to quaki;e, : þe sonne to wexen blo; 335
þe folke fillin to grou*n*de, : hy nyste of wele ne wo.

Mayde m*er*gerete : set her*e* akne:
„now Jh*esu* *crist* of heuene, : þou haue m*er*cy on me!
& on hem þ*at* heriþ my passiou*n*, : a bone ich seche þe,
þou hem I-her*e* wel sone : pur seint charite. 340

& eny wi*m*man myd childe ben : oþ*er* in eny langor,
þou þenche vp hem sone : & sende hem socour!
þou cheld hem fram þe fend*us* my;t : in halle & ek in bour,
þat þey nabbe pouer non : to don hem no trechour.“

Wit (þat) ilke worde : þ*er* com an au*n*gel goinge; 345
„mayde mergerete, : þe greteþ our*e* heuene-kinge,
& *gran*teþ þe alle þin bone : þorw; þy besechinge,
& in heuene a riche place, : I-mad is þy wonyinge.“

„I-blessind be my lord : for his nam*us* seuyn,
þ*at* þus me haueþ I-solasid : myd an au*n*gel f*ra*m heue*n*! 350
for i^c desir*e* namor*e* : her*e* on erþe to bleuen;
body & soule i^c þe by-take : in to þin oue*n* steuin.

„wher beþ ;e nou;, sergauns? : doþ ;our*e* lord*us* heste!
;e bringin me of þis lyue : in to an oþ*er* feste,
& saue ;ow fro wraþþe : & fro ;our*e* lord*us* cheste, 355
& bringe me to þe ioye : þat eu*er*mor*e* chal leste.“

Þey smeten of her*e* heued : wel sone in a stou*n*de.
au*n*gel*us* þ*er* com f*ra*m heue*n* : & her*e* soule I-fou*n*de,
& tok her*e* body f*ra*m hem : vp fro þe grou*n*de
& ber her*e* in to an oþ*er* stede, : þat body al I-sou*n*de. 360

---

314 Ms. weren een euer. 326 Ms. macus. 345 þat fehlt. 349 l. blessid.

& þus deyde þis virgine, : seint margerete,
& for oure lordis loue : pynes ȝhe þolid grete.
Now bidde we here bere oure erande : myd wordus mylde & swete,
þat we mote to heuene come : whan we oure lif doþ lete. Amen.

---

2. *Strafe des Ehebruchs.**

Aus Ms. Rawlinson 118.**

Man, of þi myschefe þou þe amende
And to my termys þou take goode hede!
ffro synnes seuyn þou þe defende,
þe lest of all it is to drede.

Of þe leste schal I now speke, 5
ffor sowle-helth I wyll ȝow teche.
Be ware, man! god wyll be wreke
Of hym þat is cause of spowse-breche.

The secund sacrament þat euer cryst made,
It was wedlak, in good fay. 10
leue ȝe it well, with-outyne drede:
lest it schall tyll domes-day;

ffor þat bonde we may not breke,
If we hys owyne worde wole holde,
Tyll deth come, þat all schall wreke 15
And lappe vs done in clay full colde.

The grettest kyng of all þis werde
Be sume cause hys crown he may forgone,
I take wytenes of kyng rycharde,
Of kyng Sabere & of kyng Absolon; 20

Kyng Dauid þat made þe sawtere-boke,
ffor synnes he dede with bersabele
Cryst fro hym hys crowne he toke,
And all was for synne euery-dele.

Þe grettest clerke þat euer þou seste, 25
To seke hym vndyre heuyn cope,
he may neuer take þe ordere of preste
But he haue lycens of þe byshope;

And he be gotyn in awoutrye
Oþir ellys barayn bastard borne, 30
þis cause I tell wele to þe
þe ordere of presthode he hath forlorne.

And if þou a bastard borne be,
Man, thow þou were þe emperourys sone,
þis cause I tell wele to þe, 35
To þe ordyre of prest þou may not come.

and þerfore, & þou wyst qwat it were
To take an oþire þan þi wyffe,
þou schuldyst raþere suffyre here
To be slayn whyke with a knyffe. 40

But wrecchys þenkyn in here hert
þat fele hem gylty in þat case,
with schryfte of mowth & penauns smert
þei wene here penauns forto vnbrase;

But & þei dey in soden deth 45
with-outen shryfte & repentauns,
To hell þei goo withouten lett,
þei con noght chese no bettyr chauns.

A fayre example I schall ȝow telle,
If ȝe to my tale wyll take good hede; 50
In Salmowthe þis case be-felle,
Thretty wyntere syþene þat dede.

Þere dwellyd two brethyrne in a towne,
Of on fadyre & on modyre gotyn & borne,
Two sqwyers of grete renowne, 55
As storyes vs told beforne.

Þe eldhest brothyre had a wyffe,
þe fayrest woman of all þat londe,
And ȝet he vsyd a cursyd lyffe
And browte hys sowle in byttyre bonde 60

28 byshope aus pope korr. 40 = quyke.

53 Hinter diesem Verse ist As storyes vs tolde be forne | þe eldest brothere ausgestr.

* Vgl. Altengl. Leg., Neue Folge p. 368. Ms. Rawl. ist etwas besser als die dort abgedruckte Hs.

** Dasselbe Ms. enthielt Capgrave's S. Katharina von derselben Hand.

Þese two brethyre happyd to dey,
with enmys slayne vpon a nyghte.
þe eldere brothere to hell toke þe wey,
þe ȝongere to paradyse full ryght.

ffor þis was [1] knowyne in sothenes, 65
lystenyth, lordyngys, I wyll ȝow say!
ffor goddys loue boþe more & lesse,
Loke ȝe bere þis tale a-way!

Þe eldere brothere had a sone to a clerke,
Well of fyftene wyntyre of age; 70
he was holy & wyse in werke,
To hym shuld fall hys faderys herytage.

ffor hys fadyre he made grete mone,
As comyth a good chylde of kynde;
Euery nyght to hys fadres graue wolde he gone, 75
To haue hys sowle in specyall mynde.

Þe chylde þat was so noble & wyse
Stode at hys fadres graue late at eue:
þere cam on in a whyght surplyse
And preuely toke hym be þe sleue. 80

„Come on, chylde, & goo with me,
Godd hath herd þi prayere:
þi ffadyre, chyld, þou schalt se
where he brennyth in hell-fyere."

he ledd hym to an hogely hylle: 85
þe erthe openyd, & in þei ȝede.
Smoþer & smoke þer come owte wylde,
And many a gost glowend in glede.

Þere he saw many sory tornament,
how sowles were put to here peynyng. 90
he sawe hys fadyre how he brent,
And be hys membrys how he hyng;

ffendys bolde with crokys kene
Rent hys body lyth fro lyth.
„Chyld, þou couetyst þi fadyre to seene: 95
loke vp now & speke hym wyth!"

„Alas, fadyre, how stand þis case,
þat ȝe be in peynys strong?"
„Sone", he seyd, „I may sey alas,
þat euyr I dyd þi modyre wrong! 100

ffor sche was boþe fayre & goode
And also bothe trost & trewe.
Alas, I was wel werse þan wode,
þere þis bale byttyr dyd I brewe.

„ffadyre, is þer no seynt in heuyne 105
þat ȝe were wont to haue in mynde,
þat myght lyft ȝow oute of þis peyne,
Oure lady mary or sume good frende?"

„Sone, all þe seyntys þat be in heuyne,
Nore all þe aungellys vndyre þe trynyte, 110
On here-brede oute of þis peyne
þei haue no powere to lyftyne me.

Sone, þow euery grefl-ſpyre were a preste
þat growyth up-on goddys grounde,
Owte of þese peyns þei cowd not me relese, 115
Cowde þei neuyre make me vnbounde.

Þou schalt be a preste, I wote ryght wele,
Onys or þis day seuyn ȝere:
At mess, at matens, at mete, at mele
þou take me neuer in þi prayere. 120

Loke, son, þou do as I þe say,
þerof I warn þe wel beforne;
Euer þe lengere þat þou pray,
My peyn̄ys þei schalbe more & more.

ffare wele", he seyd, „my swete sone, 125
þe fadyre of heuyn I þe beteche.
Loke þou warne euery man where þat þou come,
þat he be ware of spowse-breche!"

Þe aungell gan þe chyld forthe lede
Sone owt of þat wrecchyd wone, 130
In to a forest, was long & brede;
þe sunne was up & bryght it schone.

he ledd hym in to a fayre herbere,
I-closyd, round as a balle —
Swech on had he neuer se here; 135
þe ȝatys were of clere crystalle.

It semyd gold burnyschd bryth,
with turretys & with towrys strong.
þei herd upon þe ȝatys on hyght
Mynstrelys lay & aungellys song. 140

Þe ȝatys opyned hem a-geyne,
þe aungell gan þe chyld forth lede.
Qwan he was with-Inne vp-on þe pleyne,
he þowte it a thowsand myle on brede.

Aleys þer were full derely dyght, 145
ffayre & grene, large & long.
þei herd up-on þe trees on hyght
Many dyuerse fowlys song,

[1] Ms. is.

Þe pellycan & þe popyniay,
þe tenure of þe turtyll trewe, 150
A hundryd thowsand vpon an hay,
þe nyghtyngale with notes newe.

Þe trees were floryſchyd with frute & flour,
þe leues þeron were bryght & schene;
Euery þing had so swete odoure, 155
It were gret ioye þer-Inne to bene.

On a grene hyll he sawe a tre,
An huge tre, stark & stoure;
Pale it was & bleyk of ble,
lost it had boþe frute & floure. 160

A dolefull syght þe chyld gan se —
Of þat syght he had grete drede:
Out of a braunche of þe tre
þe rede blode downe gan blede.

„Alas", seyd þe chyld, „how may þis be? 165
þe blode here-of bledyth so rede."
„Chyld", seyd þe aungell, „ȝondyre is þe tre
þat godd Adam þe frute forbedde.

Þere as þou seest it blede,
Grew þe appyll þat Adam bote, 170
And all was thorow Euys rede
And thorow þe deuyll, wel I wote.

Whan any synfull man cometh here-Inne,
As þou dost, child, here with me,
ffor wykkedenes all of þat synne 175
þe blode wol rede rennyth out of þe tre."

he lokyth forthe þene to þe pleyne:
he was I-ware of a pauelyone pyght:
Sweche on had he neuyr seyne,
Of clothe of golde burniſſhd bryght. 180

Þere-vndyre sate a creature,
Also bryght as any sonne-bem.
þe aungel dyd hym gret honoure.
„lo, chyld", seyd þe aungelle, „ȝondyre is þin heem,

Þi fadyrs brothere, þou may hym se 185
In ioy & blys with-outen ende —
And so myght þi fadyre ha be,
If he to wedlak had be kende.

Þerfore he hath ernde hym helle,
Endeles, þat depe dongone, 190
Euermore þere-in to dwelle,
ffore þere neuyr is redempcyoune!"

Now, man, of þi myschefe þou þe amende,
whyll þou lyuyst bothe sounde & sawte;
ffro dedely synne þou þe defende, 195
Or deth drawyth hys dredfull drawte.

ffor dey þou schalt, þou wotyst ryght wele,
It cometh to þe be course of kynde;
ffor deth is as trew as any stele,
he hath þe merkyd in hys mynde. 200

Jhesu cryst, þat neuyr wrowte ille,
þou saue vs oute of þe fendys wreche,
And graunt vs grace aftyr þi wylle
To be well ware of spowsbreche.

---

3. (A Tale of an incestuous daughter.*)

Aus Ms. Rawlinson 118.

Jhesu, þat heuyn & erthe begane
And aftyr hys forme made man,
As it was hys wylle,
he ȝeue vs grace, or we hens wende,
Of oure synnes vs to amende, 5
hys hestys to fulfylle.

Synfull man, if þou it knowyth,
with goodwyll þou it owyth
be day & eke be nyght
hym to honoure & to loue, 10
Jhesu þat syttyth vs all a-boue,
Most of alle myght.

I wille ȝou telle of an auenture,
ffor to amend synnes ȝoure.
lystyne & I wille ȝou telle; 15
And ȝe þat wylyne with good wille here,
Grete good ȝe mone here & lere —
lystynythe to my spelle.

In þe byshopriche of gyane
A mane þer was of myche mayne 20
And riche of lond & lede.
A wyfe he had gent & fre,
þe fayrest womane þat myth be,
And fulle of almes-dede.

---

* Vgl. Altengl. Leg., Neue Folge p. 334. 19 l. Vyan. 20 Ms. mythe.

A dowt*er* þ*ei* had hem be-twene, 25
þe fayrest woma*n* þ*at* myth*e* bene,
Makyd of fleshe & bloode.
But on hard chaunce hir*e* was lent,
Or she out of þ*is* world went;
But all*e* it t*ur*nyd to good. 30

Sweche a dede she had I-wrought,
In dedly synne she was I-brought
w*ith*-oute*n* any oþ*er* bote;
And swech a grace god hir*e* lent
þ*at* she come wele to ame*n*dme*n*t — 35
God leue þ*at* we so mote.

Þ*e* fend of hell*e* ageyne skylle
put in to hir*e* swech*e* will*e*
her*e* faderes loue to wy*n*ne;
Also temptyd was þ*is* man*e* 40
his own*e* dowt*er* for to tan*e*,
To do dedly synne.

What helpith*e* leng*er* to say?
þei com*e* both*e* to-ged*er* on a day
OfIn to a p*ri*uy stede; 45
A loue he besouth his dout*er* ȝarne,
nd she nold not hym*e* warne,
þorow þ*e* fend*ys* rede.

ffor he ne myth*e* hir*e* noth for-goo,
Of loue he be-south his dout*er* soo 50
his will*e* as for to haue.
In holy scriptur*e* as men*e* it fynd,
vp-on his dout*er* ageyne kynd
he gate a wol fayr*e* knaue. [*e*?]

þe tyme come thorow goddis g*ra*ce 55
þ*at* þe child I-bor*e* was:
hir*e* hert was full*e* sor*e*;
For she nold þ*at* ma*n* wist it non*e*,
Sche brake þ*e* child*ys* necke-bone —
hir*e* synnes were þe more! 60

ȝete she[1] coud neu*er* blynne, ([1] l. þei.)
But leuyd eu*er* forth*e* *in* dedly synne,
In boke as we haue hard.
þe boke wittnessith*e* apertly,
iij knaue-child*er*in she had hy*m* by, 65
And all*e* she hem*e* forfard.

So p*re*uyly to-ged*er* þ*ei* wrought
þ*at* man*e* on lyue ne wyst it nought
where-abouth*e* þ*ei* ȝede.
vp-on*e* a day hir*e* mod*er* came 70
And to-gedyr she hem*e* nam*e*
And fownd hem*e* w*ith* dede.

„Allas", she sayd, „þ*at* ȝe weryn*e* born*e*!
lyue & soule ȝe han*e* forlorn*e*,
Day w*ith*-outen*e* ende. 75
ȝe ben I-tauth*e* to þe fend of hell*e*;
w*ith* ȝoue will*e* I no leng*er* dwell*e*,
ffro ȝoue will*e* I now wend."

Þ*e* good man*e* be-gan*e* to say:
„I-wis, she will*e* us be-tray 80
& bry*n*ge us in mekill*e* wrake."
„Sertis", quod hir*e* dout*er* þor*e*,
„Sche ne shall*e* sey no more,
& I may hire ou*er*take."

And þorow þe fend*ys* entysme*n*t, 85
Aft*er* hir*e* mod*er* she is Iwent
Anon*e* into þe halle,
And w*ith* a knyfe to hir*e* she stirte
And smote hir*e* modyr to þe herte,
To dethe she gan*e* fall*e*. 90

And whan*e* þ*is* dede was Idone,
Sche toke þe body swyth*e* sone
& leyd it in a chist,
And beryed it þorow her*e* boþers rede,
As she had I-be fayre dede, 95
þ*at* no ma*n* it newyst.

ȝete she coud neu*er* blynne
But leuyd eu*er* forth*e* *in* dedly synne,
Be day & eke be nyth*e*. —
þe good man*e* w*ith* good entent 100
To holy chyrch*e* he is I-went
þorow g*ra*ce of god almyth*e*.

On knes he felle beforn*e* þe rode
And thought wele & vnd*er*stode,
his synne he wold forsake; 105
If he myth*e* haue forȝeuena*n*s (!)
And for his synnes do penauns,
Shrift he wold take.

Q*ua*n alle þe folke was out of chirch*e*
A prest to hym*e* he called anone, [goon*e*,
Still*e* w*ith*outen*e* stryue,
he told all*e* to-ged*er* end & orde
how he had done, ich*e* a worde,
And alle to-ged*er* his lyue.

Þe prest sayd: „hast þ*ou* good will*e* 115
Of þ*i* dedis þ*ou* hast don*e* ille
Shrift for to take,
þ*at* þ*ou* ne shalt w*ith* þ*i* dout*er* dele,
At bed, at bord, at mete ne at mele,
hir*e* þ*ou* most forsake. 120

If þ*ou* wolt penauns fonde,
Take þ*i* wey into holylond,
þ*er* god was qwicke & dede."
„ȝis[1] forsothe, ser*e*", seyd he, ([1] Ms. ȝif)
„While my lyue lest me, 125
I will*e* don*e* aft*er* þ*i* rede."

Þe prest soylyd hym*e* of his synnys;
þ*e* good man*e* went hom*e* to his Innis,
þer his dout*er* was.
his dout*er* had her*e* mete I-made, 130
She bad hym*e* sytte & make hy*m* glade,
And mad hy*m* fayre solas.

„Do way, dout*er*, swech þing,
I kepe no mor*e* of þ*i* pleyng,
My shrift I haue take, 135
þ*at* Ine shall*e* w*ith* the nomor*e* dele,
At mete, at bord, at bed ne at mele;
My sy*n*ne I haue forsake.“

„A“, she seyd, „wickyd man*e*,
hast þ*ou* here-aboute I-gane? 140
wele euyl it shall*e* þ*e* lyke.
þ*ou* hast made me my mod*er* to sle,
And my fayr*e* sones all*e* thre,
And now þ*ou* wilt me swike!“

She seyd: „sythin it is soo, 145
On anod*er* way it shal goo
Or to-morowyn*e* p*ri*me.
þ*ou* hast me brought i*n* all*e* þ*is* gyle,
wele, I will*e* qwite þ*e* þ*i* qwile,
whan*e* I may se my tyme.“ 150

And wha*n* þ*e* nyth*e* was comy*n* anon,
þ*e* good ma*n* was to his bedde I-goon*e*,
his rest forto take;
ffor erly he wold w*ith* þ*e* day
In pylgrymage wend his way, 155
ffor his synnes sake.

And þorow þ*e* fend*ys* entysyng*e*
his dout*er* þouthe anoþ*er* þing*e*,
wele wers for to doo:
And whan*e* hire fad*er* on slepe was, 160
She went her*e* þed*er* a wole gode pas
And cutte his þrote a-too.

She toke w*ith* hire tresour*e* þere,
As mych*e* as she myth*e* bere,
And hire felawes thre, 165
And went out of þ*at* town*e*
Into a borow of grete renown*e*,
And wonyd in þ*at* cyte.

Of þ*at* tresour*e* she spent fast,
Alle þ*e* qwile þ*at* it wold last, 170
w*ith* grete dau*n*cyng*e* & p*ri*de,
w*ith* gentyll*e* me*n* of þ*at* cuntre,
hem to play w*ith* hir*e* be too & thre,
fast be ich*e* a syde.

Alle þ*e* wommen þ*at* wold folies, 175
ȝorn*e* þ*ei* com*e* to hir scoles
ffull*e* fast, many & fele.
She ne forsoke p*re*ste ne clerke,
Ne non*e* þ*at* weryd brech*e* ne serke,
þ*at* w*ith* hir*e* wold dele. 180

She was ful fayr*e* of body,
She ȝaue hire al to lechery,
And to þ*at* dedly synne;
ffor she ne wend neu*er* mor*e*
ffor synne þ*at* she hadde do be-for*e* 185
heuyn*e*-blys to wynne.

Vpon a fryday þorow goddis sond
Sent Austyn*e* p*re*chid in þ*at* lond
And in þ*at* cyte;
Alle þ*e* men*e* of þ*at* town*e* 190
went to his predicacion*e*,
hym*e* for to her*e* & se.

But þ*is* synfull woma*n*,
And hyr*e* felawes eu*er*y oon,
be-left at her*e* Inne. 195
woo was hem þ*at* ylke day,
þ*er* come no men w*ith* hem to play,
ne no syluyr*e* myght þ*ei* wyne....

To chyrch þ*ei* be I-went
In þ*e* name of godd *omni*potent 200
And hys modyr*e* marye.
þ*e* holy byschop, þ*er* he stode,
p*re*chyd word*ys* þ*at* wer*e* goode:
On hyr*e* he cast hy(s) eye.

ffour*e* fendys þ*at* were false 205
he sey abowte hyr halse,
And be four*e* cheynys hyr*e* ledde,
And be eyþur arm ledd hyr on;
þ*e* holy ma*n* sey he*m* eu*er*ychon*e*,
gret wondyr*e* þ*er*of he hadde.... 210

Thorow þ*e* g*ra*ce of godd allmyght.
A worde i*n* to hyr*e* gan lyght
þ*at* þ*e* byſchop þ*er* spake;
A tere fell oute of hyre eye
And be hyr*e* it gan don*e* flye, 215
And hyr*e* colour*e* brake....

Sche sett hyr*e* down*e* on hyr*e* kne,
To godd sche besowght i*n* trynyte
& mercy bega*n* to craue,
And seyd: „syre byſchoppe, I a*m* sche,
All day þ*ou* hast prec(h)yd of me,
& her*e* þ*ou* mayst me haue.

I haue do all þ*e* dedely synne
þ*at* any woma*n* myght be-gynne
a-geyn*e* goddys lawe: 225
Be my fadyr*e* I haue do folye,
Thre chyldre I had hym bye,
& all I haue he*m* slawe;

My modyr I stekyd w*ith* a knyfe,
My fadyre I be-reft hys lyfe, 230
Ser*e* byschopp, I þ*e* seye.
Now i*n* þ*is* sted*e* pur charyte
Scryfte I aske of þ*e*,
ffor sorow or I deye.“

Þe byschop seyd anon hyr tylle: 235
„Woma*n*, a lytyll whyle be stylle
Tyll my sermon be do.“
Sche was so full of sorow & care,
Sche fell i*n* swownyn*g* be-forn*e* hy*m*
hyr hert brast a-too. 240 [þare,

Whan þe byschop had seyd hys wylle,
he bad all þe pupyll sytt stylle,
A-none to hyre he lepte:
he fond hyre dede among hem alle.
On hyre he gan boþe clepe & calle 245
& sore fore hyre he wepte....

Þe byschop seyd an orysone.
An aungell[1] cam fro heuyn a-done,
þat he myght it here, ([1] l. voice.)
And seyd: „þe sowle of þis synfull
Is now in heuyn lyght [wyght
Before Jhesu cryst so dere.

Sere byschop“, he seyd, „þou art wyse,
Asoyle þe body þat here lyse
& ley it in a graue. 255
ffor if any man do folye,
And he wyll of Jhesu aske mercye,
Mercy he schall haue.“

Þe kyng þat is of myghtys most,
ffadyre, sone & holygost, 260
ȝeue vs myght & space,
Whan we haue do here oure ende,
In to ioye for to wende,
Amen, lord, for þi grace.

4. *Testamentum Christi.**

a) Ms. Vernon, Fol. 317 b.

„Jhesu, kyng of heuene and helle,
Mon and wommon, I wol þe telle
What loue I haue I-don to þe;
Loke what þou hast don to me. —
Of alle Joye þou weore out pult 5
Wiþ resoun and wiþ þin oune gult;
Pore þou weore I-dryuen a-way,
As a best þat goþ on-stray.

1 l. I, Jhesu.

b) Ms. Harl. 2382.

Wo-so wil ouer-rede this boke
and with gostly eyen ther-on loke,
to other scole dare he not wende,
to saue his soule fro þe fende,
Then for to do as this boke tellith; 5
for holi wryt for-sothe it spellith.
ther-for y pray yow for charite
that this boke shal rede or se,
that your herte & al your mynde
kep derworthly that ye here fynde; 10
and ful-filleth it in dede
that ye shal in this boke rede. —
Now ye shal here anon-righte
your sauyour speke to yow as-tyte
wordes of a chartour þat he hath
wroght, 15
that ye may knowe in al your thoght.
and who this boke can vnderstonde,
teche it forth thurghe al the londe
vntil other þat this hath not sene,
to saue here soules right as here owne;
els ye shal not with-outen strif
fro this world passe to þe lond of lyf.
Now y wil be-gynne to rede þeron,
his pes he yeue vs euery-chone. —
„Jhesu, lord of heuene and helle, 25
man & womman, y wol yow telle,
loke what loue y do to the,
and loke what thu has do to me.
ffro paradise thu were out pilt,
with care & sorwe þu were out spilt, 30
forth thu were drawe a-way,
as a beste that goth astray.

31 l. driue.

* So der Titel im Ms. Harl.; besser The Charter of Christ. Das vortreffliche Gedicht ist vielleicht vom Dichter des Ipotis und Robert of Sicily.

ffrom my kindome I com doun,
Te seche þe from tou*n* to toun, 10

Min heritage, þat is so fre,
In þi mischef to ȝiue hit þe.
And whon þ*at* ȝifte I ȝiuen þe scholde,
I dude as þe lawe wolde:
To a Mayden I meked me, 15
ffor no chalange schulde be;
wel dernely I kepte þe and me
Til I my tyme wolde se,
ffourti wokes and fourti dawes,
To folfulle þe olde lawes; 20
þe Mayden was trewe, mylde & fre,
heo receyued me for þe.
þorw my monhede and my grace
þus co*m* sesyng furst on place.

And whon þe sesyng was do so, 25
fful gret envye hedde þe*n*ne þi fo;
þe*n*ne Belsebub and Sathanas
hedde gret wonder whi hit was:

þei fondede me wiþ felony,
wiþ pride, couetyse and gloteny, 30
And wel þei wuste I was a mon;
But synne in me fou*n*de þei non.
harde þei þreted me i*n* her þouȝt,
þat ilke sesyng schulde be deore abouȝt;
þei sende heore sergeau*n*s w*i*þ maystrie, 35
w*i*þ wo and serwe me to distruye,
And wel þei fou*n*de hem geyned nouȝt.
Anoþ*ur* help was in my þouȝt:
More siker þe to make
Aȝeyn þi foos, ful of wrake, 40
heuene and eorþe in *pre*sent
To make a chartre of feffeme*nt*;
In such amaner þen moste hit be
þat I moste ȝiue my lyf for þe:

ffor þ*ou* art ded, and I am lyf, 45
And I moste dye to ȝiue þe lyf.

ffro my right y cam a-doun*e*,
to seke the fro toun*e* to toun*e*,
to helpe the in thy myschef — 35
Derworth soule þu art me lef —
myn heritage, that is so fre,
in thi myschef to yef it the.
And when this ſesyng y yeue shulde,
y dud as the Jewys wolde: 40
Til a mayde y be-toke me,
when þ*at* y conceuyd shuld be;
the mayde was trewe, mylde & fre,
she me receuyd for þe loue of the.
nyne mo(*n*)thes w*ith* her*e* y was, 45
to make a-mendys for thi trespas,
er y in to this world was born*e*
to saue man-kynde þ*at* was forlorn*e*.
thurgh my vertu & my grace
thus cam the ſesyng first in place. 50
Virgyn Marie, mayden mylde,
w*ith* me went thus gr*e*t w*ith* childe.
and when this ſesyng was al ydo,
fful grete envy had thy foo,
that cursed fende Sathanas, 55
had gret wond*er* whi it was,
whi y loued so moche the,
that so vnkynde has ben to me;
wroth he was — it helped hy*m* noght,
the to helpe was al my thoght. 60
he tempted me in so gret foly,
pride, couetise and glotony,
and well*e* he wist y was a man;
but synne in me found he nan.

for-sothe, right hard he thretid me 65

that y shold dere abye for the,
to destroye me thurgh his myght
and put the for eu*er* out of my sight.
Now, derworth soule, herken to me
and a new ioye shal y telle the: 70
to make a charter of feffement,
heuene & erthe shal be *pre*sent;
but in soche a man*er* it most be
þ*at* y shal yelde my lyf for the —
and when y am ded, man, be þu kynde, 75
and haue this chart*er* in þi mynde.
for an enmy that hath the soght;
but yet shal y the lefe noght,
for y wol dye for thy foly
and bryng þ*e* in to my company. 80
I am a-lyue and thu art ded,
y wol yeue my lyf ayenst þe qued,
for to helpe the y am redy,
to saue the eu*er* fro thyn enmy.

78 l. leſe.

Mony a wei haue I go
In hongur and þurst, colde and wo
þritti winter and more þen two,
Or my dede weore al I-do. 50
Ne mihte I fynde no parchemyn
ffor to laste wiþ-outen fyn;

Bote, as good loue bad me do,
Min oune skin I tok þer-to.

To gete me frendes, I ȝaf good mede— 55
So doþ þe pore þat haþ gret nede:

On a þoresday a soper I made,
Boþe frend and fo to maken glade,
wiþ mete and drynk to soulus fode,

wiþ holi word my flesch and blode: 60

And þis I made for Monkynde,
Mi loue-dedes to haue in muynde —

hoc facite in meam commemoracionem.

Or I fro þe bord a-ras,
Of my frend bi-trayed I was;

he fond me goande in þe way, 65
As þe Leoun goþ to his pray —
Susceperunt me sicut leo paratus ad predam.

A curtul I hedde and cloþus mo,
And sone I hedde hem alle for-go —

for many a way haue y go, 85
in hunger, thurste, colde & wo,
xxx[ti] wynter and thre þerto,
or my disese were al y-do.
parchement to fynde wyst y none,
to make a charter ayenst þ[i] fone 90
that wil leste with-oute ende.
herken now to my word hende!
But, as trewe loue bade me do,
myn owne skynne y toke þerto.
and when y had so y-do, 95
wel fewe frendus had y tho;
to gete me frendis y yeaf gret mede,
as doth þe pore þat hath gret nede.
but to yeue the y had no more,
for þ[i] soule that was for-lore, 100
then my soule to yeue for the,
that for the dyed apon a tre.
apon a thursday a soper y made,
to frend & foo, to make hem glade,
of bred & wyne the sacrament, 105
for euer to be my Testament,
which is my fleshe & my blode,
to tho that lyuen in mylde mode,
and to þ[o] that dyen out of charite
their dampnacion euer to be. 110
here wol y foure wordes yow teche —
and to þe peple loke ye hem preche:
hoc facite in meam commemoracionem;
that they haue hem euer in mynde;
here mede in heuene shal they fynde.
thes wordes twocheth þe sacrament 115
that men receueth, verrament.
It semeth many & is but one,
it semeth bred & it is none,
it is quyk & semeth ded:
it is my body in fourme of bred. 120
This made y only for mankynde,
my wonderful dedis to haue in mynde —
who-so receueth it in clennes,
saued shal be & com to blys —
and to haue in mynde my passion, 125
that shal be thi saluacion. —
Or y fro the borde aros,
of my disciple be-trayed y was.
when y had soped, he ros anone,
to grete maistris he gan gone 130
and broght them with hym in þe way,
as a lyon þat goth a-boute his pray —
Susceperunt (me) sicut leo paratus ad predam.
Anone they be-gunne to spoile me,
and seid y shuld dye on a tre.
my mantylle and other clothes mo 135
alle y had them sone for-go,

---

88 Ms. welle st. were.

So hedde I þis chartre writen,
þo was I naked, wel may ȝe witen; 70
þei cast*en* lot as wolde bi-falle,
wheþ*er* on schulde haue hem or
parten alle.
ffrend and fo þat w*i*þ me metten,
In my neode alle me for-letten;

And to a piler I was I-piht, 75
Togget and tauwed al þe niht
And waſſchen in myn owne blode,

And strayte I-streynet on þe Rode,
Streyned to druye on Rode-tre,
As *par*chemyn oweþ for to be. 80

Here now and ȝe schul witen
hou þis chartre was I-writen.
vppon myn neb was mad þe ynke
wiþ þe Jewes spittyng on me to stynke.
þe pe*n*ne þ*at* þe lettre was wiþ writen, 85
weore scourges þ*at* I was wiþ smiten.
how mony lettres þ*er*on beon,
Red and þ*ou* miht wite and seon:
ffif þousend foure hu*n*dred fyfti
and ten
wou*n*d*us* on me, boþe blak and wen. 90
To schewen ou alle my loue-dede,
Mi-self I wole þis chartre rede.
Ȝe Men þat gon bi þis weye,
A-bydeþ a luytel, I ow preye,

And redeþ alle on þis *par*chemyn, 95
ȝif eny serwe beo lyk to myn —
O uos omnes qui transitis per uiam;

Stondeþ and hereþ þis chartre red,
whi I am wou*n*det and al for-bled.
Sciant presentes et futuri,

wite ȝe þat are and schal be-tyde,
þat Jhe*s*u crist wiþ blodi syde, 100
þat was boren in Bedleem
And offred in to Jerusalem,

they cast lot emonges them alle
wheþ*er* one shuld haue them or
*par*te he*m* alle.
but alle my clothes fro me thei token;
and alle my frendis sone me for-sokene;
naked y stod emong my fone —
for other socoure had y none;
redy they were me to despise,
but none þ*er* were me for to plese.
They made scourges hard & grete, 145
ther-w*ith* my body shuld be bete;
and thogh y wold haue pleyned me,
ther shuld to me no socu*r* haue be.
ful sore a-ferd for-sothe y was,
when they led me so gret a pas! 150
To a piler y was bound al þe nyght,
togged & betyn til day-light,
and waſſhen w*ith* myn owne blode,
that al the erthe aboute cold stode.
and so y stod bounden al the nyght 155
til on the morwe þ*at* it was bright
they strayned me hard apon a tre,
as *par*chement auȝhte to be. —

hereth now & ye shal wetyn*e*
how this charter was y-writen*e*. 160
ouer al my face fell*e* the enke,
thornes in my hed gan to synke.
the pennys that þe *let*tris writen*e*,
wer*e* scourges þ*at* y was w*ith* ſmyten*e*.
how many *let*tris that ther-on bene, 165
rede and thu may wete & sene:
v thousant v.cl & x then

wondes on my body, boþe red & wan.
ffor to shewe the of my loue-dede,
my-self y wol here þe chart*er* rede. 170
O vos omnes qui transitis per viam,
attendite & videte si est dolor sicut
dolor meus —
Ye men that goth forth bi þe way,
be-holde & se bothe nyght & day
and redith apon this *par*chemyn,
yf any sorowe be as gret as myn.
Stondeth & herkeneth þe chart*er* red,
why y am wonded & al for-bled.
Sciant presentes & futuri,
Wetyn þ*o* here & tho þ*at* be to come
that Jhesus of naȝareth, god is sone,
vnd*er*stondeth wel & þ*o* þ*at* wol abide
that Jesus hath a blody syde, 180
that born was in Bethelem
and ou*er*-more offred in to Jer*usa*lem,

Carta xpi.

158 Ms. auxhte. 167 a. R. nota de vulneribus.

þe kynges sone of heuene aboue,	the kyngis sone of heuene aboue,
wiþ mi ffadres wille and loue	a mercyful fader that wel y loue.
Made a sesyng whon I was born, 105	I made a seisyng when y was borne, 185
To þe, Monkynde, þat was forlorn.	to saue man-kynde that was forlorne.
wiþ my cha(r)tre here present	But with my charter here in present
I make nou a confirmament:	y make to mannys soule a feffement:
þat I haue graunted and ȝiuen	that y haue y-graunted & yeue
To þe, Monkynde, wiþ me to liuen 110	to mankynde, with me to lyue 190
In my Rewme of heuene-blis,	In my kyngdom of heuene-blys,
To haue and to holden wiþ-outen mis,	to haue & holde with-outen mys,
In a condicion, ȝif þou be kynde	with this condicion þat thu be kynde
And my loue-dedes haue in Mynde,	and my workes to haue in mynde,
ffre to haue and fre to holde, 115	frely to haue and frely holde, 195
wiþ al þe purtynaunce to wolde,	with al the purtenaunce to be-holde,
	and in my blisse euer to dwelle
	for the rente þat y shal the telle, [1146]
Myn heritage þat is so fre.	Myn heritage that is so fre.
ffor homage ne for feute	for homage or els for fewte 200
No more wol I aske of þe,	no more wol y aske of the,
But a foure-leued gras ȝeld þou me: 120	but a iiij-levid gras yeld þu me:
O lef is soþfast schrifte,	that one lef is verry shrifte,
þe toþur is for synne herte-smerte,	þat other is for þi synne þe smerte,
þe þridde is „I wol no more do so“,	the thirde is wille no more do so, 205
þe feorþe is „drede god euermo“;	the fourthe þi penance mekely do;
whon þeose four leues to-geder ben set,	when thes levis to-geder ben set,
A „trewe loue“ men clepen hit.	a „trew-loue“ men callen hit.
Of þis Rente beo nouȝt be-hynde,	Of this rent be not be-hynde:
ffor þorw þe ȝer þou may hit fynde;	the way to heuene then may þu fynde;
Elles mai þou not fynde hit in my wounde,	
ffor þer mai „trewe loue“ wel be founde. 130	
	yf þu this rente truly pay me,
	my gret mercy I shal shewe to the.
And ȝif þou falle and gretly mis-take,	for if thu falle in gret mystake,
Mi dede I wole neuer forsake;	my charter wol I þe not forsake;
And ȝif þou amende þe and Merci craue,	yf thu amende and mercy craue, 215
þin heritage ȝut schalt þou haue.'	thyn heritage then shalt þu haue.' —
Þe seles þat hit was seled wiþ, 135	Thes selys that it is selyd with,
þei were grauen vp-on a stiþ;	they were made alle at a smyth;
Of gold nor seluer weore þei nouȝt,	of golde ne siluer were thei noght,
Of stel and Iren were þei wrouȝt:	of stile and yren were they wroght: 220
wiþ þe spere of stel myn herte þei stongen	with a spere of stile myn hert was stonge
þorw myn herte and þorw my longen;	thurf my syde & thurf my lunge,
	apon my side they made a wonde,
	myn herte-blode ran doune to grounde;
Iren nayles þurleden me	with yren nayles they smyten me 225
þorw feet and hondes to þe tre.	thurghe fete & handes on þe rode-tre.
Þe selyng-wax was deore abouȝt,	The selyng-wax was dere y-boght,
Ate myn herte rote hit was souȝt,	at myn herte rote it was sought,
And tempred al wiþ vermilioun 145	al tempred with fyne vermylon
Of my rede blod þat ran doun —	of my red blode that ran adoune —
Factum est cor meum tanquam cera in medio ventris mei. [liquescens.	*Factum est cor meum tanquam cera in medio ventris mei. [liquessens.*

ffyue seles weore I-set þeron:
ffader and sone, god and mon,
þe fyfþe is for to leeue most,
þat i-comen of þe holygost. 150

In pleyn pouwer þi stat to make,
A croune on myn hed (I gon) to take
Of þornus, in toknyng þat I am kyng
And freoly may ȝiue þe þi þing —
þis witnesseþ þis Jewes alle, 155
On kneos þei gonne to me falle
And seiden loude on heore scornyng
„heil be þou, lord and Jewes kyng."
Bi-twene two men þis (chartre) was seeled,
þei boþe weore seke, þat on I heled, 160
Bi-twene two þeues on hih I-piht,
In toknyng þat I am mon of miht,
þat Norþ and West on heiȝ hille
þat I may deme boþe gode and ille —
Quia neque ab oriente neque ab occidente.
A-þhurst I was ful sore I-swonken,
þe beuerege moste nede be dronken:
A loue-drynke I asked of þe,
Eysel and galle þou ȝaf to me —

þis witnesseþ Matheu and Jon,
Luk and Mark and monyon, 170
And nomeliche my moder swete:
ffor heo lafte neuere teres to lete;

Ar þis chartre writen was,

ffal ofte heo seide allas allas!

So bare I was of worldes gode, 175

150 l. i com? 152 I gon (con?) fehlt.

My sealis bene y-set ther-one:
fader & sone, god and man,
the firste, that is be-leve most,
that y cam of the holy gost.
ther-for here may thu now se 235
þat y am a kyng of gret poste;
in playn power thi state to make,
a crowne of thornes on my hed y take:
This croune be-tokeneth y am a kyng
and frely may yeue thyn owne thyng — 240
this wittenesseth wel þe Jewys alle,
on kneys they gonne be-fore me falle
and lowde seyd in here scornyng
„al haylle thu lord, of Jewys kyng."
Be-twene ij thevis þe charter was selyd, 245
bothe were syke, þat one was helyd,
be-twene ij thevis high y-pight,
in token that I was lord of myght;
this be-tokeneth bothe good & ille,
atte day of dome to saue or spille. 250
fful dry y was & thursted sore;
but of soche drynke y myght no more:
for aysel & galle they yeaf to me.
but one drynke aske y of the:
that þu be louyng to-ward þi foone —
other drynke of þe aske y none;
yf thu me loue, haue this in mynde:
to þi eunmyes thu be right kynde.
ensample þu mayst take here of me:
for loue of the y hong on a tre, 260
But (seid) „my fader, y pray now the,
apon myn enmyes thu haue pite" —
And as y do, do thu to thyne,
and saued shalt þu be fro helle-pyne.
here (of) be wittenesse mo then on: 265
Mark, Mathew, Luke and Johñ,
and namely my moder swete,
that for me blody terys gan lete.
for there she stode vnder the rode,
she sawe my body al on blode, 270
that fro my fete vnto my hede
y was not els but al blode-rede;
No word to me þer myght she speke,
it semed ny here herte wold breke;
no wonder was thogh she were woo 275
when she sawe me on þe crosse y-do.
ffor sorwe of here y made a cry
and seid ful lowde „*heli lamaȝabathany.*"

233 l. fifte. 247 Ms. plight. 261 seid fehlt.

whon I schulde dye on þe Rode,
þat I hedde nouȝt wher-of to take,
Mi testament wher-of to make,
But of my leoue moder dere —
heo stod bi me wiþ serwful chere; 180
And whon I my cosyn hire bitoke,
heo caste me mony a serwful loke.
In knowleching I made a cri
„Pater pater, lamaȝabatani."
Bi-hold þou, mon, wiþ herte and eȝe, 185
ffor þi loue hou I schal dye:

anone she felle doune in sownyng,
right be-fore me at myn endyng. 280
the peynes that y suffred were ful sore,
but for my moder they were the more.
when y layd my hed here & there,
my moder chaunged al here chere;
ful fayn she wold haue holpe me, 285
but for the Jewys it myght not be.
my peynes were tho fulle smerte,
the swerd of sorwe perced here herte;
when to seynt Johñ y here be-toke,
she cast on me a drewry loke, 290
as y had here alle forsake
and to a nother sone y had here take;
and or this charter writen was,
ful ofte she sayd alas alas.
Apon my shulder y leyd my hed 295
when y drow fast to my ded:
for so bare was y of worly good,
when y shold (dye) apon the rood,
that y ne had where-of to take,
rest of my hed where-of to make. 300
pore & riche, haue euer in mynde,
when ye in this world no rest may fynde,
what rest y had only for the,
when y hong nayled apon a tre!
wel may þu knowe þat y had none, 305
for þer y stode amonge my foone.
when thu amonge thi foen art broght,
be redy to suffre with alle thi thoght.
to stande at barre it is wel harde,
as ye be worthy to haue rewarde: 310
thu (þat) for me suffrest wrong,
þu shal be sothely on my right hond;
thu þat vengest the apon thi brother,
thou standest not þer, but on þat other;
and yf thu wilt the sothe knowe: 315
right as þu sowest so shalt þu mowe.
I fele me now so ful of woo,
that out of this world y most go;
with peynes of deth hard am y bounde,
my soule shal passe here in þis stounde. 320
be-hold now, man, with herte & eye,
for thi loue how y shal dye.
y hong on crosse for loue of the:
forsake thi synne for loue of me,
mercy aske and amende þe sone 325
and y foryeue þe that is mysdone;
for ful of mercy y am, truly,
to alle tho that cryen mercy.
what shal it greue to repente the
and in endeles ioye to dwelle with me? 330

279 l. swounyng.

Consummatum est, þis chartre is doon.
Mon, þ*ou* hast ouercome þi foon!

To helle I we*n*te þis chartre to schewe

Bi-fore þi fo, Sathanas þe schrewe; 190
þo he was schent and brouht to grou*n*de,
wiþ nayles bored and speres wou*n*de,
A strayt couenau*n*t I-mad þer was
Bi-twene me and Sathanas:
Al my catel to haue away 195
þat he me refte wiþ false pray.

A ȝein I com and made a feste
AMong þe leste and þe meste —
A parti þo gu*n*ne knowe me,
þat I was mon of gret pouste. 200
þe feeste laste fourti dawes,
To do me*n* knowe my newe lawes;
þat feeste was al of ioye and blis,
þat Esterday ȝit cleped is.

On ende*n*ture I lafte wiþ þe, 205
þat euer þou schuldest siker be:
In preostes ho*n*des my flesch and blode,
þat for þe dyede on þe Rode.

A by-keye I tok þe also:
þe token þat I was on I-do, 210
To bere wiþ þe wher þat þou go;
þe*n*ne þar þe not drede of þi fo.

To my fader I moste gon,
ffor al his wille haue I don.

A cote-armour I bar wiþ me, 215
ffor þat I tok of þy liuere;
þe cloþ was riche and ful fyn,
þe chau*m*pe hit was of red camelyn.

---

ffor tho that wil no mercy crye,
they shal to helle when they dye.
now when y haue one word spoke,
myn eyen to-ged*er* most y loke —
thu synful man, haue pite on me, 335
for thyn owne sowle for charite!
Thes wordes y most nedis speke,
and then my herte shal to-breke:
Consum(m)atum est, this chart*er* is don*e*.
man, þ[u] hast now ou*er*-come al þ[i] foon*e*. 340
Anon*e* y went to helle þ*at* chart*er* to shewe
be-fore Sathanas, þ*at* olde shrewe;
ther*e* y hym shent & broght to g*r*ounde
thurgh my nayles pitous wounde.
and after a cownant made þ*er* was 345
be-twene me and Sathanas:
all*e* my catell*e* to haue away
that he be-rafte me w*ith* his p*ra*y.

The thirde day y made a fest
to the moste and to the lest: 350

the fest was of ioye & blys,
that Ester-day called ys.
one indente y left to the,
wher*e*-of þ shalt eu*er* syker be:
In prestys handes my flesh*e* & blode,
that for the was hanged on þ*e* rode.
who-so-eu*er* be-leveth ther-on,
endeles payn shal he fynde non;
al-thogh y dyed, yet dyeth not he,
for he shal rise & lyue w*ith* me. 360
A wel faire thyng y tok þ*e* also:
a token of the crosse y was on do,
to bere w*ith* the so wher*e* thu go,
to kepe the eu*er* fro thy foo.

to my fader y most gon*e*, 365
for al his wille haue y don*e*:
I take my lef, ye haue me seyn*e*;
atte day of dome y come ageyn*e*,
man to deme after his wirke —
this is the wille of al-holi kyrke — 370
and eu*er* after in ioye to dwelle,
saue to be fro the peyn of helle.
A cote-arm*ur* I bere her*e* w*ith* me,
the which y toke of thy lyuere;
this cote is riche & wel fyne, 375
the cherupe is now of red satyne;

---

191 u. 192 umzustellen.

A ful feir mayden to me hit wrouȝt,
Oute of hire boure I hit brouȝt; 220
Poudret wiþ fyue roses rede,
ffyf woundes þat I þoled dede.
whon I come eft aȝeyn to þe,
þer-bi þou maiȝt knowe me.
Þeose þat beoþ of rente be-hynde 225
And þeose dedes haue not in mynde,
fful sore may þei ben a-dred
whon þis cha(r)tre schal be red:

Alle þeose schul go to helle-pyne;

And wiþ me to blisse schul go alle myne. 230

Pay þi rente, keep þe from gylt,
Cum and cleyme whon þat þou wilt,
þe blisse þat loste oure frende."
to þe whuche blisce crist vs bringe wiþouten ende.
A. M. E. N. Amen.

a wel faire mayde me it be-tought
and out of here boure I it broght;
poudred it is with v. roses red,
wondes y-suffred with peynes of ded.
And when y come ageyn to the,
bi this clothyng thu may know me.
tho þat ben of this rent be-hynde
and my wondes wilnot haue in mynde,
wel sore shal they bene a-dred 385
when this charter shal be red;
of the hy Justice be they ful ware,
for-sothe thene shal he none spare,
for alle þe synnes þat thu has wroght
fram þi youthe, shalle be soght. 390
for power of my fader y haue
to saue alle thoo þat mercy craue,
Now pay thi rent, while þu has space,
yf thu wilt of me haue grace;
and yf thu dye ful sodenly, 395
apon þi soule y shal haue mercy.
A cownant is made betwene vs two:
as I haue done, so most thu do.
loke what þi pater noster seith to the:
„right as y foryeue, foryef þu me", 400
and do ther-after, yf thu wilt,
so that thi soule be not spilt.
Apon al-holi writ y may put me
where y be curteyse or no to the;
be thu lerid or be thu lewde, 405
the way to heuene y haue þe shewde
by the texte of holy writ,
in what place þu wilt seke it.
therfor y byd the pay thy rent,
that with the fend þu be not shent; 410
with me to blisse then shalt þu come,
and in my blisse þu shalt wone.
To that blisse y may the bryng
that of myght made al thyng."
*Explicit Testamentum xpi.**

* Dann folgt The child of Brystow, Testamentum Lydgate, Prophecia Merlonis.

5. *(The messengers of Death)*

aus Ms. Vern., f. CCXCVII.

her biginneþ a tretis
Of þreo Messagers of deþ I-wis.

ÞE Mon þat is of wommon I-bore,
his lyf nis heere but a þrowe —
So seiþ Job vs heer bi-fore
Al in a Bok þat I wel knowe.
he hedde is Muynde al of his deþ, 5
wel sore he con grone and grunte,

And seide his lyf nas bote a Breþ,
heer mou we none stounde stunte.
ffrom deþ may no mon be fre,
ffor his riȝte wol he not lete. 10
Now beoþ þer Messagers þre
A-Mong Monkuynde for to meete:
Auentures, Seeknesse, and Elde —
Þeos beoþ Messagers of deþ;
To hem we moten vs alle ȝelde 15
And louten þer vr Maystres geþ.

Whon Deþ comeþ þat is so derk,
þ*er* May no Mon him wiþ-stonde —
I take witnesse on a noble Clerk
þat wrot þeos vers w*i*þ his honde: 20
Mors necat athletas,
Ego mortis nescio metas,
I(n)ter Res letas,
Caueat sibi quelibet etas —
Deþ he sleth þis kempes kene, 25
And kynges in heore worþly won,
Riche & pore alle bi-dene,
ȝong ne Old spareþ he non.
þer is on of þis Messagers
þat of no mon wol take mede; 30
he is so hardi and so fers
þat alle Men of him haue drede:

ÞE Messager hette Auentours,
Aȝeynes him may beo no strif;
whon he comeþ to a Monnes hous, 35
he takeþ boþe hosebonde & þe wyf.
he takeþ þe child In his Cradel,
þeih he beo bot o niht old;
þe kniht and horse in his sadel
I-a(r)med, beo he neuer so bold. 40
Of him beo vche Mon I-war
And mak hi*m* clene, ar he beo hent;
ffor þ*er* nis no ȝeyn-char,
whon Auentures comeþ to t*ur*nement.
Mony mon lihþ in dedly synne 45
And weneþ þat he beo not veyȝe,
And Auentures comeþ w*i*þ his ginne
And hontuþ til he haue his preye.
In dedly sunne ho is I-founde
wiþ-oute*n* schrift and repentau*n*ce, 50
he geþ in to helle-grounde,
þer to suffre his penau*n*ce.
Seint Poul bit we schulde*n* awake —
þis Clerkes witen as wel as I —
þat we schulden vs clene make 55
And of vr sinnes ben sori;
And bote we ben, we schulen abugge;
þer schal no pledur plede þat;
þer God vs fynt, he wol vs Jugge —
Nou vche Mon be war bi þat. 60
ffor Auentures wol come as a þef
Be nihte, whon men ben aslepe,
And taken awey þat him is leef —
Nou awakeþ, þ*at* ȝe mowe hi*m* kepe.

A Noþer Messager þer is 65
Of Deþ, whon c*ri*st wol hi*m* sende:
Seknesse, Ichaue I-herd ar þis,
þe Messager is swiþe hende.

Whon Seeknesse comeþ to amon,
he may be war ȝif he is sleih, 70
And greiþen his In, ȝif þat he con,
And þenken þat deþ is swiþe neih.
ffor seknesse comeþ apertely,
he ne dareþ not in his den;
hit is vre lordes Cortesy 75
wiþ Seknesse for to warne men.
Mony Men, whon þat heo beoþ seke,
To Jh*es*u Crist a clepen and criȝe
And to his Mylde Mooder eke
And sigge: „now þou help, Marie! 80
ȝif þ*at* we mowe be sound and saue
And keu*er*e, þ*at* we mowe*n* habbe*n* vr hele,
Al þe good þat we haue
ffor Godes loue we wolen hit dele.“
We loue wel God in al vr þouȝt, 85
while we beo seeke & sore smerte;
whon we beoþ hol, we louen hi*m* nouȝt,
he nis no lengor in vre herte —
Cum fero langorem,
ffero Religionis amorem; 90
Expers langoris
non sum memor huius amoris.
Of crist ne takeþ he no*n* hede,
he naþ no more w*i*þ hi*m* to donne;
To þonke*n* him for his goode dede, 95
he þenkeþ no more þer-vpponne.
Suche men ben ofte al-one I-let
To pleye as þe foul in þe lift,
Til Auentures haue wiþ hem met,
Be-Reueþ he*m* boþe hosel and schrift. 100
Men ouȝte*n* holde*n* vp boþe heore honden
To God, while heo ben hol and feere,
To sende, whon he wol hem fonde*n*,
Seeknesse to ben heore Messagere.
Seint poul seiþ, vre lordes kniht, 105
In a pistel þat he wrot,
þat he was strengest & most of miht
whon god him wiþ seknesse smot.

NOw ichulle siggen ou of Elde,
Of Messagers he is þe þridde. 110
whon Monnes hed bigi*n*neþ to elde,
he may not do but beodes bidde.
And he leoneþ vppon his Crucche,
whon deþ him bekneþ, comen he mot;
hit helpeþ nouȝt þauh he grucche, 115
he schal w*i*þ-stonde neuer a fot.
Also fareþ Elde as doþ a sweyn
þat stondeþ at his lordes ȝate
And mot not wenden in aȝeyn,
ffor þe po(r)ter þat is þer-ate; 120

21 Ms. vetat ath letas. 23 Ms. Iter. 40 Ms. amed. 49 Ms. he st. ho.

ffor no ȝiftes þat he may ȝiuen,
Ne feire wordes þat he mai speken;
he worþ out atte ȝate I-driuen,
Anon þe ȝate for him is steken.
Ȝif a Mon may libben heer 125
And ben of pouwer for to go
þe Elde of ffoure-score ȝer,
þat oþer del is serwe and wo.
ffor hose wole his lyf be-holde
ffrom biginnynge to þe ende, 130
wel ofte may his herte colde
þat not what wey he schal wende.
Wel we witen we schule be ded,
vr dwellyng her nis bote a while —
Jhesu crist vs wisse and rede, 135
þat neuer þe ffend ne do vs gyle.
Nou is deþ a wonder þing
And grislich for to þenken on;
he ne spareþ Emperour ne kyng,
Ne Pope for al þe good þat he con. 140
Wher ben heo þat biforen vs weoren,
þat weore so mihti in heore deden,
houndes ladden and haukes beeren
An hontyng heiȝe vppon heore steeden?
Deþ hit haþ hem al by-raft, 145
wiþ hem þer nis no more pley.
And al þat beres monnes schaft,
Schal go þat ilke selue wey.
vche Mon may be sore aferd
þat haþ a soule for to saue, 150
whon he geþ bi a Chirche-ȝerd
And seoþ wher dede men beþ I-graue.
Riche men habbeþ riche stones,
þat alle men mouwe biholde:
þer-vnder liggeþ foule bones, 155
I-beddet al in Cloþ of colde.
Wel pore halle þer is I-maked,
wiþ-outen eny worldes winne;
Saue a Clout, men beoþ al naked,
whon deþ is comen I-cast þer-Inne. 160
Þe halle-Roof is cast ful lowe,
þer beoþ none Chaumbres wyde;
Me may reche þe helewowe
And þe wal on vche a syde.
heore bodies þat weoren so softe I-baþen 165
And I-brouȝt forþ wiþ Mete and drynk,
þer hit schal crepe ful of Maþen —
In al þis world nis foulore stynk.
A Mon þat such a bodi seȝe
whon wormes hit haþ þorw-souht, 170
he ouȝte wepe wiþ his eȝe
And euere haue him in his þouht.
Þer nis non so luyte ne so muche
þat is of fflesch, blod and bon,
þat we ne schule ben alle suche, 175
whon we ben huled vnder a ston.
hou may eny mon be proud
ffor eny þing þat he may gete,
whon he is huled vnder a schroud
þat þing þat is wormes mete? 180
Þat þing þat is vr moste fo,
þerfore we don a gret folye
To loue þat þing þat doþ vs wo,
And eke vr dedliche enemye.
ȝif a Mon may libben heer 185
As longe as dude Matussale —
Niȝene hundred & nyne & sixti ȝer
So longe on eorþe liuede he —
Þat nis not also muche tyme
Aȝeynes þe tyme þat comeþ afterward 190
As fro þe sonne-rysing to prime —
To sunfol men þat is ful hard.
Þat I schal seye nou takeþ kepe,
I drawe to witnesse seynt Austyn:
þat a Mon schal more wepe 195
þat dampned is to helle-pyn,
Þen is water vnder þe sonne,
And he wepe vche day a ter.
Auiseþ ow now, ȝif þat ȝe cunne,
And doþ þat ȝe ne come not þer! 200
A Mon þat dampned is to helle,
his peyne may not ben for-bouȝt,
Ac endeles he schal þer dwelle;
Almes-dede helpeþ him nouht.
Þei alle men þat libbeþ nouþe 205
weore prestes Masses to synge,
And duden al þat þei euer couþe,
Ne scholden him of pyne bringe.
Þat ilke soule þat is dryuen
wiþ fendes in atte helle-ȝate, 210
And his Juggement be him ȝiuen,
To bidde Merci hit is to late.
heuene hit is vre heritage,
To vre bihoue hit is diht,
(if) we han do feute and homage 215
To vre lord, as hit is riht.
Synful mon, ȝif þat he falleþ,
A-Rys vp and mak þi pees,
And cum to crist, whon þat he calleþ,
To Joye þat is endeles. 220
he þat is al-mihti kyng,
þat heiȝe sitteþ In Trinite,
Graunt vs alle his blessyng,
AMEN AMEN par charite.

215 if fehlt.

6. *Festum omnium sanctorum (et omnium animarum).**

aus Ms. Ashmol. 61, fol. 73.

Jhesu Cryst of myȝhtis most,
fader & sone & holy gost,
Be at our begynnenge
And saue mans kynd fro spyllyng,
And gyfe vs, grace after to fynde, 5
holy chyrch to haue in mynde
And do þer-after & to wyrche
As teches vs haly chyrch! —
Feyre it is on to se
Off holy seyntis þat haue be, 10
And haue þer festis in þe ȝere,
As is wrytene in kalendere.
Some be halowyd & are souȝht,
And sum also be halowyd nouȝt;
Many thousandis, as I fynd, 15
In kalender haue no mynd
Ne (be) wryten hye ne low
There holy deys forto know;
Oute-take one þei knaw all,
All-halow-dey þat mene call, 20
A dubull fest & euer schall be
Thorow-oute all xpyante.
wele auȝt we halow þis fest-deye
Off all seyntis þat lastys aye:
In heuen þei be before Jhesus 25
And as we do, þei pray fore vs.
lystins now fore godis grace
how þis feste come in-to place,
how it is fond, on what manere,
And dubull-holy amonge vs here! 30
In Rome, þat holy cyte, some-tymes
was a temple of saryȝens,
Off pagaynus & saryȝens stoute & sterne,
And all þat were of mysse-beleuyne
To þat temple þei gan draw, 35
To wyrschyp þer godis in þer law.
That temple was callyd panteone —
In all þis werlde was not sych one.
Panteone is to sey in greke:
'Of all godis & deuellus eke'; 40
Thus was ordeynd þis temple-hous
Off all deuyllus, to haue þer cours.
In þe syte of Rome þat tyme was
The holy pope Bonyf(as)e;
he was þe fort pope, sothly, 45
after seynt Gregory.

Of þis errour he had enuy;
Forto destrew þat mawmentry
That was ageyne þe ryȝht beleue
And holy chyrch be-gane to greue, 50
That temple sone in þat cyte
he thouȝt it schuld amendyd be.
he come before þe emperour
And prayd fore hys grete honour
Grante hym þis temple with-outene
In þe syte þat was þore, [more,
To do þer-with what he wold,
That no man lete hym schuld,
Crystindome to encres sone
And þat fals errour to fore-done. 60
Than þe emperour & kynge
Grantyd þe pope hys askynge,
Forto haue euer fre
To holy chyrch & xpiante.
Pope Bonyfas sone anone 65
To þat place he gane gone,
And toke hys clergy & hys powere, [f. 74]
Fore to make þat temple clere,
And pute oute all þat tyrandry
and sette þerin hys clergy. 70
he wesſche þe temple with-in & owte
and halowyd þe cherch all-aboute.
Thys holy chyrch he made holy
In þe worschyp of seynt Mary,
Angellus, Patriarkys, prophetis mo, 75
apostellus & martyres also,
Confessorys, vergynes, þat holy were:
all-hallow chyrch was made þere...
As crystene meſe dey holy in þe ȝere,
T(he) fy(r)st dey of nouembyre, 80
And dowbull fest, forto last ay,
And was callyd hall-hallow-dey.
The pope & hys clergy wyse
Ordeyned fore þat dey seruys,
als holy chyrch berys wytnes; 85
The pope sang þer þe fyrst mes
Of all hallowys, & gafe pardon.
Thorow þe grete cyte of Rome
Thys fals errour gane to sese,
And crystendom forto encres. 90
Thruȝhe þe werlyd in euery lond
Pope Bonyfas sente his sond:
he commandyd to kepe hys heste:
All-hallow-dey a dowbulle feste

---

19 Ms. þi Abbr. für þei (doch ist þi aufserdem = þi). 45 fort aus fyrst korr.

81 And st. a. 91 = werld.

* Der Text ist vielfach unheilbar verderbt.

For*e* any seculer*e* werk*is* told 95
w*ith*-outen*e* ende forto be hold.
For*e* grete skyll ordend it was,
For*e* them þ*at* had*e* don*e* trespas,
Ageyn*e* þe co*m*mandme*n*tys of holy chyrch*e*
That o*n* þe holy dey dyde wyrche, 100
Slauth i*n* god*is* s*er*uys & in fastynge,
In byddynge þ*er* bedys & in lettynge:
Thys all-hallow-dey be skyll*e*
he may amend hy*m*, if he wyll
To com*e* to holy chyrch in clenesse 105
At euensong*e*, matyns, ourys & messe.
All trespas befor*e* þa*n* is fore-gyffen*e*,
And he be i*n* gode lyffe & clen*e* schryfen*e*.
All*e* gode seynt*is* forto sey
To Jh*es*u Cryst schall for*e* hy*m* pray 110
To com*e* to þe Joy abouen*e*,
That þ*ei* be in w*ith* Cryst alon*e*.
The Joy & blys w*ith*in þ*at* place
God g*ra*nte vs for*e* his holy g*ra*ce!

Crystyn man*e*, fore god*is* ore 115
herkens now & here mor*e*,
The solempnyt*e* of þ*is* feste
how hye it is thorow god*is* heste.
As I fynd i*n* boke & rede,
God was payd w*ith* þ*at* dede, 120
And þ*at* it schuld eu*er* be do
Off his g*ra*ce he g*ra*ntyd þ*er*-to;
To saue mans saule fro pyne & sorow,
All-saule-dey vppon*e* þe morow
was ordenyd, as ȝe may here, 125
To be a fest, o*n* þ*is* man*ere*.
In Rome þ*at* tyme, as I ȝow tell*e*,
A holy man þ*er* dyd duell*e*
In a hous of relygeon*e*,
A mu*n*ke of grete deuocyon*e*; 130
he louyd god & kepyd hy*m* clene,
And god louyd hy*m*, & þ*at* was sene.
Off all-hallow euyn*e* in hono*ur*,
As he ley in hys dort*our*
w*ith* hys breþ*er* in slepynge, 135
Ther*e* com*e* an angell fro heue*n*-kyng*e*
And toke þe saule of hys bodye
And bere it in-to heuyn*e* o*n* hye
Befor*e* god in mageste,
And bade hy*m* loke aboute & se. 140
he saw þ*er* a blyſcfull thynge:
In mageste a worthy kynge.
Forthere-mor*e* he dyd sene
Befor*e* þe kyng*e* þ*er* come a quen*e*,
vpon*e* hyr hede a crowne off gold*e*, 145
And w*ith* hyr*e* meyde*n*s many-fold*e*.
when sche was com*e* befor*e* þe kynge,
Sche salute hy*m* in thankyng*e*
w*ith* grete hono*ur* in þ*at* tyde,
And stude by þe kyng*is* syde; 150
Sethyn þe meydens dyd þe*m* schew
And worschyped þe kyng*e* o*n* a rew;
Joy & blys among*e* þe*m* was;
They stude vp & toke þ*er* place.
Semly men (dyd) cu*m* sone xij 155
And worschyped þe kynge be theme-selue,
And, for*e* þ*ei* wold be nyȝe at hond,
Be-syde þe kyng*e* þ*ei* gan*e* stond.
Ther*e*-aft*er* sone-ryght*is*
Com*e* a compeny of knyȝht*is* 160
And stode to-geþer in a rowte
and worschyped þe kyng*e* aboute.
Anon*e* aft*er* þe saule gan*e* se
Off clerk*is* a grete compene,
In whyte was all þ*er* clothynge; 165
They knelyd done befor*e* þe kyng*e*
And worschyped hy*m* & dyd hy*m* [grete,
And aft*er* stude vpon*e* þ*er* fete.
The angell stud þe saule besyde
And seyd to hy*m* in þ*at* tyde 170
And bad he schuld not adrede be,
For*e* þe Joy of god*e* he schuld se.
The p*ri*nsypall of þe twelue þa*ne*
Matyns of þe dey began*e*;
Than was þe fest of them*e* all, 175
To worschype god in hys halle;
A Joyfull s*er*uys was seyd ther*e*
Off all þe seyntes þ*at* there were,
w*ith* Joy & myrth in þ*at* nyght —
The saule had a Joyfull syght. 180
Ȝit he wold wyte mor*e*;
The saule seyd to þe angell þor*e*:
„What may all thys m*er*uell*us* be
O þ*is* peple þ*at* I se?"
The angell seyd to hy*m* anon*e*: 185
„Thys kyng*e* þ*at* thow seys in trone,
Is Jh*es*u Cryst, owre sauyo*ur*,
That all þe peple doys hono*ur*.
The quen*e* þ*at* stond*is* hy*m* bye,
Is hys mod*or*, seynte Marye; 190
For*e* all man-kynd sche do(ys) p*ra*ye
That worschype hyr*e* þ*is* ilke deye.
Thes meydens þ*at* w*ith* hyre geyth,
Be holy v*er*gyns þ*at* sofferd deth
And kepyd them clen*e* i*n* chastyte: 195
In heue*n* þ*er*fore þ*ei* eu*er* schall be.

95 l. fro. 105 tilge to. 116 Ms. how st. now. 141 Ms. blystful.

145 Ms. hys st. hyr. 190 Ms. modo mit Abbr. für *ur;* dieselbe Abbr. dient in þerfo, mo, o für *re, r.* 191 Ms. do.

Some in erth hath no mynd
Ne fest-dey amonge mane-kynd
Bot þis dey, þat is holy:
There-fore þei make þis melody, 200
And pray fore them in all wys
That worschype þis dey seruys.
Thes twelue þat stond so neyȝe abone,
Be apostellus with god alone,
The holy gost is with them, sothe; 205
They pray fore them þat worschype doyt.
The feyre knyȝhtis þat thow(hast) sene,
holy martrys þei bene
And sofferd in erth mekyll angwys:
There-fore þei be here in blys. 210
Clerkis in clothynge whyte as floures,
Be holy byschopys & confessoures
That kepyd theme euer in clenes
And pute þer bodys in grete destres,
In wakynge, fastynge & in prayere: 215
There-fore þei be in Joys here,
And pray fore them to our lord Jhesus
That worschype þem in erth thus.
More now ȝit I schall tell the
Of many seyntis þat here be 220
And hafe no fest-dey in mynde
Bot þis fest-dey, as I fyn(d)e,
Amonge all crystynd þat þer is:
There-fore þei make þis Joy & blys
And pray to god souerandly 225
Off all crystend to haue mersy,
In worschype of þem þat hallow aye
In clene lyfe all-hallow-deye.
he þat begynnes matyns of þe xij,
Is seynte Peter all hym-selue — 230
All crystend be in hys powere,
And all chyrches, ferre & nere.
Now pray I god of hys grace
Restore þe, saule, in-to hys place,
To þe body, þat it was Ine, 235
To haue þe strenghe of mane-kynne;
And tell þe pepull to & fro -
what þou hast herd & sene also!
Bot ȝit, or þou departe fro me,
Mo meruellus þou schall se.“ 240
To a place of meruellynge
The angell dyde þe saule brynge,
Als he wold at hys wylle,
And brouȝht hym to a hye hylle.
Aboute þe hylle he gane ryne, 245
water & fyre to-geþer gane bryne;
It myȝht be no wey be slakyd.
Many mene þer were in nakyd,
Ouer-all thyke euery dele
As in þe se is grauelle. 250
In þe water some were Ine
Depe pute vnto þer chyne,
Turment so, þei had no reste;
And sum stond vp to þe breste,
Some vnto þe fete were schoue, 255
And some vnto þe kneys abouen.
Thus he merueld of þat syght,
The angell led hym forth ryght,
To anoþer hylle wente he,
Mo merueyles forto se. 260
There was Joy Inowȝe to sene:
A suete medow feyre & grene,
It was closyd fore þe nönys
All-aboute with presyous stones.
In þis medew was to behold 265
Sytes schyneng all of gold,
Beddys of gold many þer were,
That were ordeynd to be there,
Bryȝht & suete of sauour
More thane any lycour. 270
The sall merueyled of þis aray.
As he stud þus, more he sey:
Off feyre ȝonge mene grete compeny
Com in-to þis medew sothanly,
All of an age, forto abyde; 275
Thyke þei come in euery syde,
Also thyke semyd they
as þe sterres in þe sky;
They pleyd & songe amonge,
Off Joy & myrth was all þer songe. 280
To sytte in þe setys some caste, [f. 76.]
And sum in þe beddys forto reste.
Joy & blys ouer-all was
In þat medew in euery plas.
As þei were glad in þer setys, 285
There were ordeynd dyuerse metes,
Full suete metis delysyous
Come before them in euery course —
There couth no man telle aryght
The kynd of þat mete how it was dyght. 290
As þei sate & ete there,
Sothanly come þem before,
when þei were most in þer gladynge,
Mekyll peple come on begynge;
So many þei were in (euery) dele, 295
That no mane myȝht telle þem wele.
They stude with-oute þe medew clos,
Forto bege was þer pourpos,
They begyd fast & cryed herd.
No mane toke of them werd, 300
Bot lete þem stond þer alone;
Fore þem made no mane mone.

---

209 And st. þat. 222 Ms. fyne. 234 hys st. thy. 245 gane st. saw?

271 sall = saule. 300 werd st. reward.

Than seyd þe saule *with* grysly chere:
„lord god, what do I here?
So many m*er*uell*us* be schewyd me to, 305
I know not how it is do.“
Than spake þe angelle to hy*m* anon*e*:
„I schall þe schew eu*er*y-chon*e*:
Thys medew þ*at* is so gren*e* þ*is* tyde,
Is p*ar*adys, w*ith* grete delyte, 310
Ther*e* Adam, þe fyrst fad*er*, was,
he was pute oute for*e* hys trespas.
Thys men þ*at* thou seys i*n* wat*er* here,
Be saulys to make hem clere;
wat*er* & fyre þ*at* thow hast sene, 315
Off po*ur*gatory it is þe peyne.
holy wryte þ*er*of hath mynde
In þe saut*er*, as we fynde:
Dauid þe p*ro*phete neu*er* þe late
Seys he passyd fyre & wat*er* — 320
lord, & þi wyll be,
Thy m*er*sy þ*ou* gra*n*te me!
Eu*er*y man, when he schall dyȝe,
hys saule fro þe body schall flye;
And if he be in gode speranse 325
And (has) vnd*er*-fonge gode pena*n*s,
That his body had (noȝt) full-fylled,
The saule he schall haue þe gylte:
In þ*is* fyre he schall be so,
To his pena*n*s be all do. 330
When it is don*e* all entere
And þe saule be made clere,
he schall com*e* to þe wele,
In-to p*ar*adys of hele,
The medew þ*at* thow se, befor*e*, 335
That all þ*is* men*e* in were.
They be saules þ*at* clene be,
In p*ar*adys þ*at* is so fre.
Thes setys & beddys of ryches
They be ſales of bodys (!). 340
Ther*e* schall þe saules be hente
To þe dey of Jugeme*n*te.
When þ*is* dey is com*e* so neȝe
Of Jugeme*nt* (of) owre lord so fre,
Than schall þ*ei* all, god wote whyd*er*, 345
Body & saule cu*m* to-ged*er*;
All-man*er* men þ*at* eu*er* were
Or eu*er* schall be, lesse o*r* more,
That dey þ*ei* schall cu*m* thus
Body & saule befor*e* Jhe*sus*. 350
all þ*at* haue seruyd o*n* þ*is* wyse,
Go into þe Joy of p*ar*adys,
They schall haue ono*ur* of hys
In hys blys befor*e* hys face,
Aye-lastyng*e* lyfe & god þ*er* frend, 355
Joy and blys w*ith*-outen*e* ende.
All þ*at* dyde not o*n* þ*is* wyſe,
In p*ur*gatory & in p*ar*adys
Des*er*uyd neu*er* forto com*e*,
Oþ*er* wey þ*ei* schall be nome, 360
dep*ar*tyd fro god þ*at* ilke dey
To þe peyne of hell þ*at* last*is* aye.“
The angell seyd þe saule vn-tylle:
„In þe fyre þ*ou* saw are-whyle . . .
Thow saw in fyre vp to þe breste 365
And oþ*er* pena*n*s, þ*ei* had no reste:
In erth þ*ei* haue frend*is* trew
That thynke of them & of þe*m* rew,
In alm*us*-dede and offeryng*e*,
In p*r*aynge & messe-synginge, 370
and oþ*er* god ded*is* þ*at* they fynd*e*
Off þ*er* frend*is* þ*at* be kynd;
That makys þ*er* saules son*er* slake
And to p*ar*adys þe wey take:
Ther*e* þ*ei* be as I sey how 375
In m*er*th & in Joy I-now.

Thes men þ*at* stond & fast callys
w*ith*-oute p*ar*adys wallys,
That be nedfull of beggyng*e*
And no man*e* bed þe*m* no-thing*e*: 380
The be þe saules of þ*is* men
In erth hem-selue wold not ken*e*
Ne to þ*er* neyȝbor*us* wold be kynd;
Thefor*e* no man haue of hem mynd.
God send þe*m* catell grete plente 385
To do w*ith* and þ*ei* wold not se,
Neþ*er* to gyff neu*er* to lene,
To helpe þ*er* neyȝborys þ*at* w*ere* pore men*e*,
Neþ*er* gyffe þ*er* tythes to holy chyrche —
They louyd þ*at* not forto wyrch, 390
For*e* god*is* loue þ*ei* myght not spede
That w*ere* pore men, þ*at* had nede;
Riches & catell was all þ*er* thouȝt,
And for*e* seke men & pore þ*ei* had nouȝt —
Thys was þ*er* lyfe to þe ende: 395
Ther*e*-fore here haue þ*ei* no frende;
The bodys be dede, þe catell a-go,
Ther*e* saules be in care & wo;
In defaute of help*e* & p*r*ayer*e*
They stond & bege i*n* myſcheff here 400

---

327 noȝt fehlt.

360 Ms. dey st. wey. 384 Ms. The fore; dieselbe Form in diesem Ms. häufig, doch ist dieselbe wohl nur verschrieben st. thre- for, und the nicht als Instrum. zu fassen. 387 Ms. neuer st. ner.

with-outen *par*adys ȝate —
To bege here it is to late!"
Than seyd þe angell þe saule tylle:
„I haue þe schewyd all þi wylle.
Now *pray* I god, most of myȝht, 405
In-to thy body þi ſaule myȝht lyght;
And go & tell þe holy pope
what þ*ou* hast sene *with* gode hope;
As he hath ordeyned all-hallow-dey
To be wyrschyped eu*er* & aye, 410
So one þe morne amonge man-kynd
All crysten saules to haue þ*er* mynd,
There dey to be halowyd so,
And namely, to s*er*uys be do.
It is god*is* wyll & hys beheste 415
Crysten saules to haue þ*er* feste;
So þ*at* they (þat) no frend*is* haue
Thys is helpe *with*-outen*e* craue,
Off þ*er* peynes to haue p*ar*don*e*,
To com*e* to saluasyone." 420
Anon þe Angell, as he thouȝt,
To þe body þe saule he brouȝt
And lefte them þ*er* alyfe to-gythere,
And toke hys wey, god wote whyd*er*.
Off þ*is* monke, þe holy man*e*, 425
When (fro) þe body þe saule was tane,
In tyme of all-hallow nyȝht,
The monkes to þe chyrch he*m* dyȝht,
Als þ*ei* were wonte þ*er* bokys brynge,
To sey þ*er* matyns & to synge. 430
Or þ*ei* be-gane þ*er* ſeruys thane,
They myssed þ*er* broþ*er*, þ*at* holy mane —
For eu*er*y nyȝht þ*at* vsyd he:
The fyrst at matens he wold be.
For*e* wyrschype of hy*m* and hono*ur* 435
They souȝt hy*m* in þ*er* dort*our*.
When þ*ei* come to hys caban*e*,
There þ*ei* fond þ*is* holy man
Feyre col*our*yd, whyte & rede,
And ley as he had*e* ben*e* dede. 440
The body was dede, it was no*n* oþ*er*.
They made grete sorow for*e* þ*er* broþ*er*.
And as þ*ei* wepe & hand*is* wrong*e*,
They toke þ*er* consell þ*em* amonge
Wher*e* þ*ei* wold þ*is* body berye 445
That was so holy & so merye.
In *ser*teyn place þ*ei*toke þ*er* wytte,
And dyged þ*er* & made a pytte.
When þ*is* pytte was redy þ*ere*,
They feste þe body *on* a bere 450
And sete it don*e* þe pytte be-syde,
And seyd þ*er* ſeruys in þ*at* tyde
with solempne deuosyon*e*,
as is þe man*er* off relygeon*e*.
They stode all aboute þe bere 455
And made full grete dole ther*e*.
When þ*ei* had þ*er* s*er*uys seyd,
The body schuld in graue be layd:
his saule in-to þe body lyȝht,
And stude vp quyke ano*n*-ryȝht. 460
Thes monk*is* w*er*e adred sore
and wold haue go þ*er* wey þ*er*fore.
he seyd vnto þ*em* louelyke
And seyd: „bred*er*, I ame now quyke.
Be no(t) a-ferd þ*at* I ame þ*us*: 465
It is þe *gra*ce of our*e* lord Jh*esus*.
I p*ra*ye ȝou all, o*r* þ*at* we gone,
Brynge me to þe pope anone!
Wher*e* I haue ben*e*, i*n* what man*ere*,
I schall ȝou tell all in-fere." 470
The abot ano*n* & hys coue*n*t
With there broþ*er* forth þ*ei* wente,
To þe popys palys went*e* he
With full grete solempnyte.
When þ*ei* come be-for*e* hys face, 475
The holy pope Bonyfas,
The mu*n*ke knelyd son*e* a-done;
The pope gaffe hy*m* hys benyson*e*.
Anone þe abote in knelyng*e*
Told þe pope of þ*er* comyng*e*; 480
„Reu*er*and fad*er*", seyd he,
„Thys monke, ou*r* brod*er*, þ*at* ȝe se,
On þ*is* holy all-hallow nyght,
When we were to ou*r* matyns dyȝht,
We myssed hy*m* at þ*at* stond: 485
Dede in ou*r* dort*our* we hy*m* fonde.
We couth no*n* oþ*er*, ou*r* state to saue,
Bot seyd hys dyregy & mad his *gra*ue.
When we schuld i*n*to þe *gra*ue hy*m* do,
he rose vp quyke & spak vs to: 490
A(nd) comforth vs *with* a gode chere
And bad vs brynge hy*m* to ȝou here.
We m*er*uellyd gretly in þ*is* case
What he wold & why it was.
he has louyd god eu*er* in clenesse, 495
At euynsong*e*, matyns, oures & messe
Fyrst at þe cherch he wold be,
Oft-tyme be hy*m*-selue we myȝt (hym) se
In his bedys & hys p*ra*yers.
Wyte ȝe hys wyll, no(u) he is here!" 500
Thys holy pope Bonyface
Was a-meruylled of þ*at* case
how þ*is* mu*n*ke schuld be blyue
When he was dede to cu*m* to lyue.

---

428 **Ms.** monke mit übschr. s. hym st. hem.

490 Ms. spap. 491 Ms. A. 498 hym fehlt.

he schewyd to hym with grete wyte [f. 78.] 505
and spake to hym of holy wryte,
Namly fore hys saule euyne,
ȝiff he were in gode beleuyne,
An-anter if any wyked sprete
had brouȝt hym in mysse-delyte. 510
The munke ansuerd & seyd þis thynge:
„I beleue in god all-weldynge,
Fader & sone & holy goste,
I beleue þat god is moste,
he made þis werld all of nouȝht. 515
Message fro heuyn I haue brouȝht.
holy fader, I tell þe ryȝht,
As I ley þis all-hallow nyȝht
In oure dortour in sclepynge,
There come an angell fro heuen-kynge, 520
The saule he toke fro my body
And lede it in-to heuyn one hye
Before god in hys mageste.
and all seyntis þer I se,
Grete Joy þei made of þat feste 525
That is ordand at thy beheste."
Thus þe munke all hys wey
To þe pope he gane sey,
Off Joy & peynes all in-fere,
all to-geþer, as ȝe may here; 530
And as þe angell dyde hym charge,
To þe pope he seyd large:
„holy fader", seyd he,
„The angell bade me sey to the:
As þou hast ordeynd all-hallow-deye 535
To be wyrschyped & halowyd aye,
So on þe morne amonge man-kynd
All crystynd saules to haue in mynd,
And þer dey be ordend faste —
Thys word he send at þe laste. 540
After he made me with hym gone
And toke my body þe saule anone
And made vs þer to-geder quyke,
And wente hys wey preuylyke.
hys message now I do full-fylle. 545
God gyff vs grace to do hys wylle!"
Thys holy pope Bonyface
Off þis tydingis glad he was;
he knelyd done on hys kne
And thankyde god in trinyte 550
That he wold haue rememorans
Off þat grasyos ordynans.
he souȝht after, ferre & ney,
after all his grete clergy,
To all þe bysschopys þat were wyse, 555
Thys dey to orden þe seruyse.
when þei were come to-geder clene,
The pope there he held hys fene
And told þem of þis enchesone
Of þer congregasyone. 560
The were glad of þis tydinge
And thankyd god, heuen-kynge,
That seyntes þer schuld haue þer mynd
And all saules amonge man-kynd;
Ryght as þe pope wold do, 565
All þei assentyd þer-to.
The pope anone be all asente
Ordeynd be hys comandmente,
Thorow-oute all crystyante
all-halow-dey to halowyd be, 570
Double fest to be euer-more,
The fyrst dey of nouembere,
Men forto hallow fro all werkis,
To here seruys of prestys & clerkis;
all-salle-dey be one þe morow, 575
Fro peynes of purgatory them (to) borow,
And euer-more amonge man-kynde
To praye fore them & haue in mynde;
As all seyntys be halowyd ryȝht
To pray fore vs to god all-myȝht, 580
So all saules in þer manere
Be relefyd throw preyers here
And come to Joy of paradis clere,
There to lyue euer in-fere,
To þat it be domes-dey, 585
And than to be in oþer aray:
The saule with body throuȝt godis heste,
And cum before hym at þer feste,
In heuen abouen þer he is,
That is full of Joy & blysse. 590
There is no tonge þat may telle
The Joy & blys þer is to duelle.
God grante vs all here (so) to do
That we may cum þat Joy vn-to,
In-to þat Joyfull place 595
That he hath ordend with his grace,
Fore lufe to saue all man-kynne,
with-outene ende to duell þer-Ine.
Wyth gode hert, þat it so be,
Sey we amen, fore charyte! 600

530 may st. dyd. 539 Ms he st. be. 546 Ms. hyll st. hys.

558 sene synodus.

7. *Romanze von Christi Auferstehung**

aus Ms. Ashmol. 61, fol. 138.

When Jhesu was in *gra*ue leyd,
The bysschop vnto an-oþ*er* seyd:

„The best rede þ*at* we cane done,
To s*ir* Pylate we wyll gone,
To aske hy*m* conseyll; 5
W*ith*-outen hy*m* we may not do
The thing*is* þ*at* touch þe croune vnto,
w*ith*-outyne any feyle.“

The Jues þ*ei* toke þ*er* gate,
To þ*ei* come to s*ir* Pylate, 10
To hy*m* þ*ei* gan to sey:
„That Jh*esus* seyd in hys lyue
Thynge þ*at* made vs to stryue,
— — — — — — — — — [f. 139.]

— — — — — — — — — — — —
And a-ryse vp þe thyrd dey
And brynge þe Jewys in blame.“ 15
Than seyd s*ir* Pylate sone anone:
„So ne schall it not gone;
It were to vs grete schame.“

Syre Pylat was so gryme,
Cayfas he callyd to hy*m*, 20
To aske hy*m* counseylle;
„Cayfas“, he seyd, „I þe beseche,
What to do þ*ou* me teche
W*ith*-outene any faylle.

The p*ro*phet*is*“, he seyd, „þ*at* were wyse, 25
Seyd þ*at* Jh*esus* schuld aryse
vpone þe thyrd dey
And brynge mans saule oute of helle.“
„That is a lesynge, I þe telle“,
Cayfas gane to sey; 30

„Pylate, do as I þe kend:
Foure kny3ht*is* þ*ou* theþ*er* send,
Bold men & wyse,
And do þ*em* forto wake þe stone,
Tyll þe thyrd ny3ht be gone, 35
That Jh*esus* not vp ryse!

And Joseph of Aramathy all-so
In-to p*re*son late hy*m* go,
Fore doute of hys tresone;
Fore, yff Jh*esus* be stolne awey, 40
My hede to wede I wyll ley,
It is thourght hys enchesone.“

And þa*n* s*ir* Pylate sone on hy3e
Send *in*-to Aramathy
Joseph forto take, 45
And dyde hy*m* in a depe p*re*sone,
Depe *in* a stronge dongeone,
Fore Jh*esus* Cryst*is* sake.

He made a stone-walle before þe dore,
And grete othys Pylate suere 50
He schuld þ*er* lye & dye.
A hole was in þe walle wrou3t,
There hys mete was to hy*m* brou3ht
That he had to hys lyuerey.

Pylat callyd to hy*m* kny3ht*is* 55
— — — — — — — — — — — —
Olde men þ*at* were wyse:
Syre Cosdram & s*ir* Emorau*n*te,
Syre Arfax & s*ir* Gemorante,
And told h*em* hys avyse:

„Com forth, s*ir* Amorant, 60
Syre Arfax & s*ir* Gemorante,
And Cosdram þe prowde,
Go & loke wele to þ*at* stone,
Tyll þe thyrd dey be a-gone,
That no man come þ*er*-aboute!“ 65

Syre Eme*r*and seyd than:
„Thoff þ*er* come a thousand men,
There-of I ne reche;
Bot I sle þem *in* a stound
And make them falle to þe grond, 70
Hew me all to flyches!“

Syre Gem*or*ant seyd þo:
„There iff þ*ei* come syche two,
Stond I þ*er*-of no doutes;
Bot iff I do hem sle, 75
Saffly hew þ*ou* me
All to smale clout*is*!“

73 l. Thoff þer.

* **Das** folgende alte Gedicht ist, wie es scheint, nur in Ms. Ashm. 61, welches so **manche** alte Stücke gerettet, erhalten, leider in einem sehr verworrenen, überarbeiteten und lückenhaften Texte; ganze Partien sind aus der Ordnung geraten, **andere an** anderer Stelle wiederholt, manches scheint spätere Zudichtung zu sein. **Interessant** sind die Namen der vier Grabeswächter.

Syr*e* Cosdram (seyd): „so mote I the,
Thoff þ*er* come sych thre,
I ȝiff not þ*er*-of an haw; 80
That ilke dey þ*at* he vp ryste
That is callyd Jh*e*su Cryst,
I wyll be all to-draw.“

Syr*e* Arfax seyd: „I dred no dele,
We wyll kepe þe sepulker*e* wele 85
Aȝen þe thyrd nyȝht; [& some
Thoff all þ*ei* be twenty this many
To þe sepu(l)ker*e* wer*e* I-com*e*,
Thei schall dyȝe anon*e*-ryȝht.“

When þe knyȝht*is* had þ*us* seyd, 90
Syr*e* Pylate was ryȝt wele apayd
And ȝaue hem hys blyssyng*e*,
And bad hem be as trew as stele,
For*e* to kepe þe sepulkyr*e* wele,
W*ith*-outen any slepyng*e*. 95

Syr*e* Amorant seyd: „lysten to me!
Vs behouyth slyȝe to be:
— — — — — — — — — — —
One behouyth at hys hede to wake,
Anoþ*er* at hys (fet) hede take,
That he go not a-wey. 100

Kepe we wele both syd*is*,
What avent*our* so betydys,
That Jh*esus* not owte come!
Iff any com*e* to hy*m* here,
Smyte of hys hed in-fere, 105
Bot he be sone I-nome!“

Thus ga*n*ne þe knyȝt*is* to manas,
And drew þ*er* suerdys i*n* þ*at* place,
The knyȝht*is* eu*er*y-chone.
And a grete slepe þ*ei* gane take, 110
That þ*ei* had no power*e* to wake,
When Jh*esus* wold forth gone.

Syr*e* Amorant*e* seyd: „alas, alas!
For*e* neu*er* so slepy I was
For*e* all my lyffys dey. 115
Me behouyth to rest me a stoūnd, [f. 140.]
Thoff I wyst to be boūnd
And w*ith* a wyld horse drawe.“

Syr*e* Gemorant seyd so than:
„So sore oñe slepe now I ame, 120
I ne may no leng*er* wake.
Me behouyth my hede doūne lye,
What so Pylate *or* Cayphas sey
Or what noys so þ*ei* make.“

87 Ms. rome. 90 Ms. whem. 99 fet om. 105 hys st. our? 110 l. þem? 114 Ms. he st. I.

Syr*e* Cosdram seyd: „what ayles me? 125
I ne may w*ith* myn*e* eyȝen se,
I may not wake longe.
Me behoueth to rest me a thraw,
To þe cokys haue thrys crow,
Thoff I schuld be heyȝe honge.“ 130

Thus gan*e* þe knyȝt*is* to slepe —
They had no power*e* forto wake,
When Jh*esus* wold vp ryse.
And Jh*esus*, as it was hys wylle,
Oute off þe sepulc*our* he rose full stylle, 135
And seyd o*n* þ*is* wyse:

„Fader*e*“, he seyd, „þ*at* arte i*n* heue*n*,
W*ith* word, w*ith* myȝt, & w*ith* steue*n*
Now I thanke þe,
That þ*ou* wold late me be born*e* 140
To saue man-kynd þ*at* was for*e*-lorn*e*;
Mych hast þ*ou* done for*e* me.

I fast in erth fourty deys,
To full-fyll þe olde lawys
That here was sete i*n* lond. 145
Fad*er*, now I haue full*e*-fyllyd
That man-kynd had mysse-gylte,
So as I vnd*er*-stond.

Now is full-fyllyd þe p*ro*fecy
That was seyd of Jeromy 150
And of oþ*er* mo:
That a chyld schuld be born*e*
To saue man-kynd þ*at* was for*e*-lorne
Out of peyn & wo.

Now it is all comply 155
And full-fylled þe p*ro*phesy
That seyd Danyell:
That a lombe schuld com*e* beforne
And by þe folke þ*at* wer*e* for*e*-lorn*e*,
Man-kynd to saue wele. 160

The-for*e* I haue my blod spyld*e*,
And now þe p*ro*phesy full-fylde
Of þ*at* ilke lombe.
Herkyns, fader*e*, if þ*ou* wylte,
Wheþ*er* I haue bouȝht mans gylte 165
W*ith* hede, fote & hond*e*.

I was nayled thourht hond & fete
And for*e* man saule my lyue I lete
And many peynes gan*e* to fonde.
Man, if þ*at* thow wer*e* kynde, 170
Thys dey þ*ou* awe to haue i*n* mynde,
If þ*ou* it wold vnd*er*stonde.“

163-164 im Ms. umgest. 167 Ms. fote.

He callyd vp *with* myld steuyne
Vn-to hys fad*er* in heuyn*e*,
And ryȝht as it was hys wylle: 175
„Fader*e*, þ*at* arte full of myȝht,
Send doūne an angell*e* bryȝht,
To comforth hy*m* wele stylle!"

Ther*e* com*e* angelle Gabryell*e*,
With hys felow Raphaelle, 180
To Jh*esu* aȝen oūe hyȝht:
„Jh*esu*, blyssed mote þ*ou* be,
Fad*er* & god i*n* tr*i*nyte!
Now is all*e* complyȝt."

They seyd: „þ*ou* þ*at* arte so gode, 185
That wold hong*e* vpon*e* þe rode
To saue all man-kynd,
Blyssed mote þe tyme be
That we may þe here se,
Jh*esu*, þ*at* arte so hende! 190

Lord Jh*esu*, heuyn*e*-kyng*e*,
Thow gr*a*nte vs all þ*i* blyssing*e*,
Iff it þ*i* wylle be!
For*e* all þ*is* werld auȝht to be blythe
That þ*ou* arte rysen*e* fro deth to lyue. 195
Suete is þe loue off þe."

Jh*esu* seyd: „my blyssing*e* haue ȝe,
And all þ*at* beleue on me,
To-dey & eu*er*-mor*e*.
Ma*n*nys saule þ*at* was becauȝht, 200
With my blod I haue hy*m* bouȝht
Out off peynes sore.

Here I kepe to duell nouȝht,
In oþ*er* stedys is my thouȝht,
To fette oute one of myne 205
That hade me in graue brouȝht;
My loue he hath dere bouȝht
With sorow (&) strong*e* pyne."

„Come *with* me", he seyd, „Gabryell!
And leue þ*ou* here, Raphaell*e*, 210
To kepe þe iij Marys!
The one in Mary Jacobye,
Mary Mawdeleyn*e*, & Salome.
Thou schall gyffe them ansuere,

And sey þ*at* I ame rysen & gone 215
Oute of my gr*a*ue-stone —
Make þe*m* glad & blythe!
Sey I ame gon*e* to Galyle
With ffull grete dygnite
And rysen*e* fro deth to lyue." 220

178 hym st. me? Nach 208 ist 179 bis 208 nochmals wiederholt, Anf.: Come *with* me he seyd gabryele And leue þou here raphaelle, To Jh*esu* aȝen *on* hyȝht etc.

„Lord", seyd þe angell, „þ*i* wyll be do,
Both in heuyn*e* & erth also,
As þ*ou* arte heuyn*e*-kynge.
I schall kepe þe Marys thre
And wele ansuerd schall þ*ei* be 225
Thorow all thing*e*."

Thus seyd þe apostyll seynt*e* John*e*
That Jh*esus* *in* hys wey was gon*e*
To Jherusalem, þ*at* syte.
To þe p*r*ison*e* he we*n*t oūe hyȝe, 230
To Joseph of Ar*a*mathe,
Ther*e* hy*m* deliu*er*d to be. —

Herkyns all þ*at* be hend:
I schall *you* telle word & ende
Of þe Marys thre: 235
How þ*ei* souȝht suete Jh*esu*
With o(i)nteme*n*t*is* of grete v*er*tu,
Hys wond*is* to alyȝe.

Full wo w*er*e þ*ei* þ*at* he was dede,
Bot þ*ei* couth non*e* oþ*er* rede 240
Bot wepyd *with* þ*er* eyȝen*e*.
Lystens now ou he seyd,
how sche gan*e* hyr*e* feleys rede,
The Maudeleyn*e* Mary.

He seyd to Mary Jacobe 245
And to Mary Salome:
„What is ȝ*our* best rede?
Now my lord is slaw
And *with* Jues all to-draw —
Synfull is þ*at* dede. 250

For*e* he mysse-gylt neu*er* man
That any tonge tell ca*n*ne,
Ne neu*er* (did) no trespas:
Sych a deth, I vnd*er*stonde,
Was neu*er* don*e* in no londe, 255
Ne non*e* so sy*n*full was.

Alas", sche seyd, „my herte wyll breke
When þ*at* I here of Jh*esu* speke!
He was so myld of mode!
Neu*er* ȝit was none so myld, 260
Not þe mod*ure* to þe chyld
Neþ*er* halue so gode.

Alas", sche seyd, „þ*at* I ame wo,
For*e* þ*at* I may not come hy*m* to,
Hys body forto se! 265
Thyd*er* to go it w*er*e grete doute,
For*e* þe iiij knyȝht*is* stoute,
As it thinkys me.
It w*er*e grete doute þed*ure* to gon*e*
Thes synglē wemen*e* thre. 270

234 l. ord. 244 Ms. and Mary. 245 he = hoe. 256 l. senful = schendfull. 268—9 sind Zusatz.

Go þou, Mary Jacobe,
And byde me þer alone,
No noys þou ne make,
And of that iiij knyȝhtis
Wete anone-ryȝhtis 275
Wheþer þei sle(pe) or wake.

Iff þat þei slepe, anone late se,
Hastely come anone to me
And tell me how it is:
And we schall wend to suete Jhesu 280
With oyntmentis of grete vertu,
And se hym þer he is."

Mary wente forth in þat sted,
As Mawdeleyne hyre had bede,
By hyre-selue alone: 285
And sey an angelle feyre & bryȝht,
Was come fro heuyne lyȝht,
Dyde rest hym on þat stone.

„Gode men", sche seyd, „what do ȝe?
Iff þat ȝe wake, now speke with me, 290
As ȝe be knyȝhtis hend!"
The knyȝhtis lay styll & slepyd fast.
Sche lete hem lye & haue þer reste,
Aȝen sche gane to wende.

When þat sche come to them aȝene, 295
Sche seyd to Mary Maudeleyne:
„Go we in Crystis name!
Fore þe knyȝhtis slepe euerychone,
Sauely we may þeder gone
With-outyne any blame." 300

The thre Marys forth þei wente,
And come to þat moniment,
As it was Crystis wylle.
When þe angell gane hem sene,
He spake to Mary Maudeleyne, 305
He seyd to hyre full stylle.

Thre Marys þat be to Jhesu dere,
To þe sepulkyre come in-fere
And lokyd in þe stone:
There fond þei ryȝht nouȝt 310
Bot ryche clothes wele wrouȝt,
And Jhesu was forth gone.

When þat Maudeleyne was ware
That Jhesu hyre lord was not there,
Sche suonyd & fell to þe grond. 315
The two Marys, þat stode hyre by,
Fore hyre þei were full sory
In þat ilke stonde.

Anone Maudeleyne gane to sey:
„Wer is my lord, þat here ley 320
In þis monyment?"
The angell ansuerd here aȝene:
„In Galalye þou may hym sene,
Theþer he is wente."

Anone þe Maudeleyne Mary 325
To Galaly gane hyre hyȝe,
With Jhesu forto mete.
And in þe garthyne feyre & styll,
As it was oure lordis wylle,
To hym sche gane to speke (!) . . . 330

Anone þe Maudeleyne Mary
Fell on hyre kneys & begane to cry
And seyd: „Jhesu, thyn ore!
Late me do, lord, as Intente,
To hele þe with þis oyntmente 335
Thy wondis þat are sore."

Jhesu seyd: „woman, come not hend!
In-to oþer stedys I must wende,
My nedis to full-fylle.
Go to my moder & seynt Jhone 340
And to þe apostolys euer-Ichone
And sey to hem full stylle:

Sey, I ame resyn fro deth to lyue.
Thorow vertu of my wondis fyue
The fend I haue ouer-come." 345
The Maudeleyne forth wente,
To do Jhesus commandment:
To Jerusalem sche is gone,

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

To oure lady Mary;
When sche fond hem all in-fere, 350
Sche grete hem with glad chere
That feyre compeny,

And bade them all be glad & blyth,
Sche seyd: „Jhesus is rysen fro deth to lyue,
As I ȝou telle may. 355
Fore soþe, as ȝe may here of me,
I spake with hym in Galale
Thys ilke same dey." —*

Two palmers in þat tyde
The castell of Damas come besyde, 360
And Jhesu Cryst þer þei mette;
In palmers wede Jhesu wente also.
And when þei spake to-geþer tho,
Jhesu them feyre grete,

286—8 scheinen verderbt. 286 Ms. seyd st. sey. 301—6. Die Strophe ist überflüssig.

* Im Ms. folgt hierauf zunächst v. 408 bis 460, vor 359—407, obwohl deutlich Forts. der letzteren Partie. 360 l. Emaus.

And askyd what mene þei were, 365
And what thinge þat they souȝt þere,
And why þei were sory.
They ansuerd & seyd: „wotis þou nouȝt
How Jhesu was to deth brouȝht
On þe mounte of Caluery? 370

Among vs whyll þat he ȝede
He told vs of þat Ilke dede
What schall after þe iij dey þat syth,
The thyrd dey after, he dyde sey,
He schuld ryse fro deth to lyue þat dey 375
And schew hym with hys wondisV,
Amonge hys dyscipulus alle.
And now is þe thyrd dey gone
And word of hym hade we none,
Therefore we be agreuyd alle.“ 380

Jhesu ansuerd them aȝene:
„Now me thinke ȝe agreuyd bene
A party myff-beleuyd!
Haue not ȝe herd in prophesy
Off Moyses & of Isay, 385
And wryten in story,
That Jhesu schuld on þe thrid dey
Aryse vp as god veray
And sty to his glory?“

Glad were þei of þat he seyd, 390
And wente in hys felow-rede
Tyll aȝen þe nyȝht;
There In þei toke all in-fere
And sett þem done at þer sopere
With Jhesu in þat plyȝht. 395

They had spred both bord & cloth,
And Jhesu Cryst betwen hem both
At þe soper he sate.
The bred he toke vpone þe borde
And blyssed it with holy worde 400
And brake it after þat.

By þe brekynge þei hym knew,
Boþe be hyde & by hew,
And seyd it was Jhesu.
And as he sate betwene hem I sey, 405
He vanysched sone fro hem awey
Thorow hys holy vertu.

Than þei gone to make grete mone
Fore Jhesus Cryst was fro them gone,
And þei wepyd with þer eyȝe. 410

371—380. Die Verse sind verderbt.

Cleophas seyd: „fore soth it is:
Jhesu Cryst arysen is.
Both we (haue) hym sene.“

Than seyd þe palmere Lucas:
„Alon here with vs he was, 415
we couth hym not knowyne;
The prophesy he vs vndyde
And sate with vs in þat stede —
The blame is all oure awne.“

To Jerusalem swyth he ȝede 420
And told all hys feloys-rede
That were in grete longynge,
And seyd: „feloys, fore I-wys,
Jhesu Cryst arysen is,
Thys is no lesynge.“ — 425

That ilke deys what so befall
The apostylls toke þer Cene all
At on paleys of stone.
Dores & wyndos þei sperd faste,
Off þe Jues þei were agast; 430
And Thomas was oute gone.

As as þei were in grete longynge
Off Jhesu to haue sone tydinge,
Amonge heme gane he stond.
All þei were in full grete care; 435
A gost þei weyned þat it ware.
He schewyd them fote & hond.

Jhesu seyd: „pes amonge ȝou be!
And drede ȝe not me,
Thoff I be come so late! 440
I ame god & man Jhesu,
I ame come In thorow my vertu,
They schyte beth dore & ȝate.“

When Jhesu had þus I-seyd,
He was gone sone in a breyd. 445
And in þer come Thomas.
The apostyll(s) seyd: „I-wys,
Jhesu Cryste rysen is,
Ryȝt now here he was.“
[f. 143.] 450
Thomas ansuerd & began to stryue:
„There may no man ryse fro deth to lyue
That sofyrd wondis syche.“
Peter ansuerd aȝene:
„Off Jhesu þou schall haue a syght
Ryȝht sone priuelyche.“ 455

434 Ms to st. he. 435 l. awe. 436 l. þat þei sawe. 443 Ms. both st. beth. 450—521. Die ganze Stelle ist sinnlos verderbt.

When he come besyde þe stone,
Off Jhesu he had a syȝht anone
Besyde þe monyment.
Bot Thomas wold it leue nouȝt
That þer was sych a meracle wrouȝt
That Jhesus forth was wente. 460

When his dyssiplus þis word herde,
With mych Joy forth þei ferde
Fore loue of þat tydinge.
Saue one discypull þat þer was, 465
Of Ynde his name was Thomas,
he seyd it was a lesynge.

„How myȝht a man ryse fro deth to lyue
That sufyrd sych wondis fyue?
Man, þat myȝt neuer be. 470
Fore no thynge þat any man may sey,
Neuer leue þat I ne may,
Bot if þat I it se.“

Mary, Peter & seynte Johne
And þe apostyllus euery-chone 475
They spoke to Thomas of Ynde:
„Prophetis þat were wyse
Seyd þat Jhesus schuld aryse
To saue all man-kynde.

Thomas of Ynde“, þei seyd all, 480
„Thou arte in wanhope falle
And in mysbyleue.
Cry hym mersy, we þe rede,
Or body & saule þou arte bot dede
With-outyne any endynge.“ 485

Thomas gane to wepe sore,
He durst not speke a word more
To Jhesu ne to Mary.
Forth in hys wey he gane to gone
Tyll he vnto Galale come, 490
Jhesu mersy to cry.

Euery wey as he ȝede
Mersy off Jhesu he bede.
In þat ilke stounde
Jhesu Cryst aȝen hym come 495
And be þe ryȝht hond he hym nome
And put it in hys wonde.

„Thomas“, he seyd, „leuyst þou not ȝit
That I was nalyd thorow hondis & fete
vpon þe rode-tre 500
And now I-ryse fro deth to lyue?
There-aȝene may no man stryue,
The soth þou may se.“

„Lord“, Thomas begane to sey,
„Now beleue it I wele may 505
In þis ilke stond.
Mannys soule, þat was cauȝt,
With þi blode þou hast it bouȝt
Out of hell-gronde.“

Jhesu seyd: „blyssed mot ȝe be 510
That beleue & not it se
And on my vp-rysinge.
And who so þat beleue it nouȝt
In-to helle he schall be brouȝt
With-outyne any endynge.“ 515

When Jhesus had seyd þus,
As yt hys wyll was,
To Thomas of Ynde,
Thomas lokyd after hym anone
Wheþer-ward Jhesus wold gone; 520
He couth hym no-where fynde. —

Late we now Jhesus & Thomas be,
And of þe iiij knyȝtys speke we
That kepyd þe moniment,
What noys þei gane make 525
When þei were fro slepe awake
And Jhesus was forth wente.

Syre Amorant styrte vp anone,
„Alas, ho hath done awey þe stone
That on þe tombe ley? 530
It was an heuy stone with-all,
I wote not how it is befall,
It is remeuyd awey.“

Syre Gamorant seyd tho:
„Is Jhesu Cryst frome vs go 535
Oute of þe monyment?
What schall we sey to sir Pylate
Now he is rysen & gone hys gate?
Sertys, we be schente.“

Syre Cosdrame seyd: „alas þis dey! 540
Is Jhesu scapyd awey,
Oute of þis lond we muste fle.
Fore iff we come Pylat beforne,
With wyld hors we schall be torne,
Full sykere may we be.“ 545

Syre Arfax seyd: „be now stylle!
Thys is do by godis wylle,
As ȝe may at me here.
Come þer no man Jhesu to stelen,
Noþer hys body awey to beryn, 550
There-of I make ȝou sykere.

---

511 l. i-se. 512 tilge And. 517 Ms. yt it. 529 Ms. he st. ho. 547 Ms. Arsax.

I slepyd no slepe þ*is* nyȝht,
Fro heuen I saw come a lyȝht,
Syche one saw I neuer none;
Syxty thousand angell*us* bryȝht 555
Come aȝen hy*m* þ*is* same nyȝht,
When Jh*es*u wold forth gone.

There come wi*th* them syche a smelle
As it hade be bame euery-dele
And oþ*er* spysery. 560
W*ith* he*m* Jh*es*u gane forth glyde,
He bad an angelle þ*er* abyde
To kepe þe Marys thre.

We wyll sey as we haffe se,
Out off þ*is* lond we wyll not fle 565
Fore no-kyns thinge;
We wyll take þe ryȝht gate
To we come to *sir* Pylate,
And telle hy*m* þ*is* tydynge."

The knyȝht*is* þ*er* wey nome 570
To þ*ei* to *sir* Pylat come,
And feyre þ*ei* gon hy*m* grete;
„Pylat", þ*ei* seyd, „wylt þ*ou* here,
Off vs may þ*ou* aw(n)tres lere
Off þ*is* vary *pro*phete. 575

Here we wakyd þ*is* nyȝht:
He is a man of mekyll myȝht
And of a grete poste,
Hy*m*-selue hath lyft vp þe stone;
Wheþ*er* þ*at* he wold, he is gone, 580
In-to Galale."

Than seyd Pylat: „sey not so,
Iff þ*at* ȝe wene wele to do,
Noþ*er* be dey ne nyȝht;
Bot sey, hys dyssiples cōme 585
And hys body fro ȝou nome
W*ith* gret stryff & myȝht:

And ȝe schule gode mede haue,
Also mych as ȝe wole craue,
Of syluere & off gold." 590
Than were þe knyȝht*is* ryȝht feyne —
They(had) wend þ*ei* schuld be sleyne—
And seyd as Pylat wold,

And suere be þ*er* god Mahu*n*d:
„We wyll it not telle in feld ne towne
Ne off none oþ*er* thynge
Bot þ*at* Jh*es*u dyssipull*us* come
And hys body fro vs nome
W*ith* full grete fyȝhtynge." —

This is (as) trew þ*at* I ȝou telle 600
As is þe trew gospell,
W*ith*-outyne lesynge.
They þ*at* þ*is* talkynge herd sey,
God send he*m* grace to take þe wey
To þe blysse w*ith*-out endynge. 605
Amen. q*uo*d Rate.*

588 Ms. schuld, 589 wold.

* Dies ist nicht der Name des Dichters, sondern des Schreibers, der sich auch bei anderen Gedichten des Ms. unterzeichnet.

8. *De matre et VII pueris*

aus dem Ms. des Marquis of Bath.*

Of farly faire who-so wolle finde, in forme fadres is faire to rede;
Bot cristen folk shuld speke by kinde of Cristes law, as kens oure crede,
And goode ma(r)ters to have in mynde — for such mat*er*s may make vs mede —
how that thei were pursved and pinde and doone to deid by diu*er*s dede;
Because they Criste wold knaw, were many sakles slayne, 5
And sum for Moyses law were deid w*ith* diuerse payne.

* Das Ms. des Marquis of Bath enthält in einer Reihe von Gedichten im nördl. Dialekt einen grofsen Teil der alttestamentlichen Geschichte in ein und derselben Strophenform (der des nördl. Evangelium Nicodemi). Ich habe das Ms., welches im Jahre 1879 nach Cambridge geschickt war, zuerst angezeigt in den „Altengl. Leg., Neue Folge" 1881, woselbst auch zwei Strophen aus den Machabäern als Probe abgedruckt sind. Ich benutze hier die Abschrift eines Freundes. Hoffentlich jedoch wird es mir bald vergönnt sein, die ganze Sammlung selbst einzusehen und zu veröffentlichen.

And sone we shal sum ma(r)t*er*s neven   that wroght w*ith* Moises will*e* all-way:
Of aght then is it ordand even   in holy kirk to sing and ſay:
how that the modre and the sonnes seven   wer*e* doone to deid all on oon day,
All for they stoode w*ith* stably steven   in mayntenance of Moises law — 10
he bad for hard or nesh   his folke, grete and smallé,
Shuld forbere swynes flesh,   for oght that might befall*e*.

This woman with hir childre*n* ying   wayted full werly wher*e* they went,
To kepe and breke noght his bidding,   therfore to be in bales bent.
Antiochus, a cursed king,   when he herd tell of their*e* entent, 15
To bar he bad men shuld them bring,   and said they shuld shamely be shent.
For he was paynym provde,   w*ith* mavmentʒ sare vmsett,
Goddes law both still and lovde   was his liking to let,

And all Ebrews that aftir*e* it wroght.   therfore he charged men of might
That the wyfe w*ith* hir*e* sonnes seven wer*e* soght   and sembled sone before his sight. 20
So unto bar sone wer*e* they broght   w*ith* bedels and w*ith* brandes bright.
Bot of that noyce nothing they roght,   their*e* hertes wer*e* hoale to heven on hight.
The modr*e* by manfull*e* ſteven   both w*ith* hert and hand
Comforted hir*e* sonnes seven   and*e* bad them stably stand.

„For the law of god both to life and dy,   sonnes, in my blissing loke bowne ye be! 25
I shal yow say encheson why: noone may yov helpe bot oonly he.
how ye wer*e* bred in my body,   that was noo-thing be the might of me,
God norisshed yov ther*e*, and not I,   and broght you furth in fourme fre.
And, sonnes, he shal you save,   if ye right spend your*e* space;
And all*e* that ye her*e* have   is gyven at his goode grace. 30

I gave you nawthr*e* lif ne lym   ne boones ne flesh to feſt you fast;
God gave you light, when ye wer*e* dym,   and your*e* sawles in yo*ur* cors he kast.
Thogh erthly paynes be grete & grym,   loves now god, & be noght agast,
Bot think that ye shal have w*ith* hym   the ioy of life that evr*e* shal last!
Sonnes, thogh ye suffre sore,   that sory space shal sone be spend, 35
And ye shal have therfore   the heale that has noon end.“

Thus comforth she that company,   bot(h) old and ying eu*er* as they yede.
The king spake full dispitusly,   to make them have more dovte & drede;
he said: „of your*e* hests herd have I,   who made you bold forto forbede
The flesh that lely men shuld life by   and ordand is the folke to fede. 40
Ye say, the flesh of swyne   shuld men forsake, certayne:
Ye shal be put to pyne,   to ye ete it full fayne.“

They answerd ich-oon as a man,   and said: „that sight shal neu*er* be sene.
The law, our*e* fourme fadres-began,   eu*er* to mayntene shal we mene.“
The tirant toke the eldest than   and trend him theim twoo betwene, 45
And thinkes, if he ou*er*come him can,   then ar the othre ou*er*-comen clene.
With fairnes first he fared,   and sith with noyes ay new.
The eldest eu*er* answered   with stedfast trewth and trew.

7 Ms. maters. 10 l. lay. 13 Ms. his st. hir. 30 l. crave? 39 l. heste?

His hert ay to heven had he, and thus he said unto the king:
„what sech thou, *ser*, of vs to se? what wolle thou lere of oure lifing? 50
All goddes folk ow to be fre and honoure han ouer alkins thing.
his law we wolle noght leyve for the, ne for no bale that thou may bring.
To die, vs is wele leuer, than in that law forfet
That oure fadres vsed euer and sith to vs is set."

Then was that fende fullfilled of ire and manaced him *with* all his mayne; 55
he sais: „thou shal have thy desire, *with* sorowes sere thou shal be flayne."
Se(rvandes) he made goo make a fire in the middis place of a playne,
And burn him vp both boone & lire; „bot first he shal fele fellere payne,
That othre so may be ware and make him theire merroure,
when they se him so faire, to forsake that erroure." 60

The fire was made at his bidding of boghes and best birnand gere;
A lede of bras then did he bring, *with* pik fullfilled, him forto fere;
And when it was at welling, his tong he bad they shuld oute shere,
And as a foyle, as for hething, shave of his hevid both hide and here.
All this was doone in dede. and woundre was to lithe: 65
his brethre saw him blede and bad he shuld be blithe,

And (said) he shuld noght chaunge his chere, bot *with* trew hert this *turment*ȝ take,
„For god is of so grete powere of all mis may he mede make."
The modre said: „sonne, we ar here, redy to suffre for goddes sake,
For he wolle fetch vs all in-fere with him to wonne and winly wake." 70
When the tirant herd tell noo tene might make theim tame.
he was more fers and fell, and soght to shape them shame.

There might noo mirth to him be mete, when he saw theire sad semblandes;
he said: „we shal sone make theim grete! tite takes this harlot that here standes,
And cut his tooes of both his fete and his fyngers of both his handes, 75
And haves him then into yond hete & betes him *with* the birnand brandes;
And if he lang*er* last, liggys him then in the leid
And make(s) fire vndre fast, to boille, to he be deid."

When alle this doyle was doone & dight, his (modre) that was most him nere
And his sex brethren saw this sight how he suffred the sorow & fere: 80
And hevid theire handes to heven on hight & loved theire god *with* grete chere,
And said that he shuld se to right and reward all as worthy were;
„he wolle abayte all bandes and bete ich bitt*er* brayd
And solace his *ser*uandes, as Moises sum-time said."

Thus when the first had doone his det & suffred the ded *with* diu*ers* payne, 85
The second sonne was sesed & set, to se what he shuld say, certayne.
The king asked him if he wold et such flessh as his folk of were fayne,
Or be mesured *with* the same met like to his brothre, & so be slayne.
He answerd sone and said: „I am noght ferd therfore."
Then was the king evill paid and sone he marred him more. 90

60 l. fare. 63 Ms. bod.

Of his heid made he scrape the skyn, and then to him thus gan he say:
„Wolle thou yit of thy erroure blyn and amend thy mischefe, whilst thou may,
and lere the law that we life in, or lose thy lymes and lyve for ay?"
That othre bad blyve begyn, „for certes I drede noothing thy dray.
The lawes, oure fadres fand, to hold hertly I hete." 95
and then the king command to ket him hand & fete,

„and set the fire on ich a side, sith he wolle bid no better bede;
And if he may this bale abide, boill hym then, to he be deid."
Thus was (he) turment in that tide. and ar they stound him in that steid,
Unto the king full lowd he cride and said: „thou wretch *with* wiked reid, 100
By thi strenght thou distroys oure erthly lyfe in land,
Bot nedely thou the noys — oure life shal be ay-lastand.

God, that is king of creatures and demere both of dedes and sawes,
his seruandes sadly he succurs, that to his dome theire dedes drawes;
If we thus stand so strang in stoures and leyve this life here for his lawes, 105
He shal us rayse up *with* honoures to endles life, that thou noght knawes."
And so he gave the goste to god, by cours of kynde.
The king was made allmoste and moved all oute of mynde.

The third full throly then they threttt: that he shuld be more straitly sted,
Bot he belyve wolle drink and ete. for that dray was he noght dred: 110
The childes hert to heven was sett, such foode as his folk *with* were fed.
Or he was aythre boune or bett, his tong full boldly furth he bed,
His handes so gun he shew to bid that bitter brayd,
and his fete, for to hew, and on this wise he sayd:

„Of God of heven I had all thes, purtred thurgh his powere playne, 115
For his law now I theym dispise and profers theym to be put in payne.
For wele I wot that I shal rise and that god shal gyve me agayne
All new membres and more of prise. therfore to full thes, am I fayne,
For his sake that them sent and made theim mete to me;
If they take now turment, make them full hoale may he." 120

The king then spake wordes kene and to his counsell fast he cried —
Both he and they were combird clene of tales that were told that tide,
They say: „such sight was neuer sene that a yong man in his most pride
wolle nomore of his manhede mene, bot be bowne bitter bale to abide."
he roght noght of theire reid, ne of all the blis in erth. 125
So was he doone to deid. and furth they fett the fourt.

The fourt was fett furth theim before, and full fouly *with* him they ferde,
And said: but if he wisere were, his spech shuld sone be fro him sperd;
They manaced him both less & more. & when he all theire hething herd,
He had noo list to lere theire lore, bot hard(i)ly thus he answerd 130
And to the king he said: „thi-self the soth shal se:
The payne thou has purvaid, shal make merth unto me.

For God, my maister, most of mayne, wolle meng his mercy euer omell
with his seruandes that here ar slayne by tyrantʒ that ar fers & fell,
That they shall rise and lyve agayne and at his list in liking dwell. 135
Bot of that faire be thou noght fayne: thou shal neuer rise, but rest *in* hell.
Thes harmes, we have by the, with merth shal be amend;
Thy body and saul shal be in woo withouten end."

120 Ms. heale. 127 Ms. farde. 136 faire = fare.

Then thoght the king he lived to lang. his lymes the kytt of infere,
And putt him sith to paynes strang, to he was deid withoute fayle. 140
The modre melled hire euer amang, *with* mournyng made she mery chere,
And said that God shuld make them gang fro sorous sore to solace sere;
„Who-so sholle abide his boyne, theire bale full wele bes bet."
Thus was the fourt fordoone, and the fift furth was fet.

The fyft full felly gun they fere, and ich-oon thret him in theire thraw. 145
The king by all his goddes gun swere: „thes lurdans shal be layd full law."
His fingers fast he made of shere, both tong and teth he bad oute draw,
And then to boilling fast him bere. the childe answerd *with*-outen aw —
Unto the king he beheld, in thes stoures as he stoode,
And thus his tales he teld with sembland sad & goode: 150

„That thou art king in erth to ken, that shews thou by thi wark alway:
Thou proues thi might in erthly men *with* all the malice that thou may;
What-so the list, and where and when, that must be doone eu*er*ych a day.
Bot thou shuld wele avise the then to rewl thi dedes in right array.
allthogh we thus be taken and in thy pauste pynde, 155
God has us noght forsaken ne noon of oure kynde.

Bot suffre and thi-self shal se in litle space full mich spede,
How God shal by his grete pauste gyve unto ich man his mede
And how sere vengeance sent shal be both on thy-self and on thy sede.
Doo furth thy maistry now *with* me, for of thi dome have I noo drede!" 160
And so he leved his lyve, or he his law wold let.
Thus ar they deid all fyve, and furth the sext was set.

The sext was set and sesed sone, to suffre deid with sorow sore.
He wold abide no bett*er* bone, but as his fellays fayred before.
When they had dight and to him doone such martirdome and mich more, 165
He lift his heved up anoone and to the king thus said he there:
„Thou cursed comaundere, that us has sakles slayne,
cese yit of thyn erroure! thou travels all invayne.

Thes paynes that thou has put us in aft*er* thi will and wiked thoght,
we suffre them all for oure syn that we agayns oure god has wroght, 170
To have his grace forto begyn, *with* sorowing thus oure synnes be soght:
And so we shal to welthes wyn when all (thi) wark shal wurth to noght.
For, be thou never so loth to lose this erthly lyfe,
Mon shal noght scape fro scath that agayns god wolle strife."

And so he died be dyvers dede, he had no leng*er* wordes to welde. 175
Theire modre was wurth mich mede, she said ever: god shuld be their belde.
when that she saw hire sex sonnes blede, the same soer in hire-self she felde.
Bot of the yongest had she drede, that he shuld turn, for tendir elde.
She said ever: they shuld rise *with* right-wis men by raw
That here theime-self dispise for goddes luf and his law. 180

This cursed king Antiochus for woo in wit he was nere woode.
His knightes said: „*sir*, tent to us, (we) can the ken consell full goode.
Sith thes traiturs has tened the thus & no turment may turn theire moode,
Now with the yongest fay the must with fairnes forto save that foode.
For men uses childre ying with faire wordes to tile, 185
and foyles *with* faire heting, forto wirk what men wile."

---

139 the st. they. 140 fayle st. fere. 158 Ms. to suffre. 167 l. comaundoure. 184 Ms. say (= assay)?



The king was of this purpos payde, and curtasly then spake he:
„Save now thy-self, my sonne“, he sayd, „for, certes, there shal noon wit bot we,
And for I wold noght thou were flayd, there shal noon mell of my menye.
Full richly shal thou be arrayd and have my helpe, that hete I the, 190
Thou shal have toure and towne, *with* forestes faire and fre,
and all bowand and bowne at thi bidding to be.

and tresoure all withouten tale shal thou have, in thi hurd to hide,
and next my-self, sonne, sit thou shale *with* solace sere on ich a side.
Then in thy heale thou shal be hoale and have maistry and mich pride — 195
So is better than to be in bale, as thi brethre has bene this tide.
Sonne, if thou wolle acord with oure foodes to be fed,
Thou shal life as a lord, and be oure lawes be led.“

When the child herd all how he ment, he answerd even *with*-outen aw
and said that he shuld never assent to doo agayns his fadres law. 200
Then thoght the king him shamely shent, when the child set noght by his saw.
Bot to the woman yit he went, with whiles hire to his will draw.
Sith othre sex were slayne, that wold no mercy crave,
he wened she wold be fayne hire yongest sonne to save.

He spake to hire full curtasly and undre trayne all thus he told: 205
„wooman“, he said, „woundre have I how that thi hert may be so bold
To suffre thus thy sonnes dy, and has no moo upon this mold.
To take thy yongest to mercy, that were my will yit, and thou wold.
He is a propre page and may prove to a man;
Now in his tendre age were tyme that he began 210

To lere the law, that ever shal last and in mi*ster* most amend him may.
Bestes of gold I shal doo kast to be his goddes full goode and gay.“
The woman made hire forward fast that she shuld so hire sonne assay —
And thinkes, when she is fro him past, an othre poynt forto purvay.
To hide hire hert entent, she loyted unto him law, 215
So unto hire sonne she went and said to him this saw:

„My sonne, see to thi modre here! bot thou be wise, I am full woo.
Think, sonne, thou lay my hert ful nere neyn monethes & nightes moo,
And, sonne, I suffred sorowes sere, or-tyme we were twynned in-twoo;
I fed the of my flesh thre yere, or thou couth speke or graithly (go); 220
Fro barnhed I the broght, to the tyme that we come hidre:
Dere sonne, forsake me noght, let us all gang to-gedre!

Behald, sonne, to heven on hight and — — — — — — — — — — — —
To bestees and fishes and fowle(s flight) — — — — — — — — — — —
And how god made all *with* h(is might) — — — — — — — — — — 225
And men he made of reson (right) — — — — — — — — — — — — —
He askes noght elles there — — — — — — — — — — — — — — — —
But that men shal ever m(ore) — — — — — — — — — — — — — —

Thy brethre*n* in litle spa(ce) — — — — — — — — — — — — — — —
With hevenly foode nou — — — — — — — — — — — — — — — — 230
Therfore, dere sonne, be noght a-dred of yond fals domesman, for oght that he may,
Bot lede thi life, as theirs is led, that we may wende all oone way.
Of blis covet I no more bot that the barnes, I boght so dere,
Sone when I shal come there, to fynd theym faire in-fere.“

---

202 st. wiles

He assented to his modre saw; full wisely, althogh he were ying, 235
„Men“, spake he unto them all onraw that sat in consell *with* the king,
„Of youre highnes have I noon aw. why tarry ye thus of this thing?
I offre me here to my law, bot noght unto the kinges bidding.“
They thoght them then begyld, the king was welnere woode,
To be so sted *with* a chyld and might noght turne his moode. 240

Unto his turmenturs full wild he bad all paynes to purvay,
„Kitt of the lyms of this litle child and lere him so to lak ourc law!
And the modre, that has made theim mad, punysh hire therfore all that ye may!“
To goo therto was she full glad. so were they deid all on oon day,
And under oon domesman, the modre and hire sonnes seven. 245
For they so wise were than, they have theire home in heven.

All mirthes in this world they mist, the lawes of Moses to mayntene,
For the lufe of god it was theire list to leyve all erthly comforth clene;
And in theire bloode they were baptist as Innocent*is* was sith sene:
And holy chirch has them canonist, as martirs euermore to mene. 250
God graunt us grace to trow in him and in all his
And to his bidding*is* bow, that we may abide in blis.

Antiochus, that hathen king, unto the Jewes had ever enuy,
And, in his bondom theim to bring, in all his cuntre made he cry:
If any Ebrew, olde or ying, that wold noght hono*ur* his mavmentry, 255
In prison sone men shuld them thring, *with* divers doyles to make theim dy,
Bot if they wold forgete the life that Moyses led,
and also bot they wold ete such flessh as he forbed.

And as they went, so were they war a prince, that was of power*e* grete,
An olde Ebrew, Eliaȝar, that noo forboden flessh wold ete. 260
Sone was he boune and broght to bar, and full throly they gun hi*m* threte,
That he shuld *with* Philistiens far*e* and use of theire maner of mete.
He said: that shuld he never, nauthre for even ne od;
To dye were him wele lever than breke the law of god.

So was he deid with doyle and woo. and furth the soght on ych a side, 265
and sone they wist of women twoo that theire twoo sonnes had circumcide,
Or they couth aythre speke or goo, and so they hoped them for to hide.
Bot full tite were they taken theim froo. and over the walles thei mad the*y*m gl(ide).
And so th... — — — — — that of God had noon aw
— — — — — — — — — — — that lived by Moyses law. 270

— — — — — — — — — — — d that he might conquere ich cuntre
— — — — — — — — — — — ..t if he wold say to the see
— — — — — — — — — — — — wold bid so shuld it be.
— — — — — — — — — — — — such high pride in hert had he.
— — — — — — — — — — — — (b)uxum and bayne 275
— — — — — — — — — — — — — him agayne.

With all such maistries gun he mell, like unto him he ne leues one.
Jerusalem, where the Jewes gun dwell, wolle he distroy eu*er*-ich a stoone:
For in the temple, herd he tell, gold and silvere was full grete woone;
To fetch it, and the folke to fell, his purpos has he taken anoone. 280
Bot god, theire governoure, wold noght theire linage lose:
He sent theim sone socoure and lettyd his will purpos.

Nach 238 fehlt wohl eine Strophe. 255 tilge that. 277 leues one unsichere Lesart.

He gedred sone grete company of alblasters and of othre gere,
Of chariots and of chyvalry, that wisest were to wende in werre.
Him-self was set full sękirly up in a chare, goddes folke to fere. 285
Bot thurgh grace of god almighty his spede was spilt *with*-outen spere:
For all his men omell, and most in his high pride,
Oute of his chare he fell and birsed both bak and side.

Such sekenes sone to him was sent that in a littere was he led.
He was so birsed upon that bent: wilde bestes in his bowels bred, 290
And quyk oute of his wombe they went. and in such stink then was he sted,
That noone to him wold take entent, his next frendes fast fro him fled.
When grete party were goone and he alloone was layd,
Falsly he made his moone and sorowand thus he sayd:

„Now in myself the suth se I, and care me catches kindely to knaw: 295
all erthly men, that ar deidly, of dew det evermore theim aw
To honour*e* a God almighty and serve him ever, in dede and saw.
Paynyms life wolle I leyve forthy and ler*e* to life by Ebrews law."
Thus with gabbing he gloses, noght for he his syn sore rews,
Bot for he so supposes to have frenschip of Jews. 300

For allways was he in dispayre of any help fro heven on hight.
He felyd his force fulfast gun payre, and lettres made he gayly be dight
unto the Jews, and prayd them fayre forto be frendly day and night,
Antiochus, his sonne and heire, forto releve in his right;
He hetes: and he may lyfe, all that he hade of theirs 305
The double agayne to gyfe fro him and fro his heirs,

And to be rewled aftre theire reid. his wark was waist *with*-outen were.
He might noght then be stird fro steid, ne for stink noman negh him nere.
So lay he bolne and bloo as leid, withouten belde of bed or bere.
with div*ers* doyles so was he deid — we trow he by his demyng dere. 310
Pray we to God forthy with the modre and hire sonnes seven
That we may be worthy to wonne with theim in heven.

---

9. *(Lamentacion of oure lady.)*

Aus Ms. Bodl. 596.

here bygynneth þe lamentacion of oure lady seynt marye, And al þe wordes þat were spoke betwexe hir sone ih*esus* and here in the tyme of his passioun.

„Whan that I, mary, ih*esus* moder, sat in Jer*usa*lem In the holy feest of estern a-lone In my hous, for the moche multitude of peple þat cam to the Cete I closed my dores and sat a-lone as I was wonede to doo, and thought pr*i*uely on my swete sone ih*es*u, where he were and what þat
5 he dede: ffor on him was al my loue and al my desyre yset, willyng him for to se and hopyng þat the eue be-fore ester he wolde come to me; and bysily I sat *pra*yinge my prayers, and bode him. And þanne sodeynliche after þe sunne goyng to rest I herde a grete noyse of peple In þe cete cryinge as wode peple. And whan I, mary, ih*esus* moder, sittyng
10 myself a-lone knew not þe cause of þe grete crying and of þe rennyng of the peple to-geders, þanne sayde I thise wordes to my-self: ‚wold god I were *with* my sone ih*es*u! A, who shal telle me any tydyng*is* of my

swete sone ihesu? for I drede me sore þat any thyng of hardnesse be fallyn to him: for I haue herd a fewe dayes here-be-fore þat þe Jewes han cast amongys hem his deth.' And whan I, mary, sory & ful sore aferde in þis maner sat and lokyd ȝif any of his apostelys wolde bryng to me any tydyngis of my swete sone ihesu, I herde anone(1) sodeynly on smyte at my dore; and I ros anone and ranne to þe fenestre of my chaumbre and loked oute. And þanne I sawe mary mawgdelene I-cloþede in blak and al by-wept and hir here a-doun al-aboute hir eyne, & sayde to me þise wordes: ‚Come to me doun, moste deuoute of alle women, mayde þat liest þere yhidde & moder byraueschyde of þi sone!' And þanne I, mary, ysmete with þe swerde of sorow, went doun and dyde vp my dore. And anone þe deuoute mawdelene cryed to me and sayde: ‚A, reuerende moder and moste reuerende of alle women, know ȝe any tydyngis of ihesu, ȝour swete sone & my reuerende mayster?' And þanne I, mary, moder of ihesu, ful of sorow sayde to hir: ‚Knowist þou any tydyngis, mawdeleyne, of my swete sone ihesu?' And þanne mawdeleyne al be-wept cryed to me and sayde þise wordes: ‚Ihesus, ȝoure sone & ȝour loue & my mayster, is now take and with cordes now ybounde and wikkedly & cruelly of þe iewes betyn & drawyne.' And when I, mary, herde þis, I was a-none ysmyten with þe swerde of sorow(2) through þe hert, and I fel doun a-none on þe erthe as a dede woman. And whan þise tydyngis was brought to me, it was In þe bygynny(n)g of þe nyght, & þe derknesse come aboute me, þat I weste neuer whedir I went; and mannys help had I none, but as I lay al þat nyght vpone þe erthe wepyng and crying, þat heuen myght be fyllyd þer-with, and al my hous I wette with weping of myn eyen. And þanne I sayde: ‚A, holy fader, where be þi trewe behestis? why woldist þou ordeyn me to be a moder and make me ryche with a childe, & now am be-reued(3) of my childe and am lefte a-lone most vnworthiest of alle wymmen? A, aungel gabriel, where is now þat ilk blisse þat þou behete me? where is now þat fulsumnesse of grace þat þou behete me? A, gabriel, why woldist þou scorne me, moste vnworthiest of alle moders? Beholde now, gabriel: for þe Joye þat þou behete me, now haue I payne, and for þe gladnesse now haue I sorow, and (for) þe moderhede I am bereuede of my childe, and for þe grace I haue schame, and for þe lyf I haue deth, and for the blissyng þat þou behete me now is come curs vpone me'. And þanne I sayde to my-self: ‚A, vnblissid moder and sorful moder, why woldist þou coueit a childe and bere a child and norsche a child, and thus sodeynly and wikkedly art bereued of thy childe?' With þise wordes and wepyngis and sorous and lamentaciouns and gretyngys of terys I spende þat nyght. Whan-tyme þe day began to sprynge and þe derknesse departede away, þanne sprонge a derk fro(4) me; and þanne I ros vp fro the erthe as I had ben al-most dede and faillyng alle mannys help. And þanne come to me holy wymmen of galyle, þat deuoutely had ben in þe temple þat nyght In her prayers and whan þei herd þat my sone was take and cruelly bounde with þe seruauntys of þe byschope, to me vnblissed moder þe holy wymmen come with hast me to comfort. And þanne I sayde to mary mawdelene and to my susters and to þe holy wymmen of galyle: ‚Go we now a-none þat we mowe se my sone ihesu, þat is only þe(5) comfort of my lyf'. And þanne myght I not goo for febilnesse of my body, so sore I had bete it on þat nyght before of my swete sone ihesu, but as þe holy wymmen and my susteres susteynede me vp in her armes. And þanne as I went, I met with summe of my sonys disciplys sore wepyng, and to hem I sayde þise wordes: ‚Saugh ȝe

(1) Ms. I herde anone tydingis of my swete sone. I herde anone. (2) Ms. thorow. (3) Ms. be reueued. (4) Ms. for. (5) l. þe only.

not my swete sone ihesu? I pray ȝow telle me where (ye) lefte(1) him'. And þei sore wepyng sayde to me þise wordes: ‚We saugh him bounde with cordes and betyn with scourgis, and his face defoulyd with spittyng, & led forth with wykked seruauntes of Cayphas to be demyd vndir pylate;
5 and his lokyng was paal & his chere was gostful(2) & al his body chaunged, þat vnnethe we myght knowe him'. And þanne I, mary, ihesus moder, most soryest of alle moders & fulfilled with sorowe, sayde þise wordes: ‚A, ihesu my swete sone, what here I of þe? what bittir and harde tydynges be tolde of þe to me?' And þanne sayde I to some of his disciplys:
10 ‚May I se my swete sone ihesu in any maner, þat I myght haue him oute of here hondys?' And þei þat sauh me make þis sorow, sayde to me: ‚Gothe, lady, and tary not, ȝif ȝe wil speke with ȝoure sone alyue, for now he is lad with armede knyghtes in to pylatys palays, for þe Jewes þenke to dampne him to þe most dispytous deth.' And whan I, mary,
15 herde þise wordes, I was smyten euen thourgh þe hert with sorow, & as a dede woman I went forth, and was borne vp with my sustres, & vnneþe myȝth I come to pylatys palays for feynte. And whan I come & wolde a gone in to þe palays, I myght not come ny þe ȝates for þe multitude of peple; but as ny as I myght, I put me, & þere I stode as a stone
20 stykede in þe grounde. And þanne I vp myn eyne cast to þe fenestre of þe palays, ȝif I myght a seyn oute my swete sone ihesu. And þan at þe fenestre of þe palays come Pylatus & sayde to alle þe peple: ‚I fynde no cause on ihesu why þat he schuld be do to deth. Wheþer wil ȝe þat ihesu go oþer baraban þat is mansleer?' And whan I, mary, herde þis,
25 I lift vp my hert as though I had be arerede fro deth to lyue, & hopyd þat baraban þe mansleer schuld haue be put to deth and my swete sone ihesu lete go aliue. But þanne I herde an horrybyl voyce of alle þe peple criyng and sayde ‚Dothe ihesu on þe cros! dothe ihesu on þe cros!' And whanne I herde þis crying of þe peple, I was smete with þe swerde
30 of sorowe and as a dede woman I fel vpone þe erthe, semyng to þe peple as I had be dede. & so I lay longe til my susters gaderyd me vp and comforted me. And so I stode longe þere & abode ȝif þat I myght haue sey my swete sone ihesu or þat I myght haue spoken to pylate þat he wolde haue delyueryd to me my swete sone ihesu, þat lotheles lambe.
35 And þe wikked iewes, whanne þei herde me crye and saw me wepe sore, þei blamed me sore and sayde: ‚holde þi pes, thow theuys moder and norse of þis traytour! for þi sone is worthi to be dede, for he deseyueth þe peple; and þerfore þou schalt see him sone don on þe cros be-fore þin eyne.' And þanne a-none I fel doun as a woman in despeyre, þus
40 dispysed of alle þe peple. And anone I herde a voyce of þe peple crying as þei had be wode and sainge ‚Brynge oute to vs ihesu of naȝareth, þat he were done on þe croys!' And anone Pylatys assentyd to hem: & firste þei bete him with scourgys & þanne cloþede him in purpure, & afterward toke him to þe Jewes to spille on þe croys. And þan þei
45 brought oute be-fore þe eyne of þe wrecchyd moder ihesu, my swete sone, corounede with a coroune of þornes vpone his hed, & his eyne al paal & his face al rede of blode & þe her of his hed hangyng ouer his eyne al be-bled, and beryng a croys vpone his bak þat he schuld on dye, and a corde abowte his nek, as a comun thef put be-twene to theuys. And
50 whan I say þis cruel syght, þanne faylyd I al my strenkþe; and þanne waxid my sorow newe whan I say him & for moche pepyl I myght not come ny him, I cryed to him & he myght not here me for þe pepyl þat folowed him. And þanne sayde my sustere to me: ‚Go we, mary, be þis way, for þis is þe nere way, and þanne we schul mete with

(1) Ms. lete in lefe korr. (2) = gastful.

ȝoure sone and speke *with* him or he dey'. And þanne I ros vp anone as a woman strenthede *with* a newe spyryte, & went swythe on þ*at* by-wey: & sodeynly I met *with* my sone ih*e*su, in þe hye-wey beryng þe croys vpon his bak. And þanne sayde I þise wordes to my swete sone Ih*e*su: ‚A, my swete sone ih*e*su, whider goost þ*ou* þus swythe so heuyly chargyd *with* þ*at* croys? what thenkyst þ*ou* to do *with* þi moder to lete me þus alone & in dispeyre? thenkyst þ*ou* forsake me þus? A, my swete sone ih*e*su, take to me, þi moder, þ*at* croys, and I shal bere it vp-on myn owne bake. And, sone, dey þ*ou* not *with*-oute þi moder ne go þ*ou* not fro þi moder, but, my swete sone, lete vs lyue to-gedrys and dey to-gedrys.' And þanne my swete sone ih*e*su, hauyng more rewþe on his owyn moder þan on his owyn payne þ*at* he suffred, anone for my sorow he fel doun vndir his croys þ*at* he bare. And anone for sorow of my swete sone ih*esus* I fel doun as a woman þ*at* had ȝeuyn vp hir last spiryte. & þere were we bothe al to-troden of þe pepyl, and my sone ih*esus* constreynede to aryse and goo forth *with* his croys, and þe wikked iewes and cruel me (1), þe moder of ih*e*su, vyolently departed me fer fro my sone; and euer lay my sone vnder þe croys. And þe wikked iewes constreyned a man, we called him Symeon, to bere þe (2) croys to a place was clepid Caluarye. & þan þe cruel iewes smyte my sone ih*esus* *with* heer fete & bete him *with* scourgis, & made him-self bere þ*at* croys vpon his bak vp at þe mounte of Caluarye: and þus hyed þe wykked iewes to offre vp þ*at* lotheles lambe — and *with*-oute alle othe, þ*at* was my swete sone ih*esus*. And þanne I, mary, most soroufulest of alle moders, pursuyd after my swete sone ih*e*su as fast as I myght, to se what deth þ*at* lombe schuld suffre þ*at* was my solas and my ioye. And vnneþe myght I come to þe mownte of caluarye, but as I was susteynede by my susters — so wery & ful woo was my body. And by þe tyme þ*at* I come to þe mownte of caluarye, þe wykked iewes had do my sone vpon þe cros, & arered vp þe cros & put it in þe erthe. And þanne lokyd I vpon my swete sone ih*e*su *with* my wepyng eyne bitterly wepyng & crying, and sayde to hi*m* þise wordes: ‚A, my swete sone ih*e*su, A my most loue ih*e*su, why lokyst þ*ou* not vpon þy soreful moder? why spekyst þ*ou* not to þi soreful moder? why wolt þ*ou* leue me þus alone? whedir schal I go, my swete sone ih*e*su? In what hous schal I rest me, my swete sone ih*e*su? A, my swete sone, though þ*ou* haue no rewþe on þiselfe, haue rewþe on þi soreful moder!' And whanne my swete sone ih*e*sus herde me þus crye & wepe, he cast his eyne vp-on me and vnneþe he sayde to me þise wordes: ‚Woman, be of good comforte, for herfore I come in to þis worlde and herefore I toke þ*is* body of þe þ*at* here hangyth on þe croys, to day (3) for helpe of ma*n*nys soule & to byy þe soules oute of peyne þ*at* were lost for synne; and þerfore I suffre þis cruel & harde passion þ*at* þ*ou* seeste. & þerfore, moder, rest now of þi wepyng & of þi crying: for þis is my fadres wille; and alsoo, moder, lat it be þi wille: for in my deyinge I shal sle deth & *with* þe victorie of my passiou*n* I schal aryse þe thrid day. And þerfore, moder, þ*at* ilk meyn-tyme take here Jon, my dyscyple þ*at* I loue weel: lat him be þi sone, & be þ*ou* his moder; and to him I take þe to warde, for now I schal deye on þe croys'. And whanne my sone ih*e*su had seyde þise wordes, he cast vp his eyne in to heuene and bytoke his fader his soule, and so *with* a gret crye he ȝalde vp his spyryte. And þan I, mary, felle doun vp-on þe erthe, & alle þe pepyl wende I had be dede. And aboute þe houre of none þ*er* come cruel knyȝtys & stode before my sone, & one of hem *with* a spere openyd his syde and clefe his hert on-two, & þ*at*

---

(1) Im Ms. ist to vor me vorgeschrieben. (2) Ms. a. (3) l. dey.

sorowe cleft myn hert on-two. And whan my sonys syde was þus openyd & his hert clowyn a-two, þan went þe knyȝtys her way. And þanne come Joseph of Aramathie, a nobyl man and ryȝtful, and wolde a takyn doun my swete sone ihesus of þe croys. And whan I say him, I wax
5 qwyk aȝeyne on my spyryte & toke strengthe to me and sayde: ‚A, my swete Joseph, wolt þou take doun þe body of my swete sone ihesu? now I pray þe, swete Joseph, take him doun & delyuir him to his wrecchyd moder, þat dede body of my sone'. And þan Joseph sayde ful curteysly to me: ‚A, mary & moder of ihesu, goddys sone of heuene! A, holy lady, & abowyn
10 alle blyssyd, & euer holy! A, moder & mayde & moder with-oute (wemme) abyde alytil whyle and lete be þi wepyng & þi sorowe: ffor I vndirstonde þou be blissed amonge alle wymmen, and I beleue þat þi sone wil aryse fro deth to lyue in a schorte tyme. & þerfore, worthy lady, lete vs now in þe meyne-tyme worthyly bery þis holy body! for to-morow is halyday & we
15 mowe not worche.' & whan Joseph had sayde þise wordes to me, I was sum-what comfortyd þer-with, & helpyd to wasch my sonys body þat was defoulyd with spittyng, betyngis & bledyng. & whan we had waschid it, we wypyd it & anoyntyd it. And so at þe laste I was smete with a newe sorowe, & þanne I sayde þise wordes to my swete sone þer he lay dede: ‚A, clene
20 flesch & vnwemmyd þat lyest þer, þat were of my flesch, why woldist þou þus deye on þe croys & be offeryd for synne? for þou art holy flesch & clene fro alle-maner synne; and thow hast sore bouȝte þe synne of alle men.' And whan I had sayde þise wordes, I fel doun vp-on þe body of my swete sone ihesu wepyng bitterly & crying sore. & þan I kyste þe
25 woundys of his hede, & þan of his handys, & þanne of his fete, & þanne þe wounde on his syde, & þanne I cleppyd al þe body in myn armes & kyssyd it & sayde þise wordes: ‚A, my swete sone ihesu! I, þi wrecchid moder, wende neuer to haue seyn þis of þe, noþer þise sorowes haue suffrede for þe, but I wende for to haue had many ioyes & neuer a departyd fro þe'.
30 And while I seyde þise wordes, Joseph & his felawes hyede hem swythe to wynde & bynde my sone in a clothe. And whanne þei had bounde þat o party of his body & wolde haue bounde þat oþer, I fel doun to þe woundys þat were bounde, & vnbounde hem aȝeyn, & efte aȝeyn; and þan was I smete with a newe sorow, þat I myght not suffre hem to bynde him, of
35 a longe tyme; & for my sorow & for þe lamentacioun þat I made vnneþe myȝth þei alle þat þer stode take þe dede body fro me. And so at þe last þei wolde bere him to þe sepulcre: I folowyd hem wepyng & crying won-dyrly sore. & whanne þe come to his sepulcre, þei wolde haue byryed him anone. And I myȝth not suffre þat in no wyse, but mekely I prayed
40 hem in þis maner & sayde: ‚A, ye nobyl men & ȝe holy wymmen, byry not ȝet my swete sone ihesu, but suffre me to haue my sone a lytil while in myn armys, þat I may kisse hym'. And whan þei say þe grete sorow þat I was In, þey mad gret lamentacioun and abode a lytyl while. So at þe last þei wolde nedys byry him. Þan cryed I & sayde: ‚byry me with
45 him, for I may not lyue with-oute him'. And þanne Joseph & his fela-wys worschipfully departed me fro þe sepulcre, & honestly & worschip-fully byryed my sone ihesu. & whan he was byryed, I stode with-oute þe toumbe wepyng & crying, & fulfyllyd al with sorow seyde þise wordes: ‚A, aungel gabryel, þou saydeste to me „hayle mary ful of grace": and
50 byholde! I am now ful of sorow. Þou saydest to me „oure lord is with þe", & byholde, now my lord & my loue is put awey fro me, þat I may not him se. Also þou saydest to me „Blyssyd be þou amonge alle wymmen", & byholde, now of alle wymmen I am tormentyd and cursyd. And at þe laste þou saydest to me „Blyssyd be þe fruyte of þi wombe", &
55 byholde, now my sone, þat is þe fruyte of my wombe, is here wykkedly I-sleyn & now lythe here in toumbe fulle of woundys.' And whan I had sayde þise wordes, I fel doun for sorowe vp-on þe erthe. & þanne Jon,

þat was chargyd of my sone on þe croys to be my sone, saugh me þus sorowe: he toke me vp in his armes. & for febylnesse of my body I myght not stonde, but as Jon & oþer wymmen lad me in to ierusalem. And as I went, I turnede my hede ofte aȝeyne for sorow þat I was departede fro þe sepulcre of my swete sone ihesu; & alle þat saugh me in þe wey were temptyd to wepe ffor þe sorow & lamentacioun þat I made. And þanne Jon lad me home in to my chaumbre & sayde to me þise wordes: ‚Now rest here, þe moder of my lorde, vpone (triste) of arysynge of þi swete sone ihesu & my lord, & cese of þi sorowe! And, lady, I am ȝouyn to be þi sone, þat am not worthy to be þi seruaunte, ffor Jon may not be lyknyde to ihesu, þe sone of ȝebede to þe sone of god, ne þe seruaunt to his lord, ne þe dyscyple to his mayster, ne no creature may be lyknyde to him þat made him. But neuer-þe-lasse, my reuerende lady, I schal worschippe ȝow in al þat I can, & with al my strenkþe serue ȝow'. With þise wordes, & many oþer wordes, Jon confortyd me ofte-tymes, and euer was redy me to plese, vnto þe resurreccioun of my swete sone ihesu. And whanne we saugh him aryse fro deth to lyue, þanne were we fulfyllyd with more ioye þanne we were raþer with sorowe, I-blyssyd my swete sone ihesu." And þus endyth oure ladyys lamentacioun with gret ioye of goddys resurreccioun. He graunt vs his benysoun.

Amen Amen Amen Amen

(Folgt Parce michi domine. Diese Hs. enthält früher The lyfe of Adam, und später, nach vielen wertvollen lat. chronistischen und geschichtlichen Notizen, noch Lydgates Marienleben.)

*10. Vita prothoplausti Ade.**

Ms. Queens Coll. Oxford 213, f. 1. (15. Jahrhundert.)

Cum expulsi essent Adam et Eua de paradisi delicijs, fecerunt sibi tabernacula & fecerunt dies luctus & lamentacionis & in magna tristitia. post autem dies septem ceperunt esurire et querebant sibi escas vt manducarent, & non inuenerunt. et dixit Eua ad Adam: „homo meus, esurio; vade, quere nobis escas vt manducemus, vsquequo videamus si forsitan miserebitur nostri & recipiat nos dominus deus et reuocet nos in locum quo eramus". Et surrexit Adam et ambulauit dies septem per omnem

* Vgl. Wilh. Meyer, Vita Adæ et Evæ, München 1879 (Abh. der bayer. Akad. d. Wiss. I, Bd. XIV, p. 186—250), der die Entstehung und Verzweigung des ursprünglich wohl noch vor Christus von einem Juden hebräisch verfaſsten, dann ins Griech. und (im 5. Jahrh.) ins Lat. übertragenen Adamsbuches aufdeckt und einen kritischen Text aus den verschiedenen Hss. zu geben versucht. Der sehr verstümmelt und umgestaltet erhaltene griech. Text ist ed. in Tischendorf, Apoc. apocr. 1866; Ceriani Monumenta sacra, Mailand 1868; Roensch, Buch der Jubiläen, Leipzig 1874. Der griech. und lat. Text enthalten nur Stücke des Urtextes, und zwar zur Hälfte verschiedene. Dillmann, „Das christl. Adambuch des Morgenlandes" (in Ewald, Jahrb. V) gab einen (aus dem Arab. übersetzten) äthiopischen Text in deutscher Übersetzung, Trumpp, „Das arab.-äthiop. Adambuch" (Abh. der bayer. Akad. Bd. XV, 1881) diesen Text selbst heraus. — Eine deutsche Bearbeitung, Lutwins Adam und Eva, wurde ed. von K. Hofmann und W. Meyer (Stuttg. Litt. Ver. 1881). — Da es für die engl. Bearbeitungen von Wichtigkeit ist, die in England verbreitete Gestalt der lat. Vita zu kennen, so gebe ich hier den (freilich arg entstellten) Text des Ms. Queen's Coll., der sich an Ms. 17151 der Codd. lat. Mon. anschlieſst.

patriam illam, & non inueniebat (escam) qualem habebant in paradiso. Et dixit Eua ad Adam: „Domine mi, putas ne moriamur fame? vtinam ego moriar! forsitan introducet te dominus iterum in paradisum, quia propter me iratus est tibi deus. vis interficere me & forte introducet te deus in
5 paradisum; mei enim causa expulsus es inde.“ „Noli“, respondit Adam, „talia dicere, eua! ne forte iterum aliquam malediccionem introducat super nos dominus deus; non enim fieri potest vt mittam manum meam in carne mea. Sed surge & queramus vt manducemus & non deficiamus.“ Et ambulantes septem diebus nichil inuenerunt sicut habebant in paradiso, Sed
10 hoc tantum inueniebant sicut animalia edebant. Et Adam ad Euam: „(hec) tribuit deus animalibus vt edant; nobis autem erat esca angelica; quapropter iuste & digne plangimus ante conspectum domini dei nostri qui fecit nos. sed eamus & peniteamus magna penitencia: forsitan miserebitur nostri deus dominus & disponet nobis vnde vescamur & viuamus.“ Et
15 dixit Eua ad Adam: „Domine mi, dic michi quid est penitencia, & qualiter penitebimus; ne forte laborem in nobis ponamus quem sustinere non possumus, & non exaudiantur preces nostre & conuertat dominus deus faciem suam a nobis, quia inique egimus. Quantum, domine mi, indica michi debeam penitere, quia ego induxi laborem et tribulacionem“. Et dixit
20 Adam: „non potes tot dies penitere vt ego. Sed quod ego precipio fac, vt salueris. Ego enim quadraginta dies laboro(se) debeo ieiunare; tu autem vade ad tigris flumen & tolle lapidem & sta super ipsum vsque ad collum in altitudine fluminis, et non egredietur sermo de ore tuo, quia indigni sumus rogare dominum nostrum, quoniam labia nostra polluta sunt de
25 ligno contradicto et illicito; et esto in aqua fluminis xxxiij diebus. Ego autem stabo in aqua Jordanis xl diebus, & forsitan miserebitur nobis dominus deus.“ Et ambulauit Eua ad Tigris flumen & fecit sicut dixit ei Adam. Similiter perrexit Adam ad iordanem & stetit vsque ad collum super lapidem in aqua. Et dixit Adam: „vobis dico, o aque Jordanis,
30 condolete michi & segregamini & circumdate me! Lugete pariter mecum, non vos sed me, quia non vos peccastis sed ego.“ Statim omnia animancia venerunt & circumdederunt illum, Et aqua Jordanis stetit ab illa hora non habens cursum suum. Et transierunt dies decem & octo: Tunc iratus est Sathanas & transfigurauit se in claritatem angeli & abijt
35 ad flumen Tigris ad Euam, et inuenit eam flentem: & quasi condolens incepit flere & dixit ei: „Egredere de flumine & noli plorare! Jam cessa de tristicia & de gemitu tuo quo solicita es, & Adam vir tuus! Audiuit enim dominus deus gemitum vestrum & suscepit penitenciam vestram, & nos omnes angeli rogauimus pro vobis deprecantes dominum, & misit
40 me vt educerem vos de aqua & darem vobis alimenta que habuistis in paradiso, eo quod ita penitueritis. Nunc ergo egredere, & perducam vos in locum vbi paratus est vobis victus.“ Hec audiens Eua credidit et exiuit de aqua fluminis: et caro eius virida erat quasi herba, pre frigore. Et cum egressa esset de aqua, cecidit in terram: et erexit eam angelus
45 diaboli de terra & perduxit eam ad Adam. Adam autem cum vidisset eam & Sathanam antecedentem illam, exclamauit cum fletu dicens: „Quomodo iterum seducta es ab aduersario nostro, per quem alieni facti sumus de habitacionibus paradisi & leticia eius?“ Hec cum vidisset Eua & cognouisset quod diabolus fecisset eam egredi de flumine, & cecidit super
50 faciem suam in terra, & duplicatus est dolor & gemitus eorum. Adam autem exclamauit dicens: „ve tibi, diabolica invidia, quod expugnas nos. Quid tibi contra nos? aut quid nobis malicia tua? Nunquid nos abstulimus gloriam tuam? aut quid fecimus tibi? quid fecimus quod persequeris?

2 Ms. putas mi putas. 10 hec fehlt. 21 Ms. laboro (*al.* om.). 30 *al.* seg. omnia natantia. 37 *al.* quid st. quo. 42 Ms. victum. 48 *al.* audisset. 49 *al.* cognovit (& om.).

Inimice impie invidiose ingemiscens, vade responde.“ Et diabolus dixit: „O adam, tota inimicia, invidia & dolus meus a te est, quoniam propter te est, quoniam propter te expulsus sum de gloria mea, & alienatus de claritate quam habebam in celis in medio angelorum propter te eiectus sum in terra.“ Respondit adam & dixit ei: „Que est culpa mea, cum 5 non sis lesus a me? aut quid nos persequeris?“ Respondit diabolus & dixit ad adam: „Tu qui dicis nichil fecimus tibi, Tui causa eiectus sum. Quando enim tu plasmatus es, ego a facie dei proiectus sum & foras a societate angelorum missus. Quando insufflauit deus spiritum vite in te Et factus est vultus tuus & similitudo tua ad imaginem dei, & adduxit 10 te Michael & fecit (te ad)orare in conspectu dei; Et dominus deus: ‚Ecce Adam ad imaginem & similitudinem nostram creatus est, adorate eum!‘ Et egressus Michael vocauit omnes angelos dicens: ‚Adorate imaginem dei sicut precepit dominus deus‘, Et ipse Michael primus adorauit, & vocauit me & dixit michi: ‚Adorate imaginem dei‘. Et ego respondi: ‚Ego nolo adorare Adam‘. 15 Et cum compelleret me adorare Michael, dixi ad eum: „Quid me compellis? Non adorabo deteriorem me & posteriorem omnis creature. Antequam fieret, ego sum, & ille me debet adorare‘. Hec audientes ceteri angeli qui sub me erant, noluerunt adorare. Et ait Michael: ‚Adorate imaginem domini dei. Si non adoraueritis, irascetur vobis deus.‘ Et ego dixi: ‚Si irascatur 20 michi deus, ponam sedem meam supra sidera & ero similis altissimo‘. Et iratus est michi dominus deus & iussit me expelli & foras mitti de gloria mea: Et tui causa exul factus sum de habitacionibus meis & proiectus sum in terra, Et statim factus sum in dolore de tanta gloria mea. Et quod te vidi in leticia deliciarum mearum, tolerare non potui: Et ideo 25 dolo circumueni mulierem & feci te expelli de delicijs leticie tue, sicut ego expulsus sum de gloria mea.“ Hec audiens Adam (a) diabolo, exclamauit cum magno fletu & dixit: „Domine deus meus, in manibus tuis vita mea: fac vt iste aduersarius meus longe sit a me qui querit animam meam perdere, & da michi gloriam quam per ipsum per- 30 didi.“ Et statim euanuit diabolus. Adam vero perseuerauit quadraginta diebus in penitencia, stans in aqua Jordanis. Et dixit Eua ad Adam: „Viue domine tu, domine meus! tibi concessum est viuere, quoniam nec primo nec secundo preuaricatus es nec seductus. Sed ego seducta sum & preuaricata, quoniam non custodiui mandatum domini 35 dei, & nunc de flumine(!). Sed vadam ad occasum solis et ero ibi vsque moriar.“ Et cepit ambulare ad partes occidentis, Et cepit lugere & amare flere. Et fecit sibi habitaculum, habens in vtero Cayn. Et cum appropinquasset tempus partus eius, cepit doloribus conturbari: Et exclamauit ad dominum deum dicens: „Miserere domine, adiuua me!“ nec exaudiebatur; 40 nec erat ei requies vlla. Et dixit intra se: „quis nunciabit domino meo Adam? Deprecor vos, o luminaria celi, dum ve(r)timini ad orientem, nunciate dolores meos domino meo Ade!“ Et dixit Adam intra se: „planctus venit: ne forte iterum serpens pungnet cum Eua?“ Et ambulans inuenit eam in luctu & gemitu magno. Et dixit Eua: „ex quo eua vidi 45 te, domine mi, refrigerauit anima mea in dolore meo. Nunc autem deprecare dominum pro me, vt exaudiat te & liberet me de doloribus meis pessimis.“ Et deprecatus est Adam dominum pro Eua. Et venerunt duo angeli & due virtutes de celis, stantes a dextris & a sinistris eciam: et Michael stans a dextris tetigit a facie eius vsque ad pectus & dixit: 50 „vere tu liberata es, Eua, propter (Adam), quoniam oraciones eius magne sunt ante dominum. Et missus sum ad te vt accipiat adiutorium vestrum.

1 ingem. nach Et zu vers. 3 te — te tilge. 15 l. adora. 26 Ms. dolore. Ms. deliciis tuis &. 31 *al.* ipse perdidit. Ms. perseuerauerit. 36 *al.* & nunc separa me a lumine vitæ istius. 47 Ms. deprecor. 49 eciam st. Eve. 51 Ms. propter quem. 52 *al.* accipias a. nostrum.

Et surge & parare ad partum!" Et peperit (filium) et erat lucidus. Et continuo surrexit infans & cucurrit animalibus suis tollere herbam. Et nomen eius vocatus est Cayn. Et tulit adam puerum & Euam & perduxit eos ad orientem. Et misit dominus deus ad Adam angelum Michaelem cum
5 seminibus diuersis & dedit illi: Post hec ostendit ei laborare & colere terram, ut haberet fructum & viueret, ipse & omnes generaciones post ipsos. Concepit iterum filium Eua, filium nomine Abel. Et manebat Cayn cum Abel in vno loco. Et dixit Eua ad Adam: „Domine mi, dormiebam & vidi quasi sanguinem filij nostri Abel ingredi in ore fratris
10 sui Caym et deglutiuit eum." Et dixit Adam: „Ve, ne forte interficiat Caym Abel, fratrem suum! Sed separemus eos ab inuicem & faciamus eis singulis mansiones." Et fecerunt Caym agricolam, Abel vero pastorem ouium, Et separauerunt eos ab inuicem. Post hec interfecit Caym Abel. Erat autem annorum Cxxx. Et post hec cognouit Adam vxorem
15 suam et genuit filium & vocauit nomen eius Seth: Et dixit Adam ad Euam: „Ecce genui filium pro Abel quem occidit Caym." Et postquam genuit Adam Seth, vixit annos ccc, & genuit filios xxx & totidem filias. Sic genuit filios & multiplicati sunt super terram in nacionibus suis. Et dixit Adam ad Seth: „Audi, fili mi Seth, & referam tibi quid vidi &
20 audiui. postquam eiecti fuimus de paradiso ego & mater tua Eua, cum essemus in oracione, venit ad nos Michael archangelus, domini nuncius: Et vidi currus tamquam nutus & rote eius erant ignee, & raptus sum in paradiso iustitie. Et vidi dominum sanctum, & in conspectu eius erat ignis incedens intolerabilis; & multa millia angelorum antecedebant
25 currum dei Et alia multa millia angelorum erant a dextris & a sinistris currus dei ... Et dixi: ‚conuerte, domine, animam meam in requiem tuam, quia morior Et spiritus meus exibit de corpore meo. Ne proicias me a facie tua quem de limo plasmasti, domine! Ne despicias quem nutriuisti gracia tua! Et ecce verbum (tuum) incendit me'. Et dixit ad me dominus
30 deus: ‚quoniam figuracio cordis & corporis mei factus es, diligens scienciam, propter hoc non tolletur semen tuum vsque in secula ad ministrandum michi.' Et cum hec verba audissem, prosterni me in terra & adoraui dominum dicens: ‚Tu es deus eternus & summus, Et omnes creature dent tibi honorem & laudem. Tu es super omne lumen effulgens lux
35 incomprehensibilis, virtus viuens: tibi dicam laudem & honorem spiritualem. viuentem me facies & omne genus humanum multitudine misericordie tue'. Et postquam adoraui dominum, statim Michael Archangelus dei apprehendit manum meam & eiecit me de paradiso visitacionis dei. & tenens in manu sua virgam tetigit aquas que erant ..... in hoc seculo
40 in tempore quo missurus (est) filium suum in terris generi humano saluando. Tunc apparebit in flamma deus & ex ore maiestatis sue dabit omnibus mandata & precepta, & sanctificabit illum in domum habitacionis maiestatis sue. Et edificabunt ibi domum domino suo qui apparuit illis. Et preteribunt preceptum eius, & incendetur sanctuarium eius et
45 terre eorum deserentur & ipsi dispergentur, propterea (quod) exacuerunt deum. & die tercio saluos faciet illos de desperacione illorum: & iterum edificabunt domum dei, et exaltabitur nouissime domus dei magis quam prius. Et iterum exsuperabit iniquitas equitatem. Et post hec habitabit deus cum hominibus in terris: Et tunc incipiet equitas fulgere & domus
50 dei ſeculorum honorabitur & non poterunt amplius nocere hominibus qui sunt in deo credentes. Et suscitabit dominus plebi sue saluatorem in

1 *al.* para te. 2 Ms. instans. *al.* et manibus suis tulit h. et dedit matri. 19 Ms. Vidi st. audi. 20 Ms. mea tua. 22 *al.* currum t. ventum. 23 *al.* sedentem. 26 Ms. conuertere. 27 Ms. exiuit. 32 l. prostraui. 42 *al.* sanctificabunt eum in domo. 46 *al.* dispersione. 47 *al.* maior. 51 Ms. suscitabitur. *al.* plebem fidelem quam salvabit.

secula seculorum Amen: Et impij punientur qui noluerint amare legem ipsius; celum & terra noctes & dies & omnes creature obedient ei & non preteribunt preceptum eius nec mutabunt opera sua. Sed & hi omnes mutabuntur qui derelinquent mandata dei. In die illa repellet deus a iustis impios & illi permanebunt sicut sol in conspectu dei. Et tempore 5 illo felix erit homo qui correxit animam suam, quando erit iudicium magnum dei in omnes mortales et inquirentur facta eorum a deo iusto judice.“ Et postquam factus est Adam annorum nongentorum triginta, sciens quoniam dies vite sue finirentur, dixit: „Congregentur ad me vniuersi filij mei, & benedicam eis antequam moriar, & loquar cum eis.“ Et 10 congregati sunt in tres partes in conspectu patris eorum ante oratorium vbi adorabat Adam dominum. Et cum congregati fuissent, omnes vna voce dixerunt: „Quid tibi, vt quid congregasti nos? Aut quare iaces in lecto?“ Respondit Adam & dixit: „ffilij mei, male michi est, doloribus afficior.“ Et dixerunt ei omnes filij: „Quid est, pater, male habere?“ 15 Tunc filius eius Seth dixit: „Pater, ne forte desideres de fructu paradisi vnde edebas, & contristaris desiderio? Indica ergo michi, pater, si ita est, & vadam prope paradisum & mittam puluerem in caput meum & prosternam me in terra ante portas paradisi & plangam in lamentacione maxima deprecans dominum deum, & forsitan exaudiet me & mittet 20 angelum suum, & afferet michi de fructo quod desideras, vt manduces & obliuiscaris.“ Respondit Adam: „Non, fili, non desidero, sed dolores pacior.“ Respondit Seth & dixit: „Quid est dolor, pater? noli nobis abscondere, sed dic nobis!“ Et respondens Adam dixit: „Audite, filij mei! quando fecit nos deus, me & matrem vestram, & posuit nos in paradiso 25 & dedit nobis fructum omnis arboris ad edendum, & dixit nobis vt de arbore sciencie boni & mali que est in medio paradisi non comederemus; & ipse dominus partem paradisi dedit michi & matri vestre, scilicet partem orientis & boree que est contra aquilonem (dedit michi), & matri vestre dedit partem austri & partem occidentis. & dedit nobis dominus 30 deus angelos duos ad custodiendum nos. Et vt venit hora, ascenderunt angeli in conspectu domini adorare. Statim habuit locum aduersarius diabolus absentibus angelis dei et seduxit matrem vestram vt manducaret de arbore illicita & contradicta. Et manducauit et dedit michi. Et statim iratus est nobis deus & dixit michi: ‚Quoniam dereliquisti mandatum 35 meum quod statui tibi, ecce inducam in corpore tuo lxx plagas doloris, ab inicio capitis vsque ad vngulas pedum per singula membra torquens.’ Et deputauit inflacionem doloris vna cum ardoribus. hec autem misit dominus ad me & ad omne genus humanum.“ Hec dicens Adam ad omnes filios suos, comprehendit(ur) magnis doloribus, et clamans magnis 40 doloribus constrictus dicebat: „Quid faciam infelix, positus in tantis doloribus?“ Et cum vidisset Eua eum flentem, cepit & ipsa flere dicens: „Domine deus, in me transfer dolores eius, quia ego peccaui & non ipse.“ Et dixit ad Adam: „Domine mi, da michi partem dolorum tuorum, quoniam hec mea culpa accidunt tibi.“ Et dixit ad eam Adam: „Exurge & 45 vade cum filio tuo Seth & vade prope portas paradisi & mitt(it)e puluerem in capite vestro & prosternite vos in terra & plangite ante conspectum domini dei: forsitan miseribitur & mittet angelum ad arborem misericordie de qua currit oleum vite, & dabit vobis vt vngatis me ex eo, vt quiescam ab his doloribus quibus consumor.“ Et abierunt Seth & mater eius 50 in partes paradisi. Et dum ambulabant, ecce subito (venit) serpens bestia & impetum faciens morsit Seth. Et cum vidisset Eua, fleuit dicens: „heu michi! maledicta sum, quia non custodiui precepta dei.“ Et dixit ad serpentem bestiam: „heu maledicte, quare non timuisti mittere te in imaginem dei, aut quare preualue(runt) dentes tui?“ Respondens bestia dixit voce 55

10 & st. ut. 14 Ms. doloribor. 15 paradisu. 28 Ms. Eburien st. boree.

humana: „O Eua, nunquid ad vos est malicia nostra? Nunquid contra vos est dolor furoris nostri? Dic michi, Eua, quomodo apertum est os tuum vt manducares fructum quo precepit dominus ne comederes. nunc autem non potes portare si tibi incepero pungnare!“ Tunc Seth dixit: „Increpet 5 te deus! Stupe & obmutescito, maledicte inimice confuse perdite, recede ab imagine dei vsque in diem quando deus te iusserit producere in probacionem.“ Et dixit bestia ad Seth: „Ecce recedo sicut dixisti, a facie imaginis dei,“ Statimque recessit bestia, sed plagato eo dentibus. Seth autem & mater eius ambulauerunt in partes paradisi. Tuleruntque pul- 10 uerem terre et posuerunt super capita sua, & prosternauerunt se in terram super faciem suam & planxerunt cum gemitu magno, deprecantes dominum deum vt misereretur Ade in doloribus suis & mitteret angelum suum vt daret eis oleum de arbore misericordie. Orantibus autem eis & deprecantibus horis multis, ecce angelus Michael apparens dixit: „Ego 15 missus sum a domino constitutus super corpus humanum. Tibi dico, Seth: Noli lacrimare orando & deprecando oleum de ligno misericordie vt pervngas patrem tuum Adam propter dolores; dico enim tibi quod nunc nullo modo ex eo poteris accipere. sed nouissimis diebus quando consummati fuerint quinque Millia & quingenti anni: Tunc veniet super terram 20 amantissimus dei filius xpus Ihesus resuscitare corpora mortuorum. Et ipse dei filius viuens baptiȝabitur in flumine Jordanis: Et cum egressus fuerit de aqua Jordanis, tunc de oleo misericordie sue omnes creature credentes in se accipient & (erit) oleum misericordie in generacionem & generacionem his qui renascentur ex aqua & spiritu sancto in vita eterna. Tunc descendet in 25 terris amantissimus dei filius & introducet patrem suum Adam ad arborem misericordie sue. Tu autem, Seth, vade ad patrem tuum, quoniam completum est tempus vite eius: Adhuc sex dies et exiet anima de corpore eius & videbis mirabilia in celo & in terra & in luminaribus celi.“ Hec dicens Michael statim recessit a Seth. Et reuersi sunt Seth et Eua. 30 Attulerunt autem secum odoromenta, idest nardum & crocum, calamum & cynamonium. Et cum peruenissent ad Adam, dixerunt quod serpens bestia morserat Seth. Et dixit Adam ad Euam: „Ecce quod fecisti nobis! Induxisti nobis plagam magnam, delictum & peccatum in omnem generacionem istam. Et hoc quod fecisti post mortem meam referes filijs 35 tuis! Quoniam sibi exsurgent ex nobis laborantes non deficient, sed maledicent nos, dicentes ‚he(c) mala intulerunt nobis parentes nostri qui fuerunt ab inicio‘.“ Hec audiens Eua cepit lacrimari & ingemiscere. Post sex vero dies venit mors ad Adam. Qui cum cognouisset quia venit hora mortis sue, dixit ad omnes filios suos: „Ecce sum annorum nongentorum 40 & triginta. Et cum mortuus fuero, sepelite me contra dominum in agris habitacionis illius.“ Et factum est, cum cessasset loqui, tradidit spiritum. Tenebratus est sol & luna & stelle per dies septem. Et ecce Seth amplexatus est corpus patris sui lugens desuper. Et Eua cum esset respiciens intextas manus habens super caput & super genua, et omnes filij 45 flentes amarissime, Ecce Michael apparuit stans ad caput eius, & dixit ad Seth: „Exurge desuper corpus patris tui & veni ad me & vide quid disposuerit de patre tuo dominus deus qui misertus est ei.“ Et ecce omnes angeli cantantes tubis dixerunt: „Benedictus es, domine, qui misertus es prothoplausto tuo Adam.“ Et cum vidisset manum extensam 50 domini tenentem Adam, tradidit eum Michaeli Archangelo dicens: „Sit in custodia (tua) vsque in diem separacionis in supplicijs vsque in annis nouissimis, quibus conuertam luctum eius in gaudium: Tunc sedebit in tronum illius qui eum supplantauit.“ Et dixit ad Michaelem & Oraelem angelos:

2 **Ms.** Sic. 7 **Ms.** recede. 12 **Ms.** misereatur. 21 *al.* veniens. 25 *al.* tuum. 34 istam st. nostram. 35 sibi st. qui. *al.* lab. non sufficient sed def. et m. 39 **Ms.** sunt. 40 *al.* contra ortum dei. 44 *al.* resp. in terram. 49 *al.* Tunc vidit Seth.. et.

„Afferte tres sindones biſſinas & expandite (super) corpus Ade & (aliis) sindonis vestite Abel filium eius.“ Et processerunt omnes virtutes angelorum ante Adam, vt sacrificarent dormicionem illius. Et sepelierunt eum & Abel in partibus paradisi, videntibus autem Seth & Eua, matre eius, alio nemine. Et dixerunt ad eos angeli Michael & Orael: „Sicut vidistis, ita sepelite 5 mortuos vestros.“ — Post sex vero dies quas mortuus est Adam, cognouit Eua mortem suam: Et congregauit omnes filios & filias suas, videlicet Seth cum xxx fratribus & totidem sororibus, Et dixit Eua ad omnes: „Audite me & referam vobis: Postquam ego & pater vester trangressi fuerimus preceptum domini, dixit Michael Archangelus: ‚Propter prevari- 10 caciones vestras generi vestro peccatum superinduxistis: dominus iram iudicij sui primum per aquam postea per ignem, In his duobus iudicabit dominus genus humanum. Sed audite, filij mei, ffacite ergo tabulas lapideas, & alias de terra luteas, & scribite omnem vitam patris vestri, que a nobis audistis & vidistis. Si per aquam iudicabit dominus genus 15 vestrum, tabule lutee soluentur ...“ Et cum hec omnia dixisset Eua filijs suis, expandit manus suas in celum orans Et inclinauit genua sua in terris adorans dominum deum graciasque agens tradidit spiritum. Et postquam factus est fletus magnus, sepelierunt Euam omnes filij eius. Et cum essent lugentes diebus iiij, apparuit angelus Seth dicens: „Ne 20 amplius lugeatis quam sex dies mortuos vestros, quia septima dies signum resurrectionis est, Et in die septimo requieuit dominus ab omni opere suo quod patrarat.“ Tunc Seth fecit tabulas lapideas & luteas & scripsit in eis vitam patris sui Ade & vitam matris sue Eue, & posuit eas in medio (domus) patris sui in oratorium vbi orauit Adam dominum. Et adhuc post 25 diliuium vise sunt a multis. Salomon namque sapientissimus inventis eisdem tabulis deprecatus est dominum; & apparuit ei angelus dicens: „Ego sum qui tenui manum Seth vt scriberet de ferro in lapides istos. Et ecce cognosces scripturam, vt scias vbi sunt lapides & vbi oratorium Adam et Eue vbi orabant dominum: Et ibi edificabis domum oracionis 30 domino deo.“ Tunc Salomon suppleuit templum domino deo. Et vocauit illas litteras achilicas, quod est latine lapidicas, id est sine labijs doctrina scriptas digito Seth. Et in his lapidibus inventum est quod prophetauit septimus ab Adam Enoch ante diliuium de aduentu xpi: „Ecce ueniet dominus in sanctis suis, faciens iudicium de omnibus, & arguet impios 35 de omnibus operibus suis quibus preuaricati sunt super terram. Adam vero, postquam passus est Ihesus, intrabit in paradisum.“

Explicit vita Ade &c.

(Die Rückseite des Blattes ist leer, dann folgt:)

De ligno sce crucis *

Post peccatum Ade, expulso eo de paradiso propter peccatum, dum clamaret in misericordia domini indutus periȝomate, ex benignitate suscepit promissum quod in fine seculorum daret ei deus oleum misericordie.

4 Ms. nomine st. nemine. 5 Ms. angelo. 14 Ms. salateas. vestris. 16 Ms. saluentur. 26 visi.

* Vgl. W. Meyer, „Die Geschichte des Kreuzholzes vor Christus“, München 1881 (Abh. der bayer. Akad. d. Wiss. I, Bd. XVI. p. 103—166), wo auch der lat. Text nebst provençalischer Übersetzung abgedruckt ist (p. 131—148). Diese lat. Legende, häufig mit der Vita Adæ verbunden, ist ein erst seit dem 12. Jahrh. allmählich entstandenes Produkt der Sage. Vgl. auch Pieper, „Der Baum des Lebens“, Berlin 1863; C. Schröder, „Van deme holte des hilligen cruzes“, Berlin 1869; Mussafia Sulla legenda del legno della Croce (Sitzungsber. d. Wien. Akad.,

Venit enim in valle Ebron cum Eua, vxore sua, ubique pertulit multos labores in sudore corporis & in contricione cordis. Natique sunt ei duo filij, nomina quorum sunt: Caym & Abel. Cumque ex insti(tu)cione legitima in montibus sacrificarent, respiciebat dominus ad munera Abel, quia iustus
5 erat; ad munera Caym non, quia ex nequicia cordis offerebat. Cumque uideret Caym quod ad munera sua non respexit deus, accensus invidia occidit Abel. Cumque videret Adam quod Caym fratrem suum interfecisset, ait: „Ecce tot mala contingunt per mulierem! Viuit dominus non agnosco eam", abstinuitque se ab ea ducentis annis. sed postea per
10 preceptum domini iterum recognouit eam. de qua accepit filium nomine Seth. Adultus vero Seth factus est iuuenis obediens patri. Cumque nongentis annis & triginta duobus uixisset in valle hebron Adam, fatigatusque extirpacione veprium inclinans super bipennem suam cepit contristari & intimo meditari quia multa mala videbat pululare ex posteri-
15 tate sua in mundo: Cepit enim tedere uite sue. vocauit ergo Seth, filium suum, ita dicens ei: „Fili, veni et mittam te in paradisum ad cherubin qui custodit atrium ligni vite cum gladio flammeo atque versatili." Ad quem filius: „Presto sum." Cui pater: „Vade & vice mea precato eum ut certitudinem michi renunciet de oleo misericordie quod michi promisit
20 dominus dum expelleret me de paradiso." Paratus autem Seth in hunc modum pergendum, ita premunitus est a patre: „Versus orientem in capite huius vallis inuenies viridem viam que te ducet ad paradisum. Sed vt illam cercius agnoscas, inuenies passus marcidos, qui sunt tam vestigia mei quam matris tue, Cum per eandem incederemus expulsi de
25 paradiso. Tanta enim peccata nostra fuerunt quod nunquam postea vbi pedes nostri calcauerunt, herba viridis potuit crescere." Taliter enim Seth edoctus a patre perrexit ad paradisum. In itinere uero stupefactus propter splendorem paradisi, credidit enim ardorem ignis; sed premunitus a patre, signauit se tetha, & prospero gressu peruenit ad paradisum. Cum-
30 que videret eum cherubin, sciscitatus est ab eo causam sui itineris. Seth ita respondit: „Pater meus senio confectus uite sue tedens misit me ad te: Orat enim te quatinus certitudinem olei a deo promissi ei renunciare digneris." Cui angelus: „Vade ad hostium paradisi, & intromisso solummodo capite intuere diligenter que & qualia sunt ea que tibi in paradiso
35 apparuerint." Quod & factum est. Intromissoque capite, tantam intuitus est amenitatem quantam nulla lingua hominum possit enodare. Amenitas autem illa erat in diuersis generibus fructuum, florum & cantu ameno. In paradiso enim fontem lucidissimum intuebatur, vnde quatuor flumina manabant, Nomina quorum sunt hec: Phison, Gison, Tigris, Eufrates —
40 hec flumina totum mundum replent aquis. Super fontem autem magna arbor stabat valde ramosa, sed cortice & folijs nudata. Meditari ergo cepit Seth quare hec arbor nudata esset: & recolens marcidos passus propter peccata parentum suorum, eadem coniectura cepit meditari in corde arborem illam ita nudatam esse propter peccata parentum suorum.
45 Reuersus ergo ad angelum vniuersa que viderat diligenter narrat, pre-

phil. Kl., 1879); Zöcker, „Das Kreuz Christi", Gütersloh 1875; A. Graf, La leggenda del Paradiso terrestre, Turin 1878. Stücke dieser Leg. sind in die engl. Bearbeitungen der Adamssage eingeschoben. Von der lat. Leg. sind nur wenige Mss. erhalten; ein anderes ist Ms. Laud 471, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts (letztere Hs. enthält aufserdem lat., franz. und engl. Homilien in buntem Durcheinander, nebst Sammlungen von lat. Narrationes, die hier noch nicht mit den einzelnen Predigten verbunden sind, sondern ad libitum für dieselben ausgewählt werden konnten. Mehrere dieser Narr. stimmen mit denen der nördl. Homiliensammlung).

9 *al.* cognoscam. 15 enim st. eum. 22 Ms. inveniens. 28 enim st. esse. 29 Ms. techa st. theta.

cepitque ei angelus ut iterum ad hostium rediret & alia videret. Intuitusque est serpentem circa arborem nudatam promeantem, & viso illo stupefactus redijt. precepitque ei angelus tercio ut rediret. Ipse vero ad hostium tercio regressus uidit arborem iam dictam usque ad celos eleuatam & in summitate arboris ut paruulum iam natum & pannis 5 inuolutum. Quo uiso stupefactus cum iam reclinaret super terram, uidit radices iam dicte arboris terram penetrantes usque ad infernum pertingere; vbi cognouit animam fratris sui Abel. sicque regressus tercio ad angelum, que uiderat diligenter narrauit. Cui angelus cepit dicere de pueri uisi benignitate: „puer quem modo uidisti, filius dei est, 10 qui deflet iam peccata parentum tuorum, & dabit, cum venerit plenitudo temporis, hic oleum misericordie promissum; qui & faciet parentibus tuis (&) posteritati eorum misericordiam. & hic est uera proprietas dilectionis.“ Seth ita edoctus ab angelo cum vellet discedere, dedit ei angelus tria grana pomerij de quo manducauerat pater eius, ita dicens ei: „Infra 15 triduum cum ad patrem ueneris, expirabit pater. Hec tria grana pomerij infra os eius pones: de quibus surgent tres arborum uirge: vna vero arbor erit cedrus, altera cipressus, tercia pinus. In cedro intelligimus patrem, quia ceteris arboribus alcius crescere consueuit. In cipresso filium, quia ceteris arboribus fragrancior dulcedinem nobis insinuat. In 20 pinu spiritum sanctum, quia multos generans nucleos dona sancti spiritus predicat.“ Regressus itaque Seth, prospero cursu venit ad patrem. Cumque patri omnia que audierat ab angelo et viderat nunciaret, gauisus pater risit & letatus est semel in tota vita sua. Ita letificatus Adam & certificatus, clamauit dicens: „Sufficit michi, domine, uita mea.“ Obijt 25 autem Adam infra triduum sicut iam dictum est ab angelo. Sepeliuitque eum Seth in valle hebron, & grana predicta subtus linguam eius posuit. ex quibus tres virge in breui surrexerunt tempore, vnius vlne longitudinem habentes. In ore autem Ade steterunt uirge ille ab Adam usque ad Noe, & a noe vsque ad Abraham, ab Abraham usque ad 30 Moysen, nunquam crescentes nunquam decrescentes, nunquam uiriditatem amittentes. Cumque Moyses propheta populum israeliticum ex egipto & seruitute Pharaonis trans mare rubrum educeret, dimerso Pharaone cum exercitu uenit in Ebron. Cumque castra fixisset Moyses, in vesperas sicco populo apparuerunt tres virge que in ore Ade stabant. arripiens 35 ergo illas in timore domini, spiritu prophecie clamauit: „Vere, iste tres uirge Trinitatem sanctam demonstrant.“ Dum autem illas Moyses ex ore Ade extraheret, tanta fragrancia totum repleuerunt exercitum ut se iam crederent in terram promissionis translatos. Tali namque indicio letificatus, Moyses panno mundissimo eas inuoluit & secum pro scanc- 40 tuario, quamdiu in desertum fuit, scil. xl quatuor annorum spacio, tulit: Cumque aliqui in excercitu percussi a serpentibus siue ex ceteris vermibus venenosis ueniebant ad prophetam, & deosculantur uirgas illas, ac sanabantur. Contigit ad aquam contradictionis, cum filij Israel murmurarent contra dominum & contra Moisen, (fol. 10) in ira locutus est Moyses ita 45 dicens: „Audite rebelles & increduli! Nunquid poterimus eicere aquam de petra hac?“ Et percussit bis scilicem: & egresse sunt aque largissime, ita ut biberent populi & iumenta. ffacto hoc miraculo, aperuit Moisi dominus dicens: „quia non sanctificasti nomen meum coram filijs Israel, non introduces populum hunc in terram promissionis.“ Cui Moyses: 50 „Quis ergo, domine, introducet eos?“ Cui dominus: „Nullus eorum ingredietur in terram promissionis preter Caleph & Josue.“ Intellexit ergo Moyses quod terminus uite eius appropinquauit: & ueniens ad radicem montis Thabor, uirgas iam predictas ad radicem montis plantauit: Juxta

6 *al.* recl. lumina. 13 *al.* hec. 18 Ms. intelligituus. 35 *al.* sanctificato st. sicco. 41 l. deserto. 43 *al.* deosculantes (& u. ac fehlt). 48 *al.* apparuit.

quas foueam sepulcralem parauit, In quam introiens expirauit. Steterunt ergo uirge ille mille annis ibi, usque ad tempus Dauid qui regnauit in Judea. Exactis ergo mille annis post obitum Moisi prophete, amonitus est dauid Rex per spiritum sanctum ut tenderet in Arabiam usque ad montem Tabor, ita ut sumeret uirgas quas Moyses plantauerat, et asportaret usque in ierusalem — per illas enim deus prouidebat salutem fieri humano generi in misterio sancte Crucis. Perrexit dauid in Arabiam & nona die peruenit ad montem Tabor. Inuenit autem ibi dauid uirgas de quibus edoctus erat per angelum. Que secate, mira fragrancia dauid comitatumque eius repleuerunt, ita ut crederent se deificatos.... Regrediente ergo Dauid, occurrerunt diuersis morborum generibus oppressi: & virtute sancte Crucis sanabantur, uoce prophetica exclamantes: „Quia hodie data est salus per uirtutem sancte Crucis.“ Intellexit ergo Dauid misterium sancte Crucis per spiritum sanctum, & cum gaudio repedauit ad patriam. Cumque dauid nona die in ierusalem rediret, meditatus est quo loco virgas plantare posset cum honore. Posuit ergo illas in cisterna que dicitur... secus turrim eius spacio noctis illius ita ut die & loco congruo illas plantaret; apositi sunt quidem custodes & luminaria. Quibus relictis abijt pausatum. Virtus vero diuina, que semper prouida est, que nec fallit nec fallitur, erexit uirgas illas & in cisterna radicate sunt, ita ut stantes conglutinate sunt. Mane redeunte Rege, stantes inueniebantur. viso hoc miraculo ait Rex: „Paueant dominum vniuerse naciones terre, quia magnificatus & mirabilis dominus est in operibus suis.“ Noluit ergo eas amouere, quia dominus illas magnifice plantauerat; sed fecit murum circa eas. Steteruntque ibi uestite a domino plantate, crescentes usque ad annos xxx. vnoquoque autem anno Rex dauid argenteum circulum circa arborem fecit, ut radicum (!) circuli, quantum arbor sancta cresceret spacio vnius anni, innotesceret ei. Ita usque ad annos xxx creuerunt, secundum quod creuerant spacio unius anni nouum circulum argenteum unoquoque anno imponebat. Exactis ergo annis triginta adulta arbore sancta, post peccatum grande quod commiserat dauid, cepit sub arbore penitendo flere peccatum, dicens domino: „Miserere mei, deus, secundum magnam misericordiam tuam &c.“ Peracto autem psalmo cepit edificare templum domini in expiacione peccatorum commissorum. Operatus est dauid spacio duodecim annorum circa templum domini. Sed quia uir sanguinum erat dauid, noluit dominus domum suam perfici ab eo, imo dixit ei: „Non edificabis michi domum in eternum, quia vir sanguinum es.“ Et ait dauid: „Quis ergo, domine?“ ait dominus: „Salomon filius tuus.“ Intellexit dauid se diutius non posse viuere: Vocauit ergo seniores principes ciuitatis, dicens eis: „Audite Salomonem tamquam me, quia eum elegit dominus.“ Mortuo ergo dauid & sepulto in orto Regum, Regnauit Salomon in iudea, & perfecit templum domini spacio xxx duorum annorum cum gaudio. In consummacione templi, quia non poterant artifices nec cementarij trabem in toto libano neque in ceteris nemoribus tocius regni inuenire, quasi ex necessitate constricti inciderunt arborem illam; de qua facta est trabes in longitudinem habens xxx et vnum cubitum. Hec de sancta arbore consecta uno cubito longior erat per linee mensuram: Cumque eleuaretur & suo ordine poneretur, inuenta est breuior uno cubito que per lineam ceteris erat longior. Tercio quidem deposita & tercio eleuata, stupefacti artifices ad hoc spectaculum uocauerunt Regem. Hoc uiso, precepit Salomon ut in templo poneretur & ab introeuntibus honoraretur. Perquisieruntque artifices trabem idoneam & perfecerunt

6 *al.* providerat. 10 Ms. repleuerat. 16 *al.* quadam st. que dicitur. 17 *al.* om. ita. *al.* die sequenti l. c. 18 *al.* quidam 22 *al.* magnificus. 25 *al.* venuste. 27 *al.* per indicium circ. 29 *al.* anni et. 33 *al.* psalterio. 37 Ms. edificabit.

domum cum gaudio. Modus erat circa illas regiones, terminis constitutis in ierusalem templum domini uisitare & deum adorare. Contigit autem innumerabilem plebem trabem illam domini que & in templo iacebat uenerari. Aduenit ergo mulier Maximilla nomine, que incaute residebat super lignum sanctum: cuius vestes ut stuppe cremare ceperunt. igne stupefacta 5 cepit clamare voce prophetica: „Deus & dominus meus ihesus xpus." Cumque iudei ab illa ihesum xpm nominari audierunt, uocauerunt eam blasphemam; et extrahentes eam, extra ciuitatem lapidabant. Hec prima martir fuit que mortem subijt pro nomine xpi. Extrahentes ergo trabem, extra ciuitatem proiecerunt illam in probaticam piscinam. Ibi enim abluebantur 10 corpora mortuorum animalium que in templo offerebantur. Noluit ergo dominus arborem istam sanctam diuina carere illustracione, sed vnaquaque die inter horam terciam & sextam descendebant angeli in piscinam & tota mouebatur aqua: Quicumque autem descendisset prius post mocionem aque, sanus fiebat a quacunque detinebatur infirmitate. Visis 15 ergo miraculis, Judei extraxerunt arborem sanctam ex piscina & fecerunt inde ponticulum quendam trans torrentem filoaticum, ut sanctitas ligni pedibus conculcancium adnichilaretur. Jacuit ibi trabes sancta donec Sibilla Regina uenit in ierusalem audire sapienciam Salomonis. Et per illam viam qua trabes sancta iacuit introiens, uiso ligno incuruauit se & adorauit 20 illud & subtractis uestibus nudis pedibus transiuit torrentem illum, & uoce prophetica clamauit dicens: „Judicij signum tellus sudore madescit" &c. Cumque de multis cum Salomone conferret, repedauit ad propria. Jacuit autem ibi trabes sancta usque ad tempus passionis xpi. Cumque adiudicatus 25 esset deus, ait quidam iudeorum ore prophetico: „accip(it)e arborem regiam que iacet extra ciuitatem, & conficite inde crucem Regi Judeorum!" Pergentes ergo Judei extra ciuitatem, ... fecerunt ex ea crucem dominicam septem cubitos habentem in longitudinem & tres in transuerso. Et fecerunt deferri in locum qui dicitur caluaria: & in ea crucifixerunt dominum 30 nostrum in salute omnium credencium. cui laus est & honor & imperium per omnia secula seculorum Amen.

[Anno milleno .C. quater ter duodeno
Bis seno primo : fuit hoc scriptum memorando.
Nomen scriptoris factoris : qui fertur warde Nicholaus.
Pro quo letetur : et semper glorificetur.]*

Über Adams Körper und Namen findet sich am Schlusse des Ms. Rawlinson C 499 (15. Jhdt.), fol. 153, folgende Notiz:

Legitur in scripturis sanctorum quod celebracio vnius misse est xij dierum releuacio in penis purgatorij positis. Cum pro C animabus missa vel psalmus canitur, non minus quam si pro vna qualibet dicatur apud deum accipitur. || Corpus Ade de octo partibus factum est: prima pars de limo terre, vnde est corpus eius. Secunda de mari, inde est sanguis 5 eius. Tercia de sole, inde sunt oculi eius. Quarta de nubibus, inde sunt cogitaciones bone & peruerse. Quinta de vento, inde est humor eius & flatus. Sexta de lapidibus terre, inde sunt ossa eius. Septima de spiritu sancto, que dicitur anima eius. Octaua de luce mundi, que interpretatur

---

1 *al.* mos. 17 Ms. fiolaticum. 23 *al.* Que . . . collocuta. 29 Ms. que. 32 Ms. An do.

* Darauf folgt von derselben Hand: Testamentum Iacob in Genesi, fol 12b, nebst Incipit exposicio testamentorum duodecim patriarcharum filiorum Iacob, anf. Testam. Ruben de fornicacione, fol. 13b, bis zum Ende des Ms. (f. 50); im Anf. steht a. R. v. a. H.: Robertum grosthed opinor auctorem esse. Am Schlusse, fol. 50b, folgt dasselbe Quatrain wie oben (An. do milleno &c.).

xps: vnde totum corpus hominis illuminatur. & nos de istis partibus facti sumus. homo de tot partibus factus non potest esse quin trahat aliquam partem vel naturam harum partium. si de limo terre traxit, erit piger & pondorosus. si de mari, erit profusus & sapiens. si de sole, erit pulcer &
5 formosus. si de nubibus, erit leuis & luxuriosus. si de vento, erit validus membris et bellicosus. si de lapidibus, | erit durus ad credendum & latro. si de spiritu sancto, erit sapiencia diuinitatis repletus & agnoscens mandata dei. si de luce mundi, electus erit & preclarus, & omnia bona mundi accident ei. || Cum fecisset dominus Adam & non habebat nomen, vo-
10 cauit quatuor angelos et dixit: „querite nomen hominis istius". Micael abijt in orientem; vidit stellam cui nomen erat Anatalim, & tulit inde A, et adduxit ante dominum. Gabriel abijt in occidentem; vidit stellam cui nomen erat Dolys, & tulit inde D, et adduxit ante dominum. Raphael abijt in aquilonem; vidit stellam cui nomen erat Archon, & tulit inde A,
15 & adduxit ante dominum. Vriel abijt in meridiem; vidit stellam cui nomen erat Membreon, & tulit inde M, et adduxit ante dominum. & dixit dominus ad Vriel: „lege litteras". & dixit Vriel: „Adam". & dominus: „Sic vocetur nomen eius". Vnde versus (so weit).

(Nachträglich bemerke ich, dafs das unter 4 gedruckte Gedicht Testamentum Christi mit dem Discourse between Christ and Man im Cursor Mundi, Part III, p. 978 ff. [Ed. Morris] nahe verwandt ist und daraus selbständig entwickelt scheint.)

C. Horstmann.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Ein Hilfsbuch für Schulen und zum Privatgebrauch. Von Dr. Gottlob Egelhaaf. 4. Aufl. Heilbronn, Henninger, 1886. VIII u. 160 S. 8.

Die zweite Auflage des bekannten Werkes von G. Egelhaaf wurde im Archiv Bd. 77, S. 417—419 anerkennend besprochen. Es wurde mit Recht hervorgehoben, dafs es, im Gegensatz zu zahlreichen Unternehmungen ähnlicher Art, auf gründlichen Studien beruht, dafs der Verf., mit den wissenschaftlichen Forschungen und Ergebnissen vertraut, weise Beschränkung des Stoffes geübt hat, dafs die Darstellung präcis, wohlverständlich und geschmackvoll ist.

Gewifs ist es ein hervorragendes Verdienst dieses Buches, dafs alles Nebensächliche draufsen geblieben ist und, wie dies oft geschah, die Sucht nach Vollständigkeit nicht eine geschmacklose, nichtssagende Nomenklatur gezeitigt hat. Indessen wird der Norddeutsche wenigstens ungern einen Namen vermissen: Fouqué ist nirgends von Egelhaaf erwähnt worden. Mag man über Fouqué urteilen, wie man will, mag man mit Jakob Grimm „an ihm mit dem redlichsten Willen nichts Erbauliches finden können“ (A. f. d. A. 11, 97, Brief an v. d. Hagen), so ist doch seine Undine mit ihrem Einflufs auf spätere Dichtungen, mit ihrer Ausnutzung für die Oper in einer Geschichte der deutschen Litteratur unumgänglich.

Im einzelnen sei folgendes angemerkt: S. 3: die Namen ältere und jüngere Edda sind als mifsleitend aufzugeben; die prosaische lag vor, als die Sammlung der Lieder veranstaltet wurde. — S. 5: Freitag stellt sich trotz dies Veneris zu Frigg, ahd. Frîja. Die Formen der Namen bedürfen der Revision; „Freyja (so zu schreiben), Schwester Fros“ statt „des Frey (oder Freyr)“ ist etwas geschmacklos. — S. 7 war hervorzuheben, dafs die älteste Poesie chorisch war; auch sollte im Text wie in der Anmerkung die richtige Lesart *baritus* stehen. — S. 9: Der Beowulf gehört ebensowenig wie die Edden in die Geschichte der deutschen Litteratur. — Das Hildebrandslied ist nicht niederdeutsch, sondern mitteldeutsch (altthüringisch oder hessisch). — S. 10: Auch Ulfilas' Bibelübersetzung ist kein Denkmal der deutschen Sprache. — Otfrieds Werk heifst nicht Krist, ist auch keine Evangelienharmonie. — S. 12: Dafs J. Grimms Ansicht vom Alter und Charakter der Tiersage irrig, gehört nicht in diesen Zusammenhang, hat auch für die Leser des Buches keinen Wert. — S. 17: Die Sage von Hug- und Wolfdietrich ist keineswegs lombardisch, sondern fränkisch. — S. 18: Der Spuk der Identität der beiden Wernher sollte selbst in Parenthesen nicht mehr sein Unwesen treiben. — Eilhart und den Reinhart mifst man ungern. — S. 21: Eine Entwickelung der deutschen Lyrik vor Walther ist nicht einmal versucht. — S. 23: afrz. *graal.* —

S. 25: 827 Abschnitte à 30 Verse ist ein wenig geschmackvoller Ausdruck. — S. 27: Es war zu bemerken, von wem Gottfrieds Gedicht vollendet wurde. — S. 28: Wie kann man heut noch fragen, ob sich hinter dem Namen Freidank Walther verbirgt?! — S. 30: „Es wird sich wohl nicht bezweifeln lassen, dafs der ursprüngliche Kern der im Nibelungenliede vorliegenden Sage ein m y t h o l o g i s c h e r ist.“ Im Epos ist sagenhafte und mythische Grundlage zu scheiden, hier wird beides vermischt. — S. 32: Die Darstellung der Nibelungenstrophe ist ungeschickt. Ausdrücke wie „nach der e i n e n Ansicht“, „a n d e r e betonen“ halten wir in einem dem Unterricht gewidmeten Werke für übel angebracht; der Verfasser mufs den Mut haben, sich für eine Auffassung zu entscheiden. Auch kann man nicht behaupten, dafs in *sagen, klagen* -en stumm ist. Die Nibelungenstrophe besteht aus zwei Reimpaaren mit stumpfem Ausgang. Jeder Vers besteht aus zwei Halbversen (Kurzzeilen) zu drei Hebungen, die ungeraden Halbverse gehen klingend, aber reimlos aus; der letzte (achte) Halbvers trägt vier Hebungen. Diese Definition dürfte für den Zweck des Buches ausreichen. — S. 33: „Die Königinnen geraten in Zwist, ob Gunther oder Siegfried der vorzüglichere sei.“ Um weiter nichts? — S. 34: Wesentliche Momente fehlen: der Morgen, Kirchgang, der Tod des Hunnenfürsten. — S. 44: Ungenaue Erklärung des Wortes Fastnacht. — S. 72: Wielands freie Behandlung der Ottaverime erstreckt sich auf Reimstellung und auf Verkürzung oder Verlängerung der Verse. — S. 75: Der Inhalt des Siegwart ist durch diese drei Zeilen nicht erschöpft, das Gegenstück zu dem Verhältnis des Helden zu Marianne bildet die Liebe Kronhelms. — S. 77 begegnet die seltsame Wendung: „Lessing fand in der Bibliothek manches ... Manuskript, für dessen Veröffentlichung er d a n n w o h l a u c h gesorgt hat.“ — Bei Herder und Wieland wird nicht bemerkt, wo ihnen ein Denkmal gesetzt ist, auch nicht einmal bei Schiller und Goethe.

Wilhelm von Humboldts Ästhetische Versuche über Goethes Hermann und Dorothea. 4. Auflage. Mit einem Vorwort von Herm. Hettner. Braunschweig 1882.

Dafs ein Werk von der Bedeutung dieser Versuche mehr denn achtzig Jahre brauchte, um es zu einer vierten Auflage zu bringen, darf um so mehr wunder nehmen, als Hermann und Dorothea einen hervorragenden Platz im Herzen des deutschen Volkes behauptet und dieses deutsche Volk bekanntlich sehr gern über seine Dichter und ihre Arbeiten liest. Die nicht eben glückliche Form der Humboldtschen Abhandlung, die ins Gebiet der Poetik fallenden Erörterungen, die Mannigfaltigkeit der behandelten Fragen, die nur zufällig in den gemeinsamen Rahmen des Buches versetzt zu sein scheinen — alles das mag schuld an der verhältnismäfsig geringen Verbreitung dieser Versuche tragen. Und doch ist es ein Werk voller Tiefe, Ernst und Anregung, sein Studium unumgänglich für Ästhetiker und Litterarhistoriker.

R. Sonnenburg: Wie sind die französischen Verse zu lesen? Berlin, J. Springer. 26 S.

Mit scharfem Ohr begabt, mit Text und Stift bewaffnet, hat der Verfasser an den besten Quellen, im Théâtre français und im Odéon, über den Vortrag des Alexandriners Studien gemacht. So ist er befähigt, über eine Sache Auskunft zu geben, über welche in Deutschland die widersinnigsten Ansichten in Umlauf sind, und berechtigt, mit Energie allen jenen verkehrten Angaben über jambische und trochäische Rhythmen im französischen Verse, über Aussprache des in der Prosa stummen *e*

u. s. w. entgegenzutreten, wie sie in weitverbreiteten Verslehren vorgetragen werden. Die Beobachtungen des Verfassers ergeben eine Reihe von Grundsätzen über die Aussprache dieses *e*, über Bindung des auslautenden *r*, über Cæsur und Reim, die zum Teil den allgemein bei uns aufgestellten Regeln widersprechen.* Die kleine Schrift verdient die weiteste Verbreitung und ist allen Fachgenossen dringend zu empfehlen. Eine eingehendere Würdigung wurde ihr Zeitschr. f. nfrz. Sprache und Litteratur VII, 58 f. von K. Foth und Charles Barrelet zu teil.

Französisch-deutsches Übungsbuch aus Alex. Freih. v. Hübners „Ein Spaziergang um die Welt“. Mit Genehmigung des Verfassers für den Gebrauch in Oberklassen höherer Schulen u. s. w. von Wilhelm Gebert. Leipzig, Weigel, 1887. V u. 270 S. 8.

Des Freiherrn von Hübner „Spaziergang um die Welt“ erschien bekanntlich zuerst in französischer Sprache in der Revue des deux mondes, dann erst in deutscher Bearbeitung von der Hand des Verfassers. Aus beiden Redaktionen ist das vorliegende Übungsbuch so zusammengestellt, daſs acht Abschnitte im deutschen und ebensoviele im französischen Text vorgelegt werden. Die Auswahl ist nicht unpassend getroffen; der bei weitem gröſsere Teil ist aus dem ersten Bande des Hübnerschen Werkes geschöpft und Amerika gewidmet, Japan und China sind in geringerem Umfange vertreten. Dagegen scheint uns die Sache überhaupt anfechtbar. Einmal deswegen, weil dieses Übungsbuch dem Schüler keinen nationalen französischen Schriftsteller zugänglich macht. Der Spaziergang um die Welt ist ein vortreffliches, ungemein interessantes und elegant geschriebenes Werk; durch die Bearbeitung in deutscher Sprache gehört es unserer Litteratur an, und kein Deutscher braucht, um es zu würdigen und zu genieſsen, nach dem französischen Text zu greifen. Will er aber Französisch lernen, so wird er sich mit ungleich gröſserem Vorteil eines Werkes bedienen, das der Feder eines geborenen Franzosen entstammt. Zweitens ist es gewiſs recht nützlich, über Amerika, China und Japan zu lesen, aber die Oberklassen unserer höheren Schulen können das thun, ohne die französische Stunde damit zu inkommodieren; vielmehr ist die französische Lektüre so zu wählen, daſs der Schüler durch sie mit Frankreich und seinen Bewohnern bekannt gemacht wird.

Auch in diesem Buche geht es nicht ohne Anmerkungen ab. Das Vorwort rechtfertigt sie mit einer gewissen schulmeisterlichen Emphase: „Für die Einrichtung des Anhanges war das Bestreben maſsgebend, dem Schüler bei der Vorbereitung alle unnütze Mühe möglichst zu ersparen, ihm aber andererseits die nützliche Arbeit nicht ungebührlich zu erleichtern. ... In den Anmerkungen zu den französischen Abschnitten werden Vokabeln und Wendungen aufgeführt, wenn anzunehmen war, daſs die in den Händen der Schüler befindlichen Wörterbücher keine ausreichende Unterstützung zu richtiger Übersetzung boten“ u. s. w. Daher werden Worte wie agrément, voyage d'agrément, plâtre, pierre de taille, colifichets, fonctionner, encre de Chine, coude, portefaix, la conduite d'eau (S. 238) und viele andere einfach mit der deutschen Bedeutung versehen, obgleich sie das gewöhnlichste Schulwörterbuch natürlich nicht vermissen läſst. Die Ausstattung des Buches ist recht ansprechend.

H. Löschhorn.

* Fast übereinstimmend mit dem Verf. äuſserte sich schon Breitinger in der Kritischen Dichtkunst (1740) p. 467: Wer französische oder italienische Verse herlesen will, muſs allen Silben ihren natürlichen Accent geben, als ob es Prosa wäre, und nur acht haben, daſs er nebst der richtigen Zahl der Silben den hohen Accent auf dem Abschnitt und dem Ende des Verses ausdrücke.



Manuel de Lecture, de Style et de Composition par Ch. Marelle, Premier et Second Degré A et B. 2ème édition refondue. 3 Hefte. Frankfurt a. M., A. Gestewitz, 1886. Preis 4 Mk.

Der Verfasser, als Dichter des *Petit Monde* und als Heineübersetzer vorteilhaft bekannt, will mit diesem der immer mehr in Aufnahme kommenden analytischen Methode angepafsten Lehrmittel auch seinerseits zur Hebung des französischen Unterrichts beitragen. Etwas pomphaft nennt er seine Methode *naturelle, impressive et suggestive, enseignement esthétique et réeréatif.* Wollte man nach der „Leçon modèle“ dieselbe in allen Konsequenzen durchführen, so käme man nur sehr langsam vorwärts. An das erste Stückchen knüpft Marelle nämlich 20 verschiedene Erklärungs- und Übungsstufen an: er verlangt eine *lecture orthoépique,* dann *logique,* dann *prosodique,* dann *expressive* oder *esthétique;* ferner eine *Analyse orthographique et orthoépique,* dann *grammaticale,* dann *étymologique et lexicologique,* dann *synonymique et autonymique,* dann *phraséologique,* dann *syntaxique ou logique* und schliefslich eine aus vier Abteilungen bestehende *analyse littéraire,* an welche versification, mémoration, production, variations, composition, version, rétroversion, questions, révision ou répétition sich anschliefsen. Dies alles an einem siebenzeiligen Gedichtchen vorzunehmen, wird keinem Lehrer einfallen, der den Schülern auch durch interessante Stoffe das Sprachgut vermitteln will. So hat es aber offenbar Marelle nicht gemeint: er bemerkt ausdrücklich zu den einzelnen Übungen: *„à faire successivement ou à réserver en partie, suivant les circonstances.“* Das läfst man sich eher gefallen.

Was die Auswahl der prosaischen und poetischen Stücke betrifft, so ist das Streben nach Selbständigkeit sehr anzuerkennen. Marelle geht völlig eigene Wege. Den Anfängern, soweit Anfänger überhaupt das Buch benutzen können (Marelle verlangt etwa hundert Vokabeln und einige grammatische Vorbegriffe), bietet er angemessene Fabeln, Märchen und Erzählungen mit Ausschlufs der seichten und wertlosen Anekdote. Perraults Märchen haben einen Ehrenplatz, den wir ihnen gern gönnen, auch selbst erfundene *(Bout-de-Canard)* von erheiternder Wirkung. Die kindlichen Briefe haben wir mit wahrem Vergnügen angetroffen. In der Achtung vor dem Texte scheint uns aber Marelle zu weit gegangen zu sein. Ein Lesebuch soll ja keine Sammlung litterarischer Urkunden sein, und darum kann und mufs der Verf. eines solchen geeignete Textänderungen vornehmen, um veraltete Ausdrücke, unverständliche Anspielungen und dergl. zu beseitigen, was z. B. Quayzin in seinen bei Paul Neff erschienenen „Premières Lectures“ ohne Rücksicht auf die Autoren trefflich durchgeführt hat. Beim *„Dîner de l'Abbé Cosson“* hätte z. B. noch mehr geschehen können.

Litterarisch wertvoll sind, aufser den reizenden, aus dem „Petit Monde“ des Verf. entnommenen Gedichtchen, die gleichfalls von Marelle gedichteten Übersetzungen zu Heys Fabeln, sowie die mitgeteilten, unseres Wissens in Deutschland bisher ungedruckten Volkslieder: le Miracle de St. Nicolas, le Roi François, Jeanne la grande Bergère etc. Das Liedchen „Il était un petit navire“ in der vorliegenden Lesart war dem Ref. unbekannt. In seiner Heimat Burgund wird dasselbe ganz anders gesungen. Leider kann er sich daraus nur so viel erinnern, dafs die erste Strophe folgendermafsen lautet:

Il était un petit navire (bis)
Qui n'avait ja-ja-jamais navigué.

Dann weiter: *„le sort tomba sur un petit mousse“*, und bei der Anrufung: *„O sainte vierge, ô ma patronne* (bis) *faites que je n' sois pas mangé!“* Dies ist eins der ersten Lieder, mit denen kleine Kinder in den

Schlaf gesungen zu werden pflegen, und die Melodie paſst ausgezeichnet dazu. Ein groſser Teil der Gedichte ist für das Auswendiglernen berechnet und geeignet. Bérangers „Souvenirs du Peuple“ und das folgende Gedicht von Désaugiers sind aber für das Jugendalter sicherlich nicht berechnet und daher zu überschlagen:

L'ombre s'évapore,
Et déjà l'aurore
De ses rayons dore
Les toits d'alentour;
Les lampes pâlissent;
Les maisons blanchissent,
Les marchés s'emplissent,
Il fait jour, grand jour.

Déjà l'épicière,
Déjà la fruitière,
Déjà l'écaillière
Saute à bas du lit.
L'ouvrier travaille,
L'écrivain rimaille,
Le fainéant bâille,
Et le savant lit.

De La Villette,
Dans sa charrette,
Suzon brouette
Ses fleurs sur le quai.
Et de Vincenne
Gros-Pierre amène
Ses fruits que traîne
Un âne efflanqué.

J'entends Javotte
Portant sa hotte,
Crier: Carotte,
Panais et chou-fleur!
Perçant et grêle,
Son cri se mêle
A la voix frêle
Du noir ramoneur. etc.

Ehe wir zum zweiten Teil übergehen, möchten wir den Wunsch aussprechen, daſs aus dem wirklich anmutenden, für unsere Kleinen bestimmten Kurs die Stücke mit den von Marelle offenbar geschätzten selteneren Deminutiv-, Pejorativ- und familiären Bildungen ausgeschieden würden. Unser Gefühl wird im Namenstagsgedicht Nr. 58 durch die beiden Metaphern *la boule* und *la caboche* (= Kopf) verletzt. Wozu *folichonner* (Nr. 1) für das häufigere *folâtrer*, das unseres Wissens in der französischen Vorlage steht? Wozu sollen deutsche Kinder Ausdrücke lernen wie *pattotte, friolet, mal loti, sans noise, trimer ses cliques et ses claques*, die ihr Lehrer kaum kennt?

Der zweite Teil eignet sich in hervorragender Weise zum Unterrichtsgebrauch, wenn er richtig benutzt wird. Hier tritt Marelle mit eigenen Texten mehr zurück und überläſst Mérimée, Hégesippe Moreau, Sarcey, Theuriet, Daudet, Coppée, Michelet, Brizeux, Musset und vor allem Hugo bescheiden den Platz. Seine Übersetzung der „Bösen Buben von Korinth“ ist sehr gelungen. Einen groſsen Wert legt Marelle aus Erfahrung auf den so sehr vernachlässigten Briefstil. Auf eine französisch geschriebene Anweisung zum Abfassen verschiedener Briefe folgt eine Reihe von Musterbriefen berühmter Schriftsteller (Sévigné, Voltaire, Rousseau, Mérimée, George Sand etc. etc.), von kleineren Geschäftsaufsätzen, Einladungsbriefen u. dgl.

Wir haben es hier mit einem eigenartigen und trotz des Widerspruchs, zu dem manche der verlangten Übungen reizt, sehr beachtenswerten Lehrmittel zu thun, dessen Wirkungskreis wohl vorzugsweise Real- und Töchterschulen umfassen dürfte.

G. Bornhak: Geschichte der französischen Litteratur, von den ältesten Zeiten bis zum Ende des zweiten Kaiserreichs. Berlin, Nicolai (R. Stricker), 1886. 587 S. Preis 9 Mk.

G. Bornhak hat den gleichen Gegenstand und in gleichem Umfange behandelt wie vor einigen Jahren der damalige Redacteur des „Magazin“ Eduard Engel, dessen Buch so verschiedenartige Beurteilungen erfuhr. Doch

ist in Bornhaks fleifsigem Werk der Ton ein ernster und sachgemäfser. Beiden Litteraturgeschichten kann indes der Vorwurf nicht erspart werden, dafs sie das im Titel Versprochene nicht durchaus halten: auch Bornhak bietet seinen Lesern nur dürftige Angaben über die altfranzösische Litteratur und widmet die Hälfte des ganzen Werkes dem 19. Jahrhundert. Der Titel sollte darum besser heifsen: „Geschichte der französischen Litteratur mit besonderer Berücksichtigung der Neuzeit“ ,oder dergl.

Die ganze Auffassung der Litteratur im Zusammenhang mit der kulturhistorischen Entwickelung des Landes ist bei B. durchweg richtig und lobenswert, das Urteil über die einzelnen Perioden und Autoren mafsvoll und wohlbedacht. Aber die durchgeführte Scheidung nach Gattungen scheint doch die Übersichtlichkeit zu beeinträchtigen: so mufs z. B. der Leser, der von V. Hugo ein Bild gewinnen will, an neun verschiedenen Stellen nachschlagen (pag. 324, 328, 343—46, 368, 396, 405 ff., 516, 546, 560), um sich dasselbe mühsam zusammenzustellen. Einen besonderen Wert verleihen dem Buche die ausführlichen und doch prägnanten Inhaltsangaben wichtiger und charakteristischer Werke. Hätte der Verfasser die Litteraturangaben auf den Laufenden gebracht, statt sich mit ausgewählten Notizen zu begnügen, und vor allem dem korrekten Druck der französischen Namen gröfsere Sorgfalt zugewandt — man vermifst z. B. die Accente dutzendweise, vgl. pag. 281, 282, 283, 284, 289 (4 Stück), 293, 295, 297, 307 und so fast auf jeder Seite —, so könnten wir seiner brauchbaren und namentlich für Laien aufserordentlich praktischen Litteraturgeschichte uneingeschränktes Lob spenden.

G. Schmeding: Victor Hugo, ein Beitrag zu seiner Würdigung in Deutschland. Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1887. 128 S. Preis 2 Mk.

Die Herausgabe dieser interessanten und von eingehenden Studien zeugenden Arbeit wurde durch die während der letzten Wahlperiode entstandenen Kriegsgerüchte beschleunigt, da der Verf. durch seine objektive Beurteilung des volkstümlichsten Dichters in versöhnendem Sinne wirken will. Schm. untersucht mit Gründlichkeit die Licht- und Schattenseiten der Hugoschen Dichtung, legt dessen Weltanschauung und politischen Standpunkt mit Klarheit und ohne Voreingenommenheit dar. Es ist für jeden Kenner des grofsen Dichters mit den grofsen Schwächen wohlthuend, einen deutschen Mann so unbefangen urteilen zu sehen. Haben doch gerade deutsche Blätter, Weltblätter, die sonst mit berechtigter Verachtung auf französische Chauvinisten herabblicken, über den heifsblütigen Victor Hugo Urteile gefällt, die durch Unkenntnis des Gegenstands und Mafslosigkeit der Sprache sich auszeichnen (cf. Köln. Zeitung!). Soll man sich da stark wundern, wenn französische Blätter jene „patriotischen“ Urteile mit Behagen sammeln und dem „petit crétin d'écrivaillon prussien“ den Ausdruck ihres tiefsten Mitleids darbringen? Es gehörte eine beredte Zunge dazu, die hohlen Schreier zur Objektivität zu mahnen. Diese ist Schmeding gegeben. Seine Schrift wird darum bei jedem Leser einen tiefen Eindruck hinterlassen. Sollen wir auch ein Desiderium aussprechen, so hätten wir eine Beschränkung in Vergleichen Hugoscher Verse mit denen deutscher und englischer Dichter nicht ungern gesehen. Auch irrt der geschätzte Verf., wenn er das Distichon über den Servilismus des Senats für weniger bekannt hält (p. 92): dasselbe steht in Hartmanns vortrefflicher Hugo-Chrestomathie.

Offenburg i. B. Joseph Sarrazin.



Voltaire: Guerre de la Succession d'Espagne (aus Siècle de Louis XIV), herausgeg. von Rud. Fofs. Leipzig, Renger, 1887.

Eine vollständige Ausgabe des Siècle de Louis XIV den Schülern in die Hände zu geben, dürfte im Hinblick auf den Umfang des Ganzen und den ungleichen Wert einzelner Partien nicht ratsam erscheinen. Die Wahl dieses interessanten Abschnittes ist daher vollkommen zu billigen. Die Lektüre desselben wird ein volles Semester beanspruchen, und mehr darf für ein einzelnes Werk nicht aufgewendet werden. Die Einleitungen sind gewandt geschrieben. Wertvoll sind die vorausgeschickten „Sprachlichen Bemerkungen", die an manchen Stellen den Kommentar entlastet haben. Nur scheinen dieselben zum Teil etwas engherzig: man darf nicht vergessen, dafs die Akribie Voltaires Tugend nicht war. Ferner wird auch heute niemand am Fehlen des zweiten *ce* Anstofs nehmen, wenn es heifst: de ce qu'il voulut et *qu'il* ne put faire, obschon Weglassung des zweiten *qu'il* vorzuziehen gewesen wäre. Der sachliche Kommentar — sprachliche Noten am Fufse der Seiten giebt es nicht — verdient volles Lob. Wir empfehlen die Fofssche Ausgabe allen, die statt des ewigen Charles XII in Untersekunda etwas anderes lesen wollen.

Mignet: Hist. de la Terreur (aus Hist. de la Rev. Franç.), herausgegeben von Ad. Ey. Leipzig, Renger, 1887.

Dieser Band soll gewissermafsen eine Fortsetzung zu dem aus Lamartines Geschichte der Girondisten zusammengestellten Bändchen 18 der gleichen Sammlung (Captivité, Procès & Mort de Louis XVI) bilden und eignet sich, wie jenes, zur Lektüre in Prima. Beide Historiker malen in etwas starken Farben; aber gerade der Jugend wird dies nicht mifsfallen. Ob Ey wohl daran that, an mehreren Stellen die Namensaufzählungen wegzulassen, bezweifeln wir, da dieselben nie lang sind und in Revolutionsgeschichte doch die Aneignung von Detailkenntnissen wünschenswert ist. Vielleicht hätten sie aber den bereits 22 Seiten starken, wertvollen Notenanhang allzu sehr erweitert. Eine Ungenauigkeit: Fauchet war kein Abt, sondern ein Abbé, d. h. einfacher Geistlicher, ehe er Bischof wurde. Beim Panthéon hätte bemerkt werden können, zu wessen Ehren der Tempel seiner Bestimmung wiedergegeben ward. Auch dieses Lehrbuch wird der Schule treffliche Dienste leisten. Sz.

Lundehn und Meves, Choix de poésies française. Berlin, Friedberg & Mode.

Die älteren Sammlungen französischer Gedichte führten eine Menge Ballast aus französischen Schulbüchern mit, ohne den deutschen Schüler mit den neueren französischen bekannt zu machen. Die erste Sammlung, die fast ausschliefslich Stücke aus Dichtern des 19. Jahrhunderts brachte, ist die von Gropp und Hausknecht (Leipzig, Renger), welche mit Rücksicht auf die Mittelklassen auch eine Reihe Fabeln von Lafontaine brachte. Die Sammlung erfreute sich eines solchen Beifalls, dafs alsbald die vorliegende nach gleichen Grundsätzen gearbeitet ans Licht trat.

Beide Sammlungen gehen bis auf unsere Zeitgenossen Theuriet, Sully-Prud'homme, Coppée herab, die vorliegende aber greift bis auf Boileau zurück und nimmt also eine vermittelnde Stellung ein. Mit der Wahl der Stücke kann man sich einverstanden erklären: sie zeugt von Belesenheit und gutem litterarischem Geschmack. Doch hätten wir, so

sehr wir mit Lundehn und Meves das Vorwiegen des epischen Elements wünschen — den meisten Schülern ist die rein lyrische Gefühlswelt noch fremd — so große Abschnitte, wie die aus Parsevals schwülstigem Epos Philippe-Auguste (im ganzen 700 Verse!) lieber durch kürzere ersetzt. Dann wäre eine gröſsere Mannigfachheit und die Aufnahme von mehr als 40 Stücken möglich gewesen. Die beiden Bearbeiter, beide als Kenner französischer Poesie bekannt, stützen sich überall auf die neuesten und besten Vorarbeiten, so wird p. 205 die oben erwähnte Sammlung von Gropp-Hausknecht, für Lafontaine und Chénier die bekannten Ausgaben der Weidmannschen Sammlung angeführt, für Victor Hugo die treffliche Auswahl M. Hartmanns, für die Verslehre die zur Béranger-Auswahl von Jos. Sarrazin. Die metrischen Vorbemerkungen und die biographischen Notizen zu den 20 Dichtern, die das Büchlein vorführt, sind von Ernst Meves in sehr ansprechender Weise zusammengestellt. Bei Victor Hugo vermiſst man das allerwichtigste Drama Hernani. Die Anmerkungen sind, wie bei allen Bänden der Rengerschen Sammlung, als Anhang beigegeben und genügen nach Form, Inhalt und Umfang allen billigen Anforderungen. Die Korrektheit des Druckes läſst einiges zu wünschen übrig: p. X: ci*c*ogne; XVIII: Joseph*e*; XXI: Voix in*f*erieures; p. 1: Neptu*n* etc. etc. Die neuere Orthographie ist nicht beobachtet p. 144: rhythme, das französische I ist wie J gedruckt, was beim Wort „Iambes“ p. 74 u. 205 zu einem komischen Leseversehen Anlaſs geben muſs. Sachliche Unrichtigkeiten lassen sich nur zwei nachweisen: Millevoye wird von Meves den Dichtern des neueren Frankreich beigezählt, während dasselbe für die Poesie erst mit den Romantikern beginnt, und zu Nr. 40, 37 ist die Redensart *porter à l'ordre de l'armée* (= à l'ordre du jour de l'armée) falsch erklärt mit „ins Heer einreihen“.

Der bei guter Ausstattung sehr wohlfeile Preis von Mk. 1,20 wird zur Verbreitung des neuen Choix de Poésies nicht minder beitragen als die oben erwähnten Vorzüge des Buches. Z.

F. Schumann: Schulgrammatik. Oppeln, Francks Buchhandlung (Georg Maske).

Unter den kleineren, für den Gebrauch in Mädchenschulen bestimmten Lehrbüchern der englischen Grammatik verdient die vorliegende Arbeit ganz besondere Empfehlung. Klarheit in der Darstellung und Beschränkung auf das Notwendigste ist es, was dem Ref. ganz besonders anspricht, und es erscheint unzweifelhaft, daſs die Mädchen beim Gebrauche dieses auf 100 Seiten abgeschlossenen Werkes ein hinreichend sicheres und klares grammatisches Wissen werden erzielen können.

Th. de Quincey: Bekenntnisse eines Opiumessers. Deutsch von L. Ottmann. Stuttgart, Robert Lutz.

Das berühmte Werk des geistreichen Verf. erscheint hier zum erstenmal in einer deutschen Übersetzung, die im allgemeinen alles Lob verdient, wenngleich sich nicht in Abrede stellen läſst, daſs dem sehr geschickten Übersetzer einige wenige Anglicismen mit untergelaufen sind. Das kleine Werk ist in hohem Grade interessant und auch in kulturgeschichtlicher Beziehung bedeutungsvoll.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

W. Gladbach, Die Lautphysiologie im französischen Unterrichte. (Berlin, Friedberg & Mode.) 60 Pf.
G. Völcker, Die Reform des höheren Schulwesens auf Grund der Ostendorfschen These: Der fremdsprachliche Unterricht ist mit dem Französischen zu beginnen. (Berlin, Springer.) 4 Mk.
Vogt, Das Deutsche als Ausgangspunkt im fremdsprachlichen Unterricht. (Neuwied, Heuser.) 1 Mk.
Nochmals das Fremdwort. Gründe und Grenzen seiner Anwendung. (Berlin, Eckstein.) 50 Pf.

Grammatik.

Das französische partitive de in negativen Sätzen. Von W. Herforth. (Progr. des Realgymn. zu Grünberg.)
A. Barthe, Über die Präpositionen par und pur in einigen anglonormannischen Denkmälern. (Kiel, Lipsius.) 1 Mk. 20 Pf.
K. Beetz, c und ch vor lat. a in altfranz. Texten. (Strafsburg, Diss.)
P. Passy, Les sons du français, leur formation, leur combinaison, leur représentation. (Paris, Didot.) 75 c.
O. Schmidt, Über die Endungen des Präsens im Altfranzösischen. (Strafsburg, Dissert.)
H. Adley Cummins, A grammar of the Old Friesic Language. II Ed. (London, Trübner.) 6 sh.
W. Skeat, Principles of English Etymology. (Oxford, Clarendon Press.) 9 sh.

Lexikographie.

Grimms Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von M. Heyne. VII. Bd. 10. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
A. Hoppe, Englisch-deutsches Supplement-Lexikon. Zweite umgearb. und verm. Auflage. I. Abteilung. (Berlin, Langenscheidt.) 8 Mk.

Litteratur.

G. Gietmann, Die Idee der Gralsage. (Frankfurt a. M., Fösser.) 50 Pf.
W. Golther, Die Sage von Tristan und Isolde. (München, Kaiser.) 3 Mk. 20 Pf.
Otfrids Evangelienbuch. Mit Einleitung, erklärenden Anmerkungen, ausführlichem Glossar und Abrifs der Grammatik von Paul Piper. II. Teil. (Freiburg i. Br., Mohr.) 6 Mk.
W. Wittich, Zu Goethes Tasso. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.
L. Geiger, Goethe und die Renaissance. Vortrag. (Berlin, Haack.) 80 Pf.
J. K. Wagner, Fauststudien. I. Goethes Ideal und Leben; Mephistopheles und Ariel. (Breslau, Zimmer.) 1 Mk. 60 Pf.
Herders Briefwechsel mit Nicolai. Herausgegeben von O. Hoffmann. (Berlin, Nicolai.) 3 Mk.

A. Kohut, Die deutsche Sappho (Anna Luise Karschin, ihr Leben und Dichten. (Dresden, Pierson.) 2 Mk. 50 Pf.

E. Gnad, Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. Neue Folge: Über Goethes Tasso; über Goethes Faust. Über Heinrich von Kleist. (Triest, Schimpf.) 2 Mk.

E. Faligan, Histoire de la légende de Faust. (Paris, Hachette.)

E. Castets, Deux manuscrits de l'histoire des fils Aymon. (Paris, Maisonneuve.)

Gaston Paris, Extraits de la chanson de Roland et de la vie de Saint-Louis par Joinville. Avec introduction, notes et glossaire complets. (Paris, Hachette.) 2 fr. 50 c.

F. Brunetière, Études critiques sur l'histoire de la littérature française. IIIe série: Descartes, Pascal, Lesage, Marivaux, Prévost, Voltaire et Rousseau. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.

A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande. Bd. III. (Leipzig, Vogel.) 12 Mk.

Les Grands Écrivains français, études sur la vie, les œuvres et l'influence des principaux auteurs de notre littérature. I. Victor Cousin par J. Simon. II. Madame de Sévigné par G. Boissier. (Paris, Hachette.) à 2 fr.

Lettres et billets inédits de Voltaire, publiés d'après les originaux du British Museum par G. Bengesco. (Paris, Lib. des Bibliophiles.) 3 fr.

G. Paris, Les romans en vers du cycle de la Table ronde. (Imp. nationale.)

J. Schipper, Die II. Version der mittelenglischen Alexius-Legende. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 20 Pf.

E. Hönncher, Fahrten nach Mond und Sonne. Studien insbesondere zur französischen Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 35 Pf.

G. B. Gelli, Letture edite ed inedite sopra la Commedia di Dante, raccolte per cura di Carlo Negroni. 2 voll. (Firenze, Fratelli Bocca.) L. 12.

Hilfsbücher.

H. Umhöfer, Deutsches Lesebuch für Mittelschulen. 3 Bde. (Halle, Anton.) 9 Mk.

Karl Leimbach, Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur erläutert. 7. Bd. (Cassel, Kay.) 1 Mk. 50 Pf.

C. P. Eichler, Französische Komponierübungen der Elementarstufe in zusammenhängenden Aufgaben. (Stuttgart, Metzler.) 1 Mk.

A. Hauser, Konjugations-Schema für französische Zeitwörter. (Innsbruck, Wagner.) 1 Mk.

La métromanie; Comédie par A. Piron. Mit Erklärungen von A. Krefsner. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 25 Pf.

La langue et la littérature françaises depuis le IXe siècle jusqu'au XIVe siècle. Textes et glossaire par Karl Bartsch, précédé d'une grammaire de l'ancien français par Adolf Horning. (Paris, Maisonneuve.) 15 fr.

Chrestomathie française. Texte, traduction et glossaire par E. Devillard. (Paris, Klinksieck.)

M. Gibsone, English reading book for the use of schools. (Münster, Schöningh.) 2 Mk. 40 Pf.

Lord Macaulay, Ranke's history of the popes. Students' edition. Erklärt von Thum. (Leipzig, Tauchnitz.) 70 Pf.

W. Shakespeare's Twelfth night. Mit Erklärungen von Herm. Conrad. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk. 40 Pf.

A. Krefsner, Comedias de Calderon. Mit erklärenden Anmerkungen. II. Teil: El alcalde de Zalamea. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 60 Pf.



